Archiv der Gossner Mission
im Evangelischen Landeskirchlichen Archiv in Berlin

Signatur **Gossner_G 1_1753**

Aktenzeichen ohne

Titel

Exemplare der Zeitschrift: "Die Biene auf dem Missionsfelde"

Band

Laufzeit 1920 - 1961

Enthält

auch: Arbeitsbericht der Gossner Mission im 110. Jahre ihres Bestehens und Geschäftsbericht 1942 sowie Geschäftsbericht 1940/1941 in gedruckter Version

Digitalisiert/Verfilmt 2009 von Mikro-Univers GmbH

Gossner Mission

Vorsicht mit Feuer im Wald und Heide

BERLIN SW 3 3
03.8.43-23
DEUTSCHES REICH

Herrn
Pfarrer i.R. D. Kohlschmidt
Erfurt
Allerheiligenstr. 1

Die Goßnersche Mission im Kriege

Gossner Mission

Erkenntnisse und Erfahrungen

Die indische Christenheit. Trotz der Kriegspropaganda der Feindmächte hat sich die indische Christenheit in ihrem Urteil über den deutschen Beitrag zur Missionsarbeit in Indien nicht beirren lassen. So erließ schon zu Beginn des Krieges der Vorsitzende des Nationalen Christenrates von Indien, der Bischof von Dornakal, eine Botschaft, in der es unter anderem heißt: „Der Rat gedenkt in freundschaftlicher Weise seiner deutschen Mitglieder in der Reichsgottesarbeit, die interniert worden sind, und spricht ihnen angesichts der über sie gekommenen schweren Prüfung (Trennung von der Familie und der gewohnten Arbeit) seine tiefe Anteilnahme aus. Er versichert sie der besonderen Fürbitte ihrer indischen Glaubensbrüder unter Berufung auf das neutestamentliche Wort: „So ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit."

Der Nationale Christenrat hat seinen Worten auch die Tat folgen lassen: in Form von Zuschüssen für die verwaisten deutschen Missionsfelder zur Weiterführung der Arbeit.

„Eine allgemeine christliche Kirche." Ein Jahr vor Kriegsausbruch, in der Weltmissionskonferenz in Süd-Indien, erlebte die evangelische Christenheit „das Wunder der Kirche", d. h. als Gottesgeschenk die Glaubensverbundenheit aller Christen in der Welt. Ob diese weltweite Glaubensverbundenheit die heutige Feuerprobe bestanden hat und noch bestehen wird, wissen wir nicht. Dazu sind die Nachrichten von unserem Missionsfelde zu lückenhaft. Aber eins wissen wir: daß z. B. der Lutherische Weltkonvent es sich nicht hat nehmen lassen, auch während des Krieges unsere indische Missionskirche mit seiner Hilfe zu tragen und ihr mit Rat und Tat zur Seite zu stehen. Für dieses Zeugnis einer wahrhaft ökumenischen Glaubenshaltung können wir Gott nicht dankbar genug sein.

Die Verselbständigung der Missionskirche. Wie unsere Freunde wissen, hat sich die Evangelisch-Lutherische Goßnerkirche von Chota Nagpur und Assam bereits im Jahre 1919 für selbständig erklärt. Die ganze Nachkriegszeit ist ein einziges Ringen darum, diese zunächst nur verfassungsmäßige Selbständigkeit auch im Leben der Kirche zu verwirklichen. Das ging nicht ohne innerkirchliche Spannungen und Erschütterungen vor sich. Erst hinterher, in diesem Kriege, rechtfertigte sich diese krisenhafte Zeit als sinnerfüllt: sie hat die werdende Kirche vor einer schweren Krisis im Kriege selbst bewahrt.

Die Arbeitsmöglichkeiten der Missionare während des Krieges. Während im letzten Weltkriege alle deutschen Missionsarbeiter in Indien noch vor Ende des ersten Kriegsjahres interniert wurden, haben während dieses Krieges auf unserem indischen Missionsfelde der leitende Missionar, Präses Lic. Stosch, und die beiden Missionsschwestern Anni Diller und Hedwig Schmidt bis in das vierte Kriegsjahr hinein ihre Arbeit tun dürfen. Das Ziel dieser Arbeit konnte kein anderes sein, als alles zu fördern, was nur irgend dazu dienen konnte, die junge Missionskirche selbständig zu machen. So wurde unverzüglich der Arbeiterstab der eingeborenen Pastoren verstärkt, z. B. durch die Ordination von 9 bewährten älteren Katechisten und durch den Ausbau des Theologischen Seminars bis auf 16 Kandidaten. Es wurden Bibelkurse für Pastoren, Katechisten, Lehrer und Lehrerinnen, Bibelfrauen und Pfarrbräute abgehalten. Auch die literarische Arbeit diente der gleichen Aufgabe. Präses Lic. Stosch verfaßte Predigtmeditationen auf alle Sonntage des Jahres und ein Hilfsbuch für den Konfirmandenunterricht, die beiden Schwestern gaben biblische Handreichungen für die Frauenarbeit und im Auftrag des Nationalen Christenrates von Indien eine Broschüre heraus, enthaltend 12 Aufsätze über christliches Familienleben. Dankenswert ist es, daß alle Missionare und Missionsschwestern auch nach ihrer Internierung die Möglichkeit haben, die Gemeinden und Gemeindearbeiter auf Anfrage brieflich zu beraten.

Die Arbeit in der Heimat. „Die Gaben laufen spärlich ein", „Die Einnahmen bleiben hinter denen des Vorjahres erschreckend zurück", so heißt es in den Missionsberichten des letzten Weltkrieges immer wieder. Genau das Gegenteil ist heute festzustellen. Die Einnahmen der letzten Jahre sind erfreulicher Weise ständig im Steigen. Die Missionsliebe der Gemeinden und einzelnen Missionsfreunde hat in keiner Weise nachgelassen. Für diese Treue sagen wir der heimatlichen Missionsgemeinde unsern herzlichsten Dank. In unserer Heimatarbeit müssen wir mit der Tatsache rechnen, daß unsere Missionsblätter nicht mehr erscheinen und eine große Anzahl unserer heimatlichen Missionsarbeiter im Heeresdienst steht, so daß wir unsere Missionsfreundeskreise nicht mehr genügend orientieren und mit Missionsrednern betreuen können. Darum ist für die Fortführung unserer Heimatarbeit von entscheidender Bedeutung, daß die uns befreundeten Pastoren

Gossner Mission

und Gemeinden von sich aus die Verbindung mit dem Missionshause aufrechterhalten und in ihrer Missionsliebe nicht müde werden.

Seit dem Jahr 1934 hat sich die Goßnersche Mission in die kirchliche Aufbauarbeit eingeschaltet, vor allem auf dem Gebiet der kirchlichen Unterweisung. Das geschah zunächst dadurch, daß der leitende Missionsinspektor auch die Leitung des Deutschen Bundes für Christl.-Evang. Erziehung in Haus und Schule übernahm. Seitdem hat sich die Goßnersche Mission an diesem kirchlichen Arbeitszweig in zunehmendem Maße direkt beteiligt, zuletzt durch die Berufung eines Pastors und einer Vikarin gerade während des Krieges. Damit will die Goßnersche Mission in der Zeit, in der sie von ihrem Missionsfelde abgetrennt ist, der Kirche ihren Dank für die empfangenen Missionsgaben abstatten, zugleich aber das Missionshaus selbst als Zentrale einer kirchlichen Facharbeit aus jeder Art von Isolierung herauslösen, in das Leben der Kirche organisch einbauen und sich dadurch die Vollmacht schenken lassen, ihre Missionare nicht nur von einer Missionsgesellschaft, sondern von der Kirche selbst auszusenden.

Lokies.

Geschäftsbericht
der Goßnerschen Missionsgesellschaft für 1942/43

I. Personalveränderungen in der Heimat

Im Juni des vergangenen Jahres trat der langjährige, hochverdiente Vorsitzende unseres Kuratoriums, Herr Oberpfarrer Hofprediger Richter-Reichhelm, infolge Arbeitsüberlastung von seinem Amte zurück, ohne deswegen aus dem Kuratorium auszuscheiden. Die ganze Goßnersche Missionsgemeinde ist ihm dafür dankbar, daß er durch fast zwei Jahrzehnte das oft arg bedrängte Schifflein unserer Missionsgesellschaft durch alle Schwierigkeiten glaubensvoll hindurchgesteuert hat. Zu seinem Nachfolger wurde Herr Regierungsrat Dr. Moeller, Berlin-Zehlendorf, gewählt, dessen Name allen, die mit der Geschichte unserer Mission vertraut sind, nicht unbekannt sein dürfte. Es verbindet uns mit ihm eine alte Tradition; war doch sein Vater, der Präsident im Evangelischen Oberkirchenrat, D. Moeller, von 1892 bis 1917 Mitglied unseres Kuratoriums. Wir bitten unsere Freunde, unseres jetzigen Vorsitzenden und seiner Amtsführung fürbittend zu gedenken. Er selbst bittet in einem Grußwort um diesen für ihn und für uns alle unentbehrlichen Dienst.

Grußwort des Vorsitzenden

„Als der neue Vorsitzende des Kuratoriums der Goßnerschen Missionsgesellschaft habe ich das Bedürfnis, an den Freundeskreis der Goßnerschen Mission ein Grußwort zu richten. Ich tue das, indem ich mir die Bitte des Apostels Paulus an die Thessalonicher (1. Thess. 5, 25) zu eigen mache: „Liebe Brüder, betet für uns." Der Freundeskreis der Goßnerschen Mission ist eine Gemeinschaft des Glaubens, und zwar im besonderen Sinne des Glaubens daran, daß Gott, der Herr, auch fernerhin seine schützende Hand über seiner Kirche und der Mission an den Heiden halten werde. Dieser Glaube findet seinen Ausdruck im Gebet für die Sache des Herrn und in der Fürbitte für alle diejenigen, die sich in diesem Glauben miteinander verbunden wissen. In dieser Verbundenheit stehen wir vom Kuratorium mit Ihnen, unseren Freunden im Lande, zusammen. Wenn es je eine Zeit gegeben hat, in der die Freunde und Mitarbeiter der Goßnerschen Mission der Fürbitte füreinander bedurft haben, dann ist es die jetzige. Menschlich gesehen, liegt das Werk unserer Mission in Dunkel gehüllt vor uns. Mit den Augen des Glaubens gesehen, ist es uns aber gewiß, daß Gott, der Herr, seine Verheißung wahrmachen und seine Sache nicht verlassen wird. Was er zusagt, das hält er gewiß. Aber er bedarf auch der treuen Mitarbeiter, die fest im Glauben stehen und durch das Band der Fürbitte miteinander ver-

Gossner Mission

bunden sind. Mag die Welt verständnislos der Fürbitte gegenüberstehen, wir wissen es besser: Der Herr treibt sein Werk vorwärts durch betende und fürbittende Menschen. Darum: „Liebe Brüder, betet für uns."

„Für uns": das heißt zunächst im engsten Sinne für das Kuratorium, das sich im Laufe des Berichtsjahres durch Zuwahl von vier neuen Mitgliedern ergänzt hat: Pfarrer Walter Gerhard, Rogau-Rosenau, dem Vorsitzenden des Schlesischen Provinzialhilfsvereins für die Goßnersche Mission an Stelle seines Bruders, unseres langjährigen Mitarbeiters Superintendent Johannes Gerhard, Liegnitz, der auf eigenes Bitten wegen Arbeitsüberlastung ausschied; Pfarrer Ernst Müller, Königsberg/Pr., dem Vorsitzenden unseres ostpreußischen Provinzialhilfsvereins; Dr. Oskar Hammelsbeck, Berlin-Zehlendorf, und dem Leiter des Elisabeth-Diakonissen- und Krankenhauses, Pastor Otto Harleß, Berlin.

Zur Zeit setzt sich

Das Kuratorium

aus folgenden Mitgliedern zusammen (die eingeklammerte Zahl bedeutet das Jahr des Eintritts in das Kuratorium):

Dr. Moeller, Regierungsrat (1941), Berlin-Zehlendorf, Am Heidehof 37, Vorsitzender;
Dr. Fischmüller, Landgerichtspräsident (1925), Cottbus, Promenade 3a, stellvertretender Vorsitzender;
H. Lokies, Missionsinspektor (1927), Berlin-Friedenau, Handjerystraße 19/20;
J. Elster, Missionsinspektor (1934), Berlin-Friedenau, Handjerystraße 19/20 (zur Zeit als Kriegspfarrer im Heeresdienst), vertreten in seiner Predigt- und Vortragsarbeit durch Pfarrer Ferdinand Graetsch, Berlin-Charlottenburg, Kastanienallee 27;
E. Bethge, Pastor (1940), Berlin-Dahlem, Rudeloffweg 27;
Richter-Reichhelm, Oberpfarrer (1923), Berlin-Charlottenburg, Kirchplatz 8;
Roterberg, Pfarrer i. R. (1911), Lehnitz (Nordbahn), Florastraße 40;
Drescher, Konsistorialrat (1927), Berlin-Zehlendorf, Dallwitzstraße 33 (zur Zeit als Major im Heeresdienst);
Beenken, Verlagsbuchhändler (1930), Berlin-Charlottenburg, Badenallee 12;
Elster, Landessuperintendent (1931), Riepe über Oldersum (Ostfriesland);
Foertsch, Konsistorialrat a. D., Pfarrer (1910—1919 Missionsinspektor, 1910—1922 und ab 1933 Kuratoriumsmitglied), Halle (Saale), Henriettenstraße 21;
Dr. Böhm, Kreispfarrer (1938), Berlin-Zehlendorf, Teltower Damm 224;
Lic. Holsten, Pfarrer (1938), Hasbergen, Krs. Osnabrück;
Prehn, Pfarrer (1938), Herzberg über Löwenberg (Mark);
Graf Baudissin, Regierungspräsident i. R. (1939), z. Zt. Züllichau, Bez. Frankfurt/O., Landratsamt; vertreten durch
Gerichtsassessor Perels, Berlin-Lichterfelde, Viktoriastraße 1a;
Dietel, Superintendent (1940), Berlin-Lichterfelde, Tietzenweg 130;
Gerhard, Pfarrer (1942), Rogau-Rosenau (Schles.);
Müller, Pfarrer (1942), Königsberg i. Pr., Hasselstraße 4;
Dr. Hammelsbeck (1942), Berlin-Zehlendorf, Forststraße 12;
Harleß (1943), Pastor und Leiter des Elisabeth-Diakonissen- und Krankenhauses, Berlin W 35, Lützowstraße 24.

„Betet für uns": Damit ist ferner die Fürbitte für unsere Missionare, die im Heimatdienst stehen, für unsere anderen haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeiter und für unsere Missionskandidaten gemeint.

Gossner Mission

Unsere hauptamtlichen Mitarbeiter:

(Die eingeklammerte Zahl nennt das Jahr der Aussendung.)

Ferdinand Graetsch (1903), Berlin-Charlottenburg, Kastanienallee 27;
Magnus Schiebe (1928), Hoff, Post Newahl/Pom. (z. Zt. im Heeresdienst);
Felix Schulze (1928), Berlin-Friedenau, Handjerystr. 19/20 (z. Zt. dienstverpflichtet);
Auguste Fritz (1940, 1930), Berlin-Friedenau, Handjerystr. 19/20;

Außerdem:

Pastor Willy Heß, Stockhausen über Lübbecke/Westf. (z. Zt. im Heeresdienst);
Pastor Symanowski, Königsberg/Pr., Gesecusstraße 26/27;
Anna Jost, Reisesekretärin, Großgarde, Krs. Stolp/Pom., Kirchplatz 4;
Else Müller, Vikarin, Berlin-Rudow, Bendastraße 75.

Pastor Symanowski und Vikarin Müller sind zu Beginn dieses Jahres provisorisch für die Zeit des Krieges in unseren Heimatdienst berufen worden, um im Auftrage der Missionsgesellschaft an der Aufbauarbeit der Kirche tatkräftig mitzuwirken. Unsere beiden neuen Mitarbeiter haben die Aufgabe, neben ihrer Missionsverkündigung vor allem auf dem Gebiete der kirchlichen Unterweisung mitzuarbeiten.

Unsere Vertrauensmänner,

die neben der Arbeitslast ihres eigenen Pfarramtes uns ehrenamtlich den Freundesdienst leisten, unsere Mission in den verschiedensten Landesteilen zu vertreten:

Für Bayern: Senior Schmidt, Helmbrechts (Oberfr.), und Pfarrer Foertsch, Ahorn (Coburg, Oberfr.);
für Ostfriesland: Pastor Linnemann, Osteel, Norden-Land (Ostfriesland);
für die Provinz Sachsen: Konsistorialrat Foertsch, Halle (Saale), Henriettenstraße 21;
für die Provinz Schlesien: Pfarrer Gerhard, Rogau-Rosenau (Schles.);
für die Stadt Breslau: Pfarrer Maetschke, Breslau, Forkenbeckstraße 8;
für die Provinz Ostpreußen: Pfarrer Müller, Königsberg/Pr., Hasselstraße 4, und Pfarrer Stentzel, Fürstenwalde, für Masuren.

In gemeinsamer Fürbitte wollen wir im besonderen auch unserer

Missionskandidaten

gedenken, die sämtlich zur Zeit in der Wehrmacht stehen: Uffz. Heinz Jakumeit, Uffz. Gerhard Knetsch, Oberleutnant d. R. Ernst-Eugen Meckel und Leutnant d. R. Paul Schubert.

„Betet für uns": In dieser Aufforderung zur Fürbitte sind ferner eingeschlossen alle unserem Missionshause nahestehenden Familien, die im vergangenen Jahre den Verlust eines lieben Angehörigen zu beklagen hatten. Am 28. März 1942 starb Frau Missionsdirektor Agnes Kausch. Am 9. Februar 1942 entschlief unser langjähriger treuer Mitarbeiter, Missionar Wilhelm Dehmlow, der von 1900—1916 auf unserem indischen Missionsfelde tätig war und später in den Kirchendienst übertrat, zuerst in Westpreußen und zuletzt in Brasilien. Seine schwer geprüfte Gattin verlor am 17. Oktober 1942 auch ihren Sohn Wilfried, der die Stütze ihres Alters war. An der Ostfront fielen im

Gossner Mission

vergangenen Jahr kurz hintereinander die Söhne unseres ehemaligen Missionars Stauber, Leutnant Egbert Stauber und Obergefreiter Gerhard Stauber. Konsistorialrat a. D. Foertsch, Halle, verlor seinen Sohn, Unteroffizier Herbert Foertsch, durch Krankheit. Am 29. Januar d. Js. fiel der einzige Sohn des Missionsinspektors Lokies, Peter Lokies, 19jährig an der Ostfront. Missionar Karsten und unser Kuratoriumsmitglied, Buchdruckereibesitzer Beenken, sind durch den Heimgang ihrer Lebensgefährtinnen schwer getroffen. Wir wissen uns allen Leidtragenden in herzlichem Beileid und im Glauben an den verbunden, der dem Tode die Macht genommen hat.

„Betet für uns": Dabei ist endlich an unser indisches Missionsfeld gedacht, an unsere internierten Missionare und Missionsschwestern, an unsere indischen Gemeinden und alle indischen Mitarbeiter, die im Dienste dieser Gemeinden stehen.

Der zahlenmäßige Bestand unserer indischen Missionskirche nach dem Zensus von 1938: 63 Pastoren, 4 Kandidaten, 509 Katechisten, 2 119 Älteste, 24 321 Christenhäuser, 140 330 Getaufte, 2 386 Taufbewerber, Anzahl der Schulen 199, 380 Lehrer, 52 Lehrerinnen, 182 Sonntagsschulen, 11 Bibelfrauen.

Eine neuere Statistik ist uns leider nicht zugegangen.

II. Personalveränderungen auf dem Missionsfelde

Die Personalveränderung, die nach dem einstimmigen Urteil unserer Missionsgeschwister in Indien für das Leben unserer Missionskirche die folgenschwerste seit Jahren gewesen ist, besteht in dem Rücktritt unseres Missionspräses Lic. Stosch von der Kirchenleitung im Frühjahr d. J. Die Gründe für diesen Schritt sind folgende:

1. die allgemeine politische Lage in Indien;

2. die Tatsache, daß unser großes Missionsgrundstück auf der Hauptstation Ranchi mit sämtlichen Missionsgebäuden für militärische Zwecke beansprucht wird;

3. die Maßnahme der indischen Regierung, die seit dem Frühjahr 1942 die Bewegungsfreiheit des Präses auf die Missionsstation Govindpur beschränkte. Präses Stosch nutzte aber auch in dieser ihn einengenden Lage jede denkbare Möglichkeit aus, um der Kirche zu dienen. So arbeitete er am Theologischen Seminar mit, das zusammen mit der Mädchenmittelschule nach Govindpur verlegt wurde (während man die Knabenhochschule im Gebäude der Regierungshochschule in Ranchi unterbrachte), er führte nach wie vor Bibelkurse durch, wie z. B. noch im Oktober 1942 einen dreiwöchigen Pastorenkursus, und schrieb für den „Gharbandhu" (Das Gemeindeblatt der Kirche) die sonntäglichen Predigtmeditationen, die durch ihre Tiefe und Schlichtheit der Predigtarmut des durchschnittlichen indischen Predigers abhelfen sollen. Sein größtes Geschenk aber an die junge werdende Kirche war ein Hilfsbuch für den Konfirmandenunterricht in Hindi, das im Herbst 1942 im Druck erschien.

Zum Präsidenten der Kirche wurde wieder verfassungsgemäß — durch den Beschluß der Generalsynode von Burju im Mai 1942 — ein Inder gewählt: Pastor Joel Lakra. Der Name des neuen Kirchenpräsidenten ist den Freunden der Goßnerschen Mission nicht fremd. Dem Volke der Urauns entstammend, einst einer der Lieblingsschüler von Präses Stosch an der Missionshochschule in Ranchi, persönlich herzensfromm, studierte er in Calcutta und später in dem Lutherischen Seminar in Maywood (Amerika) Theologie und kehrte dann mit einem akademischen Grad nach Ranchi zurück, wo er zum Rektor der Missionshochschule ernannt wurde. Es ist ihm nicht gelungen, diese seine alte Schule, die Krone unserer Missionsschularbeit, in ihrem Glanze zu erhalten. Dazu kam das gespannte Verhältnis zwischen ihm und den leitenden deutschen Missionaren nach dem Welt-

Gossner Mission

krieg. Joel Lakra machte sich zum Führer einer Kirchenpartei (der „Dissenters"), die der damaligen Kirchenleitung die größten Schwierigkeiten bereitete. Es kam zum Kirchenkonflikt, zu dessen Lösung Präses Lic. Stosch im Jahre 1935 zum zweiten Mal nach Kriegsende nach Indien reiste. Wir wissen, daß der Kirchenkonflikt durch einen Schiedsspruch beigelegt wurde. Joel Lakra mußte für fünf Jahre das Missionsfeld verlassen. Jetzt aber nach Kriegsausbruch wurde er von Präses Stosch selbst wieder zurückgerufen, um am Theologischen Seminar, an den Pastorenkursen und bei den Gemeindevisitationen mitzuarbeiten. Wir freuen uns, unseren Missionsfreunden in der Heimat mitteilen zu dürfen, daß Präses Stosch seitdem mit Anerkennung und Freude über die Tätigkeit seines einstigen Schülers berichtet hat. So dürfen wir hoffen, daß sich Joel Lakra für das verantwortungsvolle Amt, das er übernommen hat, durch Gottes Geist wird leiten lassen. Menschlich gesprochen, hängt die Zukunft unserer Missionsarbeit in hohem Maße von dem Verhalten Joel Lakras ab. Darum bitten wir unsere Freunde, in ihrer Fürbitte Joel Lakras treulich zu gedenken.

Auch alle anderen führenden Stellen in der Missionskirche sind in der Maisynode 1942 von Indern besetzt worden. Zum Sekretär der Kirche wurde Theodor Surin und zum Kassierer Junas Barla gewählt. Zum Leiter des Theologischen Seminars ernannte man Pastor Silo Tiga.

Vom **kirchlichen Leben in den Missionsgemeinden** war auf Grund der geringen und lückenhaften Nachrichten nur wenig zu erfahren. Es liegt uns für die ganze Zeit des Krieges kein einziger zusammenhängender Arbeitsbericht aus Indien vor. Blitzlichtartig aber beleuchtet die gesamte kirchliche Lage etwa eine solche kurze Mitteilung, wie die eines unserer tüchtigsten Pastoren, Suleman Kula in Takarma, daß die Pastoren und Katechisten seines Kirchenkreises für das erste Halbjahr 1942 ihre vollen Gehälter aus Gemeindemitteln erhalten haben. Wir sehen hier die junge Kirche auf dem Wege auch zu ihrer finanziellen Selbständigkeit. Wir hören ferner, wie in demselben Kirchenkreise eine einzige Bibelfrau 30 Frauengebetsvereine regelmäßig betreut. Wie zufällig erfahren wir, daß z. B. eine Schule in Assam (Tezpur) zur Mittelschule erhoben wurde, wieder ein anderes Mal, daß ein Pastorenkursus in Assam auch ohne einen deutschen Missionar fruchtbringend durchgeführt wurde und das Herz der Teilnehmer „mit Lob und Dank" erfüllte. Und wenn uns dann in einem ganz anderen Zusammenhange mitgeteilt wird, daß das neue Amt einer Hauptbibelfrau eingerichtet ist, oder wenn wir erfahren, daß drei weitere bewährte Katechisten aus Assam in einem Sonderkursus für das Pfarramt vorbereitet und zu Pastoren ordiniert wurden, oder wenn in einer Notiz bemerkt wird, daß das Theologische Seminar zur Zeit 16 Schüler zählt, oder wenn uns berichtet wird, daß der Bruder des Pastors Suleman Kula 15 Jahre lang als freier Evangelist ganz Indien durchzogen hat und nun auch in der Heimatkirche evangelisiert, so sind das alles Zeichen für die eine entscheidende Tatsache, die die heutige Gesamtlage der evangelischen Weltmission kennzeichnet: für die innere und äußere Verselbständigung der jungen, werdenden Kirchen.

Was endlich das **Ergehen unserer Missionare und Missionsschwestern** betrifft, so befanden sich Präses Lic. Stosch und die beiden Missionsschwestern Anni Diller und Hedwig Schmidt als die letzten unserer deutschen Missionsarbeiter noch bis zum November 1942 in Freiheit. Dann wurden auch sie interniert.

Die Anschriften unserer internierten Missionsgeschwister lauten wie folgt:

Präses Lic. Stosch, Missionarin Anni Diller, Irene Storim und Hedwig Schmidt: Internment Camp & Parole Centre Satara, Bombay Presidency (Britisch-Indien).

Missionar Dr. Wolff und Frau: Family Internment Camp Satara, Bombay Presidency (Britisch-Indien).

Gossner Mission

Missionar Radsick: Internment Camp & Parole Centre Purandhar, Bombay Presidency (Britisch-Indien).

Die Missionare Jellinghaus, Klimkeit und Borutta mit ihren Familien: Family Internment Camp Purandhar, Bombay Presidency (Britisch-Indien).

Was uns an den Briefen aus Indien besonders erfreut, ist die Tatsache, daß es allen Missionsgeschwistern gesundheitlich gut geht. Präses Lic. Stosch schreibt, daß er seine Internierung als einen unfreiwilligen Urlaub ansehe, den er umso nötiger brauche, als er vier Jahre hintereinander ohne Urlaub gearbeitet habe. Mit dem Missionsfeld steht Präses Stosch in brieflicher Verbindung. Sorge bereitet ihm zur Zeit nur das Theologische Seminar, das die Mitarbeit der deutschen Missionare am wenigsten entbehren kann. Der letzte von ihm geleitete Pastorenkursus war fast vollzählig besucht und hat „im Sonnenschein der göttlichen und brüderlichen Liebe" getagt. Auch die Rückkehr der deutschen Missionare aufs Missionsfeld sei keineswegs verbaut; die entsprechenden Vereinbarungen seien in großer Einmütigkeit getroffen.

Von den übrigen internierten Missionsgeschwistern sei in Kürze folgendes mitgeteilt:

Missionar Dr. Wolff ist mit der Leitung der Lagerschule beauftragt. Schwester Irene Storim hat einen Kindergarten eingerichtet. Die Schwestern Anni Diller und Hedwig Schmidt nehmen an einem Englischkursus teil, um sich die Lehrberechtigung an indischen Schulen zu erwerben. Missionar Radsick arbeitet an einer Geschichte der Assam-Mission und auf vielfachen Wunsch an einer Selbstbiographie. Die Missionare Jellinghaus, Klimkeit und Borutta erfreuen sich nach langjähriger Trennung des Zusammenlebens mit ihren Frauen und Kindern und treiben eifrig theologische und sprachliche Studien. Besonders wertvoll erscheint uns, was Missionar Klimkeit über eine künftige Entwicklung unserer Missionsarbeit in Indien schreibt: „Darf und will die Goßnersche Mission einmal nach dem Kriege ihre Arbeit fortsetzen, muß sie am Rande des alten Missionsgebietes mit neuer Missionsarbeit beginnen, wobei vielleicht Kinkel und noch mehr Rajgangpur als Ausgangsstationen gelten können. So eigenartig es auch klingen mag, eine vollständige Trennung von Mission und Kirche hier draußen wird notwendig sein, um zu einer brüderlichen Zusammenarbeit zu gelangen, frei von allen Verdächtigungen, von Bevormundung und Herrschsucht." Wir glauben, unsern Freunden dieses Urteil eines unserer jüngeren Missionare nicht vorenthalten zu dürfen, weil aus ihm hervorgeht, daß in Zukunft die missionierende Kirche mit einer Tatsache zu rechnen haben wird, die sehr ernst genommen sein will: mit der Selbständigkeit der Missionskirche.

„Betet für uns": so hat der Vorsitzende unseres Kuratoriums der heimatlichen Missionsgemeinde zugerufen. Wir fügen im Blick auf unser indisches Missionsfeld und alle Missionsfelder in der Welt hinzu: „Betet für uns, daß Gott uns eine Tür des Worts auftue" (Kol. 4, 3). Ja, betet für uns; wir aber im Kuratorium und in der Hausgemeinde des Goßnerschen Missionshauses wollen auch für euch beten im Aufblick zu dem, dessen Hoheit und Huld der Jahresspruch der Kirche (Jes. 33, 22) so machtvoll verkündigt:

„Der Herr ist unser Richter, der Herr ist unser Meister,
der Herr ist unser König, der hilft uns".

Goßnersche Missionsgesellschaft

Berlin-Friedenau, Handjerystr. 19-20 / Postscheckkonto: Berlin 7950
Bankkonto: Dresdner Bank, Dep.-Kasse 80, Berlin-Friedenau

C/1369

Gossner Mission

Denke nur an Jesu Siege



Arbeitsbericht der
Goßnerschen Mission
im 110. Jahre
ihres Bestehens

1946

Verlag · Haus und Schule · Berlin

Gossner Mission

Herz, im irdischen Gedräng'
findst du nimmermehr Genüge.
Wird die Erde dir zu eng,
denke nur an Jesu Wiege!

Wir stimmen Max von Schenkendorf, der diese Verse geschrieben hat, zu. Die Erde ist uns zu eng geworden. Wir finden hier kein Genüge mehr. Alle Schriftstellen, die von unserer „Fremdlingschaft" auf Erden reden, sind uns groß und wichtig geworden, und wir verstehen unsere Kirchenliederdichter besser denn je, wenn sie das Lied der Sehnsucht und des Heimwehs nach der ewigen Stadt anheben: „Welt, du bist uns zu klein!" Die einst so reiche Welt hat sich in eine Ruine verwandelt. Kirchen sanken in Trümmer. Und auch unser Missionshaus ging in Flammen auf. Unsere Missionsgemeinden in Ost- und Westpreußen, Ostpommern und Schlesien sind zerschlagen und in alle Winde zerstreut. Sie sind arm geworden und essen mitten im eigenen Volke das bittere Brot der Fremde.

In Indien herrschte während des Krieges eine Hungersnot von unvorstellbaren Ausmaßen. Nur dadurch, daß das Kriegsgeschehen alle Aufmerksamkeit auf sich lenkte, ist sie der Welt nicht zum Bewußtsein gekommen. Unsere Missionare waren Gefangene. Über die ganze deutsche evangelische Mission brach eine Zeit demütigender Not herein. Um ihr Leben zu fristen, mußten Missionarsfrauen Kleidungs- und Wäschestücke auf dem Eingeborenenmarkt feilbieten. Im japanischen Raum wurden die Missionare grauenhaft behandelt. Vielfach ernährten sie sich von den ins Meer geworfenen Abfällen der Japaner. Es gab Märtyrer.

„Herz, im irdischen Gedräng' findst du nimmermehr Genüge."

Und doch gilt auch für die Mission die Mahnung: „Wird die Erde dir zu eng, denke nur an Jesu Wiege." Christus entließ sich, obwohl er gehaßt und verfolgt wurde, nicht aus dem Dienst an dieser Welt. Er, den aller Himmel nicht zu fassen vermögen, schmiegte sich als ein kleines Kind an den hölzernen Rost einer Futterkrippe. Er ward arm um unsertwillen, damit wir durch ihn reich würden. „Da er wohl hätte mögen Freude haben, erduldete er das Kreuz und achtete der Schande nicht." Als seine Jünger dürfen wir uns nicht — auch in der Mission nicht — aus dem Liebesdienst an dieser Welt zurückziehen. Selbst die Schuld unseres Volkes, die eine Weltschuld ist und an der wir als deutsche evangelische Kirche und deutsche evangelische Mission teilhaben, entbindet uns nicht von der Missionsverpflichtung, die für die ganze Christenheit gilt. Auf einer Missionskonferenz in Rheinfelden bei Basel Anfang November 1946, an der Vertreter aller europäischen Missionen teilnahmen, darunter auch vier Deutsche, wurde eine Entschließung einmütig angenommen, deren erster Punkt lautet: „Wir stellen aufs neue fest, daß die gottgegebene Pflicht und das Recht, teilzunehmen am Werk der Äußeren Mission, nach Matthäus 28, 19—20 einer Kirche nicht von Menschen genommen werden kann." Damit wurde zum Ausdruck gebracht, daß die nichtdeutschen Missionen auch nach dieser Weltkatastrophe im Gehorsam des Glaubens und über alle Spannungen hinweg verbunden durch die Liebe Jesu Christi bereit und entschlossen sind, wieder mit uns zusammenzuarbeiten.

Die Frage ist, ob Gott selbst unseren Dienst noch haben will. Mit Lob und Dank gegen den Gott, der Sünde vergibt und Missetat nicht zurechnet, dürfen wir bekennen, daß er uns in unserm Missionsdienst neu bestätigt hat. Wie sich die Zukunft aller Missionsarbeit in kommender Zeit auch immer gestalten

Gossner Mission

In Kürze wird erscheinen:

Blick über die Grenze

Von Miss.-Dir. D. Freytag

(Lizenzausgabe)

Über unsere weiteren Veröffentlichungen unterrichten wir Sie auf Wunsch gern.

Verlag - Haus und Schule - Berlin

Herzliche Bitte!

Da die Bibliothek des Goßnerschen Missionshauses vollständig verbrannt ist, wären wir dankbar, wenn uns zum Wiederaufbau unserer Bücherei geschenkweise oder käuflich überlassen werden könnten:

a) alle Jahrgänge der „Allgemeinen Evangelischen Missions-Zeitschrift" und des „Evangelischen Missionsmagazins",

b) alle Jahrgänge der „Großen" und der „Kleinen Biene auf dem Missionsfelde" und unseres Kinderblattes „Kindergruß",

c) sonstiges Missionsschrifttum und theologische Literatur.

Goßnersche Missionsgesellschaft

Berlin-Friedenau, Stubenrauchstr. 12

Wir würden auch Ihnen gern unsere Angebote zugehen lassen und bitten Sie um Angabe Ihrer Anschrift für unsere Kunden-Kartei. Soweit zurzeit möglich, besorgen wir jedes Buch.

Buchhandlung der Goßnerschen Mission

(1) BERLIN - FRIEDENAU, HANDJERYSTRASSE 86

Gossner Mission

die Arbeit und ins Gebet führen. Wir rufen auch unsere Freunde zur Fürbitte und zum Dienst an dieser vergehenden Welt auf. Wir rufen zur Mission, wenn wir rufen:

„Wird die Erde dir zu eng,
denke nur an Jesu Wiege!"

Missionsdirektor Pastor Hans Lokies.

Unsere Anschrift: Goßnersche Missionsgesellschaft, Berlin-Friedenau, Stubenrauchstr. 12.

Zu unserem Kuratorium gehören folgende Mitglieder:

Direktor Dr. *Moeller*, Vorsitzender, Berlin-Zehlendorf, Am Heidehof 37
Graf *Baudissin*, Lobitzsch bei Uichteritz über Weißenfels (Saale) bei Mieth
Verlagsbuchhändler *Beenken*, Berlin-Charlottenburg, Badenallee 12
Pastor *Bethge*, Berlin-Charlottenburg, Marienburger Allee 50
Oberkonsistorialrat Propst Dr. *Böhm*, Berlin-Zehlendorf, Teltower Damm 224
Generalsuperintendent *Diestel*, Berlin-Lichterfelde, Tietzenweg 130
Konsistorialrat *Drescher*, Berlin-Zehlendorf, Dallwitzstr. 33
Landessuperintendent *Elster*, Riepe über Oldersum (Ostfriesland)
Konsistorialrat *Foertsch*, Halle (Saale), Henriettenstr. 21
Dr. *Frischmüller*, Cottbus, Bahnhofstr. 80
Pfarrer *Gerhard*, Selm-Beifang, Kr. Lüdinghausen (Westf.), Grüner Winkel 3
Professor Dr. *Hammelsbeck*, Wuppertal-Barmen, Am Nordpark 4
Pfarrer Lic. *Holsten*, Papenburg (Ems), Hauptkanal rechts 45
Pastor *Linnemann*, Osteel über Norden (Ostfriesland)
Missionsdirektor *Lokies*, Berlin-Friedenau, Albestr. 12
Pfarrer *Müller*, Königsberg
Pfarrer *Prehn*, Herzberg über Löwenberg (Mark)
Pfarrer Dr. *von Rabenau*, Berlin-Schöneberg, Klixstr. 2
Oberpfarrer *Richter-Reichhelm*, Berlin-Charlottenburg, Kirchplatz 8
Pastor *Symanowski*, Berlin-Friedenau, Kirchstr. 17.

Unsere Postscheckkonten:

a) für die russische Zone:
Goßnersche Missionsgesellschaft, Berlin-Friedenau, Stubenrauchstr. 12, Postscheckamt Berlin, Konto Nr. 79 50,

b) fürdie englische Zone:
Goßnersche Mission, Pastor Heß, (21) Stockhausen über Lübbecke (Westf.), Postscheckamt Hannover, Konto Nr. 927 09,
Dr. Kurt Thude, Hope-Eickel (Westf.), Postscheckamt Hannover, Konto Nr. 108 305, Bankkonto: Dresdner Bank, Filiale Minden, Kundennummer 47 145.

c) für die amerikanische Zone:
Kreissparkasse Lichtenfels-Staffelstein, Hauptstelle Lichtenfels, Postscheckamt Nürnberg, Konto Nr. 39 07, für Girokonto 145 Goßnersche Missionsgesellschaft, Berlin-Friedenau.
Württembergische Landessparkasse Stuttgart, Postscheckamt Stuttgart, Konto Nr. 299, für Konto Nr. 762 030 Goßnersche Mission.

Der Verlag Haus und Schule ist von der Nachrichtenkontrolle der Amerikanischen Militärregierung zugelassen Lizenz Nr. B 219. — Für den Inhalt verantwortlich: Missionsdirektor Pastor Hans Lokies, Berlin-Friedenau, Albestraße 12. Geb.: 3.2.1895, in Ranchi - Druck: R. Schröter, Berlin SW im März 1947. Auflage 5000

Gossner Mission

mag: heute fängt auf fast allen deutschen Missionsfeldern die Arbeit wieder an, auch auf unserm indischen. So durfte eine Woche vor und nach Ostern 1945 unser Missionar Radsick unser Teilgebiet in Assam besuchen, überall von den Gemeinden mit Jubel begrüßt. „Die Freude des Wiedersehens", so schreibt er, „war sozusagen überfließend; denn Freudentränen stellten sich ein. Immer wieder wurde mir noch eine Blumenkette mehr um den Hals gehängt, so daß ich die liebe Last auf meinen Schultern spürte." Dann erhielt im Mai 1946 Präses Lic. Stosch seine Freiheit wieder. Er begab sich ohne einen besonderen Auftrag, nur als Freund und Berater der Kirche, nach Chota Nagpur und nahm seine Lehrtätigkeit am Predigerseminar in Lohardaga wieder auf. Leider mußte er erfahren, daß sich die Kolskirche während der Abwesenheit der Missionare wieder wie im Jahre 1938 in zwei Teilkirchen gespalten hatte. Was von ganz Indien gilt, trifft auch auf unser Missionsgebiet zu: Indien ist bis in das letzte Dorf hinein politisiert. So waren es denn auch nicht Glaubensgründe, die zu der Kirchenspaltung geführt hatten, sondern, wie Präses Stosch schreibt, „Geld, Posten und Rasse". Die Stammesgegensätze zwischen den Uraos und Mundas hatten zu der Bildung einer Uraon- und Mundasynode mit eigenen Kirchenleitungen geführt. Die Lage erschien hoffnungslos; aber durch die Zusammenarbeit zwischen dem amerikanischen Missionar Cannaday, der sich vorübergehend in Ranchi aufhielt und schon im ersten Weltkriege unserer Kirche treuhänderisch gedient hatte, dem Lutherischen Kirchenbund in Indien und PräsesLic. Stosch wurden der Friede und die Einheit der Kirche überraschend schnell wiederhergestellt. Welch ein Vertrauen Präses Lic. Stosch von der Missionskirche, in der er doch kein offizielles Amt mehr bekleidet, entgegengebracht wird, geht daraus hervor, daß sich beide Kirchenparteien dahin einigten: Was er sage, wolle man tun. In der Kirche herrscht nun wieder Frieden. Während des Monats September fand unter der Leitung von Präses Lic. Stosch in Ranchi ein Pastorenkursus statt, der überaus fruchtbar und harmonisch verlief. Präses Lic. Stosch gedenkt nun nach Deutschland zurückzukehren. Noch vor seiner Abreise gab er die von ihm in Hindi verfaßten Predigtmeditationen für das Jahr 1947 in den Druck; eine unschätzbar große Hilfe für den Predigtdienst der Kolspastoren. Seine Ankunft mit dem schwedischen Missionsflugzeug „Ansgar" in Amsterdam war uns für den 13. November 1946 bereits telegraphisch angekündigt. Aber wie wir jetzt erfahren, wird sich seine Rückreise aus äußeren Gründen (Beschaffung von Einreisegenehmigungen usw.) verzögern. Fast gleichzeitig aber erhielten wir die Nachricht, daß unsere für die Repatriierung vorgemerkten Missionsgeschwister (Missionar Radsick, die Missionare Dr. Wolff und Jellinghaus mit ihren Familien und Schwester Irene Storim) noch im Dezember 1946 aus Indien ausreisen würden. Sie sind inzwischen in Hamburg eingetroffen. Zurückbleiben auf Einladung des Kirchenrats in Ranchi die Missionsschwestern Anni Diller und Hedwig Schmidt, die vorübergehend als Schulschwestern in den Dienst einer nichtdeutschen Mission eingetreten sind, und die Missionare Klimkeit und Borutta mit ihren Familien. Die Bürgschaft für diese Missionsgeschwister hat der Nationale Christenrat und ihre vorläufige finanzielle Versorgung der Lutherische Kirchenbund in Indien übernommen. Die Brüder Klimkeit und Borutta sind bereits auf unserm Missionsfeld angelangt und haben dort bestimmte Aufträge erhalten. Missionar Borutta soll im Predigerseminar unterrichten, während Klimkeit in eine ganz neue Arbeit eintritt. Am Fuße des Himalaya, in den Ebenen, die unter der Stadt Darjeeling liegen, dehnen sich weite Teeplantagen aus, wohin Tausende von

Gossner Mission

unseren Uraochristen ausgewandert sind, ähnlich wie die Mundas nach Assam. Bisher hatte sie auf unsere Bitten die Schottische Mission kirchlich versorgt; jetzt wird mit dieser und dem Nationalen Christenrat in Indien darüber verhandelt, daß Missionar Klimkeit diese Arbeit übernimmt. Solange die Verhandlungen geführt werden, ist Missionar Klimkeit in Rajgangpur angesetzt worden, weil die Christengemeinden in den Grenzstaaten Bamra, Banai und Gangpur dringend eines Missionars bedürfen.

„Es ist geradezu wunderbar", schreibt Präses Lic. Stosch, „wie sich in der Leitung der Missionskirche die Meinung über die Notwendigkeit der Missionare im Laufe dieses Jahres geändert hat: jetzt können sie nicht genug bekommen." Denn zugleich hat man auch für Jaspur um einen Missionar gebeten, jenes vielumstrittene Land im Westen unseres alten Missionsgebietes, für dessen Missionierung schon Blut und Tränen geopfert wurden. Die dortige Lage beurteilt Präses Stosch mit den Worten: „Dort ist unter den Heiden eine große Ernte reif."

Noch haben wir von unserem Missionsfeld keinen eingehenden Bericht erhalten. Nur aus dem Jahre 1943 liegen einige Zahlen vor: Gesamtzahl der getauften Christen 154 125, davon 13 000 in Assam; 3878 Taufen von Kindern christlicher Eltern, etwas über 2000 Taufbewerber, 60 ordinierte Pastoren, 16 Theologiestudenten im Predigerseminar; 200 Schulen, darunter eine Oberschule in Ranchi und 12 Mittelschulen, die sich auf die Distrikte verteilen. Um die Anerkennung drei weiterer Oberschulen war man bemüht. Das Einkommen der Kirche im Jahre 1943 betrug 125 000 Rupies.

Diese Mittel aber hätten niemals ausgereicht, um die Arbeit während des Krieges durchzuhalten, wenn nicht der Lutherische Weltkonvent, im besonderen sein amerikanischer Zweig, in der selbstlosesten, brüderlichen Weise ausgeholfen hätte. Diese Bruderhilfe aus den Kirchen der Völker, die mit uns im Kriege lagen, ist eins der verheißungsvollsten Zeichen für die Zukunft. Allen politischen Bemühungen um eine Welteinheit gehen die kirchlich-ökumenischen voraus. Über alle nationalen Spannungen hinweg wölbt sich der Bogen christlicher Glaubensgemeinschaft und weist, so zerbrechlich er gegenwärtig auch sein mag, immer deutlicher auf das Endziel hin: auf die *eine* Kirche Jesu Christi unter allen Völkern. Den lutherischen Kirchen Amerikas aber, die der Kolskirche und auch unseren Missionsgeschwistern persönlich während des Krieges treu zur Seite gestanden haben, sind wir zu besonderem Danke verpflichtet. Im Blick auf den Neuanfang unserer Arbeit in Indien dürfen wir zusammenfassend sagen: Es ist ein Wunder vor unseren Augen und vom Herrn geschehen, daß sie so bald nach der furchtbaren Katastrophe dieses Krieges in Gang gekommen ist. Nach dem Weltkriege 1914/18 dauerte es zehn Jahre, bis der erste Goßnersche Missionar wieder auf unserem Missionsfelde Fuß faßte. Aber noch bedarf es großer Geduld, treuer Fürbitte und vieler Opfer, bis die deutsche Heimatgemeinde wieder zu einem geordneten Verhältnis und zu einer lebendigen Fühlung mit den indischen Missionsgemeinden gelangt sein wird.

Diese Zeit gilt es auszunutzen und die durch die Kriegsauswirkungen erschütterte Heimatbasis unseres Missionswerkes wieder aufzubauen. Die Grenze zwischen Ost und West trifft auch uns hart und erschwert den Verkehr zwischen dem Missionshaus und unsern Freunden in Nord-, West- und Süddeutschland. Es konnten nur vereinzelte Predigt- und Vortragsreisen von Berlin nach dem Westen durchgeführt werden. Um so dankbarer sind wir dafür, daß unsere Vertrauensleute und Mitarbeiter es von sich aus unter-

Gossner Mission

nahmen, die Liebe zur Goßnerschen Mission lebendig zu erhalten: Kons.-Rat *Foertsch* (Halle, Henriettenstraße 21) für Prov. Sachsen, Landessuperintendent *Elster* (Riepe über Oldersum) und Pastor *Linnemann* (Osteel über Norden) in Ostfriesland, die Pastoren *Heß* (Holzhausen über Lübbecke), Dr. *Thude* (Hope-Eickel über Lübbecke) und *Klumbies* (Holzhausen über Lübbecke) in Westfalen, Pastor *Eisenberg* (Lohra über Fronhausen, Lahn) in Hessen, unser früherer Missionar Pastor *Schiebe* (Stuttgart S, Olgastr. 128) in Württemberg und Pastor *Städtler* (Obristfeld über Lichtenfels, Oberfr.) in Bayern. Wir hoffen, daß die Zeit kommt, in der die Verbindung zwischen dem Missionshause und unseren Freundeskreisen auch jenseits der russischen Zone enger und leichter wird. Solange aber müssen wir alle unsere Freunde aufrufen, sich aus eigenem Antrieb mit ihrer Fürbitte und ihrem Opfer um das gemeinsame Werk zu sammeln.

Inzwischen haben wir in Berlin mit dem Wiederaufbau unseres alten Missionshauses begonnen. Die Schienen sind gelegt, und die Loren fahren hin und her, um den Schutt fortzuräumen. So schnell als möglich soll auf der stehengebliebenen Hausfassade das Dach aufgesetzt werden. Jeder, der heute zu bauen genötigt ist, weiß, welch eine Mühsal es kostet, auch nur den kleinsten Nagel herbeizuschaffen. Heute bauen heißt: Unmögliches möglich machen. Darum bitten wir unsere Freunde inständig, uns bei unserem Wagnis mit ihrer Freundesgabe nach Kräften zu unterstützen.

Mit dem Missionshause brannte auch die Missionsbuchhandlung nieder. Sie ist jetzt in einem gemieteten Raum gegenüber dem Missionsgrundstück wieder eröffnet worden. In engstem Zusammenhang mit ihr steht der uns von der amerikanischen Militärregierung lizenzierte Verlag „Haus und Schule", der als Buch- und Zeitschriftenverlag außer sonstigem Schrifttum auch Missionsliteratur herausbringen soll. Seine gegenwärtig wichtigste Aufgabe aber ist es, dem Unterrichtswerk der Kirche durch die Herausgabe von religionspädagogischem und katechetischem Schrifttum (z. B. Lehrbücher für den Religionsunterricht) zu dienen.

Das weist auf den engen Zusammenhang hin, in dem die Goßnersche Mission zur kirchlichen Arbeit, im besonderen auf dem Gebiet der christlichen Erziehung und Unterweisung, steht. Dieser Zusammenhang ist zunächst *grundsätzlicher* Art: wir verstehen nämlich unter Mission 1. die Weitergabe des Evangeliums nach draußen an die nichtchristliche Völkerwelt und 2. die Weitergabe des Evangeliums nach vorwärts an die zukünftige Generation. Darum glaubt sich die Goßnersche Mission, eben als Mission, verpflichtet, auf dem Gebiet des kirchlichen Unterrichts und der christlichen Erziehung mitzuarbeiten. Hinzu kommt, daß diese Zusammenschau von Kirche und Mission im Werke Goßners *geschichtlich* begründet ist. Auf Goßner gehen die ersten Kleinkinderschulen in Berlin zurück, die heute noch seinen Namen tragen. Sein Nachfolger, Prochnow, war der Vater des Sonntagsschulgedankens in Deutschland. Unser früherer Missionsinspektor Konsistorialrat Foertsch war an der Arbeit des Reichselternbundes und am Kampfe um eine christliche Schule führend beteiligt. Der Berichterstatter selbst übernahm im Jahre 1934 die Leitung des „Bundes für christliche Erziehung in Haus und Schule", und so war es denn nicht weiter verwunderlich, daß er bei Kriegsende in die neugebildete Kirchenleitung hineingewählt und ehrenamtlich mit der Leitung der Kammer für Erziehung und Unterricht beim Evangelischen Bischof von Berlin beauftragt wurde. Die Aufgabe der Erziehungskammer im vergangenen Jahr war es, den Religionsunterricht in den Berliner Schulen gewissermaßen über Nacht aus der Verantwortung des Staates in die der Kirche zu übernehmen.

Gossner Mission

Schon im Sommer 1945 wurde in 15 von 20 Berliner Stadtbezirken der Religionsunterricht in den Schulen eingeführt. Dazu mußten kirchliche Lehrer und Lehrerinnen in Schnellkursen ausgebildet und in regelmäßigen Arbeitsgemeinschaften (heute finden sie wöchentlich statt) fortgebildet werden. Es wurde eine Erziehungswoche und eine Elternbefragung durchgeführt, die zum Ergebnis hatte, daß 85 Prozent aller evangelischen Eltern ihre Kinder zum Religionsunterricht anmeldeten. Heute werden etwa 280 000 Kinder von rund 1500 Religionslehrern und -lehrerinnen unterrichtet. Auch die dafür erforderlichen Mittel (rund 1 Million Reichsmark im Jahr) müssen von den Berliner Gemeinden aufgebracht werden. Alles das brachte im Berichtsjahr eine Unsumme von Arbeit mit sich, die nur mit Hilfe eines größeren Arbeitsstabes zu bewältigen war. Zur Zeit sind bei der Kammer für Erziehung und Unterricht drei Studienräte, ein Rektor, 2 Vikarinnen und ein Theologe hauptamtlich beschäftigt. Dazu kommen die Erziehungsausschüsse und Sachbearbeiter in den einzelnen Stadtbezirken.

Auch der Berufsarbeiter der Goßnerschen Mission, Pastor Lic. Schultz, war an dieser Arbeit nebenamtlich beteiligt. . In der eigentlichen Werbearbeit für die Mission ist Pastor Symanowski hauptamtlich tätig, der sich vor allem um die Sammlung der Missionsfreunde aus dem Osten bemüht. Unser früherer Missionar, der im Ruhestande lebende Pfarrer Graetsch, steht uns helfend zur Seite.

Alle diese Arbeit tun wir als Menschen, die wie ein brennendes Holzscheit aus dem Feuerbrand gerettet wurden. Unser langjähriges Kuratoriumsmitglied, der frühere Goßnersche Missionsinspektor Heinrich Roterberg, ging heim, noch ohne die Schrecken des Kriegsendes gesehen zu haben. Der Vorsteher des Elisabethkrankenhauses, Pastor Harleß, Mitglied unseres Kuratoriums, sah die Zerstörung seines Hauses und starb mitten in den Vorbereitungen zu seinem Wiederaufbau. Unser Kuratoriumsmitglied und Vorsitzender des Ostpreußischen Provinzialhilfsvereins, Pfarrer Müller-Königsberg, erlebte den Zusammenbruch seiner Heimatprovinz und hielt treu bei seiner Gemeinde aus; wir haben seit Februar 1946 nichts mehr von ihm gehört. Unser Missionar Felix Schulze, der von 1928 bis 1932 als Hausvater am Schülerinternat in Ranchi und dann bis 1939 als Missionar in seiner eigenwüchsigen, dem indischen Leben angepaßten Arbeitsweise in Rajgangpur mit großer Treue und in reichem Segen tätig war, verstarb am 26. Juli 1945 im Kriegsgefangenenlager Landsberg (Warthe). Einer unserer verständnisvollsten Mitarbeiter, Assessor Perels, der Rechtsberater unseres Kuratoriums, wurde nach langer Haft in den letzten Tagen des Krieges in den Trümmern eines Hauses von der Gestapo erschossen. Unsere Kuratoriumsmitglieder Propst Dr. Böhm und Pastor Eberhard Bethge befanden sich noch kurz vor Kriegsschluß in Haft, so daß wir Tag und Nacht um ihr Leben bangen mußten. Der Berichterstatter selbst blickt auf Haft und Redeverbot zurück. Alle unsere Freunde tragen mehr oder weniger schmerzliche Brandnarben aus den Leiden der jüngsten Vergangenheit an sich. Wir alle wissen heute, was „Fremdlingschaft auf dieser Erde" bedeutet. Wir alle wissen, was es um den feurigen Ofen ist, von dem der Prophet Daniel berichtet. Wir kennen die Löwengrube; aber wir wissen auch etwas von dem Engel zu sagen, der in den feurigen Ofen tritt und „es macht wie kühlen Tau". Er kann auch den Löwen in der Löwengrube das Maul zuhalten. Noch steht die Welt in Brand; aber wir schauen nicht zurück, sonst würden wir erstarren. Wir lassen uns von Gott aus einer versinkenden Welt heraus- und wieder an

Gossner Mission


Gossner Mission

Johannes Goßner

Der Name Goßner ist in allen Erdteilen bekannt, soweit man von der Weltmission des Evangeliums etwas weiß. Das macht Goßners Kols-Mission in Tschota Naggur (Vorderindien). Dort besteht heute eine selbständige lutherische Kirche von etwa 140 000 Christen, die in Vater Goßner ihren Ahnherren und geistlichen Vater sehen.

Wie war das gekommen? Johannes Goßner, der Prediger an der lutherischen Bethlehemskirche in Berlin, war ein glühender Zeuge des Evangeliums von Christus, dem gekreuzigten und auferstandenen Herrn. Christus für uns und Christus in uns war der Inhalt seiner Botschaft. Wem Vergebung der Sünden aus Gnaden geschenkt ist, der wird und muß in der Kraft Christi sein Leben führen und an der Ausbreitung des Reiches Gottes mitwirken. Dies Zeugnis des gewaltigen Predigers wirkte durch Wort und Schrift in die Weite.

Eines Tages, am 12. Dezember 1836, 8 Uhr morgens, treten sechs schlichte junge Leute in Goßners Studierzimmer. Sie waren ihm schon angekündigt. Sie wollen das Evangelium zu den Heiden bringen. Goßner soll ihnen dazu helfen. Dieser kniet mit ihnen nieder zum Gebet und wird dessen gewiß, daß der Herr diese Menschen gerufen hat und sie gebrauchen will. Er bringt sie bei Berliner Handwerksmeistern unter, damit sie ihr Brot verdienen. In den Abendstunden bereitet er sie in seinem Hause auf den Missionsdienst vor. So tut er Jahr für Jahr. Seine Missionare gehen in alle Erdteile, ihr Hauptarbeitsfeld finden sie unter dem Volke der Kols in Indien. Vater Goßner aber steht hinter ihnen mit seinen Gebeten und versorgt sie mit den nötigen Geldmitteln, die ihm aus seiner weit zerstreuten Gemeinde in Deutschland und Rußland zufließen.

Die Not der Heiden, die keinen Heiland kennen, hat Goßner auf der Seele gebrannt. Die Not daheim hat ihn zur Hilfe bewogen. Die Krankenpflege lag um 1830 in Berlin im Argen. So rief Goßner befreundete Männer auf, die Kranken zu besuchen, sie zu pflegen und zu trösten. Am 9. September 1833 entstand der Männer-Krankenverein, der bis in die Gegenwart hinein seine stille und gesegnete Arbeit getan hat. Der Christus für und in uns trieb viele gläubige Männer zum Dienst in seinem Namen. Aber Pflegedienst an Kranken ist in höherem Grade Sache der Frauen. Am 16. November 1833 tritt auf einen Kanzelaufruf Goßners hin im Pfarrhaus ein Frauen-Krankenverein ins Leben, ein Vorbild für alle evangelischen Gemeinden. Gläubige Frauen tun die Arbeit nach dem Maß ihrer Liebe und ihrer Kraft. In der Liebesarbeit wächst die Kenntnis der Not. Ein Krankenhaus, das erste in Berlin, wird draußen vor dem Potsdamer Tor gebaut, eine evangelische Pflegerinnenschule dort eingerichtet, am 18. Oktober 1837 das Elisabeth-Krankenhaus eingeweiht, das nun schon auf eine Segensgeschichte von mehr als 100 Jahren zurückschaut und unter den Berliner Diakonissenanstalten die älteste ist.

Auch die Kindernot lag dem treuen Gemeindepfarrer am Herzen. 7 Warteschulen, Kinderbewahranstalten hat er ins Leben gerufen. 17000 Kinder sind bei seinen Lebzeiten darin verpflegt, behütet und in kindertümlicher Weise dem Heiland Jesus Christus entgegen geführt worden.

Wie konnte der eine Mann mit seiner kleinen Gemeinde so Großes ins Leben rufen und erhalten? Weil er als gesegneter Erweckungsprediger in München, St. Petersburg und Berlin vielen den Weg des Lebens gewiesen und in ihren Herzen die Liebe zu dem Heiland

Gossner Mission

und seinem Reich angezündet hatte und als gesegneter Schriftsteller das Zeugnis von Jesus Christus für uns und in uns weiter ausbreitete.

Wer hätte das gedacht, als die katholischen Bauersleute Goßner in Hausen bei Waldstetten im bayrischen Schwaben am 14. Dezember 1773 ihr Söhnlein Johannes taufen ließen?! Katholischer Priester ist er geworden, hat sich redlich gemüht durch fleißige Arbeit in der Gemeinde, durch Studium und Gebet den Frieden seiner Seele zu erringen, es ist ihm aber nicht gelungen. Da gefiel es Gott, durch Briefe eines gläubigen Pfarrers Martin Boos in Goßner das Licht des Glaubens an die freie Gnade Gottes anzuzünden, die dem bußfertigen um Jesu Christi willen geschenkt wird. Seitdem hat er den für uns Gekreuzigten um Jesu Christi willen geschenkt wird. Seitdem hat er den für uns Gekreuzigten als den Heiland der Sünder den Seelen angepriesen und selbst für sich nichts anderes begehrt, als diesem Heiland anzugehören und in seiner Kraft von ihm zu zeugen. Seiner Kirche war er eben deswegen verdächtig. Sie hat ihn ins Priesterzuchthaus gesteckt und aus Bayern, ja auch aus Rußland vertrieben, weil sie die evangelische Predigt nicht dulden wollte. So ist er am 23. Juli 1826 in Königshain (Schlesien) zur evangelischen Kirche übergetreten, um in ihr von der beseligenden, frei und froh machenden Gnade des Christus für uns und in uns zu zeugen. Bis zum Alter von 84 Jahren hat er als Prediger und Seelsorger gewirkt, in Berlin bald allgemein bekannt, von vielen abgelehnt und verspottet, aber stets darauf bedacht, Seelen zu Christus zu führen. Bekannt geworden ist das Erlebnis auf der Mauerstraße mit einem Steinsetzer. Derrief ihm, die Schnapsflasche in der Hand, zu: „Prosit, Goßner!" Ruhig erwiderte dieser: „Ich kann trinken, wenn ich will. Du mußt trinken." Das wurmt den Spötter. Er hält sich für einen freien Mann. Er will das Trinken lassen. Aber die Schnapsflasche ist stärker als sein Wille. Da sucht er Goßner auf, der ihn auf den Herrn Jesus weist. „Wen der Sohn frei macht, der ist recht frei." Gott segnet das seelsorgerliche Wort. Aus dem Spötter wird ein gläubiger Christ.

„Herr Jesu, hilf, daß ich bei dir bleibe, nur dein Wort vom Kreuz nimmermehr verlasse!" So hat er in den Tagen seiner Kraft gebetet. Das hat ihm der Herr geschenkt. Am 30. März 1858 ist er im völligen Frieden heimgegangen. Er ist gestorben und lebt noch.

P. Ernst Bunke

Zur weiteren Vertiefung:

1. Johannes Goßner — Werk und Botschaft. 120 Seiten. P. Hans Lokies. Brunnen-Verlag, Gießen. —.90, 1.20 RM.
2. Bildheft Goßner. 24 S. 10 Pfg.

Schatzkästchen von Joh. Goßner. 368 S. 1.60 RM.

Goßner-Worte. 48 S. 30 Pfg.

Alle bei: Goßners Missionsgesellschaft Berlin-Friedenau.

Bestellungen nehmen entgegen: Ostwerk-Buchhandlung, Berlin C 2, und Buchhandlung Johannesstift, Berlin-Spandau.

„Deutsche Christuszeugen"
Herausgegeben von den Verlagen: Ostwerk-Verlag und Wichern-Verlag G.m.b.H., Berlin. Bearbeitet von Oskar Schnetter. Spruchzeichnung von Armin Lämmer. Druck und Versand: Officin Heinrich Stöhr, Kassel. III/e

Gossner Mission

Wer Jesus
im Glauben
sucht,
dem müssen
alle Berge aus
dem Wege
gehen

Johannes Jobus 1773-1858

Gossner Mission

Arbeitsgemeinschaft der Goßner-Freunde in der Kirchenprovinz Sachsen

Halle/S., im Mai 1951
Henriettenstr. 21

Pfarrer Stolze, Sandersleben (Anh.)
Postscheckamt Erfurt
Konto-Nr. 18671

Liebe Goßnerfreunde!

Die Adventszeit hat uns wieder hingewiesen auf den Herrn, der seinen Einzug hält in der Welt und der wieder kommt, um sein Reich zu vollenden. Der Epiphanientag und die Epiphanienzeit stellte die Heiden vor uns hin, die den Weg zu Christus fanden.

„Die Mission geht weiter!" So hat der Vorsitzende der Halleschen Missionskonferenz Professor D. Arno Lehmann uns in einem aufrüttelnden Wort zugerufen.

Missionsinspektor Begrich hat in seinem Rundschreiben an alle Amtsbrüder im Heimatgebiet der Berliner Mission die großen Aufgaben gezeigt, die Gott uns in der Gegenwart im Blick auf die nichtchristliche Welt stellt und hat uns die Wege gewiesen, die wir im Dienst der Mission gehen können.

Unterdes hat der 2. Pfingstfeiertag, entsprechend der Anregung unseres Altmeisters Gustav Warneck, den Ruf zur Mission in unsere Gemeinden getragen.

Durch all dies sind auch wir Goßnerfreunde in der Kirchenprovinz Sachsen zu neuer Tat aufgerufen. Unsere Arbeitsgemeinschaft weiß sich verpflichtet, durch ein besonderes Wort diesen Ruf weiterzuleiten und zu verstärken.

Die „Arbeitsgemeinschaft der Goßnerfreunde in der Kirchenprovinz Sachsen" ist die Weiterführung des „Sächsischen Provinzialhilfsvereins für die Goßnersche Mission in Indien", der seit 1869 sich bemüht hat, die Freunde der Goßnerschen Mission in ihrer Liebe zu Goßners Werk zu erhalten und in der Arbeit für dies reichgesegnete Missionswerk zu fördern.

Dies Bemühen ist heute nötiger denn je. Denn die Goßnersche Mission steht vor großen Aufgaben, die sie nicht bewältigen kann, wenn nicht ihre Freunde in alter Treue und in neuer Liebe ihr tatkräftig zur Seite stehen.

Die Goßnersche Mission hat einen großen Tag erlebt; nach 14 Jahren zum erstenmal wieder die Abordnung eines Missionars nach Indien! In der bis zum letzten Platz gefüllten Zwölfapostelkirche zu Berlin-Schöneberg wurde Pastor Lic. Günther Schultz mit seiner Gattin zum Dienst in Indien abgeordnet, nachdem er eine Reihe von Jahren im Dienst der Goßnerschen Mission als Missionsinspektor und Leiter des Katechetischen Seminars im „Heim für Kirchlichen Dienst" in Zehlendorf gestanden hat. Die Leitung der Goßnerkirche in Indien, der autonomen Lutherischen Kirche in Tschota Nagpur und Assam, hat ihn zum Rektor des Predigerseminars in Ranchi berufen. In der Festpredigt zeigte Missionsdirektor Lokies anhand des Sonntagsevangeliums von der Hochzeit zu Kana Christus als das Wunder der Wandlung und damit als die Quelle der Kraft, aus der ein Missionar schöpfen kann und darf. Und in der Abordnungsrede stärkte Propst Böhm, Mitglied des Kuratoriums der Goßnerschen

Gossner Mission

Mission das ausziehende Ehepaar mit der Losung des Tages: „Fürchte dich nicht, denn ich bin mit dir und will dich segnen." Am Spätnachmittag fand dann im Goßnersaal eine schöne, wahrhaft erquickende Abschiedsstunde statt, bei der sowohl in den Abschiedsgrüßen der Kirchenleitung, der Missionsgesellschaften und der mit der Goßnerschen Mission verbundenen Arbeitskreise als auch in dem, was Günther Schulz aus seinem Leben und aus seiner inneren Entwicklung erzählte, in erhebender Weise zum Ausdruck kam, daß Gott gerade diesen Mann eben für diesen Dienst ausgerüstet und ausgesandt hat.

Das war am 14. Januar. Unterdes ist Bruder Schultz mit seiner 4köpfigen Familie in Ranchi eingetroffen und hat seine Arbeit in Angriff genommen. Und uns wird deutlich: Es wird ein Neues in der Goßnerschen Mission! Ein neuer Mitarbeiter verstärkt die kleine Schar der 4 in rastloser Arbeit urlaubsreif gewordenen Missionsgeschwister in Indien. Und hinter ihm stehen in der Heimat junge Männer und Frauen, gerüstet zum Missionsdienst, und sie warten darauf, daß die Kirche, draußen oder daheim, sie ruft und Gott sie sendet.

Es wird ein Neues in der Goßnerschen Mission. Vor unsern Brüdern in Indien tun sich neue Missionsgelegenheiten auf. Sie dürfen vorstoßen in Gebiete, die bisher verschlossen waren. Die selbständig gewordene Kirche nimmt die Missionspflicht selbst auf ihr Gewissen und stellt unsere Brüder in den Dienst an der mitten unter ihr und an ihren Grenzen wohnenden Heidenwelt und bittet um Verstärkung aus Deutschland, die als „Arbeiter der Kirche" den Heiden dienen sollen. Sie weist unsern Schwestern die Tabitaschule als „Zentralinstitut der Kirche" zu, in der sie die christlichen Frauen und Mädchen für ihren Frauendienst in der Gemeinde zurüsten dürfen.

Es wird ein Neues in der Goßnerschen Mission. Die Gesamtzahl der Christen in der Goßnerkirche ist auf annähernd 180 000 gestiegen. Da muß neben der verschwindend kleinen Zahl der 3 Missionare und 2 Schwestern ein großer Arbeiterstab aus den Eingeborenen stehen. Aber bei dem bedeutenden Zuwachs der Gemeinde ist ein fühlbarer Pastorenmangel eingetreten. Um ihm abzuhelfen, hat sich der Kirchenrat dazu entschlossen, 12 bewährte Lehrer und Katechisten nach Ranchi zu einem Kursus zusammenzurufen und sie nach einem Unterricht von 3 Monaten zu ordinieren. Dieser Kursus wird in diesen Monaten abgehalten. Da reichliche Anmeldungen und Empfehlungen eingelaufen waren, konnte eine gute Auswahl getroffen werden; es wurden auch nur Kandidaten von über 35 und unter 50 Jahren aufgenommen. Im Unterricht zeigt es sich, daß die Auswahl eine glückliche gewesen ist.

Darüber hinaus hat sich die Kirche entschlossen, ihr theologisches Seminar zu einem College zu erheben und hat es seit dem letzten Jahr mit der Serampore-Universität gleichgeschaltet. Diese Umstellung brachte eine ganz andere Art der Ausbildung mit sich, als es bis dahin im Seminar üblich war. In diesem Jahr wurde das erste Examen nach den Regeln der Serampore-Universität abgehalten mit dem erfreulichen Erfolg, daß unsere Studenten ihr Examen mit I und II bestanden. Nach Beendigung eines Kursus von 3 Jahren bekommen die Studenten ihr L.-Th.-Diplom (Diploma of licentiate in Theology) ausgestellt und können dann, wenn sie wollen, weiter auf ein B.D.-College gehen (B.D. = Bachelar of Divinity). Die Kirche plant nun, ihr jetziges College im Jahre 1952 zu einem B.D.-College zu erheben, wozu sie sich vor allem durch die Ankunft von Lic. Schultz ermutigt sieht.

Es wird ein Neues in der Goßnerschen Mission. Hat sie schon seit Jahren die christliche Unterweisung unserer Kinder in Haus und Schule in ihren

Gossner Mission

Arbeitsbereich als Missionsarbeit in der Heimatkirche einbezogen, so ist ihr drüben in Mainzkastel ein besonderer Missionsdienst zugewachsen. Wir lasen neulich, daß die Katholische Kirche in Frankreich ein Seminar in Lisieu eingerichtet hat, in dem Priester und Laien zugerüstet werden, um als Handwerker, Arbeiter oder Bauern draußen in der Welt Menschen für Christus zu gewinnen. Da freuten wir uns, daß unsere liebe Goßnersche Mission schon vorher denselben Dienst im Studentenheim in Mainzkastel in Angriff genommen hat, Studenten und Arbeiter auszubilden, die dann später in Fabrik oder Bergwerk oder sonstwo als Arbeiter den Arbeitskollegen den Weg zu Christus weisen. Und was ist es anderes als Missionsdienst, wenn unsere jungen Brüder im Evangeliumswagen in verwaiste Gemeinden ziehen und das Evangelium verkündigen und Gemeinde bauen? Es ist erquicklich und erhebend zugleich, die jungen Brüder von ihrer Pionier-Arbeit berichten zu hören. Zu unseren bisherigen 2 Wohnwagen ist nunmehr ein dritter gekommen. Dieser Wagen ist geräumiger und praktischer in seiner Einrichtung als die früheren. Der Gang ist in die Mitte verlegt, während rechts und links die Sitzbänke eingeschoben werden können. Klappt man den Tisch an der Stirnseite hoch, so erhält man eine Wandtafel, die für den Unterricht unentbehrlich ist. Die Bänke zu beiden Seiten des Tisches können durch Umwenden schnell und mühelos in Betten verwandelt werden. Große breite Fenster, die von außen durch Läden verschlossen werden können, lassen das Wageninnere hell und freundlich erscheinen. Nun zieht auch er hinaus in die Arbeit.

Es wird ein Neues in der Goßnerschen Mission! Und nicht nur in ihr! Der Deutsche Evangelische Missionsrat hat im Juni eine Erklärung veröffentlicht, in der es heißt: „Die Deutsche Evangelische Mission steht an einem Wendepunkt. Mehr als 10 Jahre lang ist ihre Arbeit in Übersee wesentlich durch die Hilfe der Oekumene aufrechterhalten worden. Die ausländische Hilfe geht sichtbar ihrem Ende entgegen. Der deutschen Mission ist es wieder möglich gemacht, ihre Arbeit draußen mit deutschem Gelde zu tragen. An der Frage, ob sie genug Glauben und Opferwilligkeit aufbringt, entscheidet sich jetzt der Fortgang der 250jährigen deutschen evangelischen Missionsarbeit." Auch der Fortgang unserer Goßnerschen Mission! Mein lieber Leser, siehst du nun, wie ein Neues werden will in der Goßnerschen Mission? Deine alte Liebe zur Goßnerschen Mission will neu werden, will größer und stärker werden. Und deine Liebe will sich auswirken in treuer Mitarbeit. Beim Propheten Jeremias im 30. Kapitel lesen wir das Wort des Herrn: „Ich will sie mehren und nicht mindern, ich will sie herrlich machen und nicht geringer." Haben wir es nicht gespürt, daß Gott diese seine Verheißung auch an unserer Goßnerschen Mission erfüllt? Und dazu nimmt unser Gott unsere Handlangerdienste an.

Die Arbeitsgemeinschaft
der Goßnerfreunde in der Kirchenprovinz Sachsen.

Foertsch	Pfarrer Bartsch	Pfarrer Stolze
Halle/S., Henriettenstr. 21	Kötzschen über Merseburg	Sandersleben (Anhalt)
Vorsitzender	Schriftführer	Kassierer

IV/10/23 614277 4. 6. 51 200

Gossner Mission

Die Biene auf dem Missionsfelde.

Illustriertes Monatsblatt

der Goßnerschen Missionsgesellschaft für Missionsfreunde und Missions-Vereine.

Herausgegeben und redigiert von
Missionsdirektor D. H. Kausch.

Siebenundachtzigster Jahrgang.
1920.

Berlin-Friedenau.
Verlag der Buchhandlung der Goßnerschen Mission.

Gossner Mission

Inhaltsverzeichnis.

Biblische Betrachtungen.

Die größte Freude 1
Der Anker unserer Seele 21
Der Geistestrieb 37
Unter neuer Obrigkeit 53

Aus dem heimatlichen Missionsleben.

Erinnerungen an den Goßnerschen Brüdertag 14
Drei Beschlüsse 40
Der 83. Jahresrechnungsbericht der Goßnerschen Missionsgesellschaft über das Jahr 1919 . 50

Von den Goßnerschen Missionsfeldern.

Warum die Kolskirche sich selbständig machte 5
Die Berichte der beiden Untersuchungskommissionen über unsere Kols-Mission 8
A. Bericht von Dr. Datta und Dr. Felt.
B. Bericht von den Herren Mukerji und Hodge.
Ein neuer Brief vom alten Pastor Hanukh 12
Todesnöte und Glaubenserweise 24
Konfessionelles Bewußtsein der Kolschristen 28
Pastor Anandmasih Soy † 29
Gebefreudigkeit unserer indischen Christen während der Kriegszeit 29
Eine Stimme aus der Kolsgemeinde zu ihrer schwierigen Lage 30
Allerlei Nachrichten aus Chota Nagpur während der Kriegszeit 33
Aus einem Brief des Pastors Daud Kujur in Gumla 44
Indische Bettler 45
Festschreiben an die Goßnersche evangelisch-lutherische Kirche in Chota Nagpur und Assam, Ranchi 56
Fünfundsiebzig Jahre Goßnersche Kols-Mission 1845–1920 58
Ein Kolschrist in der Fremde 64
Gebefreudigkeit 65
Nachricht aus der Gangesmission 67

Kurze Nachrichten aus der Goßnerschen Mission.

Rücktritt der Anglikaner 19
Die kirchliche Selbständigkeit unserer Kolskirche 20
Unsere Schulen in der Kols-Mission 20
Die Generalkonferenz in Ranchi 20
Unsere Pastoren und Katechisten befinden sich in Not 20
Pastor Daud Kujur in Gumla 20
Das 75jährige Jubiläum unserer Kols-Mission 20
Leipziger Missionar Brutzer 20

Gossner Mission

Lehrerseminar in Govindpur . . . 20
D. Nottrotts Kasualreden . . . 20
Die Kamerunmissionare H. Froese und Chr. Rosgat . . . 20
Missionar Fr. Otsas . . . 20
Die Teuerungsnot in unseren indischen Gemeinden . . . 36
Wiederanknüpfung der Korrespondenz der Missionare mit ihren eingeborenen Christen . 36
Mangel an weißen Missionaren . . . 36
Versammlung der ostpreußischen Missionsfreunde in Königsberg am 26. Februar . . . 36
Station Kondra. Jaspur . . . 36
Pfarrer Niehus † . . . 51
Veränderungen im Brüderkreise . . . 51
Aus der Gangesmission . . . 51
Aus der Kolsmission . . . 51
Geschwister Tennigkeit II . . . 52
Eine neue Frauen-Bibelschule in Lichterfelde . . . 52
„Im Lande der Sonne und des Todes" von Schwester Anna Lucas . . . 52
Bestimmungen der britischen Regierung, betreffend die Ausschließung der Missionare feindlicher Nationalität in Indien . . . 52
Die Indianer Nordamerikas . . . 52
Synodalbericht der Kreissynode Teltow . . . 52
Missionar Rupley und zwei amerikanische Damen in der Kolsmission tätig . . . 66
Regelmäßige Zuschüsse der amerikanischen Lutheraner für die Kolskirche . . . 66
Die Regenzeit . . . 66
Unsere höhere Englische Schule in Ranchi . . . 66
Das theologische Seminar in Ranchi . . . 66
Ordinationen der letzten Generalkonferenz . . . 66
Pastor Prabhusahay Manki † . . . 66
Ausarbeitung der Gemeindeordnung durch die Pastoren der Kolskirche . . . 67
Bau von Kapellen in Jaspur . . . 67
Unser diesjähriges Jahresfest . . . 67
Freundschaftliche Besprechungen mit der Berliner Mission . . . 67
Erste Internationale Konferenz der lutherischen Missionen . . . 68
Besprechung mit Vertretern des amerikanischen National Lutheran Councils . . . 68
Gründung eines Missionshilfsvereins . . . 68
Unser neues Jahrbuch . . . 68
Gaben der Liebe für das Missionshaus . . . 68
Erscheinen unserer Blätter . . . 68
Portoersparnis bei Quittungen . . . 68
Besondere Festgaben zum Jubiläum . . . 68

Allgemeines.

„Hinter der Front" von Pastor D. Schladebach . . . 18
Amerikas Eintreten für die deutschen Missionare . . . 31
„Was hat Gott vor?" Von P. Gerhard . . . 52

Statistik über die Goßnerschen Missionsgebiete.

Die letzte eingegangene Statistik siehe im Jahrbuch: „Stand und Arbeit der Goßnerschen Missionsgesellschaft im Jahre 1915". Seite 41—48.

Buchdruckerei Gutenberg (Fr. Zillessen), Berlin C, Waisstr. 17, 18.

Gossner Mission

Die Biene auf dem Missionsfelde.

Monatsblatt der Goßnerschen Missionsgesellschaft.

Nr. 1 3. | Berlin-Friedenau, Januar/März 1921. | 88. Jahrg.

Ein königlicher Wunsch.

So wollest Du Deinem Knechte geben ein gehorsam Herz.
1. Könige 3, 9.

Wünsche, Geburtstagswünsche, Weihnachtswünsche, Neujahrswünsche, Wünsche aller Art begleiten uns durch unser ganzes Leben, bis zu dem letzten Wunsch nach einem leichten Sterbestündlein. Wunschlos sein, hieße gefühllos sein. Wer sich nichts mehr wünschen könnte, wäre tot bei lebendigem Leibe.

In den Märchen und Sagen fast aller Völker kommen Fälle vor, da eine liebliche Fee oder ein gütiger Geist jemandem die Möglichkeit bietet, sich nach freier Wahl etwas Schönes zu wünschen. In der Regel fallen die dann geäußerten Wünsche sehr töricht aus, und das ist die Moral von solchen Geschichten, daß der Mensch meistens selbst nicht weiß, was ihm heilsam und nützlich sei, und daß sich sein törichtes Begehren an ihm selbst zu rächen pflegt.

Aber einmal geschah es auch in der heiligen Geschichte Israels, daß der wahrhaftige Gott selbst einem Menschenkinde die Gelegenheit gewährte, sich etwas zu wünschen. Es war der junge König Salomo, dem sich der Herr im Traume nahte, und also sprach: „Bitte, was ich dir geben soll." Eine hohe Gnade, eine verantwortungsschwere Aufgabe! Welche Antwort wird der Angeredete geben auf die große, ja allumfassenden Wahlfreiheit, die ihm der Allmächtige mit solcher Aufforderung verstattet hat?

Salomo war eben erst zum Throne gelangt. Da denkt er in diesem feierlichen Augenblick, da Gott ihm erscheint als Erfüller irgend eines Wunsches, nicht an die Befriedigung einer irdischen Lust oder Begierde, er denkt — in der Tat ein königlicher Zug! — an die Erfüllung seiner königlichen Pflichten. Er kommt sich wie ein kleiner Knabe vor, der weder das Woher noch das Wohin seines Lebens kennt. Er, der Anfänger im Regentenamt, der Jugendliche, der Unerfahrene soll ein großes, bedeutendes Volk leiten, ein Volk, das noch dazu Gottes Volk ist. Nur eine Bitte kann er angesichts solcher Last auf seinen schwachen Schultern über die Lippen bringen: „Gieb Deinem Knecht ein gehorsam Herz, daß er Dein Volk richten möge und verstehen, was gut und böse ist."

Und Gott erhört und gewährt noch über Sein Bitten. Salomo wird ein weises und verständiges Herz gegeben, und dazu erhält er auch noch, was er nicht erbeten, nämlich: Reichtum und Ehre, sowie langes Leben, falls er wandle in den Wegen seines Vaters David.

Ja, so möchten wir denken, das war eben Salomo, der Vorzugsmensch, der Liebling Gottes, wer aber sind wir? Wie können wir annehmen, daß sich uns Geringen, uns Alltagsleuten, die göttliche Huld in gleicher Fülle nahen werde?!

Allein wir sind in Christo. Und Christus ist mehr denn Salomo. Darum haben Christi Jünger zum wenigsten ebenso viel Recht, vor ihren himmlischen Vater hinzutreten und ihre Wünsche und Anliegen vorzubringen. Daß wir es nur tun im Sinn und Geist Salomos, daß wir es nur tun in salomonischer Weisheit! Ganz ausdrücklich aber sagt uns der Jakobusbrief, daß dem einfältig Bittenden, wenn ihm Weisheit mangelt, gerade sie ihm unbedingt von Gott gegeben werde. Und das gilt nicht bloß von ganz besonders Hochstehenden, nein, von jedem ohne Unterschied, der Salomos Wunsch zu dem seinigen macht.

Gossner Mission

Hier stehen wir auf dem Felsenboden göttlichen Wohlgefallens, göttlichen Zusicherung. Denn Gott will weise und gehorsame Kinder haben. Wenn wir nun wollen, was Er will, muß Er uns geben, was wir wollen, und was Er will!

Salomonische Weisheit, der Wunsch nach einem gehorsamen Herzen, ist das wichtigste Erfordernis der Zeit. Wie nötig haben sie alle Obrigkeiten! Menschen zu regieren war schon immer eine schwere Kunst. Vollends aber jetzt, wo störrisches, aufgeblasenes Wesen ein Grundzug des Charakters der Gegenwartsmenschen ist! Gewiß, wir sollen für die Obrigkeit beten; aber vor allem soll sich die Obrigkeit auch selbst an Gott wenden und sich ein weises und gehorsames Herz erbitten.

Auch wer nicht ein großer König ist, auch wer nur sozusagen ein kleiner Zaunkönig ist, wer überhaupt nur einem Kreise von Menschen vorsteht, sollte sich die unentbehrliche salomonische Weisheit zu verschaffen suchen, er sei Vater oder Erzieher oder Lehrer oder Meister oder Vorgesetzter von irgendwelchen Untergebenen. Wer Gott nicht gehorsam ist, kann nicht erwarten, daß die Menschen ihm gehorchen. Wer nicht in Gott weise ist, wird bald in seiner Torheit vor den Leuten lächerlich werden, zumal wenn er sie beherrschen will, wenn er Würde und Wertschätzung von ihnen beansprucht.

Machen wir uns wie Salomo klar die Aufgaben, die unsere Zeit an uns stellt. Wie Riesenberge stehen sie vor uns. Unsere Pflichten sind auf allen Gebieten und in jedem Betracht ungewöhnliche geworden. Da bedürfen wir auch mehr als gewöhnliche Klugheit zu ihrer Ausrichtung. Höhere Weisheit, Weisheit von oben ist uns jetzt nötig — oder wir vergehen. Hat uns nicht der Herr selbst in solche Notlage hineingebracht, daß wir endlich einsehen möchten, daß wir mit unserm kleinen Hirn nicht die Dinge meistern können, sondern daß Er, der Allweise, uns die wahre Weisheit schenken muß, damit wir, wenn wir uns weise dünken, nicht zu Narren werden?

Im Missionsleben werden uns jetzt auch Aufgaben gestellt, die über unsre Kraft gehen. Wir betonen: über unsre Kraft. Denn Gott kann und will auch heute noch in den Schwachen mächtig sein. Noch nie war die Lage der Mission so voller Fragen, so voller Bedrängnisse von innen und von außen, so anscheinend hoffnungslos, wie eben jetzt. Denken wir doch einmal besonders mitfühlend an die armen Missionsleiter in der Heimat! Sie sollen neue Wege weisen, wo die alten nicht mehr, oder wenigstens vorläufig nicht gangbar geworden sind. Manche Missionsfreunde verlangen stürmisch nach „neuen Parolen". Und wenn ihnen entgegengehalten wird, es sei jetzt nun einmal Wartezeit im Reiche Gottes, wenigstens für uns deutsche Christen, dann geben sie zu verstehen, es sei schon genug gewartet, und sie wollen Taten sehen, wo man sich besten Falles nur erst auf Taten vorbereiten kann. Vergessen wir es doch nicht, daß wir dem Vater nicht Zeit und Stunde vorschreiben können für neue Unternehmungen, wo noch der ernsteste Kampf um die Erhaltung oder Wiedergewinnung des Alten fortgeht, wo wir schwer ringen müssen, die jetzt unter uns weilenden Missionarsfamilien hindurchzubringen, deren Väter zum großen Teil nun der heimischen Christenheit dienen, also wahrlich nicht müßig am Markte stehen. Vergessen wir auch nicht, daß auf den Herrn harren, nicht Faulheit ist, und daß Beten auch Arbeit, tiefste Seelenarbeit in sich schließt! Auch das unausgesetzte Prüfen und Beraten neuaufgetauchter Pläne und Ratschläge, das Ausschauen nach irgendwelchen Missionsmöglichkeiten, das Abschätzen des jetzt erreichbaren und der unabsehbaren Folgen von Augenblicksentschlüssen für die Zukunft gehört jetzt zu unsern Berufslasten. Das alles liegt den Missionsleitern ob. Darum bedürfen sie einer Weisheit, die nicht von dieser Welt ist, und das noch um so mehr, als es sich hier um Angelegenheiten des Reiches Gottes handelt! Es war Salomo gewiß, daß es leichter sei, ein Heidenvolk zu regieren, als das auserwählte Gottesvolk. Hier galt es, in allen Dingen Gottes Willen zu erkennen und danach auch zu handeln in Gerechtigkeit und Gericht. Auch heute noch ist es viel einfacher, mit den gewöhnlichen Mitteln gewöhnliche Menschendinge zu erledigen, als Geistliches geistlich zu ordnen und zu richten, Himmlisches in himmlischer Art, in der Gesinnung und Geisteskraft dessen, der mehr ist wie Salomo in aller seiner Herrlichkeit. Jetzt müssen wir uns darauf besinnen, welche Gaben und Güter uns zur Verfügung stehen, um unserer hohen Mission willen eingreifen zu können in die Geschicke der Völker.

Aber ist denn das möglich? Steht nicht schon der einzelne Mensch vor seinem Schicksal so völlig machtlos, wie es etwa ein Maler unserer Zeit dargestellt hat? Da sieht man einen starken Mann, mit schweren Ketten gefesselt an Hals, Händen und Füßen mit gesenktem Haupte, schlaffen Armen, schleppenden Beinen, einem furchtbaren tierischen Riesenrachen mit fletschenden Zähnen und glühenden Augen entgegenwanken. Der Mann, so sagt sich der Beschauer, ist unentrinnbar seinem Verderben ausgeliefert. Ist das aber wirklich unsere Lage, ist das die Freiheit der Kinder Gottes, die doch, zum wenigsten in einem gewissen Grade, schon für die Gegenwart besteht, wie denn ein Paulus ausrufen kann: „Bin ich nicht frei?" Wer mit seinem Gott verbunden ist, darf und kann und soll einwirken auf sein Schicksal. Für ihn ist das Schicksal nicht wie bei den Heiden jene entsetzliche Gewalt, der sich

Gossner Mission

schließlich sogar die seligen Götter beugen müssen. Der Christ hat im Geiste Zugang zum Herzen seines Vaters durch den Sohn. Dem Christen gilt noch heute das Gnadenrecht: „Bitte, was ich dir geben soll." So hat er allerdings damit eine gewisse Macht erhalten, sein Ergehen im Guten oder Bösen mitzubestimmen. Ja noch mehr! Die Gemeinde Gottes in allen ihren Gliedern nimmt damit auch Teil am großen Weltergehen und Weltgeschehen! Oder behaupten wir damit etwas Unerhörtes? Ist es nicht die alte Wahrheit, die der Freiherr von Pfeil in die wohlbekannten, immer noch nicht genug beherzigten Verse gegossen hat: „O der unerkannten Macht von der heilgen Beten! Ohne das wird nichts vollbracht so in Freud als Nöten; Schritt vor Schritt wirkt es mit wie zum Sieg der Freunde, so zum End der Feinde."

Wie furchtbar schwer hat jetzt die Mission zu leiden unter der Vergewaltigung seitens der Weltmächte! Wir können deren Maßnahmen nicht mit gleichen oder gar stärkeren Machtmitteln begegnen. Aber wir haben die Macht, unsere Gebetswünsche dem Herrscher und Lenker aller Dinge vorzutragen, daß er nicht nur uns selbst, sondern auch unseren Gegnern ein weises und gehorsames Herz gebe, in allem Seinem Willen zu vollbringen. So können wir in all unserer Ohnmacht doch auch heute helfen, Weltgeschichte und Missionsgeschichte zu machen! Aus Salomos königlichem Wunsche floß seine friedliche und glanzvolle Regierung. Sind die Christen als die geborenen Beter auf dem Plan, wird sich ihr Einfluß irgendwie zu Heil und Segen auch auf die irdischen Regierungen geltend machen müssen.

Salomos Wunsch war aber auch in dem Sinne ein königlicher, daß er im Grunde alles andere Wünschenswerte in sich schloß, so wie Jakobus (2, 8) das Gebot der Nächstenliebe das „königliche Gesetz" nennt, weil es alle anderen umfaßt. Stehen wir nur in einem gehorsamen, und damit weisen Herzen recht zu Gott, so muß alles gut werden, wie dem alles Uebrige zufällt, der zuerst nach dem Gottesreiche und dessen Gerechtigkeit trachtet. Nicht einzelne Sonderwünsche hat der junge Monarch auf Gottes Angebot geäußert. So hat er nicht langes Leben sich erbeten. Er wußte, daß Leben immer ein Erleben ist, und daß es nicht darauf ankommt, wie lange man lebt, sondern was man im Leben zu erleben bekommt! Auch um Gesundheit bat er nicht. Denn sie kann uns auch zur einseitigen Weide des Fleisches verführen! Gott rechnet es ihm auch hoch an, daß er nicht gebeten hat um seiner Feinde Seele. Denn Rachedurst trifft oft den am meisten, der ihn äußert. Im besten Falle würde es sich bei all diesen Wünschen nur um Güter handeln, die einen sehr bedingten Wert haben. Das aber war seine Weisheit schon beim Wünschen selbst, daß er um e i n Gut bat, das unter allen Umständen ein unbedingtes Gut ist: das gegen Gott gehorsame Herz.

Lassen auch wir alle unsere Wünsche, für uns selbst, für unsere Lieben, für unser Werk, für Vaterland und Menschheit aufgehen und gipfeln in dem einen: „Gib, Du Gott aller Weisheit, allen die überhaupt nach Dir fragen, gehorsame Herzen.. Dein Sohn selbst, der große Friedensfürst, der wahre Salomo, ward vollendet, da er im Gehorsam den Kreuzesweg ging. Laß uns ihm folgen auf dieser königlichen Bahn!"

Wie unsere Kolskirche ihr 75jähriges Jubiläum begangen hat.

Nun sind darüber die ersten Nachrichten eingegangen. Wir geben zunächst den Bericht, der darüber in unserer christlichen Zeitschrift „Gharbandhu" („Der Hausfreund"), in Ranchi in Hindi herausgegeben, in der Nummer vom 1. Dezember 1920 erschienen ist. Er lautet:

„Vom 19.—23. vorigen Monats wurde in Ranchi die Feier des 75jährigen Jubiläums der Gründung unserer Gemeinde mit großer Freude begangen. Schon vor dem 19. begannen die Pastoren, Brüder und Schwestern der verschiedenen Zweiggemeinden sich einzustellen. Von einigen anderen Missionen abgeordnete Missionare und eingeborene Pastoren waren gleichfalls anwesend, um an dieser unserer Freude teilzunehmen. Zur Abhaltung der Feier waren viele Vorbereitungen nötig gewesen. Die Wege und Plätze der Ranchi-Station herzurichten, die Gebäude auszubessern, die Kirche würdig auszuschmücken, hatte Herr Missionar Rupley keine Mühe und Kosten gescheut. Von der Gemeinde aus hatte der Kirchenrat auf beiden Seiten des Stationsplatzes vielerlei Fahnen eingraben und Flaggen aufhängen lassen, und an den Wegen waren sieben große Torbögen aufgerichtet worden, von denen die drei mittleren mit Tüchern behängt waren, deren eins das Wort „Glaube", das andere „Liebe", das dritte „Hoffnung" aufgenäht trug. Am Abend des 21. brannten zu beiden Seiten der Wege Lichtguirlanden, wie Sterne; die Station war taghell erleuchtet. Tag und Nacht wurde Musik gemacht und gesungen.

Am Freitagabend wurde durch Kanonen-

Gossner Mission

schläge der Beginn der Feier kundgemacht, und während ihrer ganzen Dauer wurden zu Beginn und zum Schluß jedes Aktes Kanonenschläge losgelassen. Alles vollzog sich genau, wie es auf dem Programm verzeichnet war. Als sich die Brüder und Schwestern aus Ranchi und von den Dörfern versammelt hatten, war der ganze Stationsplatz lebendig. Etwa 3000 Personen kamen auf der Station zusammen und nahmen an der Feier teil. Für die Beköstigung der Brüder und Schwestern vom Lande war gut vorgesorgt worden. Die Missionare, Missionarinnen und eingeborene Pastoren waren in den verschiedenen Bangalows untergebracht, die Brüder hatten im Rasthaus und an andern Orten sowie unter großen Bäumen Unterkunft gefunden.

Am Sonntag, um 6 Uhr, wurde auf dem Friedhof eine Andacht gehalten. Im Vormittagsgottesdienst wurden von drei eingeborenen Pastoren sieben neue Pastoren ordiniert; nachmittags wurde das heilige Abendmahl ausgeteilt. Am selben Tage, vormittags, predigte der Missionar von Chindwara[1]) zu der Gemeinde in Hindi sehr schön von der Liebe.[2]) Am Montag war die Sitzung der Delegierten. Dieselbe fand unter einem Zeltdach statt, welches vor dem Gedenkstein auf dem Stationsplatz errichtet worden war. Zu der Sitzung war von der Regierung von Bihar und Orissa der Herr Regierungspräsident als Vorsitzender entsandt worden. Alle Missionare, die als Vertreter gekommen waren, erschienen einmütig, und jeder gab in kürzerer oder längerer Rede seiner Freude über dieses Werk Ausdruck. Einer sprach die Hoffnung aus, daß wenn nach weiteren 25 Jahren wieder ein Jubiläum, das 100jährige, gefeiert werde, die Freude noch fünfmal größer sein möge, als jetzt.

Außerdem wurden mancherlei Spiele aufgeführt, deren viele Zuschauer, Männer und Frauen, Knaben und Mädchen, sich wie noch nie daran ergötzten. An zwei Abenden wurde auf dem Platz nördlich vom alten Internat das Schauspiel „Die Pilgerreise" aufgeführt. Der Inhalt und die Darstellung des Stückes waren sehr schön. Wenn in den Pausen nicht Possen gemacht worden wären, würde die Absicht, mit der das Stück gegeben wurde, erfüllt worden sein. Man hört, daß 900 Rupies für die Jubiläumsfeier in der ganzen Gemeinde gesammelt und für den Schmuck der Station, die Verpflegung der Gäste und noch andere gute Werke verausgabt worden sind."

Der Schreiber bedauert dann noch in längerer Ausführung, daß der Kirchenrat nicht für eine dauernde Erinnerung an das Jubiläum (Gedächtnistafel, Stiftung oder Aehnliches) Sorge getragen habe.

Daran schließen wir ein briefliches Stimmungsbild eines einzelnen, nämlich des Elias Purti in Ranchi, ebenfalls vom 1. Dezembr 1920:

„Wir lutherischen Christen von Chota Nagpur haben vom 19.—22. November hier mit großer Freude und im Frieden das 75jährige Jubiläum unserer lutherischen Kirche gefeiert. Dazu war auch mein Bruder Samuel aus Giridhi gekommen, und von den verschiedenen Stationen hatten sich die Pastoren, Katechisten und Laienbrüder versammelt und auch von einigen anderen Missionen waren Missionare und eingeborene Geistliche anwesend, um mit uns fröhlich zu sein. Es hatten sich etwa 5000 christliche Brüder und Schwestern versammelt, und wenn nicht gerade Ernte- und Dreschzeit gewesen wäre, so wären noch mehr gekommen, um mit uns Gott zu loben und fröhlich zu sein. Als sich der Festzug bildete, füllten die Leute von der Kirche bis zur Druckerei die ganze Straße und gingen dichtgedrängt, so daß er sich vor der Menge der Leute nur ganz langsam vorwärtsbewegen konnte, und wer auf der Straße keinen Platz fand, ging neben derselben her. Die Missionare und Pastoren aus anderen Missionen, welche da waren, waren ganz erstaunt, daß wir solch eine Menge waren, und ein eingeborener Pastor von Chindwara sagte, nachdem er diese große Schar gesehen hatte, am Tage seiner Abreise: „Ich hatte so viele christliche Brüder und Schwestern noch nie beisammen gesehen; mein Herz ist so voll Freude geworden, daß ich selbst meine Familie vergessen habe."

Wir haben nun solche Freude gehabt, aber durch wessen Gnade und Barmherzigkeit? Nur durch Gottes große Gnade haben wir uns so freuen können und durch Ihre Güte, in deren Herzen Gott die Liebe entfachte, zu uns Niedrigen zu kommen und uns Verirrten sein kostbares Evangelium zu verkündigen. Wir danken Ihnen*) von ganzem Herzen — und Gott, der Sie zu uns gesandt —, durch deren Anstrengungen wir jetzt den Weg des Lebens kennen und auf jenem Evangelium, aus dem wahres Leben fließt, stehen. Der Herr gebe gnädigst — und bitten Sie auch weiter für uns Schwache darum —, daß unsere Füße von jenem ewigen Felsen nicht gleiten mögen; und Er gebe auch Ihnen den Lohn Ihrer Anstrengung, die Sie sich keine Mühe verdrießen ließen, uns in Freud und Leid das Wort und den Weg des Heils zu weisen."

---

[1]) Station der schwedischen Vaterlandsstiftung in Zentralindien unter den Gonds.
[2]) Sein Text war Joh. 13,31b.

*) Der Verfasser denkt hier besonders an seine alten Lehrer, die noch in der Heimat lebenden früheren Missionare Pastor Kröcher und Pastor em. Beyer.

Gossner Mission

Aus dem reichhaltigen Festprogramm, das ganz abzudrucken uns der Raum fehlt, sei noch folgendes mitgeteilt:

Der Gottesdienst am Freitagabend, dem 19. November, war als Buß- und Betfeier gedacht, die angemessenste Einleitung zum Ganzen. Die einzelnen amtierenden Pastoren beteten: für den würdigen Verlauf des Jubiläums; für die lutherischen Kirchen in der ganzen Welt; für alle christlichen Kirchen auf Erden, den King-Emperor, für das britische Reich und alle Obrigkeiten; endlich für die Bekehrung der nichtchristlichen Welt. Zwischen den Gebeten wurden passende Lieder gesungen.

Der Sonnabendmorgen brachte sodann den großen Festzug vom Denkstein und dahin wieder zurück durch das ganze Missionsgrundstück. Daran schloß sich die öffentliche Versammlung unter Vorsitz des Vertreters des King-Emperor. Unser Sekretär, Patras Hurad, gab einen Bericht über die Kirche. Dann hielt Dr. Aberly aus Guntur eine Ansprache. Auch war eine solche des anglikanischen Metropoliten oder dessen Stellvertreters vorgesehen. Beim 6 Uhr-Abendgottesdienst predigte Missionar E. Neudoerffer.

Sonntag, den 21. November, war der Hauptfesttag. Früh 5 Uhr traf man sich am Denkstein. Dann gings zu einem kurzen Gottesdienst auf den Kirchhof. Der Hauptgottesdienst fand um 10 Uhr in der Christuskirche statt, woran sich die Ordination von sieben Predigtamtskandidaten schloß und nachmittags 2½ Uhr ein besonderer Abendmahlsgottesdienst.

Montag war als Nachfeiertag gedacht, an dem die Abgesandten der verschiedenen kirchlichen und missionarischen Körperschaften ihre Wünsche darbringen konnten. Es folgten sportliche Veranstaltungen, und Abends indische Musikaufführungen in verschiedenen Sprachen (Urao, Mundari, Bengali, Santhali, Kharia, Urdu, Hindi, Süd-Indisch). Zum Schluß wurde Luthers „Ein feste Burg" angestimmt. Mit Gebet und Segen des Seniors Hanukh Lakra endigte die Feier.

Am Dienstag, dem 23. November, vereinigten sich dann zu einer Sonderkonferenz die Abgesandten der verschiedenen lutherischen Gemeinden in Chota Nagpur und Assam zur Beratung und Annahme des Entwurfes einer Kirchenverfassung.

Besondere schriftliche Grüße hatten gesandt im Namen der Vereinigten Lutherischen Kirche in Amerika der Präsident F. H. Knubel, der Abgesandte des Nationalen Lutherischen Kirchenrates (i. V. Sheatsley, sowie im Namen des Nationalen Lutherischen Kirchenrates von Amerika der geschäftsführende Sekretär O. C. Mees.

Das (in unserer vorigen Nummer abgedruckte) Festschreiben unseres Kuratoriums wurde, wie wir gewünscht hatten, beim Festgottesdienst in der Christuskirche, bei dem auch Engländer und Amerikaner gegenwärtig waren, von dem Sekretär unseres Kirchenrates, Patras Hurad vorgelesen. Ganz richtig legte er diesen Hirtenbrief dahin aus, daß eine Tötung oder eine Beeinträchtigung des Geistes der kirchlichen Autonomie in unseren Christen damit nicht beabsichtigt sei, daß er im Gegenteil gestärkt werden solle. Mit lauter Stimme fügte er aber hinzu, daß, wenn auch die Kirche Autonomie erklärt hätte, das Band oder die Beziehung zwischen Vater und Sohn nicht gelöst werden könne. Auch wenn ein Sohn das mündige Alter erreicht habe, kann er nicht und wird er auch nicht den elterlichen Zusammenhang mit Vater oder Mutter verleugnen. In gleicher Weise, solange das Luthertum in Chota Nagpu bestehen bleibt, wird auch die Beziehung von Vaterschaft und Sohnschaft entsprechend bestehen bleiben zwischen den deutschen Lutheranern und den Chota Nagpur-Lutheranern.

Wir freuen uns dieses Zeugnisses.

Ein Jubiläumsbild.

Der eingeborene Pastor Nottrott Tiru hat uns eine Zeichnung gesandt, die wir bei den jetzigen Teuerungsverhältnissen, zumal im Kunst- und Buntdruck, bedauern unseren Lesern nur in Form einer Beschreibung, nicht in sichtbarer Wiedergabe, vorführen zu können.

Auf blauen Wogen fährt ein blaues Schiff. Es trägt die Inschrift: „Goßners 75-Jahresschiff", darunter „1. Samuel 7, 12 EBEN EZER". In seinem weißen Innenraum lesen wir die Worte: „Die Lutherische Kirche in Chota Nagpur und Assam. 101 712 Passagiere." Anstelle des Mastes steht, ruhend auf einem größeren Buch, dem Alten Testament, und darüber einem kleineren, dem Neuen Testament, ein großes rotes Kreuz, blau umrändert. Die „Liebe" steht mitten darin geschrieben. Zwei Fähnlein zweigen sich vom Kreuze ab: „Der Glaube" und „Die Hoffnung". Darüber 1. Kor. 13, 13. Um das ganze Schiff herum sieht man 24 Rettungsboote gestellt. Jedes, mit einem Fähnlein geschmückt, trägt den Namen einer der Hauptstationen unserer Mission, darin die betreffende Seelenzahl der Christen angegeben, z. B. Kinkel 9556, Koronjo 8911, Govindpur 12 078, Takarma 7095, Baitabhanga 899. Um alle die kleinen Schiffchen das Wort Matth. 8, 25: „Herr, hilf uns, wir verderben!" Endlich be-

Goßner Mission

merken wir am Bugsprit und am Achterdeck je eine Fahne mit dem Buchstaben A einerseits, O andererseits.

Nicht wahr, das ist ein beziehungsreiches, vielsagendes Bild? Für unsere Freunde bedarf es keiner weiteren Ausdeutung. Es spricht für sich selbst. Kannst du, lieber Leser, das frohe Gefühl haben, zur Ausrüstung, zur Fahrt dieses großen Missionsschiffes, das so viele Seelen birgt und rettet, auch etwas beigetragen zu haben? Ja, fährst du in einem ähnlichen Schiff, und bist du selber geborgen und gerettet durch deinen mitfahrenden Herrn, dem Wind und Meer gehorsam sind?

Der himmlische Hochzeitszug.

(Eine kurze Dramatisierung der Verhältnisse der luth. Kirche in Chota Nagpur von Joel Lakra Student des St. Pauls-Collegiums in Calcutta.)

Uebersetzt von Missionar C. Mehl aus dem „Gharbandhu".

Ein Palki mit einer Jungfrau, Träger vorne und hinten, auf dem Wege zum Hause des angetrauten Gatten. Der Palki: die äußere luth. Kirche von Chota Nagpur, die Jungfrau: die wirklich gläubige Gemeinde. Die Träger vorne: die Gemeindearbeiter; die Träger hinten: die Laien.

Die niedergeschlagene Jungfrau wird von den Trägern getröstet:

Du, die sich für arm, dumm und unglücklich hält, sollst nicht traurig sein, nicht bekümmert wegen Geldsorgen, nicht betroffen wegen Mangels an Schmuck, wir sind alle Diener des Herrn und dir treu zugetan.

Der Teufel, zornig, hält ein Selbstgespräch: Woher diesen Einfältigen solcher Mut? Ist meine Mühe alle zu Sand geworden? All mein Tun zu nichte? Werden diese schwarzen, dummen Nagpurias den Palki allein forttragen, in dem die geschmückte Geliebte Christi des Lammes, des heldenhaften Bräutigams ist? Ich will ihnen aller Art Schrecken einjagen, Trübsal verursachen; wenn sie in jene Wüste gelangen, soll sie der fürchterliche Mangel an Brot, Mitteln und Leuten umgeben, daß die vorne nach „Gehalt" schreien und die hinten „Arbeiter" suchen. Fällt der Palki auf der einen Seite, muß er auch auf der andern fallen. Dann werde ich die edelsteingeschmückte Königin fortnehmen und in Chota Nagpur die Siegesfahne aufpflanzen.

Die Jungfrau, voll Sehnsucht nach dem schwiegerelterlichen Haus und voll Zuversicht, singt:

Wo ist das diamantene Haus, Lieber; wo das goldbedeckte Schloß? Wo glänzen die 700 Tore, wo die 7 Heldenscharen? In der Welt ist viel Trübsal, meine Seele weint, nach Hause zu kommen, o Herr. Der Teufel brüllt grimmig, hör es, Herr; stolz schreitet der Feind umher. Grausam, schamlos hetzt er, wenn er kommt, Herr, wieviel Anläufe hat er gemacht! Jesu Christ, wir fürchten uns nicht, wenn der Herr mit dem Hochzeitszuge geht.

Die Gemeindearbeiter sind mutig; sie singen: Wieviel uns auch der Teufel Not verursache, wir werden nicht weichen; wir werden immer mit dir gehen, du Königin. Deine Blutskraft, o Lamm, wird nie aufhören. Die Geschichte der Nagpurgemeinde wird immer bestehen bleiben.

Die Laien haben Zuversicht; sie singen: Brülle, Teufel, warum sollen wir uns fürchten? Halte du Geld für das Wichtigste; warum soll der Glaube aufhören? Himmel und Erde mögen wanken, aber wir werden nicht von der Gemeinde weichen. Beruhige dich, gebenedeite Jungfrau, wir gehören alle Christo an und nehmen furchtlos die schwere Last auf uns. Mag kommen, was da will, nichts soll uns von der Liebe Christi trennen.

Der Teufel ist hoffnungslos und fliegt davon. Er singt: (Melodie: Jerusalem, du hochgebaute Stadt):

Wenn Christi Knechte von Chota Nagpur furchtlos mit dem Palki fortziehen und mein Arm die schöngeschmückte Braut Christi nicht rauben konnte, dann fliege ich mit ausgebreiteten Flügeln von Chota Nagpur fort nach der Hölle. Wenn die Pastoren fest wie Fels stehen, ebenso die Katechisten und Lehrer, und die Laien von ihrem kostbaren Glauben niemals abweichen, muß ich mich für geschlagen erklären, und der Sieg ist Jesu. Da muß ich das Juwel Nagpur aufgeben und ziehe mich in die Hölle zurück.

Die Palkiträger sind voll Freude und Zuversicht; sie singen:

Jesus, der mit Herrlichkeit kommt, ist unsere Zuflucht; furchtlos tragen wir den Palki weiter, bis wir dem Bräutigam begegnen. Wir wollen hier geduldig ausharren, solange die Nacht währt und nach dem Morgen ausschauen, da wir dann bei Jesu sein werden.

(Anm.: Die Gesänge der verschiedenen Personen sind an Kirchenlieder angelehnt, unter Benützung einzelner Zeilen derselben.)

Gossner Mission

Die „Christliche Studenten-Bewegung" und die deutschen Missionen.

(Aus dem „Christian" vom 13. Jan. 1921.)

Anfang Januar fand in Glasgow (Schottland) eine Konferenz der Christlichen Studentenbewegung (Studentenbund für Mission) statt, an der etwa 2500 Studenten und Studentinnen teilnahmen, und die von Delegierten aus 36 Ländern beschickt war. Einer der Verhandlungsgegenstände war „Die Notwendigkeit einer besseren Welt", worüber Viscount Grey sprach. Er sagte ganz offen, daß die nationale Politik der großen Länder noch in beklagenswerter Weise des christlichen Geistes ermangele und daß man, solange derselbe nicht da sei, von einer neuen Welt nicht einmal träumen dürfe.

Bei den Verhandlungen am Donnerstag (6. Januar) wurde ein Brief von Herrn Paul Humburg verlesen, der ausführte, daß die Abwesenheit deutscher Delegierter von der Konferenz nicht als Unfreundlichkeit gegen die Bewegung angesehen werden möchte; dieselben hätten vielmehr das Gefühl, daß angesichts der Lage, in welche die deutschen Missionen durch den Krieg gekommen seien, die Anwesenheit für sie zu peinlich sein würde, und daß eine Besprechung, die über die deutschen Missionen stattfinden könnte, in Abwesenheit deutscher Delegierter offener sein würde.

Es wurde klargestellt, daß die Abwesenheit der Deutschen nicht als unfreundliche Handlung angesehen werden solle. Der Sekretär, Rev. Tatlow, sagte, er habe die Deutschen dringend aufgefordert, zu kommen, aber sie seien bei ihrem Entschluß geblieben, obwohl viele ihrer Glieder sehr wünschten, vertreten zu sein. Weiter teilte er den Inhalt seiner langen Botschaft an die Konferenz — einer Denkschrift über die Lage der deutschen Missionen — vom Deutschen Christlichen Studentenbund mit. In diesem Schriftstück wird darauf hingewiesen, daß von Britisch-Indien, der Goldküste, Kamerun, Togo, Deutsch- und Britisch-Ostafrika, Aegypten, Türkei, Persien, Britisch-Betschuanaland, Amboland, Hongkong, Nord-Borneo sämtliche deutschen Missionare entfernt worden sind und einzelne von fast allen andern Missionsfeldern, ausgenommen Holländisch-Indien. In der Beschreibung der während des Krieges nach und nach erfolgten Fortführung der deutschen Missionare von ihrem Werk schließt der Bericht die Anführung von typischen Fällen mit der Bemerkung: „Es würde zu viel Zeit in Anspruch nehmen, die ganze Geschichte der Vergewaltigung und Mißhandlung deutscher Missionen und Missionare zu wiederholen." Die Denkschrift beklagt, daß die Verhältnisse schlimmer werden trotz des Friedens und trotz der Entschließung des Ausschusses der Konferenz britischer Missionsgesellschaften, die der Ueberzeugung Ausdruck gab, daß Freiheit, das Evangelium Christi allen Völkern zu bringen, den Bürgern aller Nationalitäten gewährt werden müsse. Der Vertrag von Versailles, so war hinzugefügt, brandmarke die deutschen Missionen als geächtet (outlawed) und rechtsbeschränkt. Ungefähr 1400 deutsche protestantische Missionare werden durch die Ausschließungspolitik den Deutschen gegenüber daheim festgehalten zu einer Zeit, da die angelsächsischen Völker nicht imstande seien, ihre Lücken auszufüllen.

Herr Tatlow erklärte, daß ihnen von den Leitern der Missionsbewegung in Großbritannien versichert worden sei, sie täten alles in ihrer Macht, um die Beschränkungen für deutsche Missionen, die durch den Krieg verursacht wurden, aufzuheben. Er glaube, er spreche für die ganze britische Studentenbewegung, wenn er sage, sie wünschen deutsche Studentenfreiwillige so frei zu sehen wie ihre eigenen, dem Ruf zur Arbeit in irgendeinem Teil der nichtchristlichen Welt, dahin sie Gott rufen möge, zu folgen.

Seitenblicke auf Goßner.

Von G. A. Rupley.*)

In der Christuskirche zu Ranchi versammelten sich im März vorigen Jahres 200 Gemeindevertreter zu einer fünftägigen Konferenz, einschließlich Ausschußsitzungen. Eine Uebersetzung des Programms folgt hiermit: Den 20. März 1920, Sonnabend 6 Uhr abends: Gebetsversammlung in der Kirche. Leiter: Pastor Isahak Ekka. Gegenstand: 1. Für den Schutz der Kirche. Pastor Mansidh Hemrom. 2. Für die geistliche und leibliche Förderung der Jugend. Pastor Patras Kandulna. 3. Für die Wohlfahrt des Landes. Pastor Dhankumar, Chainpur.

*) Es ist das der amerikanische lutherische Missionar, der jetzt in Ranchi eine leitende Stellung als Sekretär des „Beirats" (Advisory Board) und des „Treuhänderrates" einnimmt.

Gossner Mission

Den 21. März, vormittags: Gottesdienst, Liturgie. Pastor Nathanael Sandil. Predigt. Pastor Nottrott Tiru. Nachmittags: Heiliges Abendmahl. Pastor Hurad. Assistent. Pastor Mansidh Purti.

Den 23. März, Monag, 8—10 Uhr: Allgemeine Versammlung. Pastor Daud Kujur. Gemeindebericht. Vom Vorsitzenden Pastor H. D. Lakra. 3—5 Uhr: Was lehrt uns Apostelgeschichte 4, 32—35 über die Einheit der Gemeinde? Kandidat Johann Tirki. Vorsitzender Pastor Markus Topono. Abends 6 Uhr: Vortrag (erbaulich). Kandidat Paulus Tirki.

Den 23. März, Dienstag 8—10 Uhr: Sitzung der Gemeindevertreter. Vorsitzender Pastor Rufus Lakra. Was können wir für die Erhaltung und Förderung der Schulen tun? Kandidat Paulus Manki, Burju. 3—5 Uhr: Sitzung der Gemeindevertreter. Pastor Purnprasad Minj. Bericht über Gemeindeeinnahmen und Ausgaben. Babu Nirmal Soy. Abends 6 Uhr: Vortrag (wissenschaftlich). Babu Christkalyan Kongadi.

Den 24. März, 8 Uhr vormittags: Sonderversammlung der Pastoren und Kandidaten. (Nur solche haben Zutritt). Vorsitzender Pastor H. D. Lakra.

Am Sonntagmorgen wurden zwei Kandidaten ordiniert. Es waren Männer, die im Seminar ausgebildet worden waren, welches während des Krieges geschlossen werden mußte; beide haben seither treulich in der Gemeinde gearbeitet. Damit hat die Kirche 37 Pastoren. Es ist leicht zu verstehen, daß unter 90 000 Christen sofort dreimal 37 Pastoren angestellt werden könnten. Aber ihre Heranbildung wird viele Jahre in Anspruch nehmen.

Die Konferenz suchte offenbar tastend ihren Weg. Die neue Kirche hat sich erst vor so kurzer Zeit organisiert, daß eine förmliche Verfassung noch nicht ausgearbeitet ist. Aber aus dem Programm ist zu ersehen, daß die Gedanken der Führer sich auf den notwendigen Grundlinien bewegen. Sie sind besonders um die Schulen und das Seminar besorgt, denn sie sehen so klar wie wir, daß die Zukunft unmittelbar von dem abhängt, was jetzt geschieht.

Die Verhandlungen wurden ordnungsmäßig geführt, und die Redner pflegten zu warten, bis sie das Wort erhielten und sprachen der Reihe nach. Der Präsident beschränkte die vertraulichen Zuflüsterungen, deren sich Vorsitzende so gerne bedienen, auf das geringste Maß. Die Zuhörer folgten den Reden mit gespannter Aufmerksamkeit. Außer den Gemeindevertretern pflegten mindestens 200 Gäste anwesend zu sein. Beiläufig sei erwähnt, daß die Vertreter sich selbst „bewirteten". Sie kauften Reis und Zutaten aus ihrer Tasche und kochten sich ihr Essen selbst. Ich kam stark in die Versuchung, sie einzuladen, Gäste der Heimatgemeinde zu sein, wagte es aber doch nicht. Vielleicht kann das nächstes Jahr eingerichtet werden. Manche dieser Leute marschierten 80 Meilen und mehr, um hierher zu kommen. Beinahe die Hälfte der Pastoren fühlte sich außerstande zu kommen. Auch dem kann später abgeholfen werden.

Katechist Prabhusahay Bhengra.

Ich möchte von diesem Manne erzählen, weil er wahrscheinlich ein Beispiel des äußersten Maßes ist, was diese Pastoren und Katechisten für das Reich Gottes leisten. (Er besuchte mich, um mich zu begrüßen, mit einem dolmetschenden Freunde, und durch viele Fragen holte ich das Folgende aus ihm heraus.) Er ist jenseits der Grenze des britischen Gebietes in einem kleinen Eingeborenenstaate, dessen Fürst keine Pastoren zuläßt, aber doch, anscheinend als verhältnismäßig harmlos, Laien. Derselbe schiebt also die Ordination hinaus. Prabhusahay beaufsichtigt 23 Dorfschulen und reist viele 100 Meilen zu Fuß. Er predigt und unterrichtet, wo er Gelegenheit findet. Er bekommt keine Tagegelder und hat kein Nutzungsrecht an Land, bezieht aber von der Gemeinde ein Bargehalt von 10 Rupies monatlich, was weniger als 5 Dollar ausmacht. Damit bestreitet er alle seine Ausgaben und unterhält seine Familie. Das ist etwas weniger als ein Koch in Ranchi bekommt und ein ganz kleinwenig mehr, als der Lohn eines ungelernten Arbeiters beträgt. Er erwähnte zufällig, daß er seit einigen Monaten überhaupt keine Bezüge erhalten habe, da der Gemeinde die Mittel mangeln. Er sah dürr und abgearbeitet aus, aber das Feuer seines Strebens brannte stark in ihm, und er wollte am folgenden Morgen aufbrechen und in seinen Bezirk zurückwandern.

Ein Besuch in Tokad.

Tokad war die Station eines unverheirateten Missionars oder vielmehr von zwei aufeinanderfolgenden Junggesellen. Es liegt 40 Meilen von Ranchi entfernt an einer guten Straße. Es ist auf einem Hügel erbaut, der sich 300—400 Fuß über die Felder ringsumher erhebt. Hier ist man in der Nähe richtigen Waldes und Dschungels, und aus kleinen Dörfern, die darin verborgen liegen, steigen die Christen den Hügel hinauf zu der Kapelle, welche auf der höchsten Stelle liegt.

Die Kapelle ist vor vielen Jahren erbaut worden und bedarf ausführlicher Reparaturen. Die anderen Gebäude wurden innerhalb der letzten 10—15 Jahre errichtet und sind, abgesehen von der erforderlichen periodischen Erneuerung der Grasdächer, in gutem Zustande.

Diese Gebäude bestehen in einem guten, kleinen Wohnhaus mit Ziegeldach und Mauersteinwänden, einem Schulhaus von Mauersteinen mit 7 Räumen, das für 150 Schüler Raum bietet, einem Internatsgebäude ge-

Gossner Mission

nau wie das vorhergenannte, einem Haus für den Ortspastor und anderen Häusern für Lehrer. Es ist eine fertige Station für eine blühende Arbeit unter den vielen animistischen und christlichen Dörfern, die um sie herumliegen. Die nächste lutherische Station ist Burja, 20 Meilen entfernt. Das Grundstück ist 15 Acker groß.

Was die Arbeit dort betrifft, so bildet sie noch immer den Mittelpunkt für den Pastor, er tut, was er kann, der Aermste! Er hat eine große Familie, ein Haus, ein kleinwenig Land zu einem Garten, und 15 Rupies monatlich, von denen er 3 Rupies für seinen Sohn in der Höheren Schule in Ranchi bezahlt. Dann muß er sich ordentlich kleiden und fühlt sich verpflichtet, an Besuchern die Pflicht der Gastfreundschaft zu üben. Wie er es fertigbringt, auszukommen, weiß ich nicht, aber sicher mindern seine schwierigen Verhältnisse seine Kraft für seine pfarramtliche Tätigkeit. Nur bei einem geistlichen Riesen könnte es anders der Fall sein, und dieser Pastor ist gerade ein weicher, gewissenhafter Mensch.

Was die Schulen betrifft, so war früher eine Mädchenkostschule vorhanden. Eines der Gebäude mit 7 Räumen war für sie bestimmt. Aber wegen des zweifachen Mangels, an Mitteln und an Aufsichtspersonal, besteht sie nicht mehr. Dieser zugängliche Platz könnte wohl einer aus der Kette von Mädchenkostschulen sein, welche, wie zu hoffen steht, innerhalb Jahresfrist eingerichtet werden dürften. Wie ein indischer Führer, einer der gebildetsten Männer in Indien, neulich bemerkte: „Was nützt es, den Knaben eine Erziehung zu geben, und ihre zukünftigen Frauen ohne Erziehung zu lassen?"

Die Knabenkostschule wird unter großen Opfern im kleinen Maßstabe weitergeführt. Wo reichlich Platz für 75—100 Knaben vorhanden ist, sind 26 da. Es ist einzig unbedingt und gänzlich eine Sache der Beschaffung von mehr Nahrungsmitteln. Der Rest der Kosten entfällt auf die Gebäude der Lehrer. Diese 26 Knaben sind aus einem Umkreis von 18—20 Meilen, nach Süden, Osten und Westen zu, gekommen. Es sind auch einige Tagesschüler vorhanden, etwa 15 an der Zahl, deren Dörfer nahe genug liegen, um es ihnen zu ermöglichen, zu Hause zu wohnen. Der Unterhalt eines Knaben in dieser Schule kostet 5 Rupies monatlich.

Anmerkung. Ueber die am Anfang des vorstehenden Artikels erwähnte Gemeindevertreterversammlung lassen wir hier noch einen ausführlicheren Bericht unseres Sekretärs Patras Hurad folgen.

Die Gemeinde-Synode der Ev.-Luth. Kirche in Chota Nagpur und Assam im März 1920.

Bericht von Patras Hurad.

Die Sitzungen der Synode begannen am Montag, dem 22. März 1920. Es waren 34 Pastoren, 11 Kandidaten und außer denselben eine Anzahl Katechisten, Aelteste, Lehrer und Laien als Vertreter der Gemeinde anwesend. Zwei Gäste, Herr J. D. Asirvadam aus Madras, der Sekretär des Vertreterrates der lutherischen Kirchen Indiens, und Herr Anirghan Pillai aus Kalkutta, nahmen an den Verhandlungen teil.

Die Arbeit der Synode wurde mit Schriftverlesung und Gebet begonnen. Darauf erstattete Pastor Hanukh D. Lakra den Gemeindebericht, dem er eine Ansprache folgen ließ. Darin führte er aus, daß, wenn wir wirklich überzeugt wären, unser lutherische Glaube beruhe auf dem festen Grunde der Schrift, wir, die von der lutherischen Mutter Geborenen, doch nicht noch einmal von einer anderen Mutter geboren werden könnten. Nur solche wünschten, von einer anderen Mutter geboren zu werden, die von irdischen Dingen gelockt werden, die, obschon sie bei ihrer Mutter bleiben, für ihre Seelen nichts ausgeben mögen, oder die ihren Leib und ihre Seele dem Herrn Jesu nicht völlig übergeben mögen. Dann wurde der Hirtenbrief des Kuratoriums verlesen, worauf sich die ganze Versammlung in Treue und Ehrerbietung erhob, den Gruß des Kuratoriums entgegennahm und ihm Yisusahay sagte.

Anstelle des verstorbenen Pastors Anandmasih Soy wurde der Kandidat Paulus Tirki, Lehrer an der höheren englischen Schule in Ranchi, zum Mitglied des Kirchenrats gewählt.

Für den Fall vorkommender Meinungsverschiedenheiten zwischen Kirchenrat und Beirat wurde bestimmt, daß in Gemeindeangelegenheiten der Kirchenrat das letzte Wort haben soll. Wenn seine Glieder sich nicht einigen können, soll ein kleines Komitee aus drei Lutheranern (Europäern und Indern) die Sache entscheiden. Bei Meinungsverschiedenheiten in Schulsachen sollen aus dem Beirat und dem Kirchenrat einige Mitglieder gewählt werden, deren Urteil endgültig sein soll.

Im Zusammenhang mit den innerpolitischen Reformen in Indien wurde eine Resolution gefaßt, welche die Bitte an die Regierung enthält, für Chota-Nagpur mit seiner starken Ureinwohnerbevölkerung zwei Vertreter im örtlichen Gesetzgebenden Rat bewilligen zu wollen. In Verhandlungen über

Gospel Mission

das Uebel der Trunksucht wurde eine Eingabe an die Regierung empfohlen, den Verkauf berauschender Getränke, außer als Arzneimittel, zu verbieten. Auch müßten die Brüder mehr ermahnt werden.

Bezüglich der Gangesmission wurde bekanntgegeben, daß die Treuhänder beschlossen hätten, das dortige Missionseigentum an andere Kirchen abzugeben. Bereits im Februar habe der Kirchenrat in einer Eingabe gebeten, es möchte die Uebergabe aufgeschoben werden, bis ein Mitglied des Kirchenrats die dortigen Gemeinden besucht habe, aber sie hätten keine Antwort erhalten. In einer Resolution wurde deshalb um Aufschub weiterer Schritte n dieser Angelegenheit ersucht, bis der Kirchenrat, nach Prüfung der Verhältnisse an Ort und Stelle durch seine Vertreter und den Sekretär des Vertreterrats der lutherischen Kirchen in Indien, seine Vorschläge unterbreitet habe.

Da es Jahre dauern wird, bis die amerikanischen Missionare, die an dem Seminar arbeiten sollen, in Hindi werden unterrichten können, so wurde auf die Empfehlung von Herrn Asirvadam ein Missionar des lutherischen Zweigs der Nationalen Missionsgesellschaft, der in dem Tributärstaat Rewah arbeitet, Herr Gyanavarnam, der des Hindi mächtig ist, an das Seminar berufen. Es besteht die Hoffnung, daß nach den Ferien der höheren englischen Schule im Juni auch das Seminar eröffnet werden kann. 2000 Rupies pro Jahr wurden für das Seminar bewilligt.

Der Kirchenrat hat beschlossen, daß um seine Last etwas zu erleichtern, die Arbeitsgebiete in den Tributärstaaten (Gangpur, Bonai, Bamra, Sambalpur u. a. m) dem lutherischen Zweig der Nationalen Missionsgesellschaft übertragen werden sollen. Einer ihrer Missionare könne von Rewah aus die an der Bahn gelegenen Stationen und Gemeinden leicht besuchen. Herr Asirvadam war mit dem Für und Wider dieser Sache einverstanden. Aber es muß abgewartet werden, wie sich die Treuhänder dazu stellen, da sie das Missionseigentum in diesen Gebieten der Nationalen Missions-Gesellschaft übertragen müßten. Eine entsprechende Entschließung wurde durch den Beirat an die Treuhänder gesandt.

Babu Nirmal Soy gab den Kassenbericht. Die Gemeindeeinnahmen 1919 betrugen etwa 20 000 Rupies, die Ausgabe zwei- bis dreimal mehr. (1913: 43 082 Rs., darunter für Schulen 20 659 Rs.). Als Gründe für den starken Rückgang der Gemeindeeinnahmen werden angeführt: Teurung, geringere Erstlings- und Erntefestgaben, geringe Gaben der Missionsarbeiter, bei ihren geringen Bezügen usw.). Die Gemeindeeinnahmen müssen zweimal mehr werden und für die übernommene Selbsterhaltung und Selbstverwaltung mehr Eifer gezeigt werden.

Die Verordnungen für die Aufstellung der Räte, die vielfach nicht verstanden werden, wurden erläutert. In allen Katechistenschaften, Pastoraten und Diözesen (Stationen) müssen Räte aufgestellt werden, die nach den Verordnungen zu arbeiten haben. Von den Katechistenschafts- und Parochialräten müßten 5% ihrer Kasseneinnahmen an die Diözesanräte und von diesen 5% ihrer Kasseneinnahmen an die Zentralkasse abgeführt werden. Für 1919 solle das umgehend geschehen.

Das bisherige „Zentralkomitee" soll hinfort „Rat der Goßnerschen Ev.-luth. Kirche in Chota-Nagpur und Assam" oder kurz: „Der lutherische Kirchenrat" heißen und in Schriftstücken so genannt werden.

Der Sekretär teilt mit, daß der Treuhänderrat in einem Briefe die Absicht ausgesprochen habe, die Häuser, Kapellen, Friedhöfe usw. dem Kirchenrat zu übergeben, unter der Bedingung, daß er alles repariere und in gutem Zustand erhalte. Der Kirchenrat habe beschlossen, die Reparaturen zu übernehmen, vorausgesetzt, daß ihm auch alle Einnahmen und Erträgnisse aus diesem Besitztum zufließen sollen. Die Einnahmen scheinen vorläufig die Reperaturkosten nicht zu decken, deshalb sei es nötig, daß die Brüder überall Hand anlegen, damit dem Rat die Ausgaben erspart bleiben. Vor Eintritt der Regenzeit solle jede Gemeinde nach ihren Häusern sehen. Noch stehe das letzte Wort der Treuhänder aus.

Im November soll das 75jährige Jubiläum gefeiert werden, als ein Tag des Dankes für alle Christen in Chota-Nagpur. In den Gemeinden sollen Kuverts verteilt werden, in denen jedes Gemeindeglied sein Dankopfer sammele und abliefere. Für die Vorbereitungen zu der Jubiläumsfeier soll ein Komitee eingesetzt werden.

Weitere Mitteilungen.

Am 21. März wurden im Zusammenhang mit der Gemeindesynode die Kandidaten Masihdas Ekka und Luther Bagraila ordiniert. Ein denkwürdiger Tag in der Geschichte der lutherischen Kirche in Chota-Nagpur! Von Juni oder Juli ab sollen zwei amerikanische Damen die Arbeit unter Mädchen und Frauen wieder eröffnen. Herr Missionar Rupley hat, seit er hier ist, in Begleitung seiner Frau mit mir verschiedene Stationen und Dörfer besucht. Die Reisen erfolgten im gemieteten Auto, aber jetzt hat er von Guntur eine neue Ford-Maschine geholt, so daß er jederzeit leicht überallhin reisen kann.

Gangā Mission

Antwortschreiben des Kirchenrats

der Goßnerschen Evangelisch-Lutherischen Kirche in Chota Nagpur und Assam auf das Festschreiben des Kuratoriums zum Jubiläum.

Ranchi, den 29. Januar 1921.

Den sämtlichen hochverehrten, ehrwürdigen geistlichen Vätern im Kuratorium der Goßnerschen Mission zu Berlin von den geringen Mitgliedern des Kirchenrats der Goßnerschen evangelischen Kirche in Chota-Nagpur und Assam, viele Yisu Sahay!

Ehrwürdige geistliche Väter!

Ihr ernster, belehrender, väterlich-liebevoller, freundlicher Brief ist mit Ihrer wertvollen Gabe, der Predigtsammlung, rechtzeitig angekommen. Wir, Ihre geistlichen Kinder, nehmen diese väterliche Gabe mit Freude und herzlichem Dank an. Bitte, geruhen auch Sie, mit allen unsern Fehlern Nachsicht zu üben und unsern Dank entgegenzunehmen.

Liebe geistliche Väter! Von Anfang an bis in diese Tage haben wir durch Sie und Ihre Vorgänger, zu verschiedenen Zeiten auf verschiedene Weise, das seligmachende Evangelium von Jesus Christus, dem Sohne Gottes, und die reine Lehre des ehrwürdigen Dr. Martin Luther empfangen. Was können wir Ihnen darbringen außer unsrem Dank für den Grund des unbeweglichen Wortes Gottes und Luthers reine Lehre, die unter uns fest geworden sind? Gewiß, gegenwärtig läßt sich, soweit wir blicken können, nichts ersehen; nur das ist unser unablässiges Gebet, daß Ihr Vater- und unser Sohnesverhältnis, das durchs Evangelium geknüpft worden ist, immermehr befestigt, immer enger und fruchtbarer gestaltet werde.

Ihr Brief ist an jenem großen Freudentage in der Christuskirche zu Ranchi der ganzen anwesenden Gemeinde durch unsern Sekretär vorgelesen worden. Ihre Ermahnungen, Ihre belehrenden, liebreichen und aufmunternden Worte haben uns getröstet, gestärkt und erfreut. Jedoch wir haben das Freudenfest ohne Sie, die Begründer dieser großen Gemeinde, mit der Freude eines vaterlosen Sohnes begangen. Unser Trost war, daß wir nicht allein gelassen waren, sondern daß, um mit uns an dieser Freudenzeit teilzunehmen, Luthers geistliche Kinder aus allen vier Himmelsrichtungen in unsrem Leid und unsrer Freude bei uns waren.

Die fünf Pflichten, welche in Ihrem Hirtenbriefe zu unsrer Lehre und Leitung angeführt sind, nehmen wir gleichfalls mit Freuden auf uns; nach Kräften wollen wir unsern Wandel, unsre Handlungsweise und unser Tun zielbewußt ihnen entsprechend vervollkommnen. Der Herr helfe uns dazu; das ist unser Herzenswunsch.

Wir sind fest überzeugt, daß Sie an jenem Tage die Jubiläumsfeier mit großer Andacht, mit Ernst und Gebet begangen haben. Auch wir erinnerten uns Ihrer allzeit und Stunde, gedachten ihrer lobenswerten Arbeit und redeten von ihr, dankten dem Vater für seine große Gnade und priesen ihn. Wir sind auch dessen gewiß, daß Ihr und unser gemeinsamer Dank, der, wie der Wohlgeruch von Abels Opfer zum Thron der Gnade aufstieg, angenehm gewesen sein wird.

Obgleich wir einander ferne sind, sind wir doch im Geiste jederzeit mit ihnen vereint; und wie Sie nicht müde werden, ohne Unterlaß für uns zu beten, so lassen wir nicht ab, für Sie den allmächtigen Vater anzuflehen, daß die Zeit bald kommen möge, da Sie und wir miteinander mit neuer Kraft das von Ihnen in unsrer Mitte begründete Werk mit größerem Eifer ausbreiten und festigen und das Heilswerk Jesu Christi, des Sohnes Gottes, allen verkündigen werden, daß jene Zeit bald komme, da vor ihm jedes Knie sich beugen und jede Zunge bekennen wird, daß Jesus Christus der Herr ist.

Zum Schluß danken wir Ihnen viel tausendmal für Ihre gütigst übersandten Segenswünsche und Ihre verschiedenen Gaben, für alle Freundlichkeiten, ja auch für ihre immerwährenden Gebete, und grüßen Sie in Christo Jesu von allen Brüdern und Schwestern, Knaben und Mädchen, Jünglingen und Jungfrauen, Gemeindearbeitern und Pastoren aller Stationen unsrer gesamten Goßnerschen evangelischen-lutherischen Kirche in Chota-Nagpur und Assam und von den Mitgliedern des Kirchenrats und senden Ihnen viele, viele Yisusahay. Auch bitten wir Sie, daß Sie sämtlichen Mitgliedern des Kuratoriums, unsern Missionaren, die in Chota-Nagpur gearbeitet haben, ihren Familien und den Missionsschwestern, jedem einzelnen, ebenso den Missionsfreunden und allen dortigen Lutheranern unsern Dank und unser Yisusahay kund und zu wissen tun, ja allen denen, welche den Herrn lieb haben.

Mit der Bitte um Erneuerung Ihrer alten Liebe und Treue und mit inniger Liebe im Dienste des Herrn Ihr

H. D. Lakra. P. Hurad. J. Ekka.
Nirmal Soy. N. Sandil. Christo-
grih Tirkey.

Gossner Mission

Aus Assam.

Nach langer Zeit erhielten wir wieder einmal aus dieser abgelegenen Missionsprovinz folgende Nachrichten, die Gott Lob bezeugen, daß auch dort die treue Arbeit unsrer Brüder nicht vergeblich gewesen ist:

„Unsrem im Herrn geliebten hochverehrten Herrn Missionar Gohlke mit Familie und den Herrn Mitgliedern des Kuratoriums von mir und allen lutherischen Brüdern und Schwestern der Tezpurgemeinde viele Pisusahay und Küsse der Liebe!

Ihre Karte haben wir erhalten und uns sehr gefreut, daß Sie in Ihrer mancherlei Trübsal unser gedenken. Kein Arbeiter hat seine Tätigkeit aufgegeben, vielmehr sind vier neue Arbeiter angestellt worden. Von ihnen arbeitet Christadhin wieder in meinem Bezirk im Halem Teegarten und der Verwalter, Herr Philipp, gibt ihm 18 Rupies Gehalt. Es sind jetzt noch 5—6 Arbeiter nötig, denn in den zwei Hungersnotjahren sind viele Christen aus Chota-Nagpur in die Teegärten nach Assam gekommen, deshalb ist der Arbeit in Assam mehr geworden. In unsrer Gemeinde drangen von einer andern Gemeinde viel Stürme und Wogen Tag für Tag, aber dennoch sind wir in unsrer Kirche fest geblieben und werden durch Gottes Gnade bis ans Ende der Welt fest bleiben. Zuerst hatte Herr Bischof Walsh alle Arbeiter, Aelteste und hervorragende Brüder auf die Station Tinsukia im Dibrugarh-Distrikt aus Assam zusammengerufen und 300 Personen waren erschienen. Seine Absicht bei Einberufung der Versammlung war, uns in seine Kirche einzuladen. Aber nicht ein einziger von uns sagte dem Herrn Bischof zu, überzutreten. Der Herr sagte uns, wir hätten doch kein Geld, um das Werk zu unterhalten, in zehn Jahren würde nicht ein einziger mehr in unsrer Kirche sein, alle würden zerstreut werden. Wir sagten, wir glauben, daß unsre Kirche bis ans Ende der Welt bestehen bleibe, denn wir seien nicht ihre Leiter, sondern der Herr: Wir seien wohl arm, aber der Herr sei nicht arm. Da sagte er, ob die Leute in Chota-Nagpur übertreten oder nicht — wir in Assam müßten jedenfalls kommen, denn wenn wir nicht kämen, werden die Teegartenverwalter die Gemeindearbeiter nicht in die Gärten hereinlassen. Wir sagten, er solle sich doch erinnern, was er gesagt habe, als er nach dem von der Regierung befohlenen Weggang unsrer Missionare die Verantwortung für unsre Gemeinde übernahm; wenn sie uns nicht hereinließen, ob er uns in solcher unsrer Not nicht beistehen würde? Da sagte er, selbstverständlich würde er uns beistehen. Wir sagten, warum wir dann zu ihm übertreten sollten?

Nachher war es in Chota-Nagpur ebenso gegangen. Dort hatten einige Pastoren aus Gier nach Gehalt heimlich zugesagt gehabt, aber als sie sahen, daß die lutherische Mission in Assam, die doch einen Zweig der lutherischen Kirche in Chota-Nagpur darstellt, in ihrem Glauben feststeht, so sagten sie sich, warum sollen wir in Chota-Nagpur nicht fest bleiben? In Oberassam hat ein Pastor dem Herrn Bischof etwas Hoffnung gemacht, daß er übertreten werde; aber als wir Tezpurleute nach Tinsukia kamen, wurde er gewahrt, daß es nicht anging, zur S.P.G. überzutreten, denn alle Katechisten, Lehrer, Aelteste, Brüder und Schwestern fingen an zu sagen, wie die Tezpur-Baithabhanga-Gemeinde selbsterhaltend geworden sei und sage, sie werde in ihrer Kirche festbleiben, so wollten sie auch handeln und wandeln. So ließen wir uns die Gemeindeeinnahmen von Oberassam, welche unsre Pastoren den S.P.G.-Missinaren übergeben hatten, wieder zurückgeben, und seither halten sie es wie wir. Der Katechist Silas-Tiru ist jetzt Aufseher im Hirajuli-Teegarten und tut auch Missionsarbeit; er erhält, was aus der Gemeinde gegeben wird. Der Garten ist neu, in der Nähe der Polizeistation Thekia-Juli und gehört einem Babu. Ebenso auch Mansukh Bhengra in Madribil; ebenso Obed-Topono in Panipatta. Markus, den Sohn des Zacharias, habe ich als Lehrer nach Berajan gestellt. Der Katechist Luther Topono in Gauhati arbeitet ohne Gehalt. Ebenso ist ein Katechist in Phulbari bei Thakurbari angestellt worden. Die Einnahmen von folgenden fünf Plätzen: Burhaganw, Berajan, Baithabhanga, Chattar im Nauganw-Distrikt, und Bardol-Basti, fließen zusammen und werden von mir mit fünf Aeltesten gleichmäßig verteilt; manchmal beträgt ein Teil 8, manchmal 10 Rupies. Ich muß nun jedes Jahr bei der Jahreskonferenz in Ranchi anwesend sein. Auch dieses Jahr war ich zum 75jährigen Jubiläum gegangen. Von keiner Seite erhalten wir irgendwelche Hilfe. An Herrn Bischof Walsh war fünf Monate lang von Ranchi für uns je 8 Rupies gekommen, die wir erhielten; aber als wir sagten, wir wollen nicht in seiner Kirche bleiben, da nahm Missionar Wilcox von Tezpur die Kollektengelder von Halem (es waren 40 Rupies dort) weg. Als ich das zweitemal nach Ranchi gegangen war, teilte ich das bei einer Besprechung von Gemeindeangelegenheiten dem Herrn Missionar Rupley mit. In Chota-Nagpur sind anstatt der Katechisten Lehrer angestellt worden, die auch die Katechistenarbeit besorgen. Sie bekommen von unsrer hochlöblichen Regierung und durch den Beirat volles Gehalt, die Gemeinde gibt nur dem Pastor Gehalt. Und in Chota-Nagpur hat auf manchen Stationen

Gossner Mission

die Gemeindekasse 32 bis 33 000 Rupies Vermögen; dazu ist viel Missionseigentum da, aus welchem hohe Erträge der Gemeinde zufließen. Daher ist es dort etwas leicht. Sie ließen nur 75 Rupies in unsern Händen zurück. Ich möchte sehr gerne eine Schule haben, aber es ist unsicher, ob wir sie bekommen oder nicht. Das Haus in dem Sie wohnten, erfordert jedes Jahr 80—90 Rupies; die Schwestern sammeln Beiträge und decken es; das Decken erfordert zwei Wochen. Die Wohnhäuser in Chota-Nagpur lassen die Treuhänder ausbessern. Am 20. Dezember machte ich bei dem Landrat von Tezpur eine Eingabe, daß die Missionsgebäude in Baithabhanga in Zukunft auch von den Treuhändern in Tezpur ausgebessert werden sollen, aber eine Antwort habe ich nicht erhalten. Einmal hatte ich von dem Rat in Ranchi den Auftrag erhalten, das Werk in Oberassam zu visitieren. Da sah ich mit meinen Augen, daß die Missionsgebäude in Jorbat alle eingestürzt waren, und daß die Leute vom Missionarshaus nachts die Bretter stahlen, und diese bereits zur Hälfte fort waren; wer weiß, jetzt wird wohl nichts mehr übrig sein. Bei uns ist jetzt alles sehr teuer gewoden; ein Beinkleid, das 12 Ana kostete, muß jetzt mit 3½ Rupies bezahlt werden; Reis gibt es 4 Ser für die Rupie. Ein Federmesser, das 4 Ana kostete, ist jetzt nicht für 1½ Rupies zu bekommen.

Sie wissen, daß mein Bezirk sehr groß ist; deshalb bitte ich Sie um ein Fahrrad mit Laterne und Gepäckhalter und auch einen Talar erbitte ich mir von Ihnen als Geschenk, damit mir dadurch im Werke des Herrn eine große Hilfe zu teil werde und mein Herz bei allem Leid, das es für den Herrn zu tragen hat, freudig bleibe. Das Rad, welches mir die Frau Missionar für 15 Rupies gab, und mit dem ich unter großen Schwierigkeiten und bei vielen Reparaturkosten 5 Jahre lang arbeitete, ist jetzt zusammengebrochen und unbrauchbar geworden. Erfreulich ist, daß mir 1917 von der Regierung die Traulizenz erteilt worden ist. Dem verehrten alten Herrn Missionar Nottrott danke ich sehr, daß ich sein mit lateinischen Buchstaben gedrucktes Predigtbuch auch bekommen habe.

Zum Schluß bitte ich, daß Sie unser stets im Gebet gedenken.

Ihr sanftmütiger Diener

Pastor D. K. Johan Horo,
Lutherische Kirche, Siloni pam.,
P. O. Balipara, Darrang, Assam."

Neue Nachrichten aus der Kolsmission.

1. Die entworfene **Gemeindeordnung** für die Kolskirche („Constitution") ist am 23. November 1920 angenommen worden. Die Zahl unserer Pastoren beträgt jetzt 43; das Theologische Seminar besuchen jetzt 25.

2. Auch in Indien herrscht „Papier-Hungersnot". Trotzdem blüht unsere alte **Ranchi-Presse.** Sie ist, was saubere Arbeit anbelangt, die erste am Ort. Jetzt sind 202 Leute dort angestellt.

3. In Govindpur konnten zu Pfingsten und am Sonntag darauf etwa **60 Taufbewerber getauft** werden.

4. Das **Elisabethkrankenhaus** in **Ranchi** war nach Wegführung unserer Missionare von den Anglikanern mit ihrem nicht allzu weit entfernt gelegenen Hospital vereinigt worden. Unser Heilgehilfe, der Apotheker Nabokumar, Sohn des verstorbenen Pastors Christnandi Rainu, der von den Anglikanern weiter beschäftigt wurde, ist zu ihnen übergetreten. Jetzt soll das Elisabethhospital neu eröffnet werden mit dem Wundarzt Johan Horo, der bisher an einem Regierungshospital in Chainpur arbeitete. Er soll zugleich die sanitäre Aufsicht über die Ranchi-Schulen ausüben, welche von den Schulbehörden neuerdings verlangt wird. Frl. Erikson, eine der amerikanischen Missionarinnen, die voriges Jahr zur Arbeit unter den Frauen und Mädchen nach Chota Nagpur kamen, hat die Aufsicht über das Hospital. Die ärztliche Behandlung soll dort frei sein, aber Arztmittel sollen bezahlt werden.

5. Die **Govindpur-M. E.-Schule** wurde nach dem Abgang des anglikanischen Hauptlehrers von der Regierung nicht weiter als solche anerkannt, da kein qualifizierter Hauptlehrer da war. Die Lehrer erhielten deshalb im 1. Quartal 1920 kein Gehalt. Als Missionar Rupley kam, bezahlte er es ihnen und sorgte auch für einen qualifizierten Hauptlehrer (Immanuel Toppo, Jonjro, der im B. A.-Examen durchgefallen war und dann das eines „Licentiate of Teaching" gemacht hatte.) Seit dem 1. Juni ist die M. E.-Schule nun wieder von der Regierung anerkannt und bekommt den üblichen Grant. Es steht zu hoffen, daß es Missionar Rupley gelingen wird, das **Lehrerseminar** in diesem Jahr auch wieder in Gang zu bringen, da die Qualifikation dieses Hauptlehrers auch zu seiner Leitung der Regierung gegenüber genügen dürfte.

6. **Harischandr Kujur,** der die landwirtschaftliche Hochschule in Bhagalpur besuchte, hat die Abgangsprüfung mit Auszeichnung bestanden und ist zum landwirtschaftlichen Inspektor des Ranchidistriktes ernannt worden. Vorläufig wurde er mit der Eröffnung einer landwirtschaftlichen Schule in Ramgarh beauftragt. Er hat im „Gharbandhu" schon öfter landwirtschaftliche Fragen behandelt und kann seinen Brüdern, den Bauern in Chota Nagpur, von großem Nutzen sein.

Gossner Mission

Nachrichten aus der Gangesmission.

Missionar **A. Winkler** hat sieben Wochen schwer krank am Typhus gelegen. Die Behandlung seines Schwagers Lorbeer und die treue Pflege seiner Frau haben ihn, menschlich betrachtet, gerettet. Er ist jetzt umgezogen nach Chaubari, P. O. Bareilly United Provinces. Nach seiner Krankheit erfolgte der nervöse Zusammenbruch seiner Frau, die aber durch ununterbrochenes Schlafen von manchmal 30—40 Stunden wieder besser wurde, so daß ihre volle Wiederherstellung zu hoffen ist. Br. Winkler befindet sich in großer Not. Zuletzt hat er gelebt von dem Erlös seines schönen amerikanischen Motorrades mit Beiwagen, das früher sein gutes Fahrzeug war auf seinen Reisen am Ganges. Seine dringenden Versuche, in Chota Nagpur im Rahmen unserer Kolsmission Arbeit zu finden, sind fehlgeschlagen. Der Missionsrat von Bihar und Orissa hat ihm erwidert, „die Plätze eines lutherischen Mitgliedes des „Beirates" (Advisory Board) oder des Vorstehers der High-School seien besetzt, und außerdem gäbe es gewisse Umstände in der Lage, die es für irgendeinen, der einmal mit der früheren Goßnerschen Mission in Chota Nagpur zusammengehangen, unmöglich machen, dorthin zurückzukehren." (!!)

Nachrichten aus der Heimat.

1. Mit Genehmigung des Kuratoriums ist Missionar **W. Diller** am 27. Dezember v. J. nebst Frau und einer Tochter von Amsterdam nach Java (Niederländisch-Indien) gereist. Freunde und Verwandte haben Mittel dargereicht. Die 365 Passagiere des holländischen Schiffes hatten im Golf von Biskaya, im Mittelmeer und im indischen Ozean unruhige See. Diller war der einzige Missionar an Bord. Bezeichnend für die jetzige Lage war der Umstand, daß es nur den Deutschen nicht gestattet war, in den englischen Häfen von Port Said und Colombo auch nur das Schiff zu verlassen! In Java wohnen Geschwister Dillers bei ihrem Schwager Zendeling, P. Jausz, Mergared jo Ref. Pati Middle Java. Dort wird sich Br. Diller zunächst Sprachstudien widmen und sich sodann nach entsprechender pädagogischer und missionarischer Arbeit umsehen.

2. Unser früherer Kamerun-Missionar **Hugo Froese** hat vom Evangelischen Oberkirchenrat zu Berlin eine Pfarrstelle an den evangelischen ausgewanderten Deutschen Argentiniens in General Alvear erhalten. Er reiste mit seiner ihm kürzere Zeit vorher angetrauten jungen Frau am 30. Dezember v. J. von Hamburg mit 600 Passagieren ab, zu denen sich noch 300 Spanier gesellen sollten. Er schreibt uns von der Fahrt im Golf von Biskaya unter dem 5, 1. 21:

„Ein herzliches „Grüß Gott" allen Lesern der Biene aus dem Golf von Biskaya! Januar 1914! Damals fuhr ich auf das Missionsfeld nach Kamerun. Januar 1921! Jetzt fahre ich mit meiner Frau nach Argentinien, wohin mich der Evangelische Oberkirchenrat für die evangelische Gemeinde General Alvear berufen hat. Von 1914—1921 liegt eine Zeit, in der es mir vier Jahre spanisch vorkam. — Augenblicklich dampfen wir in den Hafen von La Curuna ein. Vier Jahre war ich im schönen Spanien interniert und werde jetzt die erworbenen Sprachkenntnisse allerbestens verwerten können. Als evangelischer Geistlicher gehe ich in das Ausland. Deutsch bin ich; was ich als Mensch darstelle, verdanke ich meinem Vaterlande. Das sind die beiden Pole meiner Tätigkeit. Nicht nur erzählen soll ich in stillen Stunden von den Großtaten, von dem Uebermenschlichen, das in den vergangenen Jahren daheim vollbracht wurde, sondern hauptsächlich soll das meine Lebensarbeit sein, zu verkünden, daß Sein Reich, Seine Königsherrschaft komme. Niemals mehr als heute tut das der Welt not! Niemals hat sie Jesum Christum nötiger gehabt als heute.

Mit diesen Gedanken gehe ich auf mein neues Arbeitsfeld, niemals meine Zugehörigkeit zur Goßnerschen Mission vergessend. Folglich scheide ich nicht. Durchaus nicht! Wir haben immerhin etwas Großes gemeinsam; uns aber verbindet noch besonders die Liebe zur Heidenmission. Gerne stehe ich auch den einzelnen Lesern — soweit ich nicht persönlich bekannt bin — brieflich zur Verfügung.

Meine Anschrift ist:

Hugo Froese, cura evangelico
in Aldea Protestante,
General Alvear
Gutre Rios Argentinien.

Wills Gott, so wird man hin und wieder von mir in der „Biene" hören. Um so höher werden die Herzen der besten Auslandsdeutschen schlagen, wenn sie vernehmen, daß es mit ihren Stammesbrüdern aufwärts geht.

Gott befohlen!

Hugo Froese."

3. Missionar **Reinhold Ziech** wird, so Gott will, Anfang April als deutscher Pfarrer nach Brasilien gehen. Auch er will damit seinen Missionarsberuf nicht für immer aufgegeben haben.

4. Schwester **Marie Vorköper** hat einen Ruf nach China erhalten, um in Verbindung mit den Miechowitzer Schwestern auf dem Arbeitsfelde der Liebenzeller China-Inland-Mission unter den Miaos zu wirken.

5. **Wichtig für Wohltäter.** Nach § 13,7 des neuen Reichseinkommensteuergesetzes sind „Beiträge an kulturfördernde mildtätige, gemeinnützige und politische Vereinigungen, soweit ihr Gesamtbetrag 10 v. H. des Einkommens des Einkommensteuerpflichtigen nicht

Goßner Mission

überschreiten, vom Gesamtbetrag der Einkünfte in Abzug zu bringen." „Jeder Deutsche ist also berechtigt," bemerkt D. Mumm, M. d. R., dazu, „seine Gaben für gute Zwecke, sowie seine Kirchensteuern von dem steuerpflichtigen Einkommen in der Steuererklärung in Abzug zu bringen."

Unserem Freundeskreis geben wir sodann auch an dieser Stelle davon Kenntnis, daß wir nach den Bestimmungen des **Erbschaftssteuergesetzes** vom 10. September 1919 bei Gaben, Schenkungen und Vermächtnissen bis einschließlich 500 M. keine Erbanfall- oder Schenkungssteuer zu zahlen haben. Dagegen müssen wir Beträge **über** 500 M., wenn es sich nicht um **Sammlungen** handelt mit 10 Prozent versteuern und sie auch, sofern kein gerichtliches oder notarielles Testament vorliegt, innerhalb dreier Monate nach Empfang des Geldes oder erlangter Kenntnis von dem Anfall bei dem Finanzamt anmelden, in dessen Bezirk der Schenker oder Erblasser wohnt.

6. **Alte Bienen.** Wer von unseren Freunden wäre in der Lage und willig, uns alte Jahrgänge unserer Missionsblätter (Große und Kleine Biene, Helferblatt, Kindergruß, Jahrbücher) unfrankiert zu überlassen? Es handelt sich um erbetene Ausstattung öffentlicher Bibliotheken, deren Wünschen wir mit unserem kleinen Restbestand von Blättern leider nicht nachkommen können. Gütige Sendungen bitten wir zu richten an das Sekretariat der Goßnerschen Mission, Berlin-Friedenau, Handjerystr. 20 II. Mit herzlichem Dank im voraus und freundlichem Gruß

H. Roterberg.

7. Missionar **Joh. Tennigkeit** ist als Pfarrvertreter nach Rucken (Ostpreußen) versetzt. Missionskandidat **F. Weiß** ist Diakon in Sierakowitz (Kr. Karthaus, Polen).

8. Den Geschwistern **Stauber** in Kassel wurde am 16. 6. 20 ein Söhnchen geschenkt.

Durch Familienzuwachs wurden auch erfreut: Geschwister **Lauzemis** am 28. Dez. v. J. durch eine Tochter, und Geschwister **Bartsch** am 10. Jan. d. J. ebenfalls durch eine solche.

9. **Talar.** Wo ein Amtsbruder einen Talar abzugeben vermag, bitten wir ihn herzlich, an unsere jungen Missionare zu denken. In unserm Leserkreise dürften einige sein, die einen Talar im Schrank hängen haben, den sie nicht mehr tragen möchten; andere sind in den Ruhestand getreten und bedürfen ihres Chorrockes nicht mehr; wieder wo anders wird ein Talar als Erinnerung an einen teuren Heimgegangenen aufbewahrt. Und hier ist eine Reihe junger Brüder, die für den Kirchendienst angefordert sind, sich aber unter den heutigen Verhältnissen keinen eigenen Talar anschaffen können. Welch schöne Gelegenheit, christliche Barmherzigkeit zu üben an unsern Missionaren für des Herrn Dienst! Um freundliche Zusendung bittet H. Roterberg, Missionsinspektor, Berlin-Friedenau, Handjerystr. 19/20.

10. Von Pfarrer **Paul Gerhard,** unserem früheren Missionar ist neu erschienen: „Die letzten Menschen" (83 S., Verlag der Buchhandlung des Gemeinschaftsvereins, Chemnitz). Eine frühere Schrift desselben Verfassers: „Was hat Gott vor?" hat es in kurzer Zeit bereits zu vier Auflagen (40 000 Exemplaren) gebracht. Die neue Arbeit ist eine Art Ergänzung zu dem vorangegangenen Buch, im übrigen aber von durchaus selbständiger Natur. Es handelt sich um eine biblisch begründete Darstellung der Zeit, des Charakters und des Gerichtes der beim Ablauf des jetzigen Weltzeitalters lebenden Menschen. Scharfe Lichter fallen dabei auch schon auf die gegenwärtigen Zustände unter dem Menschengeschlecht. Die Ausführungen sind klar, überzeugend, gewissenschärfend. Der Leser wird dadurch in den Stand gesetzt, seine Umgebung — im engeren und im weiteren Sinne — und schließlich sich selbst als ein Glied im ganzen Zeitleben recht zu beurteilen und sich vor den Gefahren, Versuchungen und Sünden des immer mächtiger emporkommenden Weltgeistes zu bewahren. Auf S. 58 bis 78 wird ein kurzer Abriß der Offenbarung Johannis geboten, ein kleiner Schlüssel zu dem Schlußbuch der Schrift, der weiteren Eingang in das Verständnis zu vermitteln sehr geeignet ist. Bei allem furchtbaren Ernste, der uns bei der Betrachtung der „letzten Menschen" überkommen muß, wird aber für den Jünger Jesu der letzte Eindruck nicht der öder Schwarzmalerei sein, sondern der einer Belebung seiner uralten, und doch ewig jungen Christenhoffnung auf baldige Vollführung der Reichsgedanken Gottes. Die neuen Menschen werden die Erben der Zukunft sein. Möchte das Büchlein auch für Predigt und Bibelstunden recht fleißig ausgenützt werden.

Allgemeine Missionsnachrichten.

1. **Eine Kundgebung der Lambeth-Konferenz für deutsche Heidenmission.** Vom 8. Juli bis 7. August tagte im Lambeth-Palast zu London unter dem Vorsitz des Erzbischofs von Canterbury die von 240 Bischöfen besuchte Konferenz der „Anglikanischen Gemeinschaft" aus dem britischen Weltreich und aus Nordamerika. Sie beschloß folgende Missionskundgebung:

„Für eine gewisse Zeit sind deutsche Missionare von vielen Feldern ausgeschlossen worden, bis das Vertrauen wiederhergestellt werden kann. Wir wollen die Frage nach der Notwendigkeit dieses Verfahrens nicht aufwerfen, aber wir haben ein tiefes Gefühl sowohl für den Verlust, den die Missionssache durch ihre Entfernung von ihren Arbeitsfeldern bereits erlitten hat als auch für den geistlichen Verlust, den ihre erzwungene Fernhaltung von einem großen Teil ihrer Missionsarbeit für sie selbst und die Welt im ganzen bedeutet. Wir sehen es als eine Pflicht an, die ebenso uns selbst wie auch ihnen obliegt, an der Beseitigung der Ursachen des

Gossner Mission

Mißtrauens zu arbeiten, durch welches jene Ausschließung veranlaßt ist. Wir können nicht umhin, uns den bedenklichen Einfluß klar zu machen, den diese Maßnahme der britischen Regierung auf andere Regierungen auszuüben geeignet ist, und möchten die Tatsache betonen, daß man von uns die Zustimmung zu diesen Beschränkungen nur als zu einer zeitweiligen Maßregel gefordert hat; ihnen als dauernde Beschränkungen der religiösen Freiheit zuzustimmen, damit käme man in die gefährliche Nähe einer Verleugnung unserer vornehmsten christlichen Verpflichtung."

Professor D. Deißmann bezeichnet in seinem „Ev. Wochenbrief" mit Recht diese Kundgebung als nicht energisch genug, namentlich wegen der Dehnbarkeit des Begriffes „zeitweilig", begrüßt aber den beginnenden Umschwung der britischen Kirche in ihrer Stellung zur deutschen Mission.

2. Ein bezeichnendes **Urteil japanischer Professoren über die christlichen Völker** teilt Missionar Pfarrer Hunziker, Tokio, mit. Sehr viele Professoren sind empört, daß die Alliierten Deutschland wissenschaftlich boykottieren wollen. Buddhismus und Konfuzianismus lehren sie, in solchen Sachen sich ganz anders zu verhalten. Es müsse mit dem Christentum schlimm stehen, wenn die Völker, die sich Christen nennen, nicht einmal die Wissenschaft als etwas ganz Uebernationales zu betrachten vermöchten. Für Deutschland ist viel Sympathie vorhanden.

3. Anstelle des verstorbenen Direktors Spleker ist der bisherige Präses der Nias-Mission Eduard Fries zum **Direktor der Rheinischen Mission** gewählt worden. Missionsdirektor D. Axenfeld von der **Berliner Mission** zum Generalsuperintendent der Kurmark berufen, hat in Missionsinspektor Knak seinen Nachfolger im Direktorat erhalten.

4. Die **Bremer Mission** übernimmt an Stelle ihrer indischen Arbeit, die unter amerikanischer Oberleitung fortgeführt wird, von der Kieler Chinamission die Stationen Pakhoi und Lunchow in der Provinz Kanton mit 234 Christen. Der Unterhalt der beiden dort stationierten und die geplante Aussendung zweier weiterer Missionsarbeiter erfordert große Mittel. Das amerikanische National Lutheran Council leistet Darlehen.

5. Die **finanzielle Lage der deutschen evangelischen Missionen** ist eine sehr ernste. Die furchtbare Entwertung des Geldes und die Teurung aller Lebensbedürfnisse, die fast alle Preise um das Zehnfache gesteigert hat, nötigen zu einer Erhöhung der Aufwendungen für die Anstalten und der Bezüge für die Missionare in der Heimat, die Witwen und Emeriten, die geradezu Not litten. Pflegten früher die Bedürfnisse für die Heimat etwa ein Drittel der Einnahmen zu beanspruchen, so ist es jetzt bedeutend mehr. Dazu kommt das bei der schlechten Valuta Geld auf die Missionsfelder kaum überwiesen werden kann. Auch die neueren Steuergesetze sind eine ganz ungeheuerliche Belastung. Früher brauchte erst bei 5000 Mark eine Schenkungssteuer bezahlt werden, jetzt von jeder Einzelgabe über 500 Mark nicht weniger als 10 Prozent! Wohin diese finanzielle Not führt, ist noch nicht abzusehen.

Vierhundert Jahre seit Luthers Bekenntnis in Worms.

Ein neuer Luthergedenktag! Der 17. April 1521 sah den Reformator vor Kaiser und Reich. Er widerrief seine Lehre nicht. Sie war auf die Schrift gegründet wie des ganzen Mannes Herzensleben. Durch große öffentliche Feiern wird man den ehernen Helden evangelischer Wahrheit ehren. Tun wir es vor allem im Geiste unseres Gemütes! Auch die evangelische Heidenmission folge seinen Fußstapfen. Gott helfe ihr, festzustehen auf dem ewigen Grunde, sich nicht einschüchtern zu lassen von den Gewaltigen dieser Welt und ihr Zeugnis hinauszurufen in alle Lande! Dann wird auch sie wohl bleiben, wie Luther geblieben ist und sein Werk.

Die Nummer unsers Postscheck-Kontos ist: Berlin Nr. 7950 Goßnersche Missionsgesellschaft; für die Buchhandlung Berlin Nummer 17 396.

Verantwortlicher Schriftleiter: Missionsdirektor D. Kausch, Berlin-Friedenau, Handjerystr 19-20.
Verlag der Buchhandlung der Goßnerschen Mission, Berlin-Friedenau. — Der Jahrgang kostet 1,25 Mk.
Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Fr. Zillessen), Berlin C 19, Wallstr. 17-18.

Gossner Mission

Die Biene auf dem Missionsfelde.

Monatsblatt der Goßnerschen Missionsgesellschaft.

Nr. 10/12 | Berlin-Friedenau, Oktober/Dezember 1924 | 91. Jahrgang

Der Lohn der Harrenden.

Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft:
Daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler,
Daß sie laufen und nicht matt werden,
Daß sie wandeln und nicht müde werden. Jes. 40, 31.

Wie schwungvoll, wie anfeuernd diese Stelle! Wie würdig als Schluß des Kapitels, das mit dem Aufruf beginnt: „Tröstet, tröstet mein Volk!“ Feines und grobes Heidentum hatte Israel durchsetzt. Feindliche Gewalten arbeiteten an der äußeren und inneren Auflösung des Staates. Der Prophet schaut den völligen Zusammenbruch seiner Nation voraus. Israel ist in schmählicher Gefangenschaft im Lande Babylon, schlimmer als dereinst im Nillande. Verzweiflung bemächtigt sich selbst der von Natur Kräftigsten. „Die Knaben werden müde und matt, und die Jünglinge fallen.“ Und doch gibt es Ausnahme-Menschen. Sie sind es nicht durch und in sich selbst. Ihre Hoffnung beruht einzig und allein in ihrem Gott. Auf Menschen sich zu verlassen, haben sie gründlich verlernt. Unablässig warten sie auf das, was der Herr und Heiland Israels tun wird. An seine großen Verheißungen halten sie sich in Treue und Glauben, auf Hoffnung wider Hoffnung — und werden nicht zu schanden. Ein hoher, edler Lohn harrt der Harrenden. Neue Kraft soll ihr Teil sein. Neue Kraft, nicht blos Erneuerung oder Auffrischung alter Kräfte, die aus dem Naturboden des alten Menschen erwachsen; neu wird die Kraft sein nach Ursprung und Wesen, neu, weil sich immer wieder erneuernd, neu, weil übernatürlich, weil göttlich. Hier findet nicht ein Harren statt auf irgend wen und irgend was. Das Harren auf den Herrn, den Gott der Götter, auf den Einzigen, auf den Ewig-Lebenden und Lebendigen, dieses Harren allein hat die Wunderentwicklung: Neue Kraft!

Neue Kraft in dem eben gedeuteten Sinne, das ist es, was auch wir jetzt brauchen. „Unsre Kraft ist schwach und nichtig, und Keiner ist zum Werke tüchtig, der nicht von dir die Stärke hat.“ Dahin deuten alle unsere Erfahrungen. Lernen wir, unsere „Kräfte“ richtig einzuschätzen, dann wird uns das Verlangen nach der neuen, nach der wahren Kraft erfassen. Und den Weg zur Gewinnung dieser Kraft hat uns der Prophet klar gewiesen. Auf den Herrn harren. Das ist die Richtung, das ist das Mittel der Mittel. Darin liegt, daß man den Blick abwendet von den Menschen und allem Menschlichen, „allzu Menschlichem“. Wie die Augen der Knechte auf ihren Herrn, wie die Augen der Mägde gerichtet sind auf ihre Frau, so sollen wir auf das schauen, was unser himmlischer Herr tun will und wird. Sein Wort sagt es uns. Dabei aber ist solches Warten nicht ein müßiges Zuschauen, ein träges Beobachten. Unser Herz ist dabei beteiligt. Wir sind Seines Winks gewärtig; wir sind zu Seinem Dienst bereit, wann, wie und wo er uns gebrauchen will. Und ist der Ruf zur Ausrichtung des göttlichen Willens an uns ergangen, haben wir den bestimmten Auftrag erhalten, dann werden wir, als Harrende, auch ungesäumt ans Werk gehen, und mit unsrer Bereitwilligkeit wird sich, laut der göttlichen Zusage, auch die Kraft einstellen, zu vollbringen, was unser Herr haben will — die neue Kraft.

Das innere Wesen jeder Kraft ist geheimnisvoll. Aber ihre Aeußerungen können wir wahrnehmen. Darum wird uns auch in unserm Schriftwort nicht die neue Kraft selbst dargelegt, wohl aber werden uns

Gossner Mission

ihre Wirkungen beschrieben. Sie zeigen sich, wie bei allen Kräften, in der Form der Bewegung. Und zwar in einer dreifachen: Auffahren, laufen, wandeln. Ohne Zweifel, es sind hier seelisch-geistige Kraft-Ausstrahlungen gemeint. Aber das Leibliche, das auch in die sichtbare Erscheinung Tretende ist damit keineswegs ausgeschlossen. Sehen wir nun das Einzelne!

Die neue Kraft zeigt sich zunächst als heilige Begeisterung. Denn „Auffahren mit Flügeln wie Adler", — was ist es anderes? Ein Vergleich, ein Bild; gewiß, aber dahinter liegt die Sache. Zur Höhe strebt der Adler. Das Aufwärtsfliegen ist ihm ein Lebensbedürfnis, eine Lust. „Nec soli cedit" so steht's im Wappen. „Nicht einmal der Sonne weicht er." Begeisterung, ruhend auf dem Grunde kraftvoller Begeisterung, ist der Fittich zu großen Taten. Sie brauchen wir zu allererst; sie stellt sich vor allem andern zunächst ein. Begeisterung für den Herrn und sein Werk auf Erden. Begeistert waren die alten Freunde der Mission, für den bloßen Gedanken schon, noch ehe sie die ersten eigentlichen Missionstaten tun konnten. Kein Wunder daher, wenn man sie für Schwärmer hielt. Der Frosch wird den Vogel nie begreifen, der Stubenhocker nie den Entdecker, der Schläfer im Kirchenstuhl nie den Missionar! Unter dem beengenden Druck der Gegenwart haben wir wohl etwas verlernt, unsrer Flügel zu gedenken, ja, sie zu gebrauchen. Wir gleichen einem Adler im Käfig. Aber doch bleiben wir Adler, trotz des Gefängnisses, in das uns unsre jetzigen Kerkermeister, die Feinde Deutschlands und unserer evangelischen Mission, gesteckt haben. Aber die Harrenden kriegen neue Kraft, und dereinst wird die Tür unsers Käfigs wieder aufgetan werden, und der gefesselte König der Lüfte wird wieder seinen Flug nehmen zur Höhe.

Aber die Begeisterung allein tut es nicht, auch nicht im Missionsleben. Nicht blos Fliegen sollen und müssen wir. Die neue Kraft läßt uns auch „laufen, und nicht matt werden". Der Läufer verfolgt ein bestimmtes Ziel mit einer Strebsamkeit ohne zu ermatten, bis er es erreicht hat. Auf Erden, nicht in den Lüften, ist seine Bahn. Uns hat der Herr sei es in unserm allgemeinen Lebenslauf, sei es in unserm besonderen missionarischen, bestimmte Aufgaben gesetzt, daß wir sie erledigen. Zielstrebigkeit so heißt die zweite Aeußerung der gottgeschenkten neuen Kraft. Wir denken an Paulus. Wie hat der seinen Plan verfolgt, bis er ausrufen konnte: „Ich habe den Lauf vollendet!" (2. Tim. 4, 7.) Können wir Deutschen mit Wahrheit behaupten, wir seien mit unserer Missionsaufgabe wirklich schon ans Ziel gelangt, und nun gebe es für uns nichts mehr in der Hinsicht zu tun? Ja, wird irgend eine Missionsgesellschaft sich zu solchem Bekenntnis vor Gott und ihren Freunden zu entschließen, die Freudigkeit, den Mut eines reinen Gewissens finden?! Auch für uns und unsern Freundeskreis soll es nicht heißen: „Schluß!" „Fertig!", sondern „Weiter, liebe Brüder!" (2. Thess. 3, 1). Wahrlich, es gibt zur Zeit gar Vieles, das eine ermattende, eine erschlaffende Wirkung ausübt, zumal auch im Kirchen- und Missionsleben. Dennoch darf es nicht dabei verbleiben. Die ihres Herrn Harrenden kriegen neue Kraft, und damit auch neue Antriebe, sich das Ziel, und damit auch Kranz und Krone nicht entgehen zu lassen.

Und noch ein Drittes folgt aus der Kraftbegabung für die treu Harrenden. „Daß sie wandeln und nicht müde werden." Der biblische Begriff des „Wandelns" führt uns immer auf unsere Alltagsleistungen. Es handelt sich um die stetige, stille, aber vom Herrn so hochgewertete Arbeit im Kleinen an dem uns gewiesenen Platze. Wiederum beziehen wir die Weisung auf die Mission. Herrlich sind begeisternde Missionsfeste. Höhepunkte sind Aussendungen von Missionaren, den Läufern, die gestiefelt sind an den Beinen als fertig zu treiben das Evangelium des Friedens (Epheser. 6, 15). Aber vollends nötig sind alle die Missionshelfer hinter der Front mit ihren unermüdlichen Kleinarbeiten Tag und Nacht, mit ihren Zusammenkünften auch im kleinen Kreise, mit ihren stillen, aber ständigen Gebetsopfern, mit ihren Sammlungen bei Jung und Alt, mit ihrem Lesen und Vorlesen der Missionsschriften. Alle diese und ähnliche Betätigungen haben sich immer eingestellt, und stellen sich auch heute noch stets da ein, wo die neue Geisteskraft vorhanden ist. Nicht nur im Missionsleben ist es so. Wir sind ja nicht nur Missionsfreunde, wir sind doch auch „Menschen". Und siehe, in allen Beziehungen unseres Daseins bewährt es sich immer wieder: die wertvollsten Menschen sind die treuen, unermüdlichen Erfüller der Alltagspflichten. Sie halten Staat und Stadt, Haus und Hof zusammen.

Höchste Begeisterung, festeste Zielstrebigkeit, treueste Arbeit im gegebenen Pflichtenkreise, das sind die Folgen der neuen Kraft, die selber der Lohn der Harrenden ist.

„Das Harren der Völker", so nennt man die Zeit vor der Ankunft Christi auf Erden. Er ist gekommen. Aber jetzt, als Christen, harren wir des Wiederkommenden. „Siehe, ich komme bald und mein Lohn mit mir, zu geben einem Jeglichen, wie seine Werke sein werden." Nichts, nichts belohnt sich mehr, köstlicher und unmittelbarer, als das Harren auf Ihn.

Digital Mission

hlt am ..... auf

r. **79 50**

kamt **Berlin NW 7**

..... R.Mk. ..... Pfg.

r (Name, Wohnort und Wohnung)

ittung gewünscht? .....

Das Postscheckamt übersendet diesen Abschnitt dem Postscheckkunden

Eingezahlt ..... R.Mk. ..... Pfg. für Konto Nr. **79 50**

Absender: .....

.....

Zum Aufkleben der Freimarke

Bitte tunlichst nur **eine** Marke im Werte der Zahlkartengebühr aufzukleben.

Zahlkarte

auf ..... R.Mk. ..... Pfg.

Zu wiederholen (die Mark in Buchstaben):

R.Mk. Pfg.

für

Gossner'sche Missionsgesellschaft

in **Berlin-Friedenau**

Konto Nr.

79 50

Postscheckamt

Berlin NW. 7

Postvermerk

Ankunfts-Nr.

Nr.

eingetragen durch:

am .....

Posteinlieferungsschein

..... R.Mk. ..... Pfg.

Zu wiederholen (die Mark in Buchstaben)

R.Mk. Pfg.

für

Gossner'sche Missionsgesellschaft

in **Berlin-Friedenau**

Konto Nr.

79 50

Postscheckamt

Berlin NW.7

Postannahme .....

Postvermerk

Aufgabenummer

Aufgabestempel

Gossner Mission

Die Zahlkarte ist in allen drei Teilen auszufüllen. Beträge können in unbeschränkter Höhe eingezahlt werden. Die Kontonummer ist besonders deutlich zu schreiben.

Das Postscheckamt sendet diesen Abschnitt dem Postscheckkunden

Jeder, der öfter Zahlungen empfängt oder leistet, sollte sich ein Konto beim Postscheckamt eröffnen lassen. + Vordrucke für Anträge erhält er beim Postamt.

Posteinlieferungsschein

(nicht zu Mitteilungen für den Empfänger zu benutzen)

Gossner Mission

„Harre, meine Seele,
Harre des Herrn.
Alles ihm befehle, hilft er doch so gern.
Sei unverzagt! Bald der Morgen tagt,
Und ein neuer Frühling folgt dem Winter nach.
In allen Stürmen, in aller Not.
Wird er dich beschirmen, der treue Gott."

Kuratorium und Kirchenrat.

Es versteht sich von selbst, daß die Beziehungen zwischen unserer heimischen Leitung und der selbständig gewordenen Kolskirche möglichst gepflegt werden müssen. Daß das jetzt seine besonderen Schwierigkeiten hat, ist klar. Noch ist die Frage der Rückkehr der deutschen Missionare oder auch nur die eines vorläufigen Besuches zweier Senior-Missionare auf unser altes Missionsfeld zum Studium der veränderten Verhältnisse für uns nicht befriedigend gelöst, da wird wenigstens der Abdruck folgender Schriftstücke unsern Freunden erwünscht sein.

1.

Das Kuratorium an den Kirchenrat.

7. Juli 1924.

An den Kirchenrat
der Goßnerschen Evangelisch-Lutherischen Kirche in Chota Nagpur und Assan.
Ranchi (Bihar).

Teure Brüder in Christo!

Mit einer der letzten Posten haben wir gehört, daß in Eurer diesjährigen Generalkonferenz ein neuer Kirchenrat durch die Versammlung gewählt worden ist.

Sehr herzlich begrüßen wir diese neuen Mitglieder, an erster Stelle den neuen Präsidenten, Pastor Johan Topono, in dem Namen, der über alle Namen ist, und wünschen ihnen alle Segnungen vom Thron der Gnade zur Ausrichtung ihres wichtigen Amtes.

Es ist durchaus natürlich, daß wir nicht vergessen können, was der alte Kirchenrat, besonders in den schwierigen und kritischen Zeiten der letzten Jahre für die Befestigung und die innere Kräftigung unserer teuren Lutherischen Kirche getan hat. Für immer werden wir diesen tapferen und treuen Männern dankbar sein. Aber es liegt in den Verhältnissen dieser veränderlichen Welt und Zeit, daß dieselben Führer nicht beständig auf ihren Plätzen bleiben können, und so mag die gegenwärtige Lage der Kirche einen Wechsel erforderlich gemacht haben, Menschen kommen und gehen, aber der Herr bleibt und sein Heiliger Geist. Jedoch hoffen wir, daß die früheren wohlverdienten Männer fortfahren werden, unsere Kirche zu fördern, wenn nicht als amtliche Personen, so doch als Christen überhaupt. Laßt unter Euch allen regieren den Geist der Liebe, des Vertrauens, der Selbstlosigkeit.

Ihr, die neuen Mitglieder des Kirchenrates der selbständigen Kirche, wißt selbst am besten, daß Ihr eine große Verantwortung auf Eure Schultern und auf Eure Herzen übernommen habt im Hinblick auf das ewige Wohlergehen der Seelen und im Hinblick auf die Erbauung des Leibes Christi in dieser Zeit und bei dieser Lage der Dinge. Darum müssen wir selbst, und ebenso unsere Christen in Eurem Lande. unsere Hände ständig zum himmlischen Vater erheben, Euch Weisheit, Stärke, Treue, Gerechtigkeit zu verleihen, daß Ihr die alten Grundlagen der Kirche aufrecht erhaltet, daß Ihr dem Versucher widerstehet, daß Ihr die Brüder liebet, daß Ihr das Königreich Gottes erwartet und befördert. Solches alles wird unser tägliches Gebet sein. Bitte, hört ebenso nicht auf, für uns und für Eure alten Missionare, Eure Väter in Christo, zu beten.

Eingeschlossen senden wir Euch eine Abschrift unseres Schreibens an die General-Konferenz, falls Ihr es aus irgend welchen Gründen nicht erhalten haben solltet.

Und nun, lasset uns alle „fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens".

Unserm Herrn und Heiland Jesus Christus aber sei Ehre jetzt und zu ewigen Zeiten!

In Ihm
Euer
Kuratorium d. Goßnerschen Missionsgesellschaft.
H. Kausch.

Der Kirchenrat an das Kuratorium.

Dem Kuratorium der Goßnerschen Evgl.-Luther. Mission zu Berlin sendet der Kirchenrat im Namen der Goßnerschen Evgl.-Luther. Kirche von Chota Nagpur und Assam mit dem Ausdruck der Liebe viele, viele Grüße.

Gossner Mission

Unsre Väter im Herrn!

Den liebevollen ermahnenden Brief, welchen Sie am 7. Juli 1924 schrieben, haben wir erhalten. Indem wir Ihren väterlichen Segen und Ihre Ermahnung mit Wertschätzung annehmen, sagen wir Ihnen vielen Dank. Wir sind gar sehr Ihre Schuldner, denn Ihren am 26. März an die Generalsynode geschriebenen Brief haben wir erhalten, jedoch Ihnen keine Antwort gesandt, obschon wir wußten, daß Sie sicher nach einer solchen sehnlichst verlangten. Sie werden selbst verstehen, was die Ursache war. Wir bitten deshalb um Entschuldigung. Der Wechsel, welcher in unserer Mitte stattgefunden hat, ist keine schöne Sache, aber was kommen soll, kommt eben und niemand kann es hindern. Die Arbeit, die uns übertragen wurde, deren sind wir in keiner Weise würdig, sondern haben diese Last mit Furcht und Zittern auf uns genommen, weil wir es für unsere Pflicht hielten, in der Hoffnung, daß Gott durch seinen Geist uns helfen und uns führen wird.

Doch gibt es auch Umstände, durch die uns, indem wir an sie denken, viel Mut und Trost geschenkt wird. Wir wissen, daß es dort in Deutschland viele Brüder und Schwestern gibt, die Tag und Nacht für uns beten. Und auch in Amerika sind nicht wenige, die ihr Geld geben und für uns sorgen. Auch hier sorgt im Auftrag des Nationalen Christl. Rates (N. C. C.) der Beirat (dem zwei Luther. Missionare angehören) für uns und steht uns bei, indem er sich keine Mühe und Unannehmlichkeit verdrießen läßt. Wenn wir uns das alles überlegen, so dürfen wir hoffen, daß wir nicht fallen werden.

Der Zustand der Gemeinde ist verhältnismäßig gut und nur der ungenügenden Gehälter wegen sind die Verhältnisse der Pastoren und Katechisten nicht die besten; aber wir müssen unsern Brüdern das Lob erteilen, daß keiner seine Arbeit verlassen hat, obschon sie ihr Gehalt sehr unregelmäßig bekommen. Alle haben bisher mit Geduld ihre Arbeit getan. In der zweiten Septemberhälfte waren die Pastoren und Kandidaten zum Regenzeit-Kursus hier versammelt; es waren 32 Pastoren und 7 Kandidaten anwesend. Mehrere Stunden wurden religiöse Vorträge gehalten, und die übrigen Stunden verbrachten wir mit Besprechungen. Missionar Perfect von Bhagalpur, Missionar Wilkins von Cuttack, und von Ranchi Missionar Whitley und unsre beiden (amerikanischen) Missionare hielten religiöse Vorträge. Auch von unsern Brüdern beteiligten sich zwei am Halten der Vorträge. Wir sind überzeugt, daß durch dieselben uns, unsrem Werk und unsrem Glauben viel Segen zuteil wurde.

Diese Woche sind alle nach ihren Orten zurückgekehrt.

Von den Pastoren ist der ehrwürdige Pastor Samuel Pitu, der zuerst in Khutitoli und dann in Takarma arbeitete, am 17. März im Herrn entschlafen; die andern sind alle wohl.

An mehreren Orten gibt es neue Christen, besonders im Süden in den Eingeborenen-Staaten Banai und Bamra sind Christen, aber bedauerlicherweise können wir wegen Mangel an Mitteln die erforderlichen Arbeiter nicht zu ihnen senden, aber wir hoffen, daß Gott uns Mittel zeigen wird, ihnen noch besser beizustehen.

Auch in Assam geht das Werk gut fort. Es sind jetzt vier Pastoren dort. Der Stand der dortigen Gemeinde ist sehr gut. Sie ist ganz selbständig.

Bei der Generalsynode im April hörten wir mit großem Bedauern die Nachricht vom Tode unsres lieben alten Doctor Nottrott. Wir haben beschlossen, zu seinem Gedächtnis etwas zu tun, und wir sind sehr erfreut und danken Ihnen sehr, daß Sie uns über seinen Lebensgang einige Artikel senden wollen.

Wir geben Ihnen Hoffnung, daß wir Ihnen über alles, was in dieser Gemeinde vorgeht (in der Gemeindesynode und im Kirchenrat), Mitteilung zugehen lassen werden.

Schließlich möge Gott Ihnen und uns solche Kraft geben, daß wir zur Erhaltung dieser Goßnerschen Luth. Kirche die richtigen Maßnahmen ergreifen können, und wir wollen immer für einander beten, denn das ist Gottes Wille, und wir haben ja einen Gott und Heiland Jesus Christus, der sich zu unsrer aller Erlösung dahingegeben hat.

Gott gebe, daß die Zeit bald komme, da wir unsre alte Gemeinschaft wieder erlangen können. Amen.

Ihre Söhne im Herrn

Johan Topono, Präsident.
Benjamin Minj, Sekretär.
Nirmal Soy, Kassierer.

Im Namen des Kirchenrats.

Pastor em. Wilhelm Kröcher,

früher Präses der Goßnerschen Kolsmission in Ranchi, † am 2. Sept. 1924 in Sorau N.-L.

Zum Heimgange dieses im Alter von 80 Jahren entschlafenen, um unsre Sache einst hochverdienten Mitarbeiters, schreibt uns sein Sohn P. Kröcher in Tribohm bei Damgarten, Pommern, wie folgt:

„Mein am 2. Septbr. d. Js. verstorbener

Vater wurde am 14. 4. 1844 in Nadrensee (Pomm.) geboren. Sein Vater war Pastor. Nach dem ersten Unterricht im Elternhause kam er auf das Marienstiftsgymnasium in Stettin. Reifeprüfung 1863. Studierte in Halle und Berlin. Nach bestandenen theolog. Examen (Stettin) ordiniert 10. Sept. 1871 in Stettin. Von 1871 bis Frühjahr 1885 in Indien. 1885 bis 1892 Pastor in Cladow (Neumark). Dann 1892 bis 1920 Pastor in Schönfeld (Pomm.). Bis etwa zum 75. Lebensjahr war er in voller Rüstigkeit, von da an zeigten sich mehr und mehr Gebrechen des Alters und nötigten ihn, in den Ruhestand zu treten. Die Schwierigkeit der Wohnungsfrage schob die Emeritierung hinaus. Ein Jahr lebte er nach seiner Emeritierung am 1. Oktober 1920 in Karnitz, Kreis Greifenberg in Pommern bei seiner ältesten Tochter Johanna (verheiratet an Pastor Scheibert). Dann siedelte er zu den beiden unverheiratet gebliebenen Töchtern Margarete und Maria über, die in Sorau N.-L. eine Siedelung in Angriff genommen hatten. Dort ist er bis zu seinem Tode geblieben. —

Kurz vor seiner Abreise nach Indien hatte sich Vater verheiratet. Meine Mutter Martha geb. Graßmann stammt aus dem Nadrensee, dem Heimatort Vaters, benachbarten Pfarrhause Rosow. Die Eltern feierten im Kreise der Kinder am 15. September 1921 die goldene Hochzeit. Ein Vierteljahr darauf starb meine Mutter. Vater fühlte sich seit dem Tode meiner Mutter vereinsamt und sehnte sich danach, bald nach dem Tode wieder mit ihr vereint zu werden.

Die Eltern haben neun Kinder gehabt, wovon drei in zartem Kindesalter starben und in Ranchi ruhen. Es blieben ihnen drei Söhne und drei Töchter. Von den Töchtern habe ich oben bereits berichtet. Meine beiden Brüder sind gefallen. Wilhelm, Oberlehrer in Suhl 1915 an der Lorettohöhe. Mein Bruder Martin, Reg.-Baumeister in Treptow a. R., fiel gleich im Anfang des Weltkrieges (31. 8. 1914) bei Saillly-Saissel. Beide waren verheiratet und hinterließen außer den Witwen jeder ein Töchterchen. (Martins Tochter wurde erst nach dem Tode des Vaters geboren, Wilhelms Tochter, als der Vater schwer verwundet auf Urlaub weilte.) — Scheiberts haben ein Kind, eine Tochter. Da ich vier Kinder habe, drei Jungens und ein Mädel, hat Vater sieben Enkelkinder erlebt.

Eins wird viellecht noch von Interesse sein. Vater muß von Jugend auf eine ausgesprochene Neigung zum Unterrichten gehabt haben. Er hat mir oft erzählt, daß er in den Ferien oft in die Dorfschule des Heimatsortes ging und die kleineren Kinder unterrichtete, während der Lehrer mit dem Unterricht der größeren beschäftigt war. Und wie viel hat er dann in seinem Leben unterrichtet: In Indien am Predigerseminar etc. und dann viele Jahre hindurch seine eigenen Kinder."

Auch die Heimatkirche hat diesen bedeutenden Mann durch seine Wahl zum Vorsitzenden der Pommerschen Provinzialsynode zu schätzen gewußt. Nun ruht er von seinen mannigfachen Arbeiten an Heiden, Heidenchristen und Christen. Mögen seine Werke ihm nachfolgen, und das ewige Licht ihm leuchten!

Bitte um Fürbitte.

Der Altmeister der Missionswissenschaft, D. Warneck, hat das Gebet eine Großmacht im Reiche Gottes genannt. Ein anderer Missionsmann, Inspektor Dr. Fabri, hat den Ausspruch getan: „Gläubige Beter machen Rumor in der unsichtbaren Welt". Unser lieber Herr und Heiland hat uns das Missionsgebet zur Pflicht gemacht, Matth. 9, 22; Luk. 10, 2, und ihm eine wichtige Stelle im heiligen Vaterunser gegeben, Matth. 6, 10. Der große Heidenapostel wird von dem Gebet der sendenden Gemeinde Antiochien getragen, Apgesch. 13, 3, und er empfiehlt seine Arbeit der Fürbitte der Gemeinde, 2. Thess. 3, 1. Aus dieser Erkenntnis heraus richtet der Deutsche Evangelische Missions-Ausschuß an die gläubigen Christen hin und her die herzliche Bitte, in diesem Jahre die Sache der Mission zu einem Gegenstand besonderer Fürbitte zu machen. Danket mit uns dem Herrn, daß er die Sache der Mission wunderbar erhalten hat in den letzten schweren Jahren! Helft uns beten, daß mit dem Wiedererwachen geistlichen Lebens in der Heimat auch ein neuer Eifer für die Sache des Herrn in der Mission entbrenne! Gedenkt der Missionsfelder in den fernen Erdteilen und der heidenchristlichen Gemeinden, die dort gesammelt sind, damit sie für ihre Umwelt ein Licht und Salz sind in dieser für die ganze Völkerwelt entscheidungsschweren Zeit! Vergeßt der Brüder und Schwestern nicht, die von uns ausgegangen sind mit der Bitte: „Haltet das Seil fest!" Seid treu, liebe Brüder, in dem wichtigen Auftrag, den uns der Herr gegeben hat!

Gott der Herr aber lasse auch unser Gebet dazu dienen, daß sein Name geheiligt werde, sein Reich komme und sein Wille geschehe wie im Himmel, also auch auf Erden.

Der deutsche Evangelische Missions-Ausschuß.

Gotha Mission

Aus dem Protokoll der Generalsynode der Kolskirche vom 7.—9. April 1924.

Schriftführer P. Hurad.

Nachdem von 7½ Uhr an die Delegierten der verschiedenen Bezirke sich versammelt hatten, wurde nach alter Weise die Synode mit Gesang eines Liedes, Schriftverlesung und kurzer Ansprache des Präses eröffnet. Dann wurde festgestellt, daß 26 Pastoren, 62 Katechisten, 62 Laien und 2 Studierende anwesend waren. Außerdem waren viele Brüder von Ranchi und andern Gemeinden als Besucher anwesend. Ferner erschien vom Beirat Missionar J. Cannaday und auch der Aufsichtsführende über unsre Schulen, Missionar Werner.

Zu Beginn der Verhandlungen wurde der Antrag eingebracht, daß es sehr gut wäre, wenn wegen des hohen Alters des Präsidenten an seiner Stelle und in seiner Anwesenheit Babu Dhanmasih Panna den Vorsitz führte. Nach der Zustimmung des Präsidenten ersuchte die Synode Babu Dhanmasih Panna, während der Konferenz den Vorsitz zu führen, worauf dieser den Platz des Vorsitzenden einnahm.

1. Zuerst kam die Vertretung der Universitätsstudenten auf der Synode zur Sprache. Es wurde beschlossen, daß aus denen, die mit dem Studium fertig sind, aber noch keine Anstellung haben, Vertreter genommen werden sollen.

2. Der Sekretär machte der Synode bekannt, daß dieses Jahr kein Hirtenbrief vom Kuratorium der Goßnerschen Mission angekommen sei, aber eine Trauernachricht, welche an alle Stationen weitergegeben worden sei, nämlich die Todesnachricht des hochwürdigen D. Nottrott. Dann wurde auch des Todes von Missionar Lauzemis und Pastor Samuel Pitu gedacht. Um das Gedächtnis an D. Nottrott aufrechtzuerhalten, wurde beschlossen:

An die Familien der Heimgegangenen Beileidsanzeigen zu schicken.

Dem Kuratorium in Berlin gleichfalls das Beileid der Synode auszudrücken und der Hoffnung Ausdruck zu geben, daß D. Nottrotts Leben in der Mission und in der Kirche Nachahmung finden werde.

Den Beirat zu bitten, daß am 25. des Monats zum Zeichen der Trauer anläßlich D. Nottrotts Heimgang alle Schulen der Mission geschlossen bleiben, und daß die Gemeindearbeiter je nach den örtlichen Verhältnissen den Tag als Trauerfeier in ernster und würdiger Weise begehen sollen.

Daß ein besonderes Gedächtniszeichen für D. Nottrott errichtet werde und die Ausführung dem Kirchenrat übertragen werden soll.

3. Es erfolgte das Verlesen des Präsidialberichts. Der Kassierer erstattete gleichfalls einen allgemeinen Kassenbericht. Dann trat man in die Besprechung darüber ein.

Der Präsident erwähnte in seinem Bericht folgende Punkte: In der Gemeinde gebe es allerlei Unsitten (Tanz, unmäßiges Trommeln), Wankelmütigkeit (Uebertritt zu andern Missionen, Hexen- und Geisteraberglaube), Lieblosigkeit (Streit und Unbotmäßigkeit in der Gemeinde), Untreue (Veruntreuung von Gemeindegeldern). Es wurde bemängelt, daß der Bericht des Präsidenten sehr kurz sei und daß der Sekretär einen umfassenden Bericht hätte erstatten sollen. Der Sekretär erklärt, bei Abfassung des Programms leider nicht anwesend gewesen zu sein, und die Kommission habe den Bericht des Präsidenten für ausreichend gehalten. Bezüglich der im Bericht erwähnten Unfähigkeit des Präsidenten viel zu reisen wurde viel geredet und ihm fürs neue Jahr dieselben Ausgaben bewilligt.

Im Kassenbericht des Kassierers wurden einige Fehler gefunden und festgestellt, daß die Rechnung nicht richtig aufgestellt war. Es wurde deshalb beschlossen:

Daß der Kirchenrat beauftragt werde, die Rechnung richtig zu stellen und dann dem Beirat Rechnung zu legen.

Daß die jetzt vorgelegte Rechnung des Kirchenrats angenommen werde.

Daß der Kirchenrat die Schaffung von Formularen zwecks richtiger Rechnungsführung in den Bezirken in die Hand nehme.

Es wurde gefragt, wie es mit dem „Selbständigkeitsfond" stehe, welcher auf Beschluß der vorigen Synode durch Hergabe je eines Monatsgehalts von allen Gehaltsempfängern gegründet werden sollte. Der Sekretär erklärt, daß wegen zu geringer Gehälter, Teurung, der Unruhen in Jaspur etc. die Sache nicht zur Ausführung gekommen sei.

4. Nach dem Programm sollten jetzt die Kommissionen ihre Berichte erstatten. Das Jahr vorher hatte die Sonntagsschul- und die Kassenprüfungskommission einen Bericht vorgelegt; diesmal leider nicht eine der 14 Kommissionen. Als Grund für die Untätigkeit wurde die Entfernung der Kommissionsmitglieder voneinander angeführt. Es wurde beschlossen, daß in Zukunft alle Kommissionen ihre Arbeit richtig zu tun sich bemühen und

Goßner Mission

von Zeit zu Zeit dem Kirchenrat ihre Berichte einsenden sollen, damit man bei der nächsten Synode einen Ueberblick über ihre Arbeit habe.

5. Die Suspendierung des Kandidaten Boas, der an die Synode appelliert hatte, wird aufrecht erhalten.

6. Wegen der Frage, ob der Kirchenrat Kandidaten ohne weiteres in die Gemeinden schicken könne, oder erst nach Rückfrage bei den betr. Gemeinden, entspann sich eine lebhafte Debatte. Es wird beschlossen, daß der Kirchenrat aus Höflichkeit erst nach Befragung der Gemeinden solche schicke und mit dem Beirat sich in Verbindung setze, daß sie auch an den Schulen tätig sein können.

7. Da von den Gliedern der Kommissionen ordnungsgemäß jedes Jahr einige ausscheiden, sind dementsprechend neue gewählt worden.

8. Bezüglich der Mitglieder des Kirchenrats ist bestimmt worden, daß sie fünf Jahre bleiben sollen (Kirchenordnung 10, 1). Aber nach Abs. 8 der Kirchenordnung kann der Arbeitsausschuß (Präsident, Sekretär, Kassierer), die mindestens drei Jahre im Amt bleiben, von der Synode, wenn sie den Wunsch hegt, neu gewählt werden. Darauf wurde zur Neuwahl geschritten. Alle anwesenden Vertreter wählten durch Stimmzettel. Das Ergebnis war:

Präsident: Pastor Johann Topono,
Sekretär: Babu Patras Hurad,
Kassierer: Pastor Khristochit Tirki.

Außerdem wurde für Babu Joel Tirkis leeren Platz Babu Benjamin Minj gewählt.

Nach der Wahl gaben einige Mitglieder des Kirchenrats ihren Austritt aus demselben kund, nämlich: Pastor Daud Kujur, Khristogrih Tirki, Nottrott Tiru und Babu Patras Hurad. Sie erklärten, daß sie aus Gründen, die die Arbeit des Kirchenrats hindern, nicht bloß von ihrem Amt, sondern auch von ihrer Mitgliedschaft im Kirchenrat zurücktreten. Ueber den Rücktritt wurde viel hin und her geredet und zum Schluß erklärte der Vorsitzende, daß er für drei Tage den Vorsitz übernommen habe, daß ihm aber die Pflichten seines Amtes nicht erlauben, noch länger wegzubleiben. Darauf beschloß die Synode für den nächsten Tag noch eine Sitzung.

Dieselbe wurde um 8 Uhr mit Gebet eröffnet. Missionar Cannaday wurde zum Vorsitzenden und Babu Benjamin Minj zum Schriftführer ernannt.

Der Vorsitzende ermahnte die Synode, zu Gott zu flehen, daß er ihr in ihrer Arbeit beistehe. Er führte weiter aus, sie hätte zwei Wege: Den Rücktritt der Mitglieder nicht anzunehmen und sie zu veranlassen, ihn zurückzuziehen; oder den Rücktritt anzunehmen und neue Mitglieder zu wählen.

Der Vorsitzende fragte die Zurückgetretenen, ob sie ihre Arbeit weiter tun würden, wenn ihr Rücktritt nicht angenommen werde. Einer erklärte sich bereit dazu; ein anderer sagte, sie seien fünf Personen zurückgetreten, er könne keine Antwort geben, solange er sich mit den andern nicht besprochen habe. Von der Synode wurde für und wider diesen Vorschlag gesprochen. Dann trat die Uneinigkeit, welche zwischen den alten Kirchenratsmitgliedern bestand, zutage. Manche Synodalmitglieder sagten, sie sollten ihre alten Streitigkeiten aufgeben; andere sagten, alle Mitglieder, die anderer Meinung sind, sollen aus dem Kirchenrat austreten. Der Vorsitzende sagte, was die Mehrheit der Synode beschließe, das müsse von allen Mitgliedern angenommen werden. Auf die Frage des Vorsitzenden, ob der Rücktritt angenommen werden soll, stimmten 78 mit Ja, 15 mit Nein.

Darauf wurden in den Kirchenrat gewählt: die Pastoren Laurentius Ekka, Luther Gojowar, Markus Topono und Obed Tiru, und als Laie Babu Yusaf Bhengra. Zum Sekretär des Kirchenrats wurde Babu Benjamin Minj, zum Kassierer Babu Nirmal Soy gewählt.

Der Vorsitzende erklärte, die Kirchenordnung müsse revidiert werden. Der Kirchenrat soll 5 Personen als Ausschuß für diese Aufgabe ernennen.

Auf die Frage des Vorsitzenden erklärten die alten Geschäftsführer, daß sie bis Ende des Monats die Geschäfte übergeben können. Der Vorsitzende veranlaßte, daß den Scheidenden der Dank der Synode ausgesprochen wurde. Die Synode erhob sich und dankte ihnen herzlich, worauf die Scheidenden der Synode gleichfalls dankten. Der Vorsitzende regte an, daß die Kirchenratsmitglieder sich photographieren lassen.

Darauf sah der Vorsitzende seine Arbeit für erledigt an und berief jemand anders zum Vorsitz. Da es aber schon sehr spät geworden war, beschloß die Synode, die unerledigten Sachen dem Kirchenrat zu überweisen.

Nachrichten.

1. **Unsere eingeborenen Christen** haben uns zweimal eine größere Liebesgabensendung für bedürftige deutsche Missionsgeschwister gesandt. Einer der bedachten Missionare schreibt uns dazu: „Es ist geradezu rührend, das zu lesen, und ich schäme mich der heimlichen Tränen

Gossner Mission

nicht ob dieser Tatsache." Man sieht, es wiederholt sich in der neuesten Missionsgeschichte auch in Einzelheiten so manches, was wir aus der ältesten Missionsgeschichte vernehmen. So wurde auch der gebundene Paulus einst von seinen fernen philippischen Christen geldlich unterstützt (Phil. 4, 10).

2. Die **Rückkehr deutscher Missionsgesellschaften in britische Kolonien, Protektorate** und Mandatsgebiete ist dank der Bemühungen des britischen Missionsausschusses vom Kolonial-Staatssekretär bewilligt worden. Die deutschen Missionen sind somit wieder den Missionen anderer Länder in Bezug auf die Zulassung ihrer Missionare gleichgestellt. Der Britische Missionsausschuß kann nunmehr der britischen Regierung deutsche Missionen zur Anerkennung empfehlen unter der Voraussetzung, daß durch Vereinbarungen zwischen den deutschen Missionen, den verwaltenden Missionen und den Eingeborenen-Kirchen Reibungen bei Rückkehr der deutschen Missionare verhindert werden. Für Indien gilt diese Erlaubnis bezeichnenderweise noch nicht. Wohl ist zwei Basler Missionaren, von denen einer ein Reichsdeutscher ist, von der britischen Regierung die Rückkehr nach Indien gestattet worden, doch müssen sie sich der Leitung und Verantwortung der Londoner Mission unterstellen! Dagegen hat die Regierung von Bihar und Orissa, zu der unser Missionsfeld gehört, die auch nur besuchsweise Einreise selbst bloß von zwei Goßnerschen Missionaren zum Studium der seit dem Kriege veränderten Verhältnisse geradezu abgelehnt, trotz dringender Verwendung britischer und indischer Christen. Es sei keine Notwendigkeit vorhanden, die bis Ende August 1926 währende Ausschlußfrist für deutsche Missionare nicht inne zu halten. Gegen diese Gewaltpolitik, die unsre Sache hüben und drüben schwer schädigt, ja mit jedem Monat mehr schädigt, ist seitens unseres Kuratoriums lebhafter Einspruch erhoben worden, was auch britische maßgebende Kreise getan haben. Weiteres bleibt abzuwarten.

3. Aus dem „Foreign Missionary, dem Missionsblatt der Vereinigten Luth. Kirche von Nordamerika entnehmen wir, daß Frl. **Dora Hahn**, die Tochter unseres verstorbenen Missionars Ferd. Hahn und frühere Leiterin unsrer Mädchenschule in Ranchi von der Missionsbehörde der Ver. Luth. Kirche auf ihr Arbeitsfeld in Liberia, Westafrika, ausgesandt worden ist. Am 9. Juli ist sie von New York, in dessen Nähe sie seit 1922 als Lehrerin in einem Waisenhause tätig war, nach Liberia abgereist. Wir wünschen ihr Gottes Segen für ihre neue Arbeit.

4. Zum Vorsitzenden unseres Schlesischen Provinzialhilfsvereins ist Herr **Pfarrer Genschow** in Gremsdorf, Bez. Liegnitz gewählt worden, den wir auch hier aufs wärmste begrüßen.

5. Eine **Konferenz unserer Reisemissionare** (die zweite derartige in diesem Jahr) fand vom 25.—26. November im Friedenauer Missionshause statt, in der die gegenwärtige Missionslage mit all ihren Fragen und Klagen eingehend besprochen wurde. Auch unser neuer schlesischer Vertreter, Herr Pfarrer Genschow, war zu unserer Freude als unser Gast erschienen. Das Besondere des diesmaligen Kursus bestand darin, daß uns Herr Missionssuperintendent D. Kollecker von der Berliner Mission an zwei Tagen treffliche Vorträge über China hielt und an einem dritten Tage uns durch das Berliner Missionsmuseum (Abteilung China) führte.

6. Unser Kirchenrat in Ranchi hatte den 25. April als einen **„Nottrott-Tag"** festgesetzt, an dem das Leben und die Werke unseres † Missionspräses D. Alfred Nottrott Erwähnung gefunden haben. Es werden Schritte unternommen, für ihn ein dauerndes Andenken zu stiften.

7. **Patras Hurad** schreibt eine Geschichte der Kols-Mission seit der Vertreibung der deutschen Missionare in englischer Sprache.

Schriftenanzeige.

„Fort mit dem Spiritismus!" Von Pastor Paul Gerhard. 1924. Buchhandlung des Gemeinschaftsvereins Chemnitz (56 S.).

Eine treffliche Kampf- und Abwehrschrift gegen eine seelenverderbliche Verirrung, die nichts anderes ist, als altes Heidentum in neuem Gewande. Dahinter aber steht noch Schlimmeres: der Spiritist kommt durch sein Treiben in Abhängigkeit böser Lügengeister und verliert damit seine Verbindung mit dem wahren und lebendigen Gott. Bei der lebhaften Propaganda des Spiritismus möge diese aufhellende Schrift vielen ein Warnungssignal, ein Scheinwerfer werden in gefährliche, düstere Gebiete!

Die Nummer unsers Postscheck-Kontos ist: Berlin Nr 7950 Goßnersche Missionsgesellschaft; für die Buchhandlung Berlin Nummer 17 396.

Verantwortlicher Schriftleiter: Missionsdirektor D. Kausch, Berlin-Friedenau, Handjerystr. 19-20.
Verlag der Buchhandlung der Goßnerschen Mission, Berlin-Friedenau.
Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Heinrich Beenken), Berlin C 19, Wallstr. 17-18.

Gossner Mission

Die Biene auf dem Missionsfelde.

Monatsblatt der Goßnerschen Missionsgesellschaft.

Nr. 1/3 | Berlin-Friedenau, Januar/März 1925 | 92. Jahrgang

Leben, um zu loben.

Laß meine Seele leben, daß sie Dich lobe,
Und Deine Rechte mir helfen. Psalm 119, 175.

Der Wunsch, der Wille, zu leben, ist allen Lebewesen eingegründet. Für uns Menschen macht er sich bei Lebensabschnitten, bei Wendepunkten besonders geltend, so z. B. bei Geburtstagen, beim Beginn eines neuen Jahres, bei Jubelfesten. Im längsten aller Psalmen, dem einhundertundneunzehnten, ist die Bitte um Leben das Letzte, bis er ausklingt in das ergreifende Bekenntnis: „Ich bin ein verirrtes und verlorenes Schaf, suche deinen Knecht; denn ich vergesse deiner Gebote nicht." Beim frommen Menschen nimmt der Wunsch zu leben die Gestalt des Gebetes an, denn er weiß, nur der Inhaber alles Lebens kann auch nur das Einzelleben erhalten. Es ist Gottlosigkeit, es ist Mörder- und Mordsphilosophie, den Trieb zum Leben zu verneinen, zu ersticken. Des Menschen Sohn dagegen, der Fürst des Lebens, ist gekommen, nicht der Menschen Seelen zu verderben, sondern zu erhalten. Schützt doch schon der weltliche Staat durch sein Gesetz sogar das keimende Leben! Das wahre Leben aber ist das Leben der Seele. Eine gewisse Wissenschaft zwar sagt uns, „meine Seele" sei nichts anderes als eine Umschreibung für „mich": „Laß mich leben." Allein solche Entleerung des Ausdrucks wird weder dem „Geist der hebräischen Poesie" (Herder) gerecht, noch dem Geist des Wortes Gottes, der stets den Dingen auf den Grund geht. Der Gewinn einer ganzen Welt wiegt nicht einen Schaden an der Seele auf. So hängt beim Menschen alles von dem Zustand der Seele ab. Und ob der Leib erstirbt, wenn nur die Seele leben bleibt in Gott. Die meisten Menschen führen kein Seelenleben, sondern nur ein Leibesleben. Das ist ihr größter Jammer.

Nur dann aber hat unser Gebet an Gott um Weiterleben unserer Seele eine innere Berechtigung, wenn unser Seelenleben einen Zweck, einen höheren und einen höchsten Zweck hat. Oberflächlich, ja schließlich sinnlos wäre es, wollte man erklären, die Seele des Menschen hat nur einen Selbstzweck. Der Psalmist weiß es besser: „Laß meine Seele leben, daß sie Dich, Dich, ihren Gott, lobe." Dazu ist sie geschaffen, dazu wird sie erhalten. Lob Gottes, das ist der eigentliche Zweck unseres ganzen Daseins.

Doch das Wie des Lobens? Nun, da kommen wir wahrlich nicht in Verlegenheit! Loben kannst du deinen Gott „mit Herzen, Mund und Händen". Zu allen Tages- und Jahreszeiten. Er selbst gibt ja auch „Lobgesänge in der Nacht". Wie die gefangenen Apostel zu Philippi ihren Herrn laut lobten im mitternächtlichen Dunkel des Kerkers, so sollen Leidenszustände auch für uns kein Hindernis sein für unser Loben. Unser seliger Plath lobte noch auf dem Sterbebette seinen Gott mit Gesang. Du kannst Gott loben mit dem Instrumente deiner Kehle oder mit Instrumenten aller Art, von Menschenkunst verfertigt, wie sie auch der 150. Psalm in reicher Fülle aufzählt. Aber die Seele alles Lobens ist doch das „Lobe den Herrn, meine Seele!" Wessen Seele ihren Herrn wirklich liebt, die lobt immerdar, die lobt für alles, wie es der Kirchenvater Chrysostomus, der nicht bloß wegen seiner fließenden Beredsamkeit so genannt ward („Goldmund"), tat, und zwar gerade in seinen vielfachen Anfechtungen und Verfolgungen.

Doch welches Lob Gottes könnte wohl reiner, selbstloser, großzügiger, allumfassender,

Verlage.)

meindegliederliste zu halten.

Gossner Mission

unmittelbarer, tiefer und höher sein, als das, welches in der Mission und durch die Mission geschieht? Da wird der Herr gepriesen vor der gesamten Menschenwelt. Da wird Sein einziger, herrlicher Name erhöht über alle Götter. Da werden seine gewaltigen Taten gerühmt vom Anbeginn der Schöpfung hindurch durch die Jahrtausende bis zu dieser Stunde. Da wird vor allen Dingen mit feurigen Zungen gepredigt und gepriesen die Erlösungstat von Golgatha, durch die allein sterbende und gestorbene Menschenseelen ewiges Leben gewinen können. Wer abseits der Mission steht, und zwar jetzt, nachdem die Bedeutung für ein volles Kirchen- und Christenleben längst erkannt und gewürdigt ist, deß Lob Gottes ist unter allen Umständen beschränkt, mangelhaft, unzureichend und dürftig.

Dahin weist uns gerade auch das gegenwärtige Zeit- und Weltleben. Alles berührt sich. Alle Länder, alle Völker, alle Religionen. Erschütternd groß ist die Gefahr ungöttlicher Vermischungen, ist die Gefahr der Trübungen und Verfälschungen des Reinen, des Echten, des Heiligen. Der Herr ist Gott, und Keiner mehr! Das gilt es für den Christen zu bezeugen, oder auch zu — erleiden. Wir, wir Christen sind dazu da, unsern herrlichen Erlöser unsern Mitmenschen, ehe sie sterben und verderben, anzuloben, wenn anders wir erfahren haben, wie lobenswert Er ist. Ja, Er ist es wert, daß man Ihn ehrt und sich in Seinem Dienst verzehrt. Was für einen Rumor würde es, müßte es geben in der Welt, wenn alle die Millionen, die sich Christen nennen, wirklich Christen wären und ihre Christenpflicht täten, Christum zu loben vor den Leuten dieses Geschlechtes! Wie ein brausender Orkan würde das Lob der christlichen Gemeinde die Heidenwelt durchtönen und durchdröhnen (Psalm 19, 5; Röm. 10, 18), wo jetzt nur ein schwaches Geflüster vernehmbar ist, wo jetzt noch immer Zahllose die Entschuldigung vorwenden können: „Davon haben wir noch nie etwas gehört."

So zu reden, so zu handeln und zu wandeln, daß unser ganzes Leben ein Lob unsers Heilandes sei, das ist wahrlich keine Kleinigkeit. Wie leicht könnte sich in unser Gebahren Scheinheiligkeit einschleichen! „Du hast den Namen, daß du lebest, und bist tot," sagt der erhöhte Herr zu seiner Gemeinde Sardes (Offenb. 3, 1). Was sich daher der fromme Dichter erbittet, ist wahres und wahrhaftiges Seelenleben: „Laß meine Seele leben, daß sie Dich lobe." Ohne Herkunft aus dem Innersten und Tiefsten wäre alles Gotteslob nur ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle. Es ließe sich größter Missionseifer in Wort und Tat denken, und das Ganze wäre doch ein seelenloses Gemache, ein Gott Loben, ohne daß Gott dabei wäre mit seinem Geist!

Das weiß unser Psalmist. Um seinen Gott zu loben, muß dieser, sein Gott, ihm selbst die Kraft dazu verleihen: „und laß Deine Rechte mir helfen". Deine Rechte, das sind Gottes Rechtssatzungen, die auch noch der Sünder, der Bußfertige, aus Gnaden bei Gott hat, durch den Mittler, in dem Versöhner. So sind wir in einem seligen Stande. Was Gott von uns will, das bewirkt er für uns und in uns. Wer bittet wohl so recht von Herzen, daß der himmlische Vater es ihm schenken möge, Ihn zu loben, wie es sich gebührte? wie er es selbst haben will? Liegt uns viel oder wenig daran, daß unser Gott gelobt werde auf Erden? Empfinden wir das Dasein des Götzendienstes persönlich als Greuel, Schmach und Schande? Ergrimmen wir im Geiste, wie es Paulus (Apg. 17, 16) zu Athen ging, „da er sah die Stadt so gar abgöttisch", beim Anblick des Heidentums, ja, der vielfachen Heidentümer daheim und draußen? Oder suchen wir wohl gar noch dem heidnischen Unwesen allerlei „gute Seiten" abzugewinnen, wie es so manchmal die Weisen und Gelehrten tun, und nicht zuletzt die deutschen, aus falschverstandener „Objektivität", Unparteilichkeit oder Ueberparteilichkeit?

Wenn die Menschenseele dahin kommt, ihren Gott zu loben, wie er gelobt sein will, in der Stille, in der Oeffentlichkeit, unter unsern Landsleuten, unter allen Menschen, dann wird ihr höchster Adel, ihr erhabenster Beruf offenbar, wie Paulus Gerhardt singt, dessen Lieder durch die Mission auch Gemeingut der großen Völkerwelt geworden sind:

Ach, ich bin viel zu wenig,
Zu rühmen seinen Ruhm,
Der Herr allein ist König,
Ich eine welke Blum';
Jedoch, weil ich gehöre
Gen Zion in sein Zelt,
Ist's billig, daß ich ehre
Sein Lob vor aller Welt.

Unser Jahresfest

feierten wir am 2. Advent, dem 7. Dezember 1924, abends 6 Uhr, in der Luisenkirche in Charlottenburg. Missionsinspektor Zernick erstattete den Bericht im Anschluß an 1. Kor. 9, 16. Er erinnerte daran, daß wir nahe an der 80jährigen Wiederkehr des Tages

(14. Dezember 1844) stünden, an dem die ersten 4 Sendboten Goßners, die dann zu den Kols geführt wurden, in Calcutta den Fuß auf indischen Boden setzten, Männer, die, wie Goßner selbst, getrieben wurden von dem Muß des Paulus. Dasselbe Muß hat ihre Nachfolger, von denen manche gerade in derselben Jahreszeit wie jene auf ihr Arbeitsgebiet kamen, gedrängt. Dasselbe Muß zwingt auch uns. Ja, wir empfinden etwas von dem „Wehe" unseres Textes, da wir seit 9 Jahren gehindert werden, diesem Muß nachzugeben. Wohl freuen wir uns, daß es in unserer Kolskirche vorhanden ist, daß es in den 48 braunen Dienern am Wort und in den 40 zukünftigen und in all den andern Hirten und Lehrern sich regt, die innerhalb einer Christenheit von 103 000 ihres Amtes warten und in und um 27 Kirchen und 309 Kapellen und 223 Schulen die junge Kirche stärken und fördern. Aber wir können an einigen Anzeichen doch erkennen, daß es sicherlich besser stünde, wenn Boten von uns noch in ihrer Mitte wären und in Ruhe das Werk abrunden und vollenden könnten, das sie vor 8 Jahrzehnten begonnen hatten. Ganz deutlich wird uns das durch einen Blick hinüber auf die Arbeit der belgischen Jesuiten in Chota Nagpur, die nicht nur zahlengemäß uns weit überflügelt haben, sondern durch ihre 54 Priester, ihre europäischen und jetzt auch bereits eingebornen Schul-Nonnen mit großer Sorgfalt ihr römisches Christentum in das Volk hineinkneten. Das legt uns die Pflicht auf, mit verschärftem Ernst an dem inneren Muß des Paulus gegenüber unseren braunen Kindern festzuhalten und den Gedanken der Rückkehr nicht fahren zu lassen, wiewohl unsere Hoffnung darauf im Augenblick ihrer Verwirklichung nicht näher gerückt zu sein scheint, als es vorher war. Aber gerade deswegen können wir uns mit dem bloßen Abwarten nicht zufrieden geben und fühlen uns gedrungen, nach einer neuen Arbeit auszuspähen, und, wenn es Gottes Wille ist, können wir vielleicht in Kürze wieder die Hände regen und in etlichen Monaten einen Sendboten auf das Stück des chinesischen Arbeitsgebietes der Berliner Missionsgesellschaft, das sie uns überlassen will, abordnen.

Der Vorsitzende unseres Kuratoriums, Herr Hofprediger Richter, eröffnete den Gottesdienst durch eine Ansprache über Jesaja 61, 1 u. 2 und schloß ihn auch. Unsere Befürchtung, daß die Reichstags- und Landtagswahlen den Besuch beeinträchtigen würden, hatte sich nicht erfüllt. Eine andächtige Gemeinde füllte die Kirche.

Eine Pfarrkonferenz und eine Christenkonferenz auf dem indischen Missionsfelde.

Bericht über die Sitzung des Ministeriums (Pfarrkonferenz) vom 24.—29. Sept. 1924 in Ranchi (nach dem „Gharbandhu").

Anwesend waren 34 Pastoren und 9 Kandidaten der Goßnerschen Kolskirche.

Es wurde bestimmt, daß der Präsident des Kirchenrats auch der Vorsitzende der Pfarrkonferenz sein und der bisherige Sekretär, P. Isah. Ekka, sein Amt auf weitere 3 Jahre behalten soll.

Die ausgeschiedenen Pastoren Barnabas Hemrom und Christanand Minj wurden mit ihrer Eingabe betreffs Wiederanstellung als Pfarrer an den Kirchenrat verwiesen.

Der Anspruch Patras Hurads, daß er auch nach Niederlegung seines Sekretärpostens noch Gemeindeangestellter sei und seit Mai 1924 Gehalt zu beanspruchen habe, wurde mit 40 gegen 1 Stimme abgelehnt.

Die Ranchi Mädchenschule soll „Bethesda Girls M. E. School" heißen. („Bethesda" ist der alte Name von Ranchi als unsrer ersten Missionsstation unter den Kols. Vergl. „Ein indisches Bethesda" von A. Kausch in unserm Verlage.)

Der Kirchenrat möge beim Beirat vorstellig werden, daß derselbe sich auch um materielle Hilfe für die Pastoren etwas kümmere.

Die zwei Bücher „Der Weg" und „Die Bedeutung des Gebets" werden für ein Jahr als Textbücher zum Studium empfohlen.

Es soll ein Lesezirkel für die Pastoren eingerichtet werden mit der Zentrale und Ausgabestelle in Ranchi.

Der Brief des Kuratoriums in Deutschland wurde vorgelesen. Die Konferenz dankt demselben für das liebevolle Gedenken und die nützlichen Ermahnungen und sendet ihm Yisusahay.

Dem Kirchenrat wird empfohlen, daß die Kandidaten zuerst als Lehrer in den Schulen beschäftigt werden sollen, wie es zur Zeit der alten Missionare üblich war.

Es wird aufgefordert: Die vierteljährigen Rechnungen rechtzeitig aufzustellen und einzureichen; die Aufstellung über den Gemeindebesitz dem Kirchenrat zu liefern; den Gemeindezensus jährlich bis zum 15. Januar dem Kirchenrat einzusenden und dazu eine Gemeindegliederliste zu halten.

Gossner Mission

Die Pastoren sollen die Adressen der in ihrem Bezirk wohnenden Witwen, welche Anrecht auf die Witwenkassenbezüge haben, dem Kirchenrat angeben.

Taraprasann Khalcho hat in Rajahmundry das theol. Seminar absolviert. Es wird beschlossen, ihn als Kandidaten anzuerkennen, er soll aber vor dem Kirchenrat und Ministerium eine Prüfung ablegen.

Vom 5.—11. November 1924 fand in Waltair die alle zwei Jahre tagende Nationale Konferenz Indischer Christen statt, an der 65 Personen teilnahmen. In derselben kam auch die Rückkehr der früheren deutschen Missionare zur Sprache. Es wurde der allgemeine Wunsch geäußert, daß sie bald kommen mögen. Es wurden drei Anträge angenommen: 1. daß die früheren Missionare wiederkehren sollen, sobald die hindernde Regierungsverordnung falle; 2. daß die Regierung um die Erlaubnis für eine Abordnung früherer Leipziger Missionare gebeten werde, ihr altes Missionsfeld zu besuchen und für die Zukunft die nötigen Maßnahmen zu treffen; 3. daß das Bedauern der Konferenz zum Ausdruck gebracht werde wegen der Weigerung der Regierung von Bihar und Orissa, einer Abordnung früherer deutscher Missionare das Kommen zu gestatten. Der geschäftsführende Ausschuß wurde mit der nötigen Korrespondenz beauftragt.

Was ein Brahmane in Indien sagte.

Der frühere indische Missionar Dr. H. W. Schomerus erzählt das in folgenden Worten: „Die Missionare können selbst in ihrem größten Optimismus," so sagte ihm der Brahmane, „sich keine rechte Vorstellung davon machen, wie groß die Eroberungen sind, die das Christentum bereits in Indien gemacht hat, besonders auch unter uns Gebildeten. Wir sind bereits in weitgehendem Maße von christlichen Gedanken und vom christlichen Geiste durchtränkt. Wir denken und fühlen schon beinahe ebenso sehr christlich wie hinduistisch. Wir lesen ja kaum mehr unsere eigenen Religionsbücher, wenigstens nicht mehr in der Ursprache, weil uns das zu viel Mühe macht. Wir lesen hauptsächlich englische Bücher. Dadurch gewöhnen wir uns je länger je mehr an eine christliche Art des Denkens und Fühlens. Wollen wir uns z. B. Gott vorstellen, so können wir das kaum noch anders als in der Weise, wie Jesus ihn im Vaterunser schildert. Dieser Umwandlungsprozeß wird weitergehen, ohne daß wir uns recht bewußt sind, und schließlich damit endigen, daß wir, wenn auch nicht dem Namen, so doch dem uns beherrschenden Geiste nach Christen werden." — Wenn man auch von dieser Aeußerung des Brahmanen ein ganz Teil abstreicht, so bleibt immerhin das, daß der Einfluß des Christentums in Indien viel weiter geht, als zahlenmäßig nachzuweisen ist.

(Aus dem Missions- und Heidenboten, Neukirchen.)

Der Stand der deutschen Heidenmission.

Eine wertvolle Uebersicht über den Stand der deutschen Missionen Ende 1923 wird von Pfarrer Gerber im „Lutherischen Weltmissionsbuch 1925" veröffentlicht. Von den 26 deutschen Missionen hatten 14 solche Gebiete, die unter fremder Verwaltung standen. Diese Gebiete umfaßten 179 Stationen, auf denen 30 deutsche Missionskräfte (darunter 21 von Neuendettelsau) tätig waren, neben 79 außerdeutschen. Eine Gesamtzahl der Christen dieser Gebiete läßt sich nicht angeben. Zu ihnen gehört die Kolskirche mit 103 102 Gliedern, die Tamulenkirche mit 31 376 und die Ewekirche mit 22 025 Seelen. Auf den Gebieten unter eigener Verwaltung waren vorhanden 486 Stationen mit 651 771 Christen, 1690 Schulen und 111 316 Schülern. Die Zahl der Missionare betrug draußen 391 ordinierte, 15 Aerzte, andere besoldete männliche 79; dazu kamen 400 Frauen und Schwestern. In der Heimat weilten zur Verfügung der Missionen 192. Die Zahl der in andere Dienste Uebergetretenen ist sehr groß.

Gossner Mission

An alle evangelischen Pfarrer!



Kurznachrichten aus der Goßnerschen Mission in Indien.

Kirchen setzen einen Kirchenausschuß ein.

Die Goßnersche Missionskirche unter dem Volke der Kols in Chotanagpur, Ost-Indien (rund 140 000 Christen), war seit Jahren in Unordnung geraten. Ein Kirchenstreit drohte die Kirche in Sonderkirchen zu spalten. Der Grund: das rassische und nationale Erwachen auch unserer indischen Christen. Das Volk der Kols besteht aus zwei Stämmen, den Urauns und Mundas, die zu ganz verschiedenen Rassen gehören. Als die arischen Einwanderer, die heutigen Hindus, über die Ureinwohner Indiens, zu denen die Kols gehören, herfielen, schmolzen unter dem Hochdruck der arischen Eroberung und in der Weißglut der Not diese ganz artverschiedenen Rassensplitter zu einem Volke zusammen und gründeten ein gemeinsames Stammeskönigtum. Als das Christentum, vermittelt durch die Goßnersche Mission, zu ihnen kam, wurde diese politische Gemeinschaft durch den gemeinsamen Glauben nur noch gestärkt. Jetzt zum ersten Male seit Jahrhunderten streben die Mundas und Urauns auseinander: ein Zeichen dafür, wie stark das rassische Bewußtsein heute in der ganzen Welt ist. An der Spitze der christlichen Urauns steht der eingeborene Pastor Dr. Joel Lakra, der Leiter der Missionsschule auf der Hauptstation Ranchi. Er beanspruchte für seine Volksgenossen, die Urauns, die Führung in der Kirche, obwohl er persönlich auf seinem eigenen Arbeitsgebiet, in der Schulleitung, zweifellos versagt hatte. Auf den verschiedensten Tagungen hatten die Kirchenleitung und die Generalsynode, als die Vertretung aller Gemeinden, seine Absetzung durchzusetzen versucht. Vergeblich! Da gründete Joel Lakra eine eigene Kirchenpartei, die der obersten Kirchenbehörde den Gehorsam aufsagte. Der Kirchenspalt war da. Zur Befriedung der Kirche entsandte die Goßnersche Mission vom September 1935 bis Ende Januar 1936 ihren Missionspräses Lic. Stosch auf eine Visitationsreise nach Indien. Ende Februar kehrte Präses Lic. Stosch wieder heim. Die Kirche ist befriedet. Wie war dies möglich? Zunächst versammelte Präses Lic. Stosch alle eingeborenen Pastoren (71) zu einem Bibelkursus, in dem vom Kirchenstreit mit keinem Worte die Rede war. Es wurden in ihm Altes Testament, indische Kirchengeschichte, das Augsburgische Bekenntnis und vor allem der 1. Korinther-Brief getrieben. Alle, auch die Opposition, wurden damit zunächst einfach unter das richtende und rettende Gotteswort gestellt. Dann trat ein Kirchenausschuß in Tätigkeit, der von allen lutherischen Missionskirchen Indiens eingesetzt war. An seiner Spitze stand der schwedische Missionsbischof D. Sandegreen von der Tamulen-Kirche Süd-Indiens. Dieser Kirchenausschuß hat alle Streitfragen gründlich untersucht und ein Gutachten abgegeben, das dann der Generalsynode vorgelegt wurde. Präses Lic. Stosch machte sich zum Treuhänder dieser Kommission und setzte ihre Beschlüsse durch. Diese waren sehr weitgehender Art. Alle erhielten Unrecht, auch die weißen Missionare; alle mußten Buße tun. Der alte Kirchenpräsident wurde in Ehren pensioniert. Dr. Joel Lakra mußte für fünf Jahre ein Amt in einer südindischen Missionskirche antreten.

Goßner Mission

Er ging gewissermaßen zeitweilig in die Verbannung. Der Sekretär des obersten Kirchenrats übernahm ein Amt auch außerhalb des Missionsfeldes, in Kalkutta. Daraufhin wurde die Opposition aufgefordert, wieder in den Gehorsam gegenüber der Kirchenbehörde zurückzukehren. Sie tat es. Joel Lakra bat in aller Oeffentlichkeit die Vertreter der Gemeinden um Vergebung. Einer nach dem anderen kam und bat öffentlich um Vergebung. Man ging gemeinsam zum Tisch des Herrn.

Als auf der Generalsynode eine Diskussion über das Gutachten des Kirchenausschusses verlangt wurde, antwortete Präses Lic. Stosch, das Gutachten sei wie eine Medizin, und Medizinen, auch wenn sie bitter schmeckten, seien nicht zum Diskutieren, sondern zum Trinken da. Daraufhin wurden alle Vorschläge des Kirchenausschusses diskussionslos angenommen.

So setzten Kirchen einen Kirchenausschuß ein, und so kam es, daß die eine zerstörte Kirche sich einem solchen kirchlichen Kirchenausschuß in Gehorsam beugte und zum Frieden kam.

Kompromißloses Christentum.

Missionspräses Lic. Stosch berichtet aus der Kolsmission:

Unter denen, die ich in Takarma wiedersah, war auch mein ehemaliger Schüler Masi-prakasch aus Hatmanda. Er war mit Frau und Kindern zum Empfang auf die Station gekommen. Sein Großvater war heidnischer Priester gewesen, hatte den „Geistern" geopfert. Der Vater war Christ geworden. Als Masi-prakasch ein Junge von 16 Jahren war, hatte ihn sein Großvater rufen lassen und ihm gesagt: „Du bist der Erbe der großen Priesterpfründe, des Pahani-Besitzes. Wenn du wieder Heide wirst und den Opferdienst für das Dorf übernimmst, wirst du alle Tage gut zu essen haben; wenn du es nicht tust, wirst du hungern müssen." Der Junge antwortete: alle, die den Götzen dienen, müssen zu schanden werden — und blieb Christ. Er sah es auch mit an, wie er wirklich den großen Besitz verlor und nur ein kleines Stück Feld behielt, das Privatbesitz seiner Familie war. Das Pahani-Feld wurde dem zugesprochen, der den Opferdienst übernommen hatte. Vor kurzem ist die Sache gerichtlich entschieden worden. Das Gericht wollte dem Mann gern helfen und machte einen Vorschlag zur Güte: „Stellen Sie doch irgendeinen Heiden zum Opfern an und bezahlen Sie ihm ein kleines Gehalt dafür, wenn Sie als Christ das Opfern nicht übernehmen können. Dann halten Sie wenigstens Ihren Besitz." — Welche Versuchung! Masi-prakasch antwortete, das käme nicht in Frage, Götzendienst sei für einen Christen die schwerste Sünde, wenn er andere dazu veranlasse, so halte er das für doppelt so schlimm, als wenn er es selbst täte. So geht der Mann nun willig den Weg der Armut, um seines Gewissens willen.

Ein mutiger Bekenner.

Missionar Radsick berichtet aus der Assammission:

Dem Herrn zu leben, heißt sich selbst und die Welt zu verleugnen und das Kreuz auf sich zu nehmen, ja, es kann heißen, um Jesu willen selbst ein Königreich aufzugeben. Darüber hörte ich in Shillong eine sehr packende Geschichte. Shillong ist die Regierungsstadt Assams, 5000 Fuß hoch in den Khassia-Bergen gelegen. Oft hatte ich von der Schönheit dieser Stadt gehört, hatte sie aber noch nie mit eigenen Augen gesehen. In diesem Jahre machte ich mich 14 Tage frei und weilte dort zur Erholung. In dieser Höhe gedeihen auch hier in Indien unsere deutschen Kiefern und Tannen. Beim Anblick der Kiefern- und Tannenwaldungen hätte man laut aufjubeln mögen. Und wir haben bei unseren Wanderungen dort in den Bergen manches Lied angestimmt, auch das: „Wald, du bist so wunderschön, möcht wohl bei dir wohnen." Auch allerlei deutsche Fruchtbäume, wie Apfel- und Birnbäume, bekam man dort wieder einmal zu sehen. Weiter wurde der Aufenthalt dort verschönt durch die Geistesgemeinschaft, die man mit Missionsgeschwistern aus anderen Missionsgesellschaften haben konnte. An jedem Donnerstag versammelten wir uns im Hause des dortigen ältesten Missionars zu einer Gebetsstunde. Vor rund 30 Jahren haben die Missionare der Welsh-Mission dort eine Erweckung unter den Khassia-Christen erlebt. Einige Gottesdienste der dortigen Christen habe ich miterlebt. Der frische Gesang und der herrschende Gebetsgeist haben einen guten Eindruck auf

Digitalisiert von Archiv Mission

...lich gemacht. In einem Gottesdienst war ich gebeten worden, die Predigt zu übernehmen, die dann in die Khassia-Sprache übersetzt wurde. Nach der Predigt forderte der Pastor die Gemeinde auf, niederzuknien und besonders für unsere Missionsarbeit in der Niederung zu beten. Man spürte etwas von dem Einssein derer, die Glieder an dem einen Haupt, an Christus, sind.

Ein Werkzeug, das vom Herrn in der damaligen Erweckungsbewegung gebraucht wurde, ist der Christ Samuel. Er stammte aus königlicher Familie. Unter den Khassias ist es Gesetz, daß bei dem Tode eines Königs nicht sein ältester Sohn der Thronfolger wird, sondern der älteste Sohn der ältesten Schwester des Königs. Die Frau nimmt unter diesen Bergbewohnern eine bevorzugte Stellung ein. Der Besitz einer Familie wird gerichtlich auf den Namen der Frau eingetragen. Stirbt in einem Hause die Mutter, so gehören ihre Kinder zu ihrem Geschlecht und nicht zum Geschlecht des Vaters. Die Kinder werden nach dem Tode der Mutter von dem Bruder der Mutter übernommen, der Vater hat auf sie kein gerichtliches Anrecht.

In unserem Falle war nun Samuel der älteste Sohn der ältesten Schwester des gestorbenen Königs. Er hätte also der Thronfolger werden müssen, aber — er war ein Christ. Als die Stammesältesten darüber in ihrer Reichsversammlung berieten, sagten sie sich, Samuel wird wohl nicht die bei einem neuen Regierungsantritt vorgeschriebenen heidnischen Opfer bringen wollen. Doch zunächst sandten sie eine Gesandtschaft zu ihm und baten um seine Entscheidung. Samuels Antwort war: „Ich bin ein Christ und kann meinen Glauben nicht verleugnen." Die Stammesältesten berieten weiter, sandten eine zweite Deputation und ließen Samuel sagen, er möchte nur bei dem Darbringen der heidnischen Opfer zugegen sein und damit die üblichen Opfer bestätigen, das Opfern selbst solle ein anderer für ihn tun. Samuels Antwort war wieder unzweideutig. Er erklärte: „Ich kann mit den bösen Geistern keine Gemeinschaft haben; ihr könnt wohl eure Götzen betrügen, aber das kann ich nicht mit dem lebendigen Gott tun." — Noch einmal berieten die Häuptlinge des Stammes und sandten zum dritten Male zu Samuel. Diesmal war ihr Wortführer ein abgefallener Christ, der dazu noch der Lehrer Samuels gewesen war. Er sagte zu Samuel: „Willst du ein besserer Christ sein als der Apostel Petrus es war, der hat den Herrn Jesus auch verleugnet, und nach kurzer Zeit wurde er wieder vom Herrn angenommen und nun als Apostel eingesetzt; bedenke doch, was du als König alles für den Herrn tun kannst! Wenn die Christen dich auch wegen der Teilnahme am Götzenopfer aus der Gemeinde tun, sie werden froh sein, wenn sie dich bald wieder aufnehmen können." Und was antwortete Samuel diesmal? Er erwiderte: „Ich möchte durch mein Verleugnen nicht Ursache haben, so bitterlich weinen zu müssen, wie Petrus es getan hat; ich kann nicht wissentlich in die Sünde willigen." Wahrlich eine Antwort, die von Weisheit und Erkenntnis zeugt. —

Damit war auch die Angelegenheit entschieden. Samuel wurde nicht zum König gewählt; sein Vetter U. Dakar Singh bestieg den Thron. Am nächsten Tage besuchte Samuel eine Missionarin und fragte sie, ob er wohl recht gehandelt hätte; er hätte nun doch eine gute Gelegenheit verpaßt, sein im Finstern lebendes Volk für Jesum zu gewinnen. Die Missionarin tröstete ihn mit dem Hinweis auf den Herrn, den man ja auch zum irdischen König hatte machen wollen, aber Gottes Reich werde nicht durch äußere Machtstellungen, durch Reichtum und Bildung ausgebreitet, sondern vielmehr durch Selbstverleugnen und Kreuztragen. Noch nach seiner Auferstehung fragten die Jünger den Herrn, ob er das Reich Israel wieder aufrichten würde. Der Herr aber sagte ihnen, daß sie seine Zeugen sein und mit dem heiligen Geist und mit Feuer getauft werden sollten. Mit dieser Ausrüstung hätten die Jünger Gottes Reich ausgebreitet, und so geschehe es heute noch. Getröstet verließ Samuel die Missionarin und meinte gelassen: „Ich will alles in des Herrn Hände legen."

Samuel spielte nun nicht den Beleidigten und Zurückgesetzten, er half vielmehr seinem Vetter mit Rat und Tat, wo er konnte. Die Nachricht, Samuel hat um seiner christlichen Religion willen das Königreich ausgeschlagen, wurde in die entferntesten Dörfer getragen. Nach einigen Monaten erschienen bei den Missionaren Heiden aus Dörfern, in denen noch nie ein Missionar gewesen war. Was war ihr Anliegen? Sie baten um Lehrer, die Religion, um derentwillen Samuel ein Königreich ausgeschlagen hätte, müsse die rechte Religion sein; sie wollten auch Christen werden. Und wie hat es der Herr dann weiter geführt? Samuels Vetter, obgleich noch ein Heide, [illegible] die christliche Religion schätzen [illegible] Christen als Mitarbeiter

Gospel Missions

kennenlernte, auf die er sich verlassen konnte. Er förderte die Gründung von christlichen Schulen. Samuel ermunterte die Christen, für ihren König zu beten, er sei nicht ferne vom Reiche Gottes. Eine Bibel, die ihm die Christen geschenkt hatten, hatte er mit Dank angenommen. Aber schon nach vierjähriger Regierungszeit, im Jahre 1918, starb er an der Grippe. Sein Nachfolger wurde nach Landessitte der Sohn seiner ältesten Schwester. Doch der war damals erst 16 Jahre alt und besuchte noch die Schule. So mußte bis zu seiner Großjährigkeit ein Regent für ihn bestimmt werden. Da die Stammesältesten mit der Wahl des Regenten lange zögerten, bat der junge König, seinerseits einen Mann bestimmen zu dürfen, der bis zu seiner Großjährigkeit die Regierungsgeschäfte führen könne. Sie willigten ein. Und der junge König bestimmte nun Samuel zu seinem Stellvertreter. Die Aeltesten gaben ihre Einwilligung. Als Samuel darauf wieder eine Unterredung mit der Missionarin hatte, äußerte er: „Es ist des Herrn Hand, es ist des Herrn Hand." Und für seinen Herrn und König hat er die Zeit dann treu ausgekauft; von Dorf zu Dorf ist er gezogen, um seinen Landsleuten die frohe Botschaft von dem Sünderheiland Jesus Christus zu bringen. Nach einigen Jahren rastloser Tätigkeit ist er dann im Frieden heimgegangen. Wahrlich, auch ein Zeuge unseres hochgelobten Königs, dessen Lebensregel hieß: „Leben wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir, so sterben wir dem Herrn; darum, wir leben oder wir sterben, so sind wir des Herrn." W. Radsick.

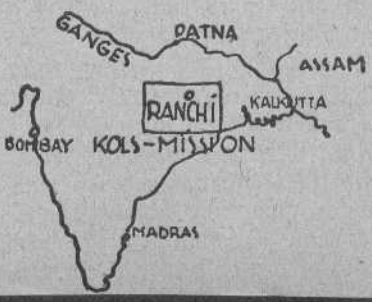
Eine Jubiläumsgabe für Gemeinde und Haus.

Wo ist lebendige Gemeinde? Eine Frage, die in der Kirche Jesu Christi zu allen Zeiten brennend gewesen ist. Wenn ein Neues sich Bahn brechen will, wird auch diese Frage wieder neu gestellt. Das erleben wir heute in aller Dringlichkeit. Und die Antwort? Wir können auf diese Frage nur eine Antwort geben: Lebendige Gemeinde ist dort, wo Gottes Wort gehört, gelesen und gelebt wird.

Als vor hundert Jahren dieselbe Frage alle, die mit Ernst Christen sein wollten, bewegte, schrieb Johannes Evangelista Goßner, der Gründer der Goßnerschen Mission, für die lebendige Gemeinde sein „Schatzkästchen", das später in mehrere Sprachen übersetzt wurde. Als Andachtsbuch für jeden Tag enthält es Gottes Wort und dazu die Auslegung dieses Gotteswortes von Goßner, und auf jeder Seite dieses Buches begegnet uns in irgendeiner Weise die Frage nach der lebendigen Gemeinde.

Darum hat die Goßnersche Missionsgesellschaft in ihrem Jubiläumsjahr, in dem sie auf hundert Jahre Missionsarbeit dankbar zurückschauen darf, das **„Schatzkästchen"** neu herausgegeben. Es kostet (ca. 400 Seiten stark) nur RM. 1.60 (als Sammelbestellung portofrei) und ist darum so billig gehalten, damit sich jeder in der Gemeinde dieses tägliche Lebensbrot kaufen kann. Bestellungen sind zu richten an die Goßnersche Mission, Berlin-Friedenau, Handjerystr. 19/20.

Postscheck Berlin 7950



Gossner Mission



Erhalt' uns Herr, bei Deinem Wort!

8

Die belgischen Jesuiten auf dem Goßnerschen Missionsfelde.

Von Hans Lokies, Missionsinspektor.

In einer Zeit, in der die deutschen evangelischen Missionen auf allen Feldern geradezu um ihren Bestand ringen, bläst Rom das Signal zu einem Generalangriff an der gesamten katholischen Missionsfront. Das gilt von Ost- und Südafrika so gut wie von Indien. Die Goßnersche Mission in Ostindien war seit 1845—1868 die erste und auch die einzige Missionsgesellschaft, die unter dem Volke der Kols in Tschota Nagpur eine stetig aufblühende Arbeit hatte. Im Jahre 1869 jedoch, dem „schwarzen Jahre", drangen gleichzeitig zwei Nebenmissionen ein und machten die Hoffnung auf eine einheitliche evangelisch-lutherische Kolskirche zunichte: die hochkirchliche, anglikanische Ausbreitungsgesellschaft und die Mission der belgischen Jesuiten. Aber während die erste bis auf den heutigen Tag eine kleine Minderheit geblieben ist, ist die römische Mission um das Doppelte der Seelenzahl in der lutherischen Mission, die 137 000 Christen betreut, gewachsen. In Abwesenheit der deutschen Missionare während der Kriegs- und Nachkriegszeit baute sie, der evangelischen Kolskirche an Zahl der Mitarbeiter und an Mitteln hoch überlegen, ihre Stellung kraftvoll aus. An Spannungen zwischen den beiden Missionen hatte es seit den Tagen des Paters Lievens, des „Apostels der Kols", dessen Husarenritt durch das Stammland der Kols ungeheuren Staub aufwirbelte, nicht gefehlt; doch war in der letzten Zeit trotz der stets aggressiven Haltung Roms das Verhältnis durchaus erträglich. Der katholische Bischof von Ranchi (Provinzialhauptstadt und zugleich auch Hauptstation der Goßnerschen Mission) war Holländer und der „German Mission" zwar nicht freundlich, aber auch nicht feindlich gesinnt. Seine Stellung war neutral. Er ist im Mai d. J. gestorben und in der domartigen Kirche in Ranchi beigesetzt worden. Sofort tauchte die Frage nach einem Nachfolger auf, und zwar unter dem Gesichtspunkte, daß der neue Bischof in ganz anderer Weise als bisher mit Strenge und Schärfe gegen das ketzerische Luthertum vorzugehen habe.

Inzwischen ist der belgische Jesuit Oskar Sevrin, der vorher Inspektor der 800 römischen Schulen in Chota Nagpur war, zum Bischof ernannt worden. Dadurch ist die Propaganda-Aktion der katholischen Mission in einer

Gossner Mission

Weise verschärft worden, daß man von einem Angriff Roms auf unser Missionsfeld reden darf. So wurde z. B. im Distrikt Hazaribagh der Versuch gemacht, unsere Christen gewaltsam der katholischen Kirche zuzuführen. Das geschah in der Regel in der Weise, daß mehrere Geistliche ein Dorf besuchten, in dem lutherische Christen in überwiegender Mehrzahl wohnen. Dort ließen sie durch einen oder mehrere Boten ansagen, daß sämtliche lutherische Christen sich innerhalb einer gesetzten Frist und an einem bestimmten Platz zur Taufe und Aufnahme in die katholische Kirche einzufinden hätten. Jede Weigerung würde hart bestraft werden. Nach Eingang des Berichtes unseres dort stationierten eingeborenen Pastors wurde ein Mitglied des Kirchenrats unserer lutherischen Missionskirche zur Untersuchung dieser Vorfälle in jenes Gebiet entsandt. Er fand diese Tatsache nicht nur bestätigt, sondern er mußte auch leider feststellen, daß viele unserer unwissenden Dorfchristen aus Furcht vor Strafe der katholischen Gemeinde beigetreten waren.

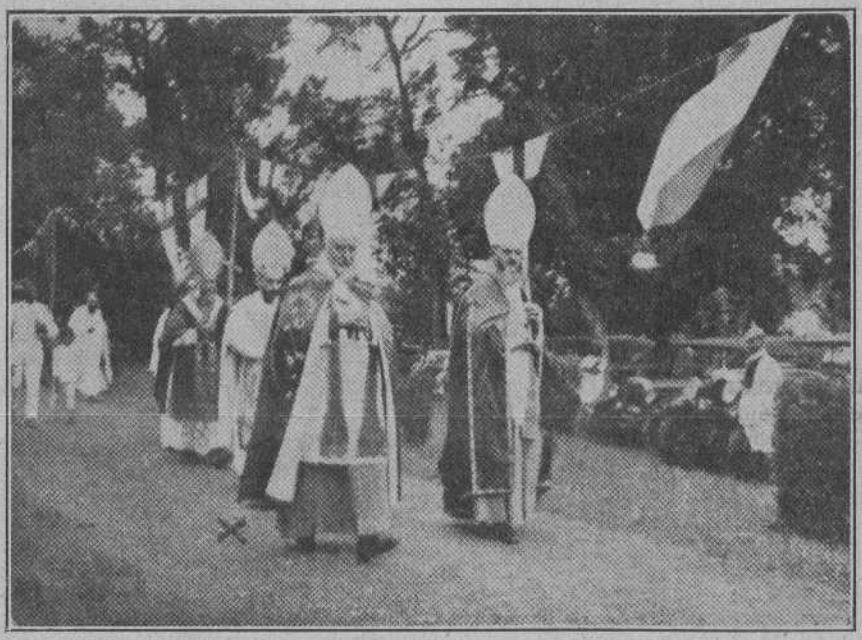
Schon vor der Ernennung des neuen Bischofs hatte die katholische Aktion in der Schule eingesetzt. Während die lutherische Mission aus Mangel an Mitteln gezwungen wurde, 100 Dorfschulen an die Regierung abzugeben, baute Rom sein Missionsschulnetz zielbewußt aus. Während die lutherische Kolskirche im ganzen Missionsgebiet von Chota Nagpur eine einzige höhere Schule besitzt, sind auf katholischer Seite kurz nacheinander vier Hochschulen eröffnet worden. Für diese Schulen werden die besten Lehrkräfte bestellt, um die Resultate so hoch wie möglich zu schrauben. Vor dem Kriege war die von den deutschen Missionaren geleitete Missionshochschule in Ranchi die beste im ganzen Lande; heute steht sie, ausgehungert an Lehrkräften und Lehrmitteln, hinter den katholischen Hochschulen weit zurück, die in diesem Jahre die besten Abiturienten vorweisen konnten, was auch von der Regierung vorbehaltlos anerkannt wurde. Die Mittel, die der katholischen Mission für ihre Schularbeit zur Verfügung stehen, scheinen unerschöpflich. Wer irgend auf dem Goßnerschen Missionsfelde in der Schularbeit steht, weiß, wie schwer es ist, heute die Schulgebühren aufzubringen; und daß die Eltern der Kinder sogar Hunger leiden, um ihnen etwas Schulbildung zu ermöglichen, ist etwas ganz Alltägliches. Hier kommt nun die katholische Mission mit ihren großen Mitteln. Sie erläßt nicht nur die Schulgebühren, sondern beschenkt die Schüler obendrein mit Kleidern, Büchern, oft sogar mit Taschengeld. Die lutherische Mission kann die Schulgebühren, auch in einzelnen Fällen, nicht erlassen, ja, sie muß notgedrungen darauf achten, daß sie pünktlich entrichtet werden, damit keine Störungen im Schulbetrieb eintreten. In ihrer Armut ist sie endlich genötigt worden, die Gehälter der Lehrer um 50 Prozent und darunter zu kürzen, während die katholischen Kollegen ihre vollen Gehälter beziehen. Die katholische Mission, die um die bittere Not auf dem Goßnerschen Missionsfelde weiß, scheut keine Mühe, die lutherischen Kinder zu sich herüberzuziehen. Man hat **Kosthäuser** gebaut, in denen die Kinder wohnen und lernen. Der Hausvater ist gewöhnlich ein Priester, und da alle Kinder, auch die lutherischen, verpflichtet sind, am Religionsunterricht teilzunehmen, so ist der Beeinflussung der Kinder durch katholische Lehrer Tor und Tür geöffnet.

An die Schularbeit der katholischen Mission reiht sich ihre straff durchorganisierte **Gemeindearbeit.** Jedes größere Dorf hat gewöhnlich zwei katholische Arbeiter: einen Katechisten und einen Aeltesten. Während dem Aeltesten unter der Aufsicht des Katechisten Aufgaben innerhalb der Gemeinde zufallen, hat der Katechist für die Ausbreitung der katholischen Kirche nach außen zu sorgen. Allmonatlich erscheint der Priester zur Kontrolle. Der Katechist wird gut besoldet, so daß er ohne Sorge sich und seine Familie ernähren kann. Die lutherischen Katechisten dagegen erhalten ein kümmerliches Gehalt, das bei weitem nicht ausreicht, um die Familie zu unterhalten. Sie sind deshalb meist auf Landwirtschaft angewiesen, um ihr tägliches Brot zu haben.

Gossner Mission

So kommt es, daß der katholische Katechist Tag für Tag seiner Missionsarbeit nachgehen kann, während der lutherische fast nur für den Sonntag zur Verfügung steht. Dadurch leidet im besonderen die Unterweisung der Taufbewerber und Neubekehrten. Sie kann nicht anders als lückenhaft sein, während die katholische Mission in letzter Zeit anders als zu Beginn ihrer Arbeit einen besonderen Wert auf den gründlichen Unterricht der Katechumenen legt. Es kommt dort nicht selten vor, daß bei der Prüfung von 30 Täuflingen etwa 15 wieder zurückgewiesen werden.

Zu alledem vergrößert die katholische Mission ihren **Arbeiterstab an eingeborenen Pastoren,** man möchte sagen, ins Ungemessene. Obwohl auf dem kleinen Gebiet von Tschota Nagpur bereits 88 Patres, 8 Fratres, 35 europäische Nonnen und 20 eingeborene Priester tätig sind (bei der Goßnerschen Mission 11 Missionsgeschwister



Der Erzbischof von Calcutta mit dem Bischof von Ranchi Sevrin ×.

und 70 eingeborene Pastoren), wird durch zwei Priesterseminare (die Goßnersche Mission besitzt eins mit sechs Kandidaten) ständig für den Nachwuchs an eingeborenen Priestern Sorge getragen. Die Ausbildung ist vorzüglich und dauert sieben bis neun Jahre.

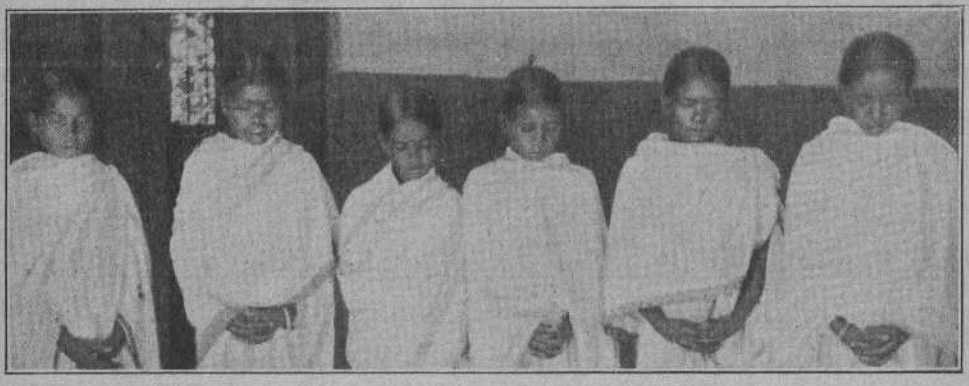
Nicht zuletzt gilt es, mit wachsamen Augen auf die Verstärkung der **katholischen ärztlichen Mission** zu blicken. Gerade in letzter Zeit macht man den Versuch, sie großzügig auszubauen und sämtliche Stationen mit ärztlich gut vorgebildeten Schwestern zu besetzen. Bisher versahen europäische Schwestern diesen Dienst. Zur Zeit werden eingeborene Nonnen, zumeist Ursulinerinnen, in großen Scharen in das Kolsmissionsgebiet verpflanzt, um hier neben der Kleinkinder- und Frauenarbeit ärztliche Mission zu treiben.

Endlich sei noch auf die Arbeit der **katholischen Presse** hingewiesen. Noch vor einigen Jahren hatte die katholische Mission fast keine Literatur, außer Gesangbuch

Gossner Mission

und einigen anderen kleinen Schriften. Gegenwärtig jedoch arbeitet sie mit verstärktem Eifer an der Herstellung und Verbreitung ihrer Bücher und Schriften. Meistens sind es kleine Traktate, die umsonst an Heiden und Christen verteilt werden. In ihnen werden die andern Kirchen und Missionen als minderwertig hingestellt, und am Schlusse dieser Blättchen steht gewöhnlich ein fesselnder Hinweis auf ein anderes größeres Buch, das zu einem billigen Preise bei der katholischen Presse käuflich ist. Die Presse der Goßnerschen Kolsmission mit einer eigenen Druckerei, die in der klassischen Periode dieser Mission von überquellender Fruchtbarkeit war, steht aus Mangel an Mitteln fast still.

Mangel, Not, Stillstand, Rückgang — so tönt es uns von den evangelischen Missionsfeldern entgegen, überall. Wenn wir hier die Lage des Goßnerschen Missionswerkes beleuchtet haben durch einen Vergleich mit der ungleich günstigeren Lage der römischen Mission, so geschah es nicht, um den konfessionellen Hader zu schüren in einer Zeit, in der unser deutsches Volk auch des konfessionellen Friedens bedarf. Es geschah nur, um uns selbst, dem evangelisch-lutherischen Teil unseres Volkes in dieser Zeit der Lutherjubiläen die Frage vorzulegen, was uns Luther und das Luthertum bedeute. Ist das Luthertum nur eine verschiedene psychologische Lagerung in der christlichen Seele oder ist es nach unserer Ueberzeugung das biblische Lebensprinzip? Wenn ja, dann haben wir kein Recht, ein lutherisches Missionswerk aus Mangel an Geld aufzugeben, das unsere Väter, das deutscher Glaubensmut und deutsche Missionsopfer bauten.



Betet ohne Unterlaß!

Gaben der Missionsliebe

werden erbeten an die Goßnersche Missionsgesellschaft,

Berlin-Friedenau, Handjerystraße 19-20.

Postscheckkonto Berlin 7950

BUCHDRUCKEREI GUTENBERG
(Heinrich Beenken)
Berlin SW 19, Wallstr. 17-18

Gossner Mission

Auf gefährlichem Boden.

Brief der China-Missionarin Schwester Marie Vorköper.

Taking (Provinz Kweichow), den 29. Dezember 1924.

Verehrter Herr Direktor!

Neujahr ist vor der Türe und noch kein Neujahrsgruß in die Heimat gegangen. Ich wollte die Tage zwischen den beiden Festen ausfüllen mit Briefschuldentilgen, doch die Zeit eilt, und die Tage sind immer ganz ausgefüllt. Nun möchte ich heute versuchen, Ihnen und Ihrer lieben Gemahlin samt den Hausbewohnern einen kleinen Gruß zu senden als Dankeszeichen. Wie habe ich mich gefreut über den gemeinsamen Missionshaus-Gruß, den mir die Schwestern mitsandten und Ihrer aller treues Gedenken. Dank, innig Dank dafür, auch für die Uebersendung der großen Biene. Wie gerne höre ich über Indien etwas, und meine Gedanken sind oft dort im Lande meiner ersten Missionsliebe. Meine Gebete umgeben die geliebten Stätten und Menschen, und im Geiste durchwandere ich sie oft und besuche die Einzelnen und versuche, ob ich die Sprache auch noch nicht vergessen. Wann wird es wieder frei werden? Und wer wird es wiedersehen? Wird je ein Deutscher Indiens Boden wieder betreten dürfen? Wie gerne wäre ich damals von Ceylon hinübergehuscht, aber man durfte nicht einmal ans Ufer. Nun bin ich schon 3 Jahre auf chinesischem Boden und 2½ Jahr hier in Taking, aber warm noch nicht geworden — es ist nicht Indien! Harter, harter Boden hier und gleicht fast der Arbeit am Ganges. Dazu kommt, daß in den Bergen unter unsern Miao's und Jshia's die Räuber zu Tausenden ihr Wesen treiben und die Arbeit hindern. Viele liebe Christenfamilien wandern aus in andere Distrikte. Und wie könnte man es ihnen verdenken? Jahrelang des Nachts in Höhlen zu leben und sich nur mit Gefahr ihres Lebens in die Orte wagen nach Lebensmitteln, es ist nicht leicht! Viele werden fortgeschleppt und nicht freigelassen wenn sie nicht Tausende von Dollar aufbringen. Einer unserer reichen, besten Christen verlor dabei alle seine Habe. Sein Bruder starb jetzt auf der Flucht in einer Höhle, die alte Mutter vor Gram, kurz bevor sie fortgingen. Und wir sind so machtlos — nur unsere Gebete umgeben sie. Kein Soldatenoberhaupt tut etwas, weil sie selber in Furcht leben. Möchte doch der Herr bald unser Flehen erhören und diese Provinz frei machen von dieser Räuberplage und dem Opiumbau, zu dem auch unsere Christen gezwungen werden, oder zu großen Geldabgaben. Nachdem am 26. Oktober 1924 in der Sonntagsfrühe auch unsere Stadt von 1000 Räubern überfallen wurde, sehen unsere Leute, daß wir ebenso unsicher daran sind, wie sie selber. Gott hat uns so gnädig bewahrt, obgleich die Kugeln über uns wegzischten und manche auf die Dächer schlugen in dem wohl 2 Stunden dauernden Gefecht. Endlich siegte unsere Besatzung, und die Räuber flohen 150 Tote und Verwundete zurücklassend. Auch die Soldaten hatten 10 Verluste und über 20 kamen im Laufe des Tages zum Verbinden. 7 Verwundete sind jetzt noch bei uns. Wir beten, daß diese Räuber, die vormals auch Soldaten waren, wieder ins Heer eingestellt werden, und der Herr erhörte schon, über 3000 sind schon eingestellt und den Fluß hinuntergesandt, jedenfalls zur Hilfe in den sich bekämpfenden Küstenprovinzen, von denen wir sonst nicht viel hören.

Ein arbeitsreiches Jahr liegt hinter uns. Von April bis August hatten wir dauernd englischen Missionsbesuch, auch jetzt ein junges Paar, von der Hochzeit kommend auf der Durchreise in die Provinzialhauptstadt für 10 Tage. Sie reisten 2 Tage vor Weihnachten weiter zur nächsten Missionsstation um dort zu feiern. In 2 Tagen sind sie nun daheim bei der Mutter. Es ist der Sohn des verstorbenen Missionars Windsor.

Auch ein Kindlein wurde während des Sommers hier geboren einem auf der Versetzungsreise befindlichen Missionarspaare. Im März hatten wir unsere Frühjahrskonferenz auf einer alten Außenstation, die wir vom verstorbenen Missionar Adams übernahmen. Schwester Frieda war dazu hingegangen und hatte auch eine Begegnung mit einem Räuberhauptmann und seiner Schar. Er nahm ihre Uhr, um sie zu kaufen. Als sie aber seinen Klumpen Silber, der sicher gestohlen war, nicht nahm, sondern ihm versprach, ihm eine viel schönere Herrenuhr schicken zu lassen, gab er sie zurück. Sie konnte ihnen dann noch von ihren Sünden sagen und dem Erlösungswege. Die Uhr ist aber auf dem Wege von Shanghai nach hier gestohlen worden, und als sie ihm den Brief darüber übersenden ließ, hörte unser Evangelist, daß er inzwischen von einem andern Räuber getötet sei. Die Konferenz war von wohl 400 Gästen besucht, 63 konnten getauft werden im Flusse außerhalb des Dorfes. Dieser Ort ist hernach so von Räubern geplagt worden, daß die Gemeinde ganz klein geworden ist. Im Juli hatten wir dann unsere große Sommerkonferenz hier mit an 600 Gästen für 4 Tage, aber nur 6 Taufen, da viele zurück-

Gossner Mission

gestellt werden mußten. Im November dann die 3. im neuen Distrikt, wozu unser alter Reiseevangelist Li-Johann ging, und wo sie eine gesegnete Zeit hatten mit 36 Taufen. Von Räubern umgeben und doch frei hindurchgegangen. Er ist augenkrank und sieht schlecht, aber sein innerer Mensch lebt im Worte Gottes, und die heiligen Heerscharen Gottes begleiten ihn. Auf einer Reise im vorigen Jahre fragten ihn vorübergehende Heiden: „Wer sind die in weißen, ausländischen Kleidern, die mit dir gehen?" Und er sah sie nicht, sondern singend und fröhlich zieht er zu Fuß seine Straße. Auf der Rückreise frugen ihn wieder andere Leute nach diesen seinen Reisegenossen. Der Herr ist am Werke und hilft seinen Getreuen. Auch wir erfahren Seine Durchhilfe. Durch all die teuren Zeiten hat Er uns hindurch gebracht und uns soviel gegeben, daß wir im Herbste für das kommende Jahr fast bis zur neuen Ernte genug haben werden an Mais. Wir rühmen Seinen herrlichen Namen. Auch haben wir bis jetzt fast noch keinen Winter gehabt und keine anhaltenden Nebel und Nässe wie in den letzten Jahren. Auch heute hellen Sonnenschein für einige Stunden. Das ist etwas Seltenes in Tating, denn meist ist dichte Finsternis in der Stadt und in den stolzen Chinesenherzen. Die Reichen kommen und hören, aber durchbrechen können sie nicht, es kommen ja nur die armen Miao und Jshia zu uns, und die stehen doch weit unter ihnen. Es ist auch hier das Wort wahr: „Wie schwerlich werden die Reichen ins Reich Gottes kommen."

Für das neue Jahr erbitten wir uns vom Herrn „viel Frucht". In der Erwartung, daß unsere beiden Schwestern im Frühling von Deutschland aufbrechen mit 2 bis 3 neuen Schwestern, beginnen wir zu hoffen, daß mit ihrem Kommen dann auch eine Erweiterung der Arbeit in die nächste Stadt Pi-chieh vorgenommen werden kann, 2 Tagereisen von hier. Diese Stadt gehört noch zu unserm Distrikt und ist von Zeit zu Zeit von den Schwestern und Evangelisten evangelisiert, und Tausende von Schriften wurden verbreitet.

Mit dem Wunsche für das neue Jahr: Viel innern und äußern Segen, viel Frucht der Arbeit und Oeffnen des geliebten alten Arbeitsfeldes in Jndien, grüßt Sie und alle Missionsgeschwister Ihre im Herrn treu verbundene und in Fürbitte beharrende getreue

Schwester M. Vorköper.

Tagung des Bundes deutsch-evangelischer Missionare in Nürnberg.

Von Missionar M. Klein.

Die Beteiligung an derselben wurde mir durch eine Einladung von Nürnberg her möglich gemacht, für den Sonntag der Tagung einen Missionsgottesdienst zu übernehmen. Das Kuratorium willigte freundlich in die Reisekosten ein. Die Tagung fiel in die Zeit meines Sommerurlaubes, und ein Ferienson derzug brachte mich in einer Nacht und einem halben Tage an Ort und Stelle. Hier in der Großstadt war es nicht leicht, die freundlichen Quartiergeber am andern Ende der Stadt und die Predigtstelle für den Sonntagmorgen aufzufinden. Mit Hilfe der Straßenbahnen gelang beides jedoch gut.

Welche Schlichtheit in der Vorstadtgemeinde, wo ich den Missionsgottesdienst halten sollte! Eine Kriegsbaracke dient als Kirche für eine Gemeinde von 25 000 Seelen Arbeiterbevölkerung, der Pfarrer hat eine Mietwohnung inne, eine liebe Krippenschwester und ein eifriges Gemeindeglied besorgten die Vorbereitungen für den Sonntag. Soviel war mir klar, hier war kein Raum für hohes, gewähltes Wort und Wesen, hier konnte nur schlichter Sinn und einfältige Rede Eingang finden. Ich kehrte in mein Quartier zurück; der Abend gehörte mir ganz. Im Aufblick zum Herrn stellte ich mich gänzlich ein. Er gab Gelingen. Wir redeten und hörten mit Freuden. Ebenso noch einmal am Abend des Tages bei einem Missionsfamilienabend. An dem Sonntage waren sämtliche Kanzeln Nürnbergs an Missionare abgetreten, die auf 43 Stellen das Missionswort verkündeten und ebenso des abends in allen Sälen Missionsfamilienabende hielten.

Der nächste Tag ließ einige Zeit, sich der Stadt und ihren vielen Sehenswürdigkeiten zuzuwenden. Wer wollte sie alle herzählen! Sie legen Zeugnis ab von Gottes Größe im Menschengeiste. Welch' herrliche Menschen hat Er dieser Stadt geschenkt! Einen Albrecht Dürer, Peter Vischer, Adam Krafft, Veit Stoß und manche andere. Ihre Werke in den Kirchen, auf den öffentlichen Plätzen, an Prachtbauwerken sind über alles Lob erhaben. Wie schlicht ihre Grabstätten auf dortigen Kirchhöfen gegenüber dem Prunk späterer Tage! Sie reden eine

Gemeinde Mission

beredte Sprache von dem inneren Werte aus Gott schöpfender Menschenkinder.

Der äußere Gang der Tagung spielte sich wie üblich ab: ein Begrüßungsabend in schönem, voll besetzten Saale mit vielen geistvollen aber auch herzlichen Worten hin und her. Daran anschließend zwei harte Sitzungs- und Arbeitertage mit soviel Anregung, daß Zusammenfassung aller Kräfte nötig war, alles in sich aufzunehmen. Zum Abschluß des Ganzen eine große Evangelisationsversammlung im größten Saale der Stadt mit etlichen tausend Besuchern. So wurde weithin sichtbar, daß die Tage von der Mission und den Missionaren beherrscht waren. Zeitungen, Missions- und Sonntagsblätter brachten Berichte und brachten es zum Bewußtsein, daß es in Deutschland einen „Bund deutsch-evangelischer Missionare" gibt, der bereits zum 4. Mal zu einer Tagung zusammengetreten war.

Hat es der Bund zu seiner Aufgabe gemacht, die Frage dauernd neu zu beleuchten, wie sich missionarische Erfahrung und Arbeitsweise hier in der Heimat zum Wohle von Kirche und Gemeinden verwerten läßt, so stand die diesjährige Tagung ganz unter dem Zeichen der Frage missionarischen Verhaltens bei Wiederaufnahme der Arbeit auf den Missionsfeldern. Die Nachricht beherrschte die Tagung, daß England die Verbotsbestimmung des Versailler Schmachvertrages für deutsche Missionare in britischen Kolonien aufgehoben und den Zutritt in seine Kolonien unter gewissen Bedingungen wieder freigegeben hat. Eine Reihe von Missionaren war da, die bereits ausgesondert waren für die Wiederaufnahme der Arbeit und auf den Tag ihrer Ausreise warteten. Dementsprechend behandelten die zur Besprechung gestellten Gegenstände zuerst die Frage nach unseren Aufgaben gegenüber der veränderten Lage auf den Missionsfeldern, zuzweit die Frage nach unserer veränderten Stellung zu den Kolonialbehörden, zudritt die Frage nach unsern Aufgaben hier in der Heimat gegenüber den toten Gemeinden.

Die Ausführungen von Missionar Däuble von der Norddeutschen Mission zur ersten Frage und ebenso die von Missionar Johanssen von der Ostafrikamission zur zweiten Frage fanden allgemeine Zustimmung. Sie faßten übereinstimmend die Beantwortung der zu behandelnden Frage dahin zusammen, daß die veränderten Verhältnisse es von den wieder in die Arbeit eintretenden Missionaren erforderten, zurückzutreten hinter die jetzt an der Front stehenden und zum Teil selbständig gewordenen Gemeinden und ihrer eingeborenen Führer und ihnen die übernommene Verantwortung für die Gemeinden, sowie die Vertretung derselben vor den Behörden in sozialen und Schulfragen auch weiter zu belassen. Das mache den Missionar nicht weniger wertvoll für seinen Dienst, mache ihn im Gegenteil viel freier für denselben, indem es ihm die Möglichkeit gäbe, zurückzukehren zur apostolischen Freiheit und Ursprünglichkeit seines Berufes. Jetzt könne und solle er wahrhaft Führer sein durch Dienen mit den geistlichen Gaben, die ihm gegeben sind als Freund und Berater und Helfer und Seelsorger und Lehrer bei Bibelkursen und Heidenpredigt und Seminarunterricht und Förderung der eingeborenen Seelsorger und Lehrer.

Zur dritten Frage fand Missionar Mensching von der Ostafrikamission, jetzt im Pfarramt an einer kirchlich toten Gemeinde ergreifende Worte über die besondere, missionarische Gabe des Geistes der ersten Zeugen, des Angriffsgeistes aus Gott her und wie es ihm der Herr durch diesen Geist geschenkt habe, Anfänge neuen Lebens in die Gemeinde zu bringen. Der Weg dazu sei gewesen, daß er ihren Blick unablässig auf bestimmte, erreichbare Ziele hinlenkte, ihnen Freudigkeit und Mut für diese Ziele einflößte, bis sie sich aus eigenem Antriebe für dieselben einsetzten und sich so auch ein Zugang für das Evangelium zu ihren Herzen auftut.

Nicht weltbewegend ist die Erscheinung des Bundes deutscher, evangelischer Missionare. Damit weist sie sich aber aus als eine der vielen Ausstrahlungen des Reiches Gottes, das nicht ein Reich von dieser Welt und nicht nach den Maßstäben derselben zu beurteilen ist, sondern dessen Gesetze und Ordnungen sich im Unscheinbaren und Verborgenen auswirken.

Ein verborgener Jünger Jesu.

„Ein fein gebildeter Brahmane bat mich einmal", so erzählt Dr. H. W. Schomerus, „ob ich ihm nicht eine Büste von Luther verschaffen könne. Als ich ihn fragte, was er damit wolle, sagte er mir, daß er Luther für einen der größten religiösen Genien halte; er möchte daher seine Büste gerne für seinen „Tempel des Friedens" haben. Auf meine Frage, was das für ein Friedenstempel sei, erzählte er mir, daß er oben in seinem Hause ein kleines still gelegenes Zimmer habe, das er seinen Friedenstempel nenne. Niemand dürfe diesen Raum betreten. In diesem Zimmer seien nur eine Matte zum Sitzen und zwei Bücher, die Bibel und die „Nachfolge Christi" von Thomas à Kempis. Andere

Gossner Mission

Bücher dulde er dort nicht. So oft sich sein Herz nach Ruhe und Frieden sehne, flüchte er zu seinem Friedenstempel und lese in jenen Büchern. Und stets finde er dann, was er suche, Ruhe und Frieden für seine Seele. Dieser Mann war kein Christ. Dem Christentum nahe stand er aber doch sicherlich, und etwas Positives sich aus der Heiligen Schrift zu holen, verstand er auch. Sollte es nicht manche solcher heimlichen Christen geben?"

(Aus dem Missions- und Heidenboten, Neukirchen.)

An unsere Missions-Nähvereine.

„Und seid gleich den Menschen, die auf ihren Herrn warten!" (Lukas 12, 36.) — Diese Bibelworte kamen mir in den Sinn, als ich an die Zukunft unserer Goßnerschen Mission und an unsere lieben Nähvereine dachte, die während der Kriegs- und Nachkriegsjahre zum größten Teil ihre Tätigkeit für unser Werk eingestellt haben. Die harten Zeiten der Hemmung unserer Arbeit auf den Missionsfeldern stellten andere Aufgaben für die Mitglieder der Vereine. Doch jetzt geht schon etwas wie Frühlingswehen nach langem Winter durch die deutsche Missionswelt, und auch unsere schwer geprüfte Goßnersche Mission sieht einem weiteren missionarischen Wirken zur Gott gegebenen Zeit hoffend entgegen. Dazu müssen wir uns aber vorbereiten, auch was die Ausstattungen der ersten hinauszusendenden Missionare betrifft. Herrenhemden aus feinem, für die Tropen geeigneten Baumwollstoff (nicht Leinen), Herrenstrümpfe aus feiner Wolle, Vigogne oder Baumwolle, sowie Taschentücher, Stubenhandtücher, Bettlaken aus Baumwollstoff und 2,5 Meter lang für die tropischen Bettstellen, auch Tischwäsche, wären zunächst erforderlich; jede Hilfe dazu von den werten Vereinen würde hier mit großem Dank entgegengenommen werden. Ebenso wären Frauenhemden, Nachtjacken, wollene Frauenstrümpfe und andere Wäsche für Missionarsfrauen sehr erwünscht. Lange haben wir angesichts der schweren Zeiten unseren Nähvereinen gegenüber still geschwiegen und uns beschieden; doch jetzt scheint es nicht nur erlaubt, sondern geboten, auch hier den Mund wieder aufzutun, daß sich das Wort bestätigen möge: „Tue deinen Mund weit auf, laß mich ihn füllen" (Ps. 81, 11). In dieser Hoffnung senden wir unseren teuren Vereinen, die uns vordem so treu und hilfreich unterstützt haben, herzliche Grüße der Erinnerung und Bitte. — Nähere Auskunft in Bezug auf zu sendende Arbeiten erteilt gern Frau Missionsdirektor Kausch, Berlin-Friedenau, Goßnersches Missionshaus.

Nachrichten.

1. In Breslau starb am 2. Dezember 1924 der Vorsitzende unseres dortigen Hilfsvereins, Herr Pastor **Kluge**, nach schwerem Leiden. Die Trauerfeier gestaltete sich zu einer eindrucksvollen Aeußerung seitens der Vertreter aller seiner Wirkungskreise. In schwerer Zeit trat er für unsre Sache kräftig ein. Unser Dank folgt ihm in die obere Welt. Er ruhe in Frieden, von uns unvergessen. — Zum neuen Vorsitzenden des genannten Vereins ist Herr Pastor **Than** an St. Elisabeth gewählt worden. Wir danken ihm herzlich, daß er die Fahne Goßners dort ergriffen, und wünschen ihm eine reichgesegnete Wirksamkeit.

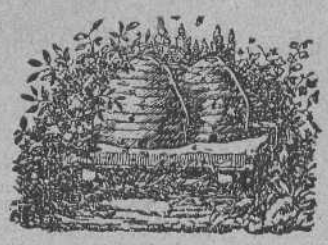
2. Unser früherer Ganges-Missionar **Heinrich J. Lorbeer jun.** in Izatnagar U. P. hat seine beiden Prüfungen als Dr. med. und Dr. der Biochemie mit dem Prädikat I bestanden. Seine alte, einst so blühende Station Ghazipur, soll einen traurigen Anblick darbieten. Die Außenhäuser sind Ruinen. Die Balken usw. verkauft und gestohlen, Bäume auf dem Gehöft und Garten abgehauen, die Vater Lorbeer einst mit Mühe großgezogen hatte. Auf all den andern Ganges-Stationen steht es nicht besser. Es ist der reine Raubbau. Die jetzt dort hausenden methodistischen Missionare scheinen zu denken: Wozu die Gebäude ausbessern, wenn über kurz oder lang die deutschen Missionare doch wieder kommen sollen?! Lieber so viel wie möglich zu Geld machen. — Die alten Christen wünschen sich die Missionare zurück.

3. **Berichtigung.** Auf Seite 26 der vorigen Nummer Spalte links muß es Zeile 18 ff. von oben heißen: „Begeisterung, ruhend auf dem Grunde kraftvoller Begeistung ist der Fittich zu großen Taten." — In dem Nachruf auf P. em. Wilh. Kröcher muß es auf Seite 29 rechte Spalte Zeile 6 von unten statt Vorsitzenden lauten: Mitgliede.

Die Nummer unsers Postscheck-Kontos ist: Berlin Nr 7950 Goßnersche Missionsgesellschaft; für die Buchhandlung Berlin Nummer 17 396.

Verantwortlicher Schriftleiter: Missionsdirektor D. Kausch, Berlin-Friedenau, Handjerystr. 19-20.
Verlag der Buchhandlung der Goßnerschen Mission, Berlin-Friedenau.
Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Heinrich Beenken), Berlin C 19, Wallstr. 17-18.

Gossner Mission



Die Biene auf dem Missionsfelde

Monatsblatt der Goßnerschen Missionsgesellschaft

Nummer 12 | Berlin-Friedenau, Dezember 1928 | 95. Jahrgang.

Der Tag. Hebr. 10, 25.

Der Tag, das ist hier nicht der, der in stetem Wechsel nach jeder Nacht wieder heraufsteigt, nicht der, dem der Kranke auf seinem Lager seufzend entgegenhofft als dem Milderer aller Schmerzen, nicht der, dem der Sorgengequälte entgegenwacht als dem Zerstreuer nächtlichen Dunkels, nicht der Tag, den man auf einsamer Bergeshöhe andachtsvoll begrüßt, wenn er die Schneehäupter im weiten, weißen Rund zum Leben erweckt, nicht der Tag, wie er einem nach einer Nacht letzten gesegneten Schaffens wie ein Gratulant die Hand entgegenstreckt. „Der Tag" schlechthin, das war nach dem feststehenden Sprachgebrauch jener Zeit und jener Kreise, an die der Apostel sein Wort richtet, der große Gerichtstag Gottes, an dem er über seine Feinde Gericht halten würde, „Dies irae, dies illa" [1]), ein alter Gedanke und eine alte Hoffnung Israel-Judas, vielleicht älter noch als die Propheten, deren Verkündigung davon uns aufbewahrt ist, eine Hoffnung, in die sie sich zur Zeit und nach der Zeit Jesu mit steigender Erbitterung immer mehr hineinknieten. Denn so meinten sie es: dieser Tag sollte ein „süßer Tag der Rache" für sie sein an all denen, die wider sie wären und nicht für sie und nicht zu ihnen hielten und nicht ihre Interessen verträten, bis ihr sich stets steigernder Fanatismus in unsinnigen Putschen explodierte und sie sich selber das Gericht vom Sommer 70 auf den Hals zogen, das Gericht, dessen Vorzeichen wahrscheinlich hinter den Worten unseres Apostels bereits wetterleuchteten. Der Tag nahte für sie, weil sie längst das Wort des Propheten Amos (5 V. 18—20) vergessen hatten, wenn sie es überhaupt je beachteten: „Wehe denen, die des Herrn Tag begehren! Was soll er euch? Denn des Herren Tag ist Finsternis und nicht Licht . . . ."

Gottes Gericht, das war ein wesentliches Stück der ersten apostolischen Verkündigung (Apostelgesch. 2, V. 20; 17, V. 31; 24, V. 25; Röm. 2, V. 16), Gottes Gericht, das in Jesu Hand gelegt ist, wie er es schon in seinen Erdentagen für sich beansprucht hat (Joh. 3—5), und das muß immer ein Stück der Adventsverkündigung sein, daß er „wiederkommen wird zu richten die Lebendigen und die Toten." Wohl mag das für einen, der schnödestes Unrecht sieht und schnödestes Unrecht leidet, ein Trost sein — und ein Schrecken für verhärtete Gemüter —, daß das letzte Wort noch nicht gesprochen ist und daß ein Tag noch aussteht, an dem es gesprochen werden wird, und einer da ist, der es zu sprechen hat. Aber wer unter uns an den Richter jenes Tages denkt in der Hoffnung, irgendjemand vor seinen Richterstuhl zu schleppen, der wäre — kaum kommt das wohl vor — völlig aus dem Kurs geraten. Kaum könnte dem, der jenem Tage wirklich entgegenblickt, ein anderer Gedanke kommen

[1]) „Tag des Zornes . . ." Hymne des Thomas von Celano, Jüngers des heiligen Franciscus v. Assisi.

Gossner Mission

als nur der eine des Thomas von Celano: „Quid sum miser tunc dicturus",[2]) der münden wird in die Bitte:

„Juste judex ultionis,
Donum fac remissionis
Ante diem rationis."[3])

Das darf dann neben einander stehen. Denn wohl singen wir im Adventsliede: „Er kommt zum Weltgerichte, zum Fluch, dem er ihm flucht", aber das darf für uns doch immer bedeuten: „Mit Gnad und süßem Lichte, dem, der ihn liebt und sucht," Er ist unser Richter. Er wird einmal das letzte Wort über uns sprechen, er, den wir suchen, ob mit schwachem oder „völligem Glauben", er, zu dem wir unsere Zuflucht nehmen als zu unserem Heiland. So werden sich auch die Donner des Weltgerichtes für uns wandeln in den Lobgesang: **„Christ der Retter ist da."**

Der Tag, das Wort hat in dem Gau Indiens, in den jetzt in diesen Tagen unsere zwei jungen Brüder ihren Fuß gesetzt haben, seinen besonderen Klang. „Der große Tag", so nennen unsere Kolschristen den Weihnachtstag. Das ist für sie der Tag, der Tag des lämpchenerleuchteten Ambazweiges und der lämpchengeschmückten Kirchen und Kapellen und der lichtumsäumten Pforten, der Tag des unerschöpflichen Trommelns und Singens, und ob auch in anderer Sprache und mit anderen Weisen, „tönt es laut von fern und nah: **Christ der Retter ist da!"** Zernick.

Predigt bei der Ordination und Abordnung

der Missionare Schiebe und Schulze in der St. Matthäuskirche zu Berlin am 28. Oktober 1928 gehalten von Generalsuperintendent D. Vits.

Zuletzt, meine Brüder, seid stark in dem Herrn und in der Macht seiner Stärke. Ziehet an den Harnisch Gottes, daß ihr bestehen könnt gegen die listigen Anläufe des Teufels. Denn wir haben nicht mit Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern mit Fürsten und Gewaltigen, nämlich mit den Herrn der Welt, die in der Finsternis dieser Welt herrschen, mit den bösen Geistern unter dem Himmel. Um des willen, so ergreifet den Harnisch Gottes, auf daß ihr an dem bösen Tage Widerstand tun, und alles wohl ausrichten, und das Feld behalten möget So stehet nun, umgürtet eure Lenden mit Wahrheit und angezogen mit dem Panzer der Gerechtigkeit, und an den Beinen gestiefelt, als fertig, zu treiben das Evangelium des Friedens. Vor allen Dingen aber ergreifet den Schild des Glaubens, mit welchem ihr auslöschen könnt alle feurigen Pfeile des Böswichtes; und nehmet den Helm des Heils und das Schwert des Geistes, welches ist das Wort Gottes.
Epheser 6, 10—17.

Teure Gemeinde!

Diese Epistelworte stammen aus der Feder eines alten Veteranen. Viele Jahre schon hat er in dem Kriegsdienst seines Königs gestanden. Schwere Kämpfe hat er zu bestehen gehabt. Manche Narbe trägt er an seinem Leibe. Aber er hat die Fahne seines Königs siegreich vorangetragen. Auch in seiner Kriegsgefangenschaft hält er diese Fahne noch hoch und sendet Botschaft an seine Mitstreiter und ermahnt sie, nicht den Kampf aufzugeben, sondern sich zu dem großen, heiligen Krieg recht rüsten zu lassen.

In diesem Kriege geht's nicht um Geld und Gut, nicht um weltliche Macht, nicht um die äußere Existenz, die nationale Ehre und die politische Freiheit eines Volkes. In diesem Kriege geht's um das Höchste, um Gott und seine Sache, um Christus und seinen Sieg.

---

2) „Was will ich Armer dann sagen?"
3) „Gerechter Richter der Rache, schenke Vergebung vor dem Tag der Abrechnung!"

Gossner Mission

In unserer Mitte sind heute zwei junge Männer, die sich für den Kriegsdienst unseres himmlischen Königs haben werben lassen und die auf das Kampffeld im fernen Indien gesandt werden sollen. Es ist für unsere St. Matthäusgemeinde eine Ehre, daß sie an unserem Altar zum Missionsdienst ordiniert und aus unserer Mitte heraus abgeordnet werden sollen. Es soll darin nicht nur die langjährige Verbundenheit unserer Gemeinde mit der Goßner-Mission zum Ausdruck kommen, es soll dadurch auch, wie es der Vater Goßner bei der ersten Einsegnung von Sendboten in der Bethlehemskirche im Jahre 1837 aussprach, der Gemeinde ihre Missionsverpflichtung zum Bewußtsein gebracht werden. Es sollen aber auch die jungen Brüder die Gewißheit mit hinausnehmen, daß die Heimatkirche hinter ihnen steht und sie mit ihrer Teilnahme und ihren Gebeten begleitet. Mir persönlich ist es eine große Freude, daß ich heute die Predigt halten und mich mit den jungen Brüdern und ihren Angehörigen, mit den Freunden der Goßnerschen Mission und mit unserer lieben Gemeinde unter Gottes heiliges Wort stellen darf. Steht doch einer von den beiden meinem Herzen besonders nahe. Er ist einst von mir in Godesberg a. Rh. getauft worden und ist mein Patensohn.

Ich wüßte diesen jungen Streitern Jesu Christi kein besseres Wort mitzugeben, als den Mahnruf der heutigen Epistel: **„Seid stark in dem Herrn und in der Macht seiner Stärke!"** Aber was ihnen gilt, das gilt uns allen. Wir alle sollen Streiter und Streiterinnen Jesu Christi sein, wir alle sollen den Ruf beherzigen: **„Rüstet euch, ihr Christenleute!"**

Unsere evangelische Kirche steht in schwerem Kampf. Wir, die wir unsere Kirche lieb haben, verstehen heute ganz anders die große, tiefe Not, aus der das Lutherlied geboren ist:

Der alt böse Feind / mit Ernst ers jetzt meint,
groß Macht und viel List / sein grausam Rüstung ist;
auf Erdn ist nicht seinsgleichen.

Ich denke nicht nur an die wachsende Macht der römischen Kirche, die gerade bei uns ihre Sturmtruppen aufmarschieren läßt. Ihr Vordringen kann und soll uns wacker machen, uns aus Schlaf und Sicherheit aufrütteln. Ich denke an den glühenden Haß weiter Kreise gegen alles, was Kirche und Christentum heißt. Ich denke weiter an die fortschreitende Entchristlichung, die systematische Verweltlichung aller Lebensgebiete. Ein Prozeß, der durch die ganze sog. christliche Welt hindurchgeht und in den wir alle hineingezogen werden, vor allem das junge Geschlecht, das unter uns aufwächst. Auch die heidnische Welt bleibt von diesem Verweltlichungsprozeß nicht unberührt. Die Welt ist ja so klein geworden, Entfernungen sind überwunden, Meere bilden keine Trennung mehr, die verschiedenen Erdteile und ihre Bewohner sind einander ganz nahe gerückt. Die Fortschritte der Technik dringen bis in die entferntesten und entlegensten Zonen, und mit ihnen der ganze Geist unserer Zeit, der Geist des Materialismus, des ausgesprochenen Diesseitigkeitsglaubens mit all seinen sittlich verheerenden Wirkungen.

Es ist so, wie Paulus schreibt: **Wir haben nicht mit Fleisch und Blut zu kämpfen, nicht mit Menschen, sondern mit den bösen Geistern, die unter dem Himmel sind.** Es sind geistige Mächte, dämonische Gewalten, die in der Finsternis dieser Welt herrschen, und die uns alle gefangen zu nehmen suchen. Sie treten uns nicht nur in einzelnen Menschen entgegen, sondern in den geistigen Strömungen unserer Tage, in der ganzen Atmosphäre, in der wir stehen, in der geistigen Luft, die wir alle einatmen. Gegen diesen Geist gilt es Widerstand zu tun, diesen Geist gilt es zu bekämpfen und zu überwinden. Jammer um uns, wenn wir nicht mehr kämpfen, oder wenn wir nicht mehr würdig und geschickt wären, diesen Kampf zu führen. Kampflos sein, heißt gottlos sein, denn Gott selbst hat den Kampf verordnet, damit wir in ihm stark werden und uns bewähren sollen, damit wir mit Ihm Taten tun, seinem guten, starken, reinen heiligen Geist in der Welt die Bahn brechen.

Gossner Mission

Aber wer gibt uns das Recht, das Kampffeld bis in die fernen Erdteile zu legen? Haben wir nicht im eigenen Lande schwer genug zu kämpfen? Wächst hier nicht ein modernes Heidentum auf? Brauchen wir hier nicht Männer und Frauen, die kraftvoll und entschieden den Kampf gegen die finsteren Mächte der Sünde und der Gottlosigkeit, des Unglaubens und des Aberglaubens, der Selbstsucht und des Hasses, des Mammonismus und der Sinnengier, der Unreinheit und Gemeinheit führen? Ganz gewiß, die brauchen wir. Und das ist unsere Not, daß die Zahl der rechten Streiter Jesu Christi unter uns so klein ist. Aber der Gemeinde Jesu Christi ist der strickte Befehl gegeben: „Gehet hin in alle Welt und predigt das Evangelium aller Kreatur!" Wir sind als Christen unserem Herrn zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet. **So weit in unserer Kirche noch Gemeinde Jesu Christi ist, so weit ist in ihr auch Missionsgemeinde.** Wer einen Einblick in das Leben unserer Gemeinden hat, der weiß, daß die Gemeinden die lebendigsten sind, die ihre Missionsaufgabe erkennen und erfüllen. Es gibt einen zurückflutenden Segen jedes Dienstes für den Herrn nach seinem Wort: „Wer da hat, — wer mit dem ihm anvertrauten Pfunde arbeitet — dem wird gegeben werden, daß er die Fülle habe." Nicht nur die einzelnen Menschen, auch eine Gemeinde, auch eine Kirche verfallen der inneren Erstarrung, wenn sie nur ihre eigenen Nöte und Sorgen sehen, wenn sie über ihre eigene kleine Person und ihren eigenen Kirchturm nicht hinausschauen. Nichts macht den Blick so weit, das Herz so warm, den Glauben so kühn, und die Liebe so stark, als die Mitarbeit an der großen Weltaufgabe, die der Kirche Jesu Christi gegeben ist. Und von dieser Aufgabe darf auch die deutsche evangelische Christenheit sich nicht ausschließen.

Wir brauchen nicht zu fürchten, daß wir für die Aufgaben und den Kampf im eigenen Lande untüchtig werden, wenn wir durch opferfreudige Tat mit dem Gebet ernst machen: Dein Reich komme. Es komme auch zu denen, die noch fern sind. Vor meinen Augen steht der selige Vater Goßner. Mit welch unermüdlichem Eifer, mit welch rastloser Hingabe hat er den Kampf gegen Armut, Krankheit, Elend, soziale, sittliche und geistliche Not hier bei uns geführt! Doch hat derselbe Mann seine Sendboten bis an den Ganges gesandt. Das Elisabeth-Krankenhaus und die Goßner-Mission stehen vor uns als sichtbare Zeugnisse seiner Liebe, einer Liebe, die das Nahe und Ferne umfaßt, Innere und Aeußere Mission, den Dienst der Barmherzigkeit an den Brüdern und Schwestern im eigenen Lande, wie an den armen Kols im fernen Indien.

Gerade die deutsche evangelische Christenheit, wir, das Volk der Reformation, haben der Welt etwas zu geben. Vor der sog. christlichen Kultur haben die heidnischen Völker, namentlich infolge des Weltkriegs, allen Respekt verloren, und an der modernen Zivilisation, die wir ihnen bringen, gehen sie zugrunde, wenn wir ihnen nicht noch etwas anderes übermitteln. Was sie brauchen und was allein einer ersterbenden Welt neues, wahres Leben geben kann, ist das Evangelium des Friedens, das schlichte, klare Evangelium, die frohe Botschaft von der Gnade Gottes in Christo Jesu. Dieses Evangelium, das Beste, was wir besitzen, sind wir ihnen schuldig. Dieses Evangelium trägt die Gotteskraft in sich, die stärker ist als alle Mächte der Sünde und des Todes.

Aber eines wollen wir nicht vergessen, und darauf legt der Apostel mit Recht allen Nachdruck: Wir können nur dann dem Evangelium zum Siege verhelfen, wenn wir selber lebendige Zeugen Jesu Christi sind, **stark in dem Herrn und in der Macht seiner Stärke.** Unter dem Bild des Kriegers in vollem Harnisch stellt der Apostel uns den rechten Christen, und damit auch den rechten Missionar vor Augen.

Die Lenden umgürtet mit Wahrheit — Menschen unbedingter Wahrhaftigkeit und ernstester Selbstzucht — **um die Brust den Panzer der Gerechtigkeit** — Menschen, die durch Jesum Christum Frieden mit Gott haben, die einen tapferen Mut haben, weil sie ein gutes Gewissen gegen Gott haben, —**an den Beinen gestiefelt, als fertig, zu treiben das Evangelium des Friedens** — bereit und geschickt, durch Wort und Wandel das friedvolle Evangelium weiter zu tragen, — **auf dem Haupt den Helm des Heils** — das heißt, in der Seele die strahlende Gewißheit, in Gottes Hand zu stehen und mit

Gossner Mission

ihm den Sieg zu gewinnen. Und zur Abwehr und zum Angriff **in der Linken den Schild des Glaubens, in der Rechten das Schwert des Geistes, das Wort Gottes.** Das ist **der Harnisch Gottes, die gute Wehr,** die auch wir uns von unserem Gott schenken lassen müssen, wenn wir rechte Streiter und Streiterinnen Jesu Christi sein wollen. Wer nicht kämpfen will, der bleibe dahinten, der soll aber auch nicht auf den Namen eines Christen Anspruch machen. **„Seid stark in dem Herrn und in der Macht seiner Stärke!"**

Zwei Waffenstücke laßt mich herausgreifen, die auch der Apostel vor allen andern uns in die Hand geben will, wenn er schreibt: **„Vor allen Dingen aber ergreifet den Schild des Glaubens und nehmet das Schwert des Geistes!"** Wenn die feurigen Pfeile des Bösewichts, die Versuchungen und Anfechtungen, die Zweifelsgedanken auf uns einstürmen, dann flüchten wir uns in unseres Gottes Arme. Er ist unser Schirm und Schild. Wir sprechen mit unserem Luther: „Es streit' für uns der rechte Mann, den Gott selbst hat erkoren!" Wer glaubt, der fleucht nicht, wer glaubt, der kämpft, und er führt den Kampf nicht mit fleischlichen Waffen, sondern **mit dem Schwert des Geistes, mit dem Wort Gottes.** Mit diesem zweischneidigen Schwert hat einst unser Herr und Heiland den Versucher aus dem Felde geschlagen. Das Wort Gottes, das heilige Evangelium, ist die einzige Angriffswaffe, mit der wir in den Kampf gehen, die einzige Waffe, die unsere Missionare mit hinausnehmen. Wie sollten wir es wagen, einer gottentfremdeten und gottfeindlichen Welt das Evangelium zu verkündigen, wenn wir nicht wüßten, daß dieses Evangelium, das Evangelium von dem Gekreuzigten und Auferstandenen, sich als richtende und rettende Gotteskraft an den Herzen und Gewissen bezeugt. Darüber dürfen wir uns allerdings keiner Täuschung hingeben: Das Wort vom Kreuz, — und das ist Kern und Stern des Evangeliums, — ist und bleibt Tausenden und Abertausenden ein Aergernis und eine Torheit. Nur die sich von ihm richten lassen, erfahren seine rettende Gotteskraft.

Daß wir nur unser Schwert blank halten, daß wir nur dem Evangelium nichts abbrechen, auch nichts von seinem heiligen Ernst! Daß wir nur selber immer fester im Evangelium wurzeln, uns selber heiligen lassen, und es durch unser Leben und Wesen bezeugen, daß wir Menschen sind, die in der Gegenwart Gottes leben, Menschen, die in persönlicher Gemeinschaft mit ihrem Gott und Heiland stehen! Sonst sind wir unbrauchbar zum Dienst in dem Streiterheere Jesu Christi.

Darum ziehet an den Harnisch Gottes, auf daß ihr an dem bösen Tage Widerstand tun, alles wohl ausrichten und das Feld behalten möget. Hier spürst du etwas von dem Pulsschlag eines freudigen, tapferen, sieghaften Glaubens. Wer nicht an den Sieg seiner Sache glaubt, der ist von vornherein geschlagen. Wer wird für eine verlorene Sache sich mühen, opfern, streiten und sein Leben einsetzen? Wenn man die Briefe der Apostel liest, dann wird man immer wieder von der Siegesgewißheit dieser Männer ergriffen. Sie sind von nichts so fest überzeugt, als daß Christus siegen wird und die Seinen mit ihm das Feld behalten werden; und wenn die Welt voll Teufel wär!

Wenn in der alten Christenheit so viel Abfall und Feindschaft gegen das Evangelium sich zeigt, wenn eine verfaulende Kultur uns das Wort vom Untergang des Abendlandes glaubhaft machen will, dann kann gerade der Blick auf das Missionsfeld und auf die junge Christenheit, auf die Siege, die dort errungen werden, uns den Glauben an die Siegeskraft des Evangeliums wieder stärken und neu beleben. Es ist ein wundervolles, herzstärkendes Zeugnis der Glaubenstreue, das die Goßner-Kirche unter den Kols abgelegt hat, als sie infolge des Weltkrieges von unseren Missionaren verlassen und auf sich selbst gestellt war. Gegenüber dem Spott des sie umgebenden Heidentums, gegenüber den Lockungen der römischen Kirche und allen Versprechungen der reichen anglikanischen Kirche sprachen sie, obwohl ihre Not immer größer wurde: „Wir haben nur eine Mutter, und der bleiben wir treu. So lang es noch in einem Volk der Welt eine evangelisch-lutherische Kirche gibt, und wir glauben, daß das sein wird bis an das Ende der Erde, so lang bleiben wir ihr treu!"

Gossner Mission

Diese Kolskirche, die zu einer großen selbständigen Eingeborenenkirche geworden ist, die ihre Prediger und Lehrer aus ihrem eigenen Volke hat und die selber Mission treibt, kann unserer Hilfe noch nicht entraten. Sie ruft uns zu: Kommt herüber und helft uns! Sendet uns Männer, die uns Lehrer, Führer und Berater sein können. Helft uns in unserer Armut, daß unsere Prediger und Lehrer nicht darben und hungern und unsere Gotteshäuser nicht verfallen. Helft uns, daß wir nicht an unserem Gott irre werden, daß wir tapferen Mutes das Werk des Herrn treiben und dem Evangelium in unserem Land zum Siege verhelfen.

Es wäre nicht zu verantworten, wenn die Goßnersche Mission eine Arbeit im Stiche ließe, die eine 80jährige, von Gott gesegnete Geschichte hat. Für uns gilt es: Treue um Treue! Wir danken unserem Gott, daß er diese zwei jungen Brüder willig gemacht hat zur Arbeit auf dem Erntefeld drüben in Indien. Gott der Herr sei ihnen Schutz und Schirm, Trost und Trotz. Er lasse sie **stark werden in dem Herrn und in der Macht seiner Stärke!** Er schenke ihnen und uns allen jenen tapferen, trutzigen Glauben, der mit Gustav Adolfs Feldlied bekennt:

So wahr Gott Gott ist und sein Wort,
Muß Teufel, Welt und Höllenpfort
Und was dem tut anhangen,
Endlich werden zu Schand und Spott:
Gott ist mit uns und wir mit Gott,
Den Sieg wolln wir erlangen.

Rede zur Abordnung der Missionare.

Felix Schulze und Magnus Schiebe,

am 28. Oktober 1928 im Vormittagsgottesdienst in der Matthäi-Kirche
nach der Predigt des Herrn Generalsuperintendent D. Vits
von Missionspräses Lic. Stosch gehalten.

Unser Herr Jesus sagt: Doch darinnen freuet euch nicht, daß euch die Geister untertan sind: Freuet euch aber, daß eure Namen im Himmel geschrieben sind. Lukas 10, 20.

Meine lieben Brüder!

Indem ich Euch heute für den Missionsdienst abordne und ordiniere, gehen meine Gedanken zurück. Gestern waren es 21 Jahre, da saß ich vor diesem Altar und ging dann den Weg, den Ihr nun gehen werdet. Ich habe es selbst erlebt, was in diesen Tagen Eure Herzen bewegt, dieses seltsame Nebeneinander und Ineinander des Wehs, das der Abschied von der deutschen Heimat, mit allem, was sie für Euch in sich schließt, mit sich bringt und der großen Erwartung dessen, dem Ihr entgegen geht. Es ist verständlich, wenn in diesen Tagen der Kleinmut Eure Herzen beschleichen will, ob es Euch wohl gelingen wird, ob Ihr wohl tüchtig seid zu dem Werk und stark genug für Eure große Aufgabe. Es sind nicht die Schlechtesten, die dies Zittern und Zagen kennen. Bei den Menschen ist's ja unmöglich, nur bei Gott ist's möglich.

Aber bei Gott ist's auch wirklich möglich und aus eigner Kraft sollen wir es gar nicht tun. Ich darf es auch bezeugen: Ueber dieser Stunde steht das „Fürchtet euch nicht! Freuet euch!" Ihr dürft Euch von Herzen freuen, denn Ihr zieht in den heiligen Krieg und kämpft auf der Seite, die den Sieg endlich gewinnt. Ich darf es Euch bezeugen: Das Wort, das der greise Gustav Warneck mir vor 21 Jahren beim Abschied sagte, habe ich erfüllt gesehen; er sagte und seine Augen leuchteten dabei, daß

Gossner Mission

man es ihm anmerkte, am liebsten wäre er selbst mitgegangen: In der Heidenwelt wird's licht und Sie werden auch dabei sein. So ist's geschehen. Ich habe etwas gesehen, von der Macht des Evangeliums, Menschen neu zu machen. Weder vorher noch nachher habe ich einen Beruf gehabt, der mein Herz mit solcher Freude erfüllt hat, wie der Beruf, den Ihr jetzt ergreift.

Es ist ein Beruf von solcher Mannigfaltigkeit, daß wirklich jede Gabe, die in Euch liegt, zur Entfaltung kommen kann. Bald werden Aufgaben und Verantwortungen an Euch herantreten, wie sie Euch nach Euren Jahren hier in der Heimat noch lange nicht anvertraut würden. Ihr braucht nicht müßig am Markte zu stehen, sondern werdet Arbeit finden nach dem vollen Maße Eurer Kraft. In Eurem Beruf ist Euch eine Macht über die Menschen gegeben, Ihr sollt Führer sein.

Aber alles dies ist nicht der letzte Grund zur Freude. Als Jesu Jünger zu ihm zurückkehrten und ihren herrlichen Beruf vor ihm priesen: Sogar die Geister sind uns untertan; da hat er sie zurecht gewiesen: darin freuet euch nicht, daß euch die Geister untertan sind, freuet euch vielmehr, daß eure Namen im Himmel geschrieben sind. Daß Ihr in Jesu Dienst steht, ist der Grund zur Freude, daß der König, dem kein König gleicht, Euer Herr ist, daß er durch unser armes Menschenwort, auch durch Euer Wort, das ewige Wort hindurch klingen läßt, daß er Euch das Licht gibt, das Ihr leuchten laßt, daß Ihr selbst darum im Zuge des Lebens steht, daß Eure Namen im Himmel geschrieben sind, das ist der Grund zur Freude. Nicht Eure Gaben, Euer Können, Eure Leistungen, sondern Seine Gnade, die mit Euch geht, das ist der Grund zur Freude.

Wir erleben es in der Mission immer wieder, daß wir mit unserer menschlichen Predigt zuschanden werden. Ihr geht nach Indien, in ein Land, wo so tiefe und feine Gedanken gedacht worden sind, daß Ihr Mühe haben werdet, auch nur einen Teil davon zu verstehen. Ihr werdet nicht klüger sein als diese Weisesten der Erde und wäret Toren, wenn Ihr Erdenweisheit gegen Erdenweisheit stellen wolltet. Mehr noch, Ihr geht in ein Land, in dem die Menschen viel frömmer sind als wir Christen zumeist — wenigstens wenn man unter Frömmigkeit das versteht, was der Mensch für Gott tut und was er es sich kosten läßt. Was habt Ihr dem entgegenzustellen? Es ist nur das Evangelium, die frohe Botschaft von Gottes Gnade. Sie ist Euch gegeben und anvertraut, meint nicht, daß das Evangelium die frohe Botschaft erst wird, durch das, was Ihr dazu tut, oder gar davon abtut. Eines sollt Ihr freilich hinzubringen: Den eigenen Gehorsam gegen diese Botschaft, daß Ihr sie mit reinem Herzen verkünden könnt.

Vor einem Menschenalter betete an diesem Altar und predigte von dieser Kanzel ein Mann, dem nicht nur die Goßner'sche Mission, sondern auch die Matthäi-Gemeinde ein dankbares Andenken bewahrt: Theodor Braun. Er hat einmal gesagt: Das einzige, was die außen Stehenden an uns Christen aufmerken und erstaunen läßt, ist dieses, wenn sie unter uns Menschen finden, die von sich selbst losgeworden sind. In Indien werdet Ihr zahlreiche Menschen sehen, die scheinbar von sich losgeworden sind. Sie sitzen auf den Märkten, an den Straßenecken, mit Asche beschmiert, sie haben verzichtet auf Besitz und Familie und Häuslichkeit, auf das, was die Meisten unter Glück verstehen. Und doch sind sie nicht von sich selbst losgeworden, denn leidenschaftlich halten sie eines fest, ihre eigene Gerechtigkeit, daß sie durch ihr Tun vor Gott heilig und gut werden. Die tiefe Verderbnis der selbstgemachten Religion, diese Selbstgerechtigkeit. Gott helfe Euch, daß Ihr von Euch selbst loswerdet und daß das Eure Freude ist, was Gott Euch gibt, daß Ihr Euch freut, weil Euer Name im Himmel geschrieben ist. An mir und meinem Leben ist nichts auf dieser Erd, was Christus mir gegeben, das ist der Liebe wert. Gott erhalte Euch in der Demut und setze Euch zum Segen.

Stosch.

Gossner Mission

Abordnung und Ordination der Missionare.

Felix Schulze und Magnus Schiebe

in der Matthäi-Kirche am 28. Oktober 1928 vormittags.

Nach der Abordnungsrede wurde 197 Vers 1 „Komm, heilger Geist, Herr Gott" gesungen. Während dieses Verses traten die Missionsinspektoren Zernick und Lokies neben den mit der Abordnung und Ordination beauftragten Missionspräses Lic. Stosch an den Altar. Stosch vollzog die Abordnung und Ordination folgendermaßen:

Lasset uns beten: (Die Gemeinde erhob sich.)

Allmächtiger Gott und Vater, der du durch deinen lieben Sohn uns befohlen hast, daß wir dich bitten sollen, Arbeiter in deine Ernte zu senden, wir bitten dich von Herzen, du wollest allen, die du zu Arbeitern in deine Ernte berufen hast, deinen heiligen Geist verleihen und sonderlich diesen deinen Dienern, die wir heute in deine Ernte senden, dein Wort in Herz und Mund legen, daß sie es mit aller Freudigkeit und Beständigkeit verkündigen, auch ihr Gewissen unbefleckt erhalten, damit deine heilige Kirche erbaut werde durch Jesus Christus. Amen.

Dieweil wir allhier im heiligen Geiste versammelt, Gott durch unsern Herrn Jesus Christus angerufen haben, und nicht zweifeln, daß unser Gebet erhört ist, so übertrage ich Euch kraft des mir gewordenen Auftrages, das Amt, das die Versöhnung predigt, daß Ihr der Kirche Christus im Heidenland mit Wort und Sakrament dient und denen die frohe Botschaft bringt, die noch in Finsternis und im Schatten des Todes sitzen. Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen.

Der Herr segne Euch, daß Ihr viel Frucht schafft und diese Frucht bleibe ewiglich.

Vota:

Stosch. Zernick. Lokies.

Nachdem diese drei vom Altar zurückgetreten waren: Brüssau, Vits. Generalsuperintendent D. Vits hielt die Schlußliturgie. Stosch.

Eine Nachfeier

versammelte abends um 8 Uhr dann noch einmal die Nächststehenden im Betsaal des Missionshauses am freundlich gedeckten Tisch. Die Abschiedsworte der beiden ausreisenden Brüder waren umrahmt von einem reichen, vielfarbigen Kranze kurzer Ansprachen. Den Abendsegen hielt uns der neue Pfarrer von Friednau, Nobiling, einer der Nachfolger unseres tieffrommen Inspektors Franz in seinem bisherigen Amt in Groß-Garde i. P. Wie sie durch das Lieblingslied des seligen Prof. Plath: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren" eingeleitet wurden, so waren diese kurzen 2 Abendstunden restlos nicht auf Abschied und Wehmut, sondern auf frohen Ausblick und Loben und Danken gestimmt.

Am andern Morgen vereinigten wir wenige Hausgenossen uns noch einmal im Gebet. Dann gaben wir mit den anderen den Zweien das Geleit auf ihr erstes Stück Weg zu Lande, und das „Vergeßt uns nicht in seinem Licht, und wenn ihr sucht sein Angesicht" klang ihnen nach. Zk.

Von Hamburg bis Port Said.

Reisebriefe von Missionar Felix Schulze.

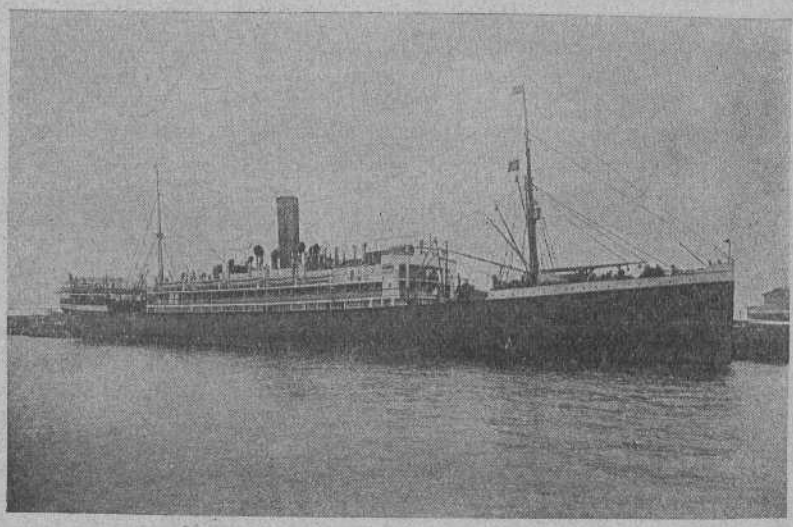
(Zusammengezogen vom Herausgeber.)

An Bord der „Fulda".

Welch' seltsame Gefühle sind es doch, wenn man die letzten Tage in der lieben deutschen Heimat verweilt. Wir gingen am Montag und Dienstag sowie auch am

Gossner Mission

Mittwochvormittag die letzten wichtigsten Dinge besorgen. Zuerst mußte das Gepäck von der Bahn zum Dampfer gebracht werden. Im Büro des Norddeutschen Lloyd wurde uns die Firma Hevelke empfohlen. Es ist dies eine alte Transportgesellschaft und muß eine alte Firma sein, denn schon aus Danzig ist mir der Name wohlbekannt. Ueberall wurden wir bereitwilligst abgefertigt und es hatte keine Not. Auch die Fahrkarten erhielten wir am Dienstag und die letzten nötigen Anweisungen. Es war mir eine besonders große Freude, daß unser lieber Missionsinspektor Zernick uns das Geleit bis auf den Dampfer gab. Doch bevor ich die letzten Stunden an Bord schildere, möchte ich der lieben Menschen gedenken, die uns in diesen Tagen beherbergten. Es war die Schwester von Frl. Heintze, die mit ihrem Vater in der Ritterstraße ein Haus bewohnt, eine alte Hamburger Familie, in der sich der alte gute Geist hanseatischer Ehrbarkeit und frommer christlicher Art und Zucht von Geschlecht zu Geschlecht weiter vererbte. Herr Heintze war früher lange Zeit in Indien als Kaufmann und als Konsul. Es sollen schon damals enge Beziehungen zwischen unserer Missionsgesellschaft und der Firma Heintze bestanden haben.*)



Motorschiff „Fulda" des Norddeutschen Lloyd.

Wir sind dort sehr freundlich aufgenommen worden, um die letzten Tage und Stunden dort zu verleben. Als nun der Mittwoch kam, an welchen unsere Einschiffung erfolgen sollte, ging ich um 11 Uhr auf die Bahn, um unsern lieben Inspektor abzuholen. Zuerst gingen wir beide in die Stadt, um noch einige Kleinigkeiten einzukaufen. Diese Gelegenheit benutzten wir, um mir einmal einen Eindruck von Alt-Hamburg zu verschaffen. Wir gingen durch einige alte Straßen und fanden eine Reihe alter Gebäude, die mich sehr an Danzig erinnerten. Alle diese Gebäude sind die stummen Zeugen vergangener Geschlechter, die mit unermüdlichem Fleiß in jahrhunderte langer Arbeit Güter gehäuft haben, die zum Teil verloren gegangen sein mögen, zum Teil in andere Werte umgewandelt. Jedenfalls hatte ich in diesem Speicherviertel den Eindruck, daß hier der alte Kaufmannsgeist herrscht, wie in ehemaligen Zeiten, da die Hamburger Kaufleute ihre Waren auf Seglern in die Stadt brachten.

Nachdem wir zu Heintzes zurückgekehrt waren, nahmen wir unser letztes Mittagsmahl ein, um dann schnell zum Dampfer zu gelangen. Ich hatte eine Reihe von Besucherkarten ausgestellt bekommen, damit unsere Freunde uns zum Dampfer brächten.

*) Sie vermittelte unsern ganzen Fracht- und früher auch unsern Geldverkehr nach Indien.

Gossner Mission

Bruder Schiebes Mutter und einige Freunde waren schon da, als Herr Inspektor Zernick und ich anlangten. Doch war noch reichlich Zeit. Zuerst wurden unsere Pässe von der Auswanderungsbehörde geprüft, was sehr schnell ging; dann bestiegen wir den für uns bereitliegenden Tender (kleiner Dampfer), der uns auf unser Schiff bringen sollte. Vor uns lag der Hamburger Hafen. Wir sahen ihn so, wie man ihn auf Bildern zu sehen pflegt: Graues, schmutziges Wasser. An den Kais lagen große und kleine Dampfer, Kutter, Boote, Segler und über diesem allen eine Dunstwolke von Rauch und Nebel. Als wir unter der „Fulda" festmachten, blies uns ihre kleine Kapelle hoch von oben herab ein paar Weisen zum Gruß. An Bord gekommen, wurden wir von einem Steward in unsere Kabinen geleitet. Schnell warfen wir alle Sachen ab, um mit den Gästen das Schiff in Augenschein zu nehmen. Unser Schiff ist ein sehr modern und sauber eingerichtetes Motorschiff, 1925 erbaut. Tonneninhalt: 9492 Br.-R.-T. Tiefgang: 8,56 Meter. Breite: 17,50 Meter. Länge: 140 Meter. Tiefe: Kiel bis Flaggenknopf 50 Meter. Kajüten-Klasse: 89 Passagiere. Mittelklasse: 107 Passagiere evtl. 159 Passagiere. Besatzungsstärke: 167. Maschinenkraft: 5000 PS. Geschwindigkeit: 14 Knoten.

Es waren nun noch lange Stunden bis zur Abfahrt. Es sollte schon um 4 Uhr losgehen, aber erst um 9 Uhr war das Schiff fahrbereit. Unsere lieben Gäste blieben bis 5 Uhr an Bord. Jeder hatte mit sich selbst zu tun. Ich ging mit Herrn Inspektor Zernick durch alle Räume des Schiffes, welche wir mit großem Interesse in Augenschein nahmen. Kurz vor 5 Uhr nahmen wir drei noch einmal in unserer Kabine zusammen betend von einander Abschied. Noch einmal ein Händedruck, dann gingen die Gäste von Bord. Wir waren allein.

Eine freudige Stimmung überkam mich. Endlich soll es losgehen. Nichts stand mehr im Wege als die ungeheuren Frachten, die unentwegt im Schiffsleib verschwanden. Um 6 Uhr gibt es die Hauptmahlzeit an Bord: Suppe, Fleisch, Fleisch Nachtisch, Brot und Käse. Dazu Kaffee oder Tee. Wir sind alle sehr zufrieden über die Kost. Um 9 Uhr abends gibt es noch einmal Tee mit belegten Broten. Also für unser leibliches Wohl ist bestens gesorgt, es fehlt uns in dieser Beziehung an nichts. Was mich besonders freut, ist der Geist der Mannschaft an Bord. Wohl sind wir noch nicht lang an Bord, aber ich habe noch kein schlechtes Wort im Munde der Angestellten gehört. Man hat den Eindruck, als ob hier an Bord guter kameradschaftlicher Geist weht. Von unseren Mitreisenden gibt es auch so manches Interessante zu berichten. Da sind zwei chinesische Doktoren der Chemie, die in ihre Heimat zurückkehren. Dann eine kleine japanische Kinderfrau, die in den landesüblichen Sandalen läuft. Sie kann nicht richtig deutsch und es ist sehr schwer, sich mit ihr zu verständigen. An unserem Tische sitzt mir zur Linken eine Dame, die von ihrem Urlaub heimkehrt. Mir gegenüber eine junge Dame, die zu ihren Eltern nach China (Schanghai) fährt. Unsere beiden Zimmergenossen kommen erst in Genua an Bord. Es ist recht gut für uns, daß wir noch ein wenig allein sein können. Gestern, als wir durch die Nordsee fuhren, schwankte das Schiff doch beträchtlich, aber Seekrankheit hat niemand bekommen. Das beste Mittel gegen diese tückische Krankheit ist, tüchtig essen. Die Möglichkeit dazu ist durchaus gegeben. Schon am Morgen gibt es ja eine ziemlich mannigfaltig zusammengesetzte warme Mahlzeit, schließend mit Käse, Gebäck, Kaffee oder Schokolade. Gegen 10 Uhr bringt dann ein Steward jedem eine Tasse Fleischbrühe, damit man aushält bis zum zweiten Frühstück (unser „Mittagessen") um 12 Uhr. — Rotterdam! Hurrah! Die erste Post!

In **Rotterdam** haben wir 2 Tage gelegen. Es wurde wieder viel Fracht an Bord genommen. Immer wieder kamen neue Lastkähne, voll Kisten und Fässer, heran, sodaß die Winden, die diese Lasten an Bord brachten, Tag und Nacht gingen. In Rotterdam konnten wir Passagiere an Land gehen und uns die Stadt ansehen. Wir kamen auch ohne jede Schwierigkeit hinein, nicht e i n m a l sind wir angehalten worden. Rotterdam bietet eine Reihe von Sehenswürdigkeiten und historisch wichtigen Punkten.

Gossner Mission

Nur war die erste Sache die, wo sind nun diese Punkte zu finden. Jedoch wir gingen einfach aufs Geradewohl los. Wir hatten auch nicht wenig Glück, als wir nach einigen Bemühungen bei einem Schutzmann erfuhren, wo wenigstens die Hauptpost zu finden sei. Rotterdam ist eine rechte holländische Stadt; von einer Unmenge kleiner und größerer Kanäle durchzogen, auf denen man Fahrzeuge aller Art sehen kann, bietet sie recht interessante Bilder. Schon wenn man durch die Straßen geht, fallen einem die Häuser auf, die sich durch ihre großen Fenster auszeichnen.**) Man findet viele alte Gebäude, die mit dem Giebel zur Straße hin, gebaut sind, so ähnlich wie in Hamburg, und alle mit einem Krahn unter dem Giebel. Noch vor Einbruch der Dunkelheit waren wir auf dem Dampfer zurückgekehrt. Am anderen Tage ging ich von neuem los, auf die Suche nach Sehenswürdigkeiten. Heute hatte ich mehr Glück. Wir fuhren mit der Straßenbahn ein gut Stück in die Stadt. Da gelangten wir bis zum Weißen Hause, einem turmartigen Gebäude. Dann wanderten wir zurück, sahen die Börse und die „Groote Kerk". Diese interessierte uns ja natürlich am meisten. Sie ist im 15. Jahrhundert gebaut, also ehemals katholisch. Nicht ganz reine Gothik, es ist etwas romanischer Baustil mit hineingekommen. Jetzt ist sie ja Eigentum der reformierten Gemeinde. Kein Schmuck. Nur noch als Ueberrest aus der katholischen Zeit ein buntes Fenster. An meinem Geist zog die Reformationsgeschichte des tapferen holländischen Volkes vorüber. —

Als ich auf die Orgelempore kam, ging uns der alte, im Dienst ergraute Kantor entgegen und gestattete uns einen Blick auf das Nervensystem dieser alten, wohl 150 Jahre alten Orgel. Ein vier-manualiges Werk, reich mit Ebenholz und Elfenbein verziert. Der Organist erklärte uns, daß vor wenig Wochen der uns allen bekannte Afrikamissionar Schweitzer ein Konzert gegeben habe, um Geld für sein Hospital zu erhalten. Ich fragte ihn, ob er auch oft Bach spiele, worauf er mir sagte: „Glauben Sie, nur Sie lieben Bach? O wir alle lieben ihn!" Bald verabschiedeten wir uns mit einem festen Händedruck und einem „Gott befohlen". Wir haben uns verstanden, ich ihn, den greisen, alten Kantor, auf dessen Angesicht schon etwas leuchtete wie ein Gruß aus der Ewigkeit und er mich, den jungen Anfänger. — Vieles gab es, was stark an die uns allen bekannte Geschichte des Deutschen in Holland, der als Antwort immer „Kan nit verstahn" erhielt, erinnerte. In einem Kaffeehaus konnte man das für uns Deutschen leicht mißverständliche Angebot lesen: „Hier wordt van Nelle's Koffie and Thee verschonken!"

Am Sonnabend kamen noch eine ganze Anzahl Passagiere an Bord, meist Holländer. Auch die Sendboten der kath. Kirche fehlen nicht. Sonnabend ging es nun hinaus in die See. Eine lange Fahrt steht vor uns. In den ersten Tagen war die See sehr ruhig und still. Leicht, kaum merkbar schwankte das Schiff auf den Wellen. Wir waren alle guter, fröhlicher Laune. Bald sahen wir die Küste von England mit ihren steilen Felsen aus dem Meer ragen. Unwillkürlich mußte ich an die Zeit im Frühjahr denken, da wir in England weilten. Was lag alles hinter uns! Am Abend sahen wir auch die Küste Frankreichs auftauchen. Schwarz und gespenstisch lag sie vor uns. Nur hin und wieder sah man in regelmäßigen Abständen ein Leuchtfeuer aufblitzen. Langsam ging es dem Atlantischen Ozean entgegen. — Leider änderte sich das Wetter im Golf von Biskaja, und aus dem ruhigen, glatten Meere wurde ein tobendes Ungetüm. Dazu setzte ein starker Sturm ein. Was würde werden? stand auf aller Stirn geschrieben. Es dauerte auch nicht lange, so begann das Schiff heftig zu schwanken. Um die hochgehende See besser sehen zu können, gingen wir an das Vorderdeck. Mühsam gelangte ich an ein Mastseil, um besser auf die See blicken zu können. Viel war nicht zu sehen, nur eine brodelnde graue Masse lag unter mir. Bald

---

**) Durch diese Fenster geht die ganze Wohnungseinrichtung, vom Flügel bis zur Fußbank, hinein und hinaus. Ich sah in Amsterdam, wie Sofa und Sessel mit Hilfe des Krahns diesen Weg gingen. Zk.

Gossner Mission

war es uns, als stünden wir auf einem hohen Berge und bald, als stünden wir im Tal. Gerade als wir zurückgehen wollten, kam eine Sturzsee, und im Augenblick waren wir vom Kopf bis zu den Füßen naß. Das war der Abschluß dieses Abenteuers. Bald nachdem saßen wir wieder gemütlich bei einer Tasse Tee im Speisesaal und erzählten unser Erlebnis. Noch lange standen wir dann oben auf Deck, um dieses Schauspiel recht in uns aufzunehmen. Doch kaum war ich in meiner Koje, als die ersten Vorboten der beginnenden Seekrankheit sich meldeten. In der Nacht habe ich dennoch ganz gut geschlafen, nach dem ... Doch der folgende Tag, der Dienstag (6. 11.), war böse. Es waren sehr wenige an Bord, die nicht von dieser tückischen Krankheit befallen worden wären. Selbst einige Stewards und unser Heilgehülfe mußten Tribut zahlen. Im Laufe des Tages wurden dann noch andere krank. Immer einer nach dem anderen schlich von dannen. Ich habe fast den ganzen Tag in meinem Deckstuhl oder in meiner Koje gelegen. Gegen Abend wurde es mir dann besser, sodaß ich für die Nacht doch einige Stücke trocken Brot essen konnte. All die schönen Gerichte mußte ich an mir vorbei ziehen lassen, mit grimmigen Humor. Heute nun ist das Wetter weit besser und unser Speisesaal füllt sich zur Befriedigung unseres Oberstewards allmählich wieder. Doch jetzt, in diesem Augenblicke, da ich den Brief schreibe, schwankt der Kahn wieder sehr bedenklich, und man greift dadurch oft daneben. Auch sollen schon wieder einige mehr „der Ruhe pflegen". Nun ich hoffe, daß es bei mir vorüber ist und ich nun an das Schaukeln gewöhnt bin. Jedenfalls eins ist mir klar: alle guten Ratschläge gegen die Seekrankheit sind nicht viel wert.

Unseren Ober-Steward! Es ist eine große Freude, zu sehen, wie dieser Mann ruhig und sicher mit seinem Personal umgeht, wie er auch auf die Wünsche der Passagiere eingeht oder auch nicht, ohne daß ihm jemand gram sein kann.

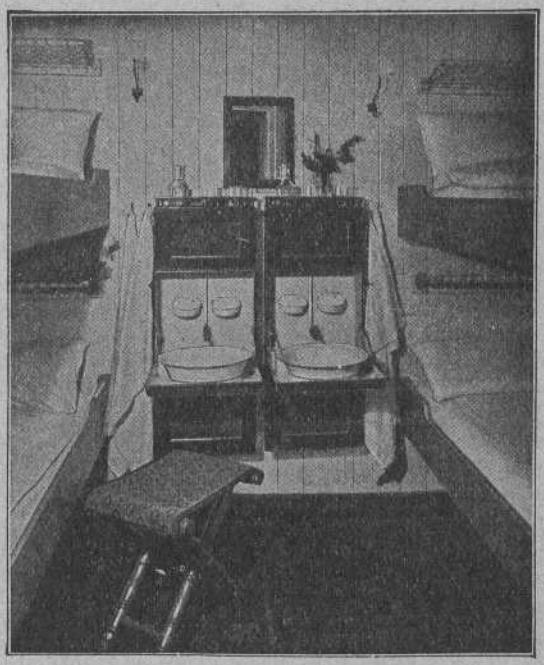
Doch ja nicht zu vergessen! Auch einen blinden Passagier haben wir an Bord. In Rotterdam hatte er sich in einem unbewachten Augenblick an Bord geschlichen und hinter den großen Winden versteckt. Erst als unser Schiff auf hoher See war, kam er zum Vorschein. Man kann sich denken, wie verwundert wir alle waren. Jetzt, nachdem er etwas zu essen bekommen hat, ist er lustig und guter Dinge und hat schnell seine Untat vergessen. Ueberhaupt ist er der Liebling der Damen geworden, die ihm ihre besondere Liebe entgegenbringen. Nun, in Genua wird er wohl an Land gesetzt werden und kann dann die Heimreise zu Fuß nach Holland antreten, unser lieber reiselustiger Kater.

Nun können wir schon die Küste von Spanien sehen. Steil ragt sie aus dem Meer, hier und da einige Leuchttürme oder die Gebäude eines Klosters. Doch ist das Wetter nicht sehr günstig, da es etwas neblig ist und regnet. Wenn wir am Sonntag noch auf der See sind, werden wir früh um 10 Uhr Gottesdienst halten. Bruder Schiebe wird spielen und ich darf die Predigt halten.

9. November 28. Noch hatten wir einen Tag lang heftigen Sturm. Aber, Gott sei Dank, die Seekrankheit war überstanden. Wenn der Magen noch nicht ganz in Ordnung war, so ist es ihm nicht weiter übel zu nehmen. Gestern sind wir nun aus dem atlantischen Ozean in das Mittelmeer gekommen. Mittags gegen 12 Uhr fuhren wir ganz dicht an Gibraltar vorbei. Lange schon vorher sahen wir die Küste Afrikas. Giganntisch ragen die Felsmassive aus dem Wasser hervor. Mit dem Glas konnte man die zerklüfteten Felsvorsprünge und zackigen Felsen sehen. Die Heimat der tapferen Riffkabylen, die ihr Heimatrecht um jeden Preis wahren wollen, alle Ehre diesen tapferen Söhnen der Berge! Es berührte mich eigenartig, als ich diesen dunklen Erdteil liegen sah, von dem man doch so viel gehört hat. Auf der anderen Seite die spanische Küste. Genau wieder das gleiche Bergmassiv, nur erscheint es mir ein wenig weicher in den Linien, es mag aber daran liegen, daß wir näher an diesen Felsen vorbeifuhren. Dann kam Gibralter. Wir sahen es genau so, wie es im Buche steht. Ein riesiger Felsblock. Durch das Glas konnten wir einige Geschütze sehen. „Englands boast". Nun geht die Fahrt unentwegt nach dem Osten, eigentlich richtiger

Gossner Mission

Nord-Osten, bis Genua. Da wir längs der Küste fuhren, sahen wir einige prächtige Landschaftsbilder. Riesige Berge, oben mit Schnee bedeckt. Ein wunderbarer Anblick. Eine unbeschreiblich schöne Farbenpracht. Als dann die Sonne unterging, leuchteten die Schneespitzen hell auf, um dann gleich dunkelrot, blauviolett in ein sonderbares Grau überzugehen. Als wir dann des Nachts auf Deck spazieren gingen, schauten wir einen prächtigen Sternenhimmel. Es schien mir, als ob die Sterne viel heller leuchteten als bei uns und viel, viel mehr an Zahl seien. Wie herrlich die Allmacht unseres Gottes! Heute ist es etwas windig, und wir fahren weiter vom Lande ab. Doch am Morgen hatte ich, als ich aufstand, wiederum ein herrliches Bild vor mir. Eine kleine Insel im Meer, von der Morgensonne beleuchtet. Welche Farbenpracht! Gestern und heute Predigt und Vorbereitung. Hoffentlich sind wir erst Sonntagnachmittag in Genua. Schön war es, daß ich mir eine Sonnenbrille kaufte, denn die Sonne scheint schon erheblich wärmer und sticht ganz unangenehm. Ich mußte immer wieder an die Apostelgeschichte denken, in welcher erzählt wird, daß auch Paulus und Petrus auf diesem Meer gefahren sind.



Kabine zu 4 Mann.

Leider setzte am Freitagabend heftiger Seegang ein, sodaß wir im Golf von Lyon in ziemliches Schaukeln gerieten. Die Folge war natürlich, daß ein großer Teil der Passagiere seekrank war. Die See ging oft über das Deck hinweg. Niemand von den Passagieren durfte sich auf Deck aufhalten.

Am Sonntag hatte sich der Sturm gelegt und wir hatten das wundervollste Wetter. Es kam nun noch hinzu, daß wir nahe an der Küste fuhren, an der französischen und dann an der italienischen Riviera. Es war ein unbeschreiblich schöner Anblick, der sich uns bot. Im Hintergrunde die mit Schnee bedeckten Berge der Alpen, dann die liebliche Küstenlandschaft mit ihrer reichen Abwechslung. Prächtige Marmorbauten, einfache Hütten, nackte Felsen, Olivenhaine, Palmen, Zypressen. Im Vordergrunde das schöne blaue Meer. Es war ein herrlicher Sonntag und wer ihn erlebte, empfand dankbar den Wechsel zwischen dem Sonnabend und dem Sonntag. — Auch hatten wir an diesem Tage unsern ersten Gottesdienst an Bord. Ich durfte sprechen über die Sturmstillung Matth. 8, 23—27. Unser Speisesaal war zu einem Andachtsraum hergerichtet worden. An der einen Wand stand ein kleiner Altar mit einem Kruzifix und zwei Leuchtern. Etwas mehr vorn eine Art Rednerpult mit einer schwarz-weiß-roten Fahne überdeckt. Die Zahl der versammelten Gemeinde betrug ungefähr 30 Menschen. Es war eine schöne Feierstunde und in uns allen lebte das Bedürfnis, sich nach diesen Tagen um das Wort Gottes zu sammeln. Unsere katholischen Brüder halten jeden Morgen um 6 Uhr ihre Messe.

So ging die Reise glatt bis **Genua**, wo wir am Nachmittag eintrafen. Schon vorher herrschte große Unruhe, da laut einer Bestimmung die Italiener das Recht

Gossner Mission

haben, das Schiff zu durchsuchen. Jeder Passagier durfte nur 50 Gramm Tabak oder 10 Zigarren oder 20 Zigaretten bei sich haben. So mußten alle, wohl oder übel, die überzähligen Rauchwaren an den Obersteward zur Verwahrung abgeben.

Zwei Tage blieben wir in Genua liegen und konnten uns die Stadt und die Umgebung genau ansehen. Gleich am Sonntag ließen wir uns ausbooten, um die Stadt einmal des Abends zu sehen. Da mußten wir schon merken, wie teuer alles dort war. Die Strecke vom Schiff bis zum Boot betrug nicht mehr denn 30 Meter und dafür verlangte man nicht weniger als 50 Pfennig (2 Lire). Schon als wir noch weit von Genua entfernt waren, fielen uns die großen 6—7stöckigen Häuser auf, und nun standen wir in den schmalen Gassen, die so schmal sind, daß sich die Leute die Hand über die Straße reichen können. Der andere Tag brachte uns viel Schönes. Gleich am Morgen nach dem Frühstück gingen wir mit dem Photographen, der des italienischen mächtig war und der die Gegend bereits kannte, auf den Rigi, einen Berg von ungefähr 300 Meter Höhe. Eine Drahtseilbahn führt da hinauf, die wie eine Schnecke langsam sich empor zieht. Oben angekommen, hatten wir eine wundervolle Aussicht nach beiden Seiten hin. Nach Norden auf die Alpen und nach Süden auf das Meer und die Stadt. Es war einfach überwältigend, nach den Wochen der Seefahrt einmal so hoch auf einem Berge zu stehen. Ueberall fanden wir Blumen, so wie bei uns im Frühling. Dann stärkten wir uns mit einer Portion „Spagetti" (Fadennudeln) mit Tomaten-Sauce und fuhren dann wieder talwärts, um mit der Straßenbahn nach Nervi, einem wundervoll gelegenen Bade und Kurort, zu gelangen. Nach einer dreiviertelstündigen Fahrt endlich angelangt, gingen wir durch eine Palmenallee nach dem Meere. Auch hier wieder die wundervollsten Felsbildungen, herrliche Gärten und prächtige Villen. Dazu kam die überaus milde Luft, die einen ahnen ließ, daß hier der Ort sei, kranken Menschen die Gesundheit wiederzugeben. Den Rückweg nahmen wir über die Berge, um einen noch schöneren Blick auf das Meer zu haben. Müde kamen wir des Abends an Bord, und langsam stellte sich auch der Hunger ein. Wir hatten soviel Schönes gesehen, daß wir gar nicht ans Essen gedacht hatten. Der Dienstag brachte uns noch einmal hinauf auf den Rigi, um dann, nachdem wir uns von einer Reisegefährtin verabschiedet hatten, die etwas malen wollte, hinab ins Tal, nach dem Kampo Santo zu steigen, diesem berühmten Friedhofe Genuas. Was wir dort gesehen hatten, überstieg unsere Erwartungen. Wundervolle Grabdenkmäler, meisterhafte Darstellungen von Sterbeszenen usw. Man hätte dort Tage zubringen können, um alles recht zu sehen und sich jedes einzelne dieser Kunstwerke lange Zeit betrachten mögen, um immer einen schönen Zug nach dem anderen zu sehen. Doch bei all dieser Kunst konnte ich mich des Eindrucks, daß hier mehr als eine Ehrung der Toten stattfindet, nicht erwehren. Es ist schon mehr ein Kultus, der hier getrieben wird, wenn man die vielen Laternen auf den Gräbern sieht, die oft mehr als geschmacklos, wie Straßenlaternen, anmuten. — Nachdem wir diesen Friedhof gesehen hatten, verabschiedeten wir uns. Ich hatte noch nicht Lust, wieder heimzukehren, mich zog es hinauf in die Berge, um einmal dort oben ganz allein für mich zu sein. Als Ziel hatte ich mir eine Ruine gesteckt, die ich vom Rigi aus mit dem Glase gesehen hatte. Zuerst hatte ich einen kleinen Fluß zu überqueren und stand dann plötzlich in einem Häuserblock übelster Art. Ich war in ein Arbeiterviertel hineingeraten. Doch störte mich das nicht im Geringsten, im Gegenteil, es war mir sehr interessant, einmal diesen Teil Genuas kennen zu lernen. Was mir besonders auffiel, war der viele Schmutz und Schutt, der überall herumlag. Soweit ich vermochte, suchte ich einen Blick in das Innere der Häuser und Wohnungen zu tun. Auch da wieder war es viel Schmutz und wenig Geschmack in Bezug auf die Wohnungseinrichtungen. Ohne Gardinen, eine Menge kitschiger Bilder, zumeist Darstellungen von Heiligen. Doch was mich gefreut hat, ist, daß ich ohne jede Belästigung habe gehen können. Endlich erreichte ich einen Weg, der nach dem Ziele führte. Langsam stieg ich bergauf, ein herrlicher Tag, ringsumher Sonnenschein. Immer höher und höher, und immer kleiner wurden

Gossner Mission

die Häuser unter mir, immer mehr verschwand die Stadt zu meinen Füßen. Als ich endlich oben angelangt war, hatte ich eine Stunde für mich allein, kein Mensch weit und breit, zur einen Seite die gewaltigen Berge mit ihrer ernsten Sprache von der Allmacht Gottes, zur anderen das schöne blaue Meer und über mir der blaue italienische Himmel. In mir stieg eine leise Ahnung auf, warum Jesus auf einen Berg stieg, um zu beten. —

Fröhlich stieg ich den Berg wieder hinab, um an der anderen Seite den Rigi wieder emporzuklimmen, damit ich mit der Bergbahn in die Stadt gelangen konnte. Um 5 Uhr sollte das Schiff in See gehen, doch wurde es ½7 Uhr. An Bord fand ich eine große Menge neuer Gesichter. Vor allem war unsere Kabine voll besetzt. Zuerst fand ich einen alten Missionar, der zurück nach Honan (China) geht, dann kam noch der vierte Mann hinzu, ein Holländer, der als Kaufmann nach holländisch Indien geht. (Der Missionar ist ein Schwede.) Außerdem sind noch eine Reihe von Missionsgeschwistern an Bord gekommen, sodaß wir nun doch in einer nicht beschämenden Zahl den Katholiken gegenüberstehen. Besonders hat es mich gefreut, den ehrwürdigen Herrn Dr. Voskamp von der Berliner Mission an Bord zu finden. Leider steht er jetzt in amerikanischen Diensten, da Berlin Tsingtau nicht hat halten können. Wir sind oft zusammen und es ist mir immer wieder eine große Freude, wenn er mir von seinen Missionserfahrungen erzählt. 43 Jahre ist er nun schon Missionar. Von den anderen Missionsgeschwistern war es mir eine besondere Freude, die lieben Schwestern, die mit uns in England gewesen waren, wieder zu finden. Auch die katholischen Brüder haben eine beträchtliche Verstärkung erfahren. In Genua stieg ein ganzes jesuitisches Priesterseminar an Bord, zumeist noch recht junge Menschen (15—17), die von zwei Lehrern hinausgeführt werden. Sie fallen recht in ihren langen schwarzen Röcken auf und halten sich ganz separat von den übrigen Passagieren. Leider bin ich noch nicht dahintergekommen, was sie eigentlich mit diesen jungen Menschen auf dem Missionsfelde wollen. Doch geht meine Kombination dahin, daß sie vielleicht dadurch, daß sie die künftigen Streiter recht früh aufs Missionsfeld bringen, erreichen, daß sie besser in die Sprache des Volkes eindringen, sie leichter und sicherer lernen.

Am Freitag (16. 11.) morgens fuhren wir durch die Straße von Messina. Wiederum ein wundervoller Anblick. Links und rechts Land, liebliche Ortschaften, und auf dem Wasser die charakteristischen italienischen dreieckigen Segelboote. Es dauerte auch nicht lange, so zeigte sich der Aetna. Majestätisch lag er vor uns, mit seinem weißen, schneebedeckten Haupte, und ganz oben stieg ein feiner, weißer Rauch empor. Leider hat sich der Stromboli, den wir ungefähr eine Stunde früher passierten, mißmutig in eine graue Wolkenwand gehüllt, sodaß wir gar nichts von ihm sahen. — Nun wird es aber immer wärmer, wir schlafen jetzt nur noch unter dem dünnen Deckenbezug. Zuerst hatten wir lachenden, blauen Himmel, dann aber nach und nach, als wir uns Kreta näherten, begann sich die See zu heben und zu senken, auch setzte Regenwetter ein. Morgen, Sonntag, wird uns Bruder Voskamp die Predigt halten und gegen Abend hoffen wir in Port Said zu sein.

Elisabeth Hahn,

das jüngste Kind unseres am 3. 5. 1910 in Indien verstorbenen, verdienten Missionars Ferdinand Hahn, ist am 5. 11. nach langem, qualvollen Leiden und Warten aufs Heimgehen still **entschlafen** und in Kassel zur letzten Ruhe bestattet worden. Wir gedenken ihres treuen Dienstes als Lehrerin von 1912—15 in Ranchi und ihres schweren Leidens und ihrer Prüfung. Jak. 1, 12.

Gossner Mission

Unser Jahresfest

gedenken wir am 2. Advent, 9. Dezember, abends 6 Uhr, in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche zu feiern. Die Predigt wird Pfarrer Weber (Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche), den Bericht Missionsinspektor Lokies halten. Die Nachfeier wollen wir gemeinsam mit der Gemeinde Friedenau im Gemeindehaus, Kaiserallee 76, um 8 Uhr begehen.

Einen herzlichen Dank

sagen wir unsern Lesern für die freundliche Hilfe, die sie uns für die Abtragung unserer **Bankschuld** geleistet haben. Wir sind dadurch instand gesetzt worden, wenigstens etwa die Hälfte derselben bis zum Ende des November abzutragen. Für den Rest ist uns noch eine Frist gewährt. Wir bitten herzlich darum, uns auch diesen Rest noch tilgen zu helfen.

Nimm und lies!

D. Traugott Hahn, Ein Lebensbild aus der Leidenszeit der baltischen Kirche von Anny Hahn. Heilbronn, Eugen Salzer. Preis: 3,00 (4,80) Mark.

„.... Sind doch die Henker der französischen Revolution mit ihren 1366 Opfern ein Nichts gegen diese bolschewistischen Massenschlächter des 20. Jahrhunderts, die nach ihren eigenen amtlichen Mordstatistiken bis zum August dieses Jahres neben der kaiserlichen Familie nicht weniger als 37 Bischöfe, 1500 Priester, 79 000 Beamte, 16 367 Professoren und Studenten, 34 585 Betriebsleiter, 68 890 Grundbesitzer, 56 340 zaristische Offiziere, 196 000 Arbeiter, 268 000 Soldaten und Matrosen und 890 000 Bauern, insgesamt also 1 610 726 Menschen zur höheren Ehre der „befreiten" Menschheit niedergemetzelt haben!" Diese grausigen Zahlen, an die wir immer von Zeit zu Zeit erinnert werden, rückte im vergangenen Sommer die „Greifswalder Zeitung" wieder einmal ins Licht. Was für ein Blutsumpf, welch eine Welt von Teufelei und Gemeinheit hinter diesen Zahlen steht, dahinein lassen uns russische Schriftsteller wie Kraßnow und andere gelegentlich einen Blick werfen, und wer etwas von den Führern dieser Blutmenschen weiß, wie sie heißen — oder hießen und woher sie kamen, der weiß auch, daß es ihnen bei ihren Mordtaten nicht um Kapitalismus usw. ging, sondern um die Vertreter des Deutschtums und noch mehr des Christentums und wieso ihnen Judas Ischariot göttlicher sein mußte als Jesus. In diesem Blutsumpf wuchsen auch Rosen. Unter den 32, die aus der kleinen lutherischen Pastorenschaft allein vor dem Ende der letzten Bolschewicken-Herrschaft im Baltikum 1918/19 noch schnell erschossen wurden, hat jetzt Traugott Hahn, Universitätsprediger und -professor in Dorpat, als erster in einem ausführlichen Lebensbild seinen Herold gefunden. Seine Lebensgefährtin hat ihm diesen letzten Dienst erwiesen, nein, nicht ihm, sondern uns. Denn so ist es. Dryander nannte einmal bei einer Predigtkritik unter uns Domkandidaten als den Nerv von Jak. 1, 12 die Tatsache, daß das Leid, das sonst dem Menschen Lebenshemmung bedeutet, einem Christen Lebensförderung werden könne. Wie sehr es das sein kann, beweist das Leben und das Ende dieses baltischen Märtyrers. Es ist ohne Zweifel ein Mangel, daß die evangelische Kirche ihre Märtyrer, die der Vergangenheit und noch mehr die der Gegenwart, vernachlässigt. Wie wenig ist doch von den Blutzeugen unserer Tage im roten Osten bekannt. Und doch ist das Blut der Märtyrer der Same der Kirche. Das gilt auch von diesem hier, und wer seinen Lebensweg mit ihm geht bis zu seinem letzten Gang über den Hof in den Mordkeller hinab, wird etwas von dem Worte jener Frau in sich nachklingen fühlen, die an dem Gemordeten herantretend immer nur wieder tief bewegt wiederholen konnte: „Ströme des Segens! Ströme des Segens!"

Zernick.

Die Nummer unsers Postscheck-Kontos ist: Berlin Nr. 7950 Goßnersche Missionsgesellschaft; für die Buchhandlung Berlin Nr. 17 396.

Verantwortlicher Schriftleiter: Missionsinspektor Zernick, Berlin-Friedenau, Handjerystr. 19/20.
Für die einzelnen Aufsätze verbleibt die Verantwortung den Verfassern.
Verlag der Buchhandlung der Goßnerschen Mission, Berlin-Friedenau.
Gedruckt in der Buchdruckerei Gutenberg (Heinrich Beenken), Berlin SW. 19, Wallstr. 17/18.

Gossner Mission

Die Kleine Biene auf dem Missionsfelde



Ein Gruß aus der Goßnerschen Mission

1928 65. Jahrgang Nr. 12



Johannes Evangelista Goßner.

Gossner Mission

Wie weit soll unser Herz denn sein?

Wie weit soll unser Herz denn sein?
Manch einem ist das Herz so klein,
Daß es nur schlägt für eig'ne Freud',
Daß es nur klopft im eig'nen Leid';
Und sinnt es, hat's nur sich im Sinn,
Und wünscht es, wünscht es sich Gewinn;
Solch' Herz ist viel zu eng' und klein,
Viel weiter, weiter muß es sein!

Wie weit muß unser Herz denn sein?
Du nimmst die Deinen mit hinein
Und betest fromm und wünschest gut
Auch für das Blut vom eig'nen Blut.
Doch das ist auch der Heiden Brauch,
Das tat der ärmste Zöllner auch;
Solch' Herz ist viel zu eng' und klein,
Viel weiter, weiter muß es sein!

Wie weit muß unser Herz denn sein?
Auch deines Volkes Wohl und Pein,
Des Vaterlandes Weh' und Lust
Bewegst du ernst in deiner Brust.
Doch, wenn's nur bis zum Grenzpfahl reicht,
Solch' Herz wiegt noch vor Gott zu leicht;
Solch' Herz ist viel zu eng' und klein,
Viel weiter, weiter muß es sein!

Wie weit muß unser Herz denn sein?
's muß Ewigkeit ins Herz hinein,
Und ihm, dem Herrn der Ewigkeit,
Sei unser ganzes Herz geweiht.
Ein solches Herz in Liebe glüht
Für Ost und West, für Nord und Süd;
Herr Jesu, Herr der Herrlichkeit,
Mach' mir mein enges Herze weit. Fr. Dibelius.

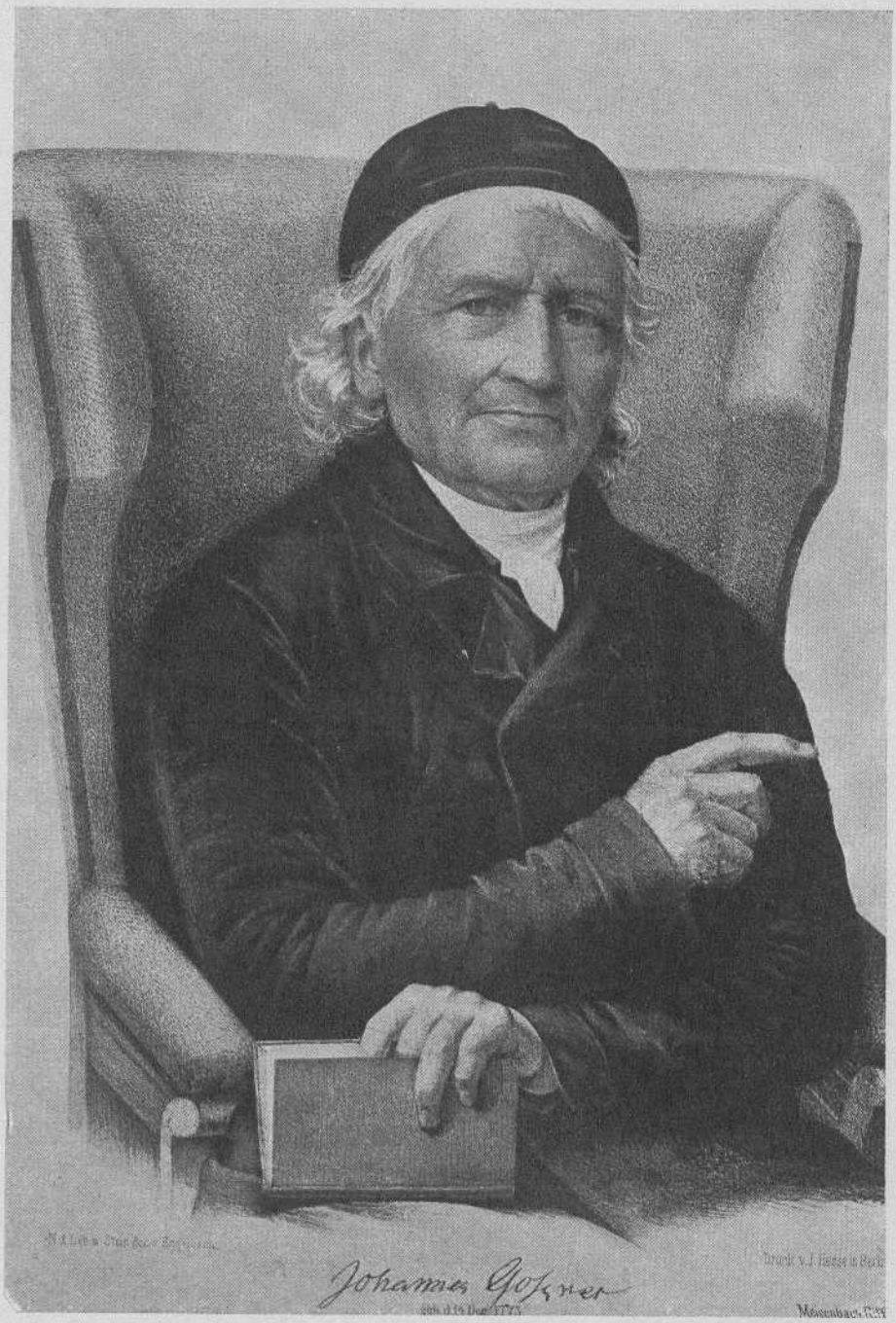
Die Missionare vom Himmel.

Ein Weihnachtswort von Vater Goßner.

Das waren die ersten Missionare, die Engel, die auf den Feldern von Bethlehem den Hirten erschienen und ihnen verkündigten die frohe Botschaft, das Evangelium: „Siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volk widerfahren wird; denn euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr, in der Stadt Davids." Das war die erste Missionspredigt in der Welt und für alle Welt im Neuen Testament. Was diese ersten Boten des Himmels verkündigten, sollen nun alle christlichen Missionare verkündigen und sonst nichts wissen als den, welcher, im Stall geboren, am Kreuze starb für das Heil der Welt. Welch' eine Gnade und Freude und Ehre! Wer freut sich nicht, ein Missionar, ein Bote Jesu Christi zu sein! Zu tun, was die Engel zuerst getan! Also ein Engel an den Menschen, seinen Brüdern zu sein!

O Gott, gib allen Missionaren die Freude, die die Engel zu Bethlehem hatten, da sie Christi Geburt verkündigten!

Gossner Mission



Vater Goßner

Kunstbeilage zum Missionsblatt „Die Kleine Biene"

Gossner Mission

Der kleine Evangelista.

Unsere lieben Freunde im Schwabenlande sagen gerne im Scherze von sich selber: „Ein Schwabe wird erst mit vierzig Jahren gescheit." Damit wollen sie bedeuten, daß ein Schwabe erst mit vierzig Jahren wüßte, wozu er recht eigentlich da sei und worin seine ureigene Begabung stecke. Das trifft aber auf den kleinen Johannes Evangelista Goßner, nach dessen Namen einmal ein großes, gesegnetes Missionsfeld im fernen Ostindien benannt werden sollte, nicht zu; ihm lag das Evangelisieren, das Predigen schon im Blute, obwohl Vater und Mutter rechte Bauersleute waren und ihren Sohn auch am liebsten als Bauersmann gesehen hätten. Der kleine Johannes Evangelista ist am 14. Dezember 1773 in Hansen, im bayerischen Schwaben gelegen, als das 10. Kind frommkatholischer Eltern geboren; wenigstens hat er selbst mit seinen Freunden diesen Tag als seinen Geburtstag gefeiert, und so feiern wir ihn gerne mit. Der kleine Johannes war ein echter, rechter Bub, gesundbackig und ganz gewiß kein Stubenhocker; frisch und keck strich er, am liebsten mit seinem Bruder Othmar, durch die Felder und Wiesen. Und als er dann zur Schule nach Waldstetten ging, tummelte er sich in der Schar der munteren Schulbuben als der fröhlichsten einer. Freilich war er auch im Lernen und im Können bald der erste, und je tiefer er in die Geheimnisse der Schulweisheit eindrang, um so lebendiger wurde in ihm der Wunsch, Priester zu werden. Man schalt ihn zuerst und suchte ihn von seinem Vorhaben abzubringen: „Du mit deinem frischen Blut und mit deinem starken Arm gehörst eher in den Bauernkittel und hinter die Pflugschar, als in den Priesterrock und vor den Altar." Doch als er fest blieb, willigten die Eltern ein.

Predigen war des kleinen Evangelista Lebenselement. Schon als Knaben beobachtete man ihn einmal, wie er sich eine Schürze umtat, auf den Tisch stieg und, weil denn niemand anders zugegen war, den wirbelnden Schneeflocken predigte, mit diesem kindlichen Tun auf eine spätere Zeit hinweisend, in der er, ein Kanzelredner von Gottes Gnaden, predigte, bis das härteste Gemüt auftaute und die gefrorenen Herzen durch die Glut seiner Rede zu schmelzen begannen.

Der große Evangelist.

Als katholischer Priester in seinem ersten Pfarramt Dirlewang und dann in München, wollte Goßner Evangelium verkündigen, römisch und doch biblisch sein. Da mußte er das Wort Jesu, das er zu den Aposteln sagte, „der Knecht ist nicht größer denn der Herr", auch an sich selbst als einem Knechte Jesu Christi erfahren. Als er sich entschloß, Jesum, seinem Meister, nachzufolgen, mußte er auch das Kreuz auf sich nehmen. Von seiner Kirche verfolgt, ging er nach Düsseldorf und dann an den Zarenhof in Petersburg, wo er bald eine rege Tätigkeit entfaltete. Das Bild, das wir diesem Blatte beigefügt haben, stellt Vater Goßner in seinem Alter dar. Da verklärt milde Güte die sonst so strengen und kraftvollen Gesichtszüge. Hier gleicht er seinem Apostelpaten, dem Evangelisten Johannes, wie er uns in seinen letzten Lebensjahren geschildert wird. Wie jener, scheint er in einem Tragsessel hereingetragen zu sein, um seiner Gemeinde immer nur dies eine Wort zu sagen: „Kindlein, liebet euch untereinander." Wir lassen aber noch ein anderes Bild von Vater Goßner drucken, das ihn in seiner ganzen kämpferischen Kraft zeigt.*) Auf diesem Bilde zeigt

*) Siehe Titelbild.

Gossner Mission

sich etwas von dem jugendlichen Feuer, das in seinem Geiste und in seinem Herzen brannte. Es ist dasselbe Feuer, das auch den Evangelisten Johannes und seinen Bruder Jakobus beseelte, die der Herr Jesus gelegentlich die Söhne des Donners nennen konnte. Auch in der Rede Goßners konnte es donnern und blitzen. Wie die Blitze Goßners in Petersburg einschlugen, das soll uns der folgende Bericht eines Augen- und Ohrenzeugen erzählen. Er ist entnommen dem Buche „Russisches Leben", von Johann Philipp Simon.

„Im Anfang der zwanziger Jahre kam der Pfarrer Johannes Goßner, bekannt durch viele seiner Schriften und seine streng pietistische Richtung — wir bedienen uns hier dieses gewöhnlichen Ausdrucks — nach St. Petersburg. Er predigte in der katholischen Kirche unverzagt mit viel evangelischem Freisinn. Die Kirche war, wenn er predigte, übervoll. Er griff alles an; — dem Höchsten wie dem Niedrigsten sagte er von der Kanzel herab die Wahrheit, und ohne seine Zuhörer persönlich zu kennen, richtete er oft im Feuer der Rede seine Hand mit ausgestrecktem Zeigefinger auf einen, der ihm gerade in die Augen fiel, hielt ihm seine Sünden vor und forderte ihn auf, Buße zu tun. Nicht selten fühlte sich ein solcher getroffen, der dann wie vernichtet dastand, aber in der Regel eben dadurch ein großer Verehrer dieses merkwürdigen Mannes wurde.

Ja, gewaltig wirkte seine Rede! Mit dem Feuer der Empfindung predigte er Buße und Vergebung der Sünden, daß geistreiche Spötter, die zur Kirche gekommen waren, um sich lustig über ihn zu machen, in den Staub sanken und die Liebe am Kreuz anbeteten. Sie wurden alle seine größten Verehrer. Wie sollte diese außerordentliche Wirkung seiner Predigten von manchen Seiten ohne Neid und Aerger bemerkt worden sein? Viele Katholiken sagten, er sei durch und durch Protestant, er würde alles zu Protestanten machen; viele Protestanten dagegen behaupteten, er sei ein Jesuit, der mit seiner Schlauheit alles katholisch zu machen strebe und die russischen Popen, deren Bilderdienst und unfruchtbare Formen des Kultus er gewaltig angriff, sagten zu ihren Metropoliten, daß er, wenn er noch lange in St. Petersburg predige, alle vornehmen Russen ihrer heiligen Kirche abtrünnig und sie teils römisch, teils lutherisch machen würde; er sei ein gewaltiger Doppelmensch in Glaubenssachen. Kaiser Alexander I., der sich damals schon viel mit Bibellesen und mystischen Anschauungen beschäftigte, liebte und achtete Goßner, der sich aber auch, wie durch seine Predigten, so durch seinen Lebenswandel vorteilhaft auszeichnete, sehr. Aber die hohe russische Geistlichkeit beschwor ihn, diesen gefährlichen Ketzer des Landes zu verweisen. Goßner mußte Rußland verlassen. — Er wurde von Kosacken bis an die deutsche Grenze begleitet. Welch' ein Jubel für seine Feinde! ... von Kosacken transportiert! Der edle Kaiser Alexander aber hatte die Kosacken verantwortlich gemacht für jedes Leid, das dem deutschen Pastor unterwegs angetan würde; dieselben waren daher seine Schutzwaffe, während sie in den Augen der Popen als eine Bedeckung der Schmach, wie bei jedem Verbrecher, den sie transportieren, erschienen. Das gab aber ein großes Herzeleid unter allen seinen Verehrern und Anhängern, zu denen arme und reiche Leute, Generaladjutanten des Kaisers und andere Hofkavaliere, Hofdamen, Kammerfräulein, Kammermädchen usw. gehörten. Pfarrer Goßner ist fort, so hörte man unter ihnen klagen. Es ist natürlich, daß die meisten seiner Verehrer ihm treu blieben, und daß die Gemeinde, die er bildete, jetzt noch an Zuwachs, Zusammenhang und Festigkeit gewann, denn die Christen,

Gossner Mission

die man Pietisten oder Separatisten nennt, sehen in der Verfolgung eines Predigers des Evangeliums das untrüglichste Merkmal eines treuen Jüngers Christi. Und in der Tat, die Verfolgung hat etwas für sich, d. h. wenn sie dadurch bewirkt wird, daß der Prediger ohne Hochdünkel, alle Mißbräuche und Ungerechtigkeiten, wo sie auch geübt werden mögen, angreift und strenge rügt. Denn ein solcher, der Gott einen guten Mann und seine Zuhörer gute Leute sein läßt, wird nie verfolgt werden, wenigstens nicht in diesem Sinne. Goßners Gemeinde, als ich sie kennen lernte, hielt zweimal in der Woche, Donnerstags und Sonntags, in einem Privatlokal, wo ein Stubenorgelwerk, ein Harmonium, stand, Erbauungsstunden, die darin bestanden, daß man zu dem Harmonium, das viele Jahre ein gewisser Maler Rockstuhl spielte, geistliche Lieder sang und dann Vorlesungen aus der Bibel und andern religiösen Schriften hielt. Man betete hier aber auch, wie in allen Kirchen, Synagogen und Moscheen Rußlands, für den Kaiser und das ganze kaiserliche Haus. — Diese Erbauungsstunden wurden auch während der Regierung Kaiser Nikolaus und sie werden noch heute gehalten. — Gegen Ende der zwanziger Jahre besuchte ich sie nicht selten und ich sah damals noch manchen General als andächtigen Zuhörer hier knien. Alles wurde in tiefster Demut im Namen Jesu gesagt und vorgetragen. —

Die Erbauungsstunden würden allerdings entweder gar nicht erlaubt oder in der ersten Zeit ihres Entstehens unterdrückt worden sein, wären sie nicht anfangs von so hohen Personen besucht gewesen, welche sich stets in der unmittelbaren Nähe Sr. Majestät des Kaisers befanden, denn sie hatten einen mächtigen Feind in einem hohen Beamten des Ministeriums der Volksaufklärung, der einige Male beim Kaiser darauf antrug, sie zu verbieten. Nikolaus, wohl wissend, daß einige würdige Personen aus seiner unmittelbaren Nähe sie besuchten und daher eine gute Meinung von ihnen habend, tat, als hörte er nicht und fragte nach anderen Dingen. Doch der hohe Beamte wagte bei anderen Gelegenheiten den Versuch noch mehrere Male, der Kaiser aber setzte ihm immer dasselbe Betragen entgegen. Einmal fragte Nikolaus einen seiner Generaladjutanten: „Was macht Ihr eigentlich da?" „Wir beten für Ew. Kaiserliche Majestät, für das ganze Kaiserliche Haus und für alle, die demselben in Wahrheit ergeben und zugetan sind," war die Antwort. Als der hohe Beamte, dem die Erbauungsstunden nun einmal ein Dorn im Auge waren, abermals beim Kaiser antrug, sie zu verbieten, antwortete der: „Laßt sie beten." Und so beten und halten sie ihre Erbauungsstunden noch bis auf den heutigen Tag." So schreibt Johann Philipp Simon.

Goßners älteste und jüngste Missionare.

Im Jahre 1826 tritt Goßner in aller Stille durch die Teilnahme am heiligen Abendmahl zur evangelischen Kirche über, und wenige Jahre darauf finden wir ihn als Prediger an der Bethlehemskirche in Berlin. Hier wird Goßner aus der Arbeit an seiner Gemeinde heraus ein Mann der Inneren Mission: er gründet die ersten Kindergärten in der Reichshauptstadt und baut das Elisabeth-Kranken- und Schwesternhaus in der Lützowstraße. Immer aber zeigt er sich auch als einen Mann der Aeußeren Mission. Schon als Pfarrer in Dirlewang steht er in Beziehungen zu der Baseler Mission, später arbeitet er bei der Berliner Missionsgesellschaft mit; überall, wo er hinkommt, hält er Missionsstunden — da melden sich am 12. Dezember 1836 sechs fromme Jünglinge bei ihm, ihres Zeichens

Gossner Mission

Handwerker, und wollen von ihm als Missionare ausgesandt werden, da sie sonst niemand wegen ihres Alters und ihrer unzureichenden Bildung in den Missionsdienst nehmen wolle. Im Gebet erhält Goßner die Gewißheit, daß das Gottes Wille sei. So schult er seine Zöglinge bis zu ihrer Ausreise im Jahre 1837, so gut es irgend geht und ordiniert sie, seine ersten Missionare, nach Australien ab. Bis zum Ende seines Lebens im Jahre 1858 hat Vater Goßner 140 Missionare und 60 Missionarsfrauen in alle Welt gesandt, die ersten Missionare zu den Kols in Ostindien, unter denen eine bleibende Frucht heranreifen sollte, im Jahre 1844.

Und nun sind Goßners jüngste Missionare auf der Reise nach dem indischen Missionsfeld. Sie werden Anfang Dezember in Ceylon eintreffen, um von dort ihren Weg nach Kalkutta und Ranchi fortzusetzen. Es sind das die beiden Brüder Felix Schulze aus Danzig und Magnus Schiebe aus Greifswald, die am 28. Oktober in der altehrwürdigen St. Matthäikirche nach einem feierlichen Gottesdienst, den Generalsuperintendent D. Vits hielt, durch den Leiter unserer Mission, Missionspräses Lic. Stosch, abgeordnet sind.

Wie sollen wir diese unsere jüngsten Brüder auf dem Missionsfelde unsern Freunden ein wenig schildern? Ich möchte es so tun:

Es war im Frühjahr 1918 an der Westfront am Hang von Mailly. In einem flüchtig ausgehobenen Unterstand saß der Regimentsstab des Regiments Franz beisammen. Wir kamen eben aus der Offensive. Spitz steckte der Hals aus dem Kragen heraus, giftgrün und gelb sahen unsere übernächtigten Gesichter bei dem Schein der Kerzen aus. Schlug man die Zeltbahn, die als Tür diente, beiseite, so erblickte man die haushohen Schlamm- und Moorsäulen, die die französische Artillerie aus dem hinter uns liegenden Sumpf hochpeitschte. Jetzt eben wird das Zelttuch auseinander geschlagen, und herein tritt ein blutjunger Offizier, der als Artillerieverbindungsoffizier zu uns abkommandiert ist. Das Zelttuch ist wieder zugefallen; aber seltsam: es bleibt hell, und diese Helle geht von dem jungen, frischen Menschen aus, der da vor uns steht Wir stecken in der Hölle drin, er aber kommt aus dem Frühling, der 1000 Meter hinter unserer Front beginnt. Er duftet nach Jugend und Seife, wir sind fahl und grau geworden im zermürbenden Kampf. Aber keiner empfindet Neid, jeder freut sich still der jugendlichen Erscheinung. So und nicht anders ist es uns mit Bruder Schiebe gegangen, der jung, blutjung hinauszieht in einen Kampf, gegen den der Weltkrieg ein Kinderspiel ist, in einen Krieg, der nicht mit Fleisch und Blut, sondern mit den geistigen Mächten der Finsternis geführt wird. Bruder Schulz ist schon lange unser lieber Mitkämpfer — nicht, daß er schon draußen an der Front war, aber in seinem eigenen persönlichen Leben hat er schon viel durchkämpfen müssen und trägt manche vernarbte Wunde mit sich herum. So waren denn auch die Abschiedsworte, die uns unsere beiden jüngsten Mitarbeiter bei der Nachfeier im Missionshause sagten, ganz verschieden: Jedes Wort unseres lieben Bruders Schiebe ein von froher Glaubenskraft getragenes Programm, jedes Wort von Bruder Schulze ein Bekenntnis, ein Dank. Gott will sie beide brauchen in seinem heiligen Kampf. Möge ihnen das Schriftwort, das der Abordnungspredigt zugrunde lag, immer wieder zur Stärkung dienen (Epheſ. 6, 10—17): „Zuletzt, meine Brüder, seid stark in dem Herrn und in der Macht seiner Stärke. Ziehet an den Harnisch Gottes, daß ihr bestehen könnet gegen die listigen Anläufe des Teufels."

Gossner Mission

Goßners Dienstanweisung für seine Missionare.

Wenn jeder Bruder nur eine Heidenseele erobert, erbetet und gewinnet, welch ein Gewinn! Und das müssen Sie: sagen Sie allen und jedem, daß, wenn nicht jeder einige Hindus mit in den Himmel bringt, so werde ich sie ewig schelten als Taugenichts. Es soll jeder so lange auf seinem Angesicht liegen und weinen und flehen vor den durchbohrten Füßen Jesu, bis er einen oder mehrere Heiden selig gebetet hat, — und das wird stets wiederholt, so bekommt man zuletzt, wie Jakob, ganze Herden. Auf! Brüder! ihr sollt euch nicht allein und ohne Beute vor mir blicken lassen, wenn ich euch im Himmel wiedersehe, ihr dürftet schon nicht hinein in den Himmel, wenn ihr nur allein, ohne Heiden, kämet, ihr müßt Beute mitbringen. Das merkt euch! — nur frisch daran! „Ihr Brüder, wohlan, das bleibe euer Plan: nicht fröhlich zu sein, es gehen denn Scharen zum Leben hinein!" Man kann alles erbeten, — Gott hat's gesagt — bittet, so wird euch gegeben. Sollte er was sagen und nicht halten? O daß euch meine Stimme erreichte! O daß ich alle Tage euch in die Ohren und Herzen schreiben und sprechen könnte: Glaubet, hoffet, liebet, betet, brennet und scheinet, wecket die Toten auf! Haltet an am Gebet, ringet wie Jakob, lasset nicht ab — verflucht ist, wer das Werk des Herrn lässig treibt. — Seid nicht Wolken ohne Wasser, nicht zweimal erstorbene unfruchtbare Bäume, sondern Pflanzen der Gerechtigkeit, — Paradiesbäume, die alle Monate Früchte tragen, — Auf! Auf! Brüder, seht, der Herr kommt und wird jeden fragen, wo hast du die Heidenseelen gelassen? Dem Teufel? Geschwind, suchet, suchet Seelen — und kommt nicht ohne sie vor sein Angesicht; er nimmt euch nicht an. Welcher unter euch die Heidenseelen verloren gehen läßt, geht selbst verloren. — Merket das! — Das predigen Sie, lieber Bruder St., den Brüdern alle Tage und seien sie immer gesegnet in Jesu. Amen.

Unsere Bilder.

Niemand unserer Freunde soll uns schelten, daß wir verschwenderisch sind. Die Kunstbeilagen unserer „Kleinen Biene" kosten uns nichts. Sie sind ein Geschenk unseres verehrten Freundes, des Verlagsbuchhändlers Beenken, in dessen Druckerei unsere Blätter gedruckt werden, bei dem aber auch z. B. alle Schriften des Burckhardthauses erscheinen. Herrn Beenkens vorzügliche Schulzeitschriften, für die Schüler bestimmt und einmal monatlich erscheinend, „Die deutsche Heimat", „Aus fernen Landen" und „Wunderwelt der Natur" (Preis jeder Nummer 10 Pfennig), möchten wir unsern Freunden wegen des Geistes, den alle diese Schriften atmen, auch an dieser Stelle herzlich empfehlen.

Etwas über unsere Sammelkarte (Kali und Krippe).

Der Kindergottesdienst ist zu Ende. Meine Lämmergruppe, die man auch Böckchengruppe nennen könnte, hat mir wieder viel Freude gemacht. Wir haben für unseren Gruppenunterricht aber auch ein herrliches Plätzchen, in der Ecke unter der Empore, unter Luthers Bild. Dort können meine Bübchen im Kreis um mich sitzen, auf Bänken und Stufen und — wie kleine Inder auf der roten Matte! Und das mögen sie so gern! Wir haben von Moses gehört und vom goldenen Kalb und konnten uns alles so

Gossner Mission

gut vorstellen, wie die Israeliten gern das stärkste Tier, den Stier, als Bild Gottes haben wollten, wie in Aegypten die Götterbilder waren, und wie dann nur ein Kalb daraus wurde, weil sie nicht genug Gold hatten, obwohl doch alle ihren Schmuck darbrachten. Welch' ein Eifer für solche verkehrte Sache! Da lobe ich mir doch die Groschen und Fünfer, die meine Freunde jetzt am Schluß dem Missionsneger bringen, einer hat sogar eine blanke Mark! Der kleine Neger sieht richtig froh aus und der liebe Heiland freut sich wohl auch über die eifrigen ABC-Schützen, nur über den Einen nicht ganz so, der immerzu damit spielte die ganze Stunde und beim Singen damit im Takt klappte, bis Frau Pastor ihm die Münzen wegnahm.

Nun aber kommt noch etwas Feines. Es gibt Missionsblätter! Und noch etwas Extrafeines! Gelb und rote Götzenbilder! Wenn wir aufmerksam die Geschichten und Aufsätze in der „Kleinen Biene" gelesen haben, wissen wir schon Bescheid damit. Wir wollen die böse Göttin Kali, die so garstig aussieht, zwar gern mitnehmen und auch gut verwahren, aber verschwinden soll sie dann doch, wie das goldene Kalb verschwinden mußte. Nämlich von jetzt ab gibt es für jeden Missionsgroschen ein Streifchen Klebepapier mit einer Zahl. Das wird auf die richtige Stelle der Kalikarte geklebt. Und dann? Dann werden immer mehr von ihren häßlichen Schädeln, von ihren bösen Zügen zugeklebt und es erscheint etwas ganz Liebes, Schönes. Ja, das Liebste, Schönste was wir haben; und das Beste, das Haupt- und Mittelstück gibt es zuletzt ganz frei. Dann ist das Bild fertig. Da ist nun der Eifer groß und es müssen immer wieder Bilder bestellt werden. Ein Mädel hat schon nach 14 Tagen ihr Bild fertig. Ein anderes Mädchen, ein recht kleines, hat schon die zweite Karte. Sie hat freilich auch eine sehr gute Tante, die ihr hilft. O, die schönen, lieben Bilder! Aber, wißt ihr, was ich daran am allerbesten finde? Daß nicht nur auf dem Bild die böse, falsche Kali verschwindet, sondern mit jeder Mark, die einkommt, kann den fernen braunen Kindern in Indien ein Stückchen mehr gezeigt werden von Gottes Liebe und Güte, vom Christkind und von der freien Gnade, zu der Luther uns Deutschen wieder den Weg wies. Dazu wollt ihr denn auch alle helfen, nicht wahr?

Frau Pastor A.

Tausend Karten sind schon vertrieben. Damit sind alle Unkosten gedeckt; aber noch warten 9000 auf eine Bestellung. Jede Karte, die jetzt bestellt wird, bringt der Mission einen Reingewinn von 2 Mark, den Kindern aber viel Freude. Es ist bezeichnend, daß gerade diejenigen unserer Freunde, die sich eine oder mehrere Karten kommen ließen, diese Arbeit immer mehr ausbauten und 50, ja bis zu 100 Karten nachbestellten. Wir bitten unsere Freunde, auch in dieser Kleinarbeit nicht müde zu werden.

Dieses Blatt ist in beliebig vielen Exemplaren von dem untenstehenden Verlag kostenlos zu beziehen.

Unser Postscheckkonto ist: Berlin Nr. 7950 Goßnersche Missionsgesellschaft.
Herausgeber Missionsinspektor Lolies, Berlin-Friedenau, Handjerystraße 19/20.
Verlag der Goßnerschen Mission, ebendort.
Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Heinrich Beenken), Berlin SW. 19, Wallstraße 17/18.

Gossner Mission

Die Kleine Biene auf dem Missionsfelde



Ein Gruß aus der Goßnerschen Mission

1928 65. Jahrgang Nr. 11

Liebe Kinder! Wieder müssen wir Euch enttäuschen. Aber es muß nun einmal ein Blatt für Frauen geschrieben werden. Um es besonders zu drucken, haben wir kein Geld. Da muß es nun schon die „Kleine Biene" machen. Ihr tut uns so leid; aber seid nicht böse, das Dezemberblatt ist wieder ganz für Euch, und ein Bild wird wieder beiliegen, das schönste von allen bisherigen. Dieses Blatt bringt, bitte, Euren lieben Müttern und großen Schwestern! Das soll diesmal Euer Missionsdienst sein. Es grüßt Euch von Herzen Eure Goßnermission.

Frauenmission.

Joh. 4, 27—30. Ueber dem kamen seine Jünger, und es nahm sie wunder, daß er mit dem Weibe redete. Doch sprach niemand: Was fragest du? oder: Was redest du mit ihr? Da ließ das Weib ihren Krug stehen und ging hin in die Stadt und spricht zu den Leuten: Kommt, sehet einen Menschen, der mir gesagt hat alles, was ich getan habe, ob er nicht Christus sei? Da gingen sie aus der Stadt und kamen zu ihm.

Eine japanische Christin, Frau Hirooka, die als Bankdirektorin und Besitzerin von Bergwerken eine führende Stelle in der japanischen Frauenbewegung einnimmt, antwortete auf die Frage, warum sie Christin geworden sei: „Ich wollte die Frauen gut sehen und wollte ihr Los verbessern helfen. **Ich erfuhr, daß ich ohne Religion nichts ausrichten konnte.** Da studierte ich, was die Religionen über die Frau sagen. Ich fand, daß in den orientalischen Religionen keine Hoffnung für die Frau ist. Sie lehren, daß die Frau von der Wiege bis zum Grabe minderwertig ist. Die japanische Frau ist von dieser Lehre so lange beherrscht worden, daß sie nicht mehr nach etwas anderem fragte. Dann fing ich an, in der Bibel zu lesen. Manche Teile kamen mir nicht besser vor als die östlichen Religionen, aber als ich die Evangelien las, fand ich, daß Jesus keinen Unterschied macht zwischen den Geschlechtern. Das gefiel mir. Wir sind alle, Männer und Frauen, Gottes Kinder. **Ich kam endlich zu der Entscheidung, daß das Christentum für die Frauen des Orients der einzige Weg ist, um zu einer würdigen Stellung zu gelangen.**"

Frau Hirooka hat in doppelter Hinsicht recht.

1. **Es ist wahr, daß der heidnischen Frau nur geholfen werden kann,**

Gossner Mission

wenn ihr religiös geholfen wird; denn alle ihre Not ist letzten Endes religiöse Not. Die rein weltliche Frauenbewegung, die ihre Wellen selbst bis in unsere Hauptstation Ranchi schlägt, wo erst kürzlich ein derartiger Frauenverein gegründet worden ist, will der heidnischen Frau durch politische Rechte und eine höhere Bildung zur Freiheit verhelfen. Sie wird ihr auch vielleicht manche äußere Erleichterung erkämpfen, niemals aber wird sie ihr in ihrer innersten Not, die eben in dem alten heidnischen Glauben verankert ist, zu Hilfe kommen. Das kann nur ein neuer Glaube. Unsern Missionsfreundinnen, denen besonders das Los der indischen Frauenwelt am Herzen liegt, empfehlen wir hierzu die Schrift der Leipziger Missionarin Helene Frenkel „Die indische Frau in Dichtung und Leben" (30 Pfg.), wobei wir bitten, diese wie alle folgenden Schriftenempfehlungen als einen kleinen Wink für die Vereinsarbeit unserer Frauenmissionsvereine zu betrachten.

2. **Frau Hirooka hat ferner darin recht, daß auch für die heidnische Frau in keinem andern als in Jesus Christus Heil ist.** Durch Jesus ist eine ganz neue Wertung der Frau aufgekommen. Alle heidnischen Religionen schreiben über das Leben der Frau das Wort: „Nur eine Frau." Selbst Jesu Jünger wundern sich als echte Orientalen darüber, daß ihr Meister mit einer Frau redet. Das Weib aber fühlt sich von Jesus bis in die letzten Winkel des Herzens durchschaut und verstanden. Ergreifend diese Seelsorge Jesu an den Frauen, die ihm begegnen: hier am Jakobsbrunnen, dort in Bethanien (Luk. 10; Joh. 11; Matth. 26), im Tempel (Joh. 8, 2 uff.), im Hause des lieblosen Pharisäers (Luk. 7). Wir bitten unsere Freundinnen hierüber noch mehr in der Schrift zu forschen und vielleicht auch die kleine Schrift „Jesus und die Frauen" von Uferheld (20 Pfg.) nachzulesen. Jesus hat den Frauen etwas zugetraut: die schönsten und tiefsten Worte Jesu sind gerade zu Frauen gesprochen.

Und die Frauen? Ihre Begegnung mit Jesus macht sie nicht nur zu neuen Menschen, sondern hebt sie auch über die Alltäglichkeit ihres Lebens hinaus und stellt sie in seinen Dienst. Wir sehen hier, wie das samaritische Weib seinen Krug stehen läßt, in die Stadt geht und die Missionsbotschaft ausrichtet: „Kommt und sehet, ob er nicht Christus sei?" So sind im Laufe der Zeiten viele Frauen in den Missionsdienst Jesu eingetreten. Schon das Neue Testament weiß uns davon zu erzählen, und wir bitten unsere Freundinnen wieder, dieser Frage mit der Heiligen Schrift in der Hand nachzugehen. Eine kleine Handreichung dürfte dazu bieten die von der Arbeitsgemeinschaft der deutschen Frauenmissionen herausgegebene Schrift „Brennende Fragen der Frauenmission" (40 Pfg.), Abschnitt 2: „Was sagt uns das Neue Testament über die Wertung der Frau und ihre Arbeit in der Gemeinde?" und die beiden kleinen Büchlein: Fr. Würz, „Die Mission der ersten Christen" (25 Pfg.), Jasper, „Von Jerusalem nach Rom" (50 Pfg.). Wir hier nennen nur die Namen: Lydia, Priscilla, Phoebe; sie leuchten wie Sterne am Himmel der urchristlichen Missionsgeschichte.

Aber auch in der Gegenwart erleben wir es immer wieder, wie heidnische Frauen, eben erst durch Christus gewonnen, sofort für ihn zu arbeiten beginnen. Siehe das Lebensbild der edlen indischen Christin Pandita Ramabai, Stuttgarter Missionsverlag (45 Pfg.). Entzündet am Lichte Jesu Christi kann sie nicht anders, als dieses Licht an ihre armen indischen Schwestern weitergeben.

Gossner Mission

Die christlichen Frauen in Europa haben weithin vergessen, was sie Jesus verdanken. Sie nehmen alles, was sie sind und haben, als selbstverständlich hin. Erst ein Blick in die Lage der heidnischen Frauenwelt kann sie lehren, was Jesus für die Frau bedeutet. Unser Urteil lautet dahin: „Hat Christus die Menschen erlöst, die Frau — die Frau hat er doppelt erlöst, und die Frau ist Ihm zu doppeltem Dank verpflichtet."

Nun, Gott sei dank, es hat immer Frauen gegeben und es gibt sie auch heute, die diese Dankesschuld tief empfanden und sie dadurch abzutragen suchten, daß sie hinausgingen, um ihren heidnischen Schwestern Den zu bringen, den sie selbst als ihren Heiland und Erlöser erlebt hatten: unsere Missionarsfrauen, unsere Missionsschwestern!

Wer einen Einblick in die Arbeit unserer Frauen auf dem Missionsfelde gewinnen will, der lese das von unserm früheren Missionsinspektor Roterberg herausgegebene Buch „Was unsere Missionarsfrauen erzählen" (1 Mk., es ist wie alle erwähnten Schriften durch unsere Missionsbuchhandlung erhältlich). Was unsere Missionsarbeiterinnen dort draußen im Dienste ihres Herrn tun, tun sie an unserer Statt.

Nicht alle Frauen können in den Heidenmissionsdienst eintreten; aber alle — auch die, welche in der Heimat bleiben, können etwas für die Mission tun. Allein für sich oder besser noch in Gemeinschaft mit andern!

Sie können für die Frauenmissionsarbeit unter den heidnischen Frauen **beten.**

Sie können — wenigstens einmal im Monat — den Krug stehen lassen und für die Mission **arbeiten.**

Wir rufen hiermit alle unsere lieben Frauen und Jungmädchen auf, doch einmal den Krug stehen zu lassen und das Reich Gottes*) zu bauen. Wer das tut, von dem wird ein Segen ausgehen in die Nähe und in die Ferne, von dem wird das Wort des Herrn gelten, das so sehr an sein Gespräch mit der Samariterin am Brunnen erinnert: „Wen da dürstet, der komme zu mir und trinke; und wer an mich glaubt, wie die Schrift sagt, von des Leibe werden Ströme des lebendigen Wassers fließen." L.

Kinderehen in Indien.

In Indien gibt es nach der letzten Volkszählung ungefähr 12 Millionen verheiratete Frauen unter 15 Jahren, darunter 300 000 unter 5 Jahren. Viele von diesen Kindern sind schon Mütter. Dazu kommen noch 395 556 indische Witwen unter 15 Jahren, von denen über 15 000 unter 5 Jahren sind. Bis zum Jahre 1891 war die Altersgrenze, bevor die Ehe wirklich vollzogen werden durfte, 10 Jahre, damals wurde sie unter gewaltigen Kämpfen auf 12 Jahre hinaufgesetzt. Jetzt war vor die Allindische Gesetzgebende Versammlung der Antrag gebracht worden, die Altersgrenze weiter zu erhöhen, um Kinder vor der Mutterschaft zu bewahren. Aber mit 54 gegen 36 Stimmen wurde der Antrag abgelehnt. Der „orthodoxe" Teil der Versammlung hatte gesiegt, trotzdem der „Indische Frauenverein" an die Vertreter eine herzbewegende Petition eingereicht hatte, die betonte, daß die Abschaffung der Mutterschaft von Kindern Indien nicht nur seinen Platz unter den zivilisierten Völkern geben würde, sondern daß die Sitte auch nicht durch die Vedas**) gebilligt würde.

*) Siehe Fr. Würz, Reichsgottesarbeit (25 Pfg.).
**) Die heilige Schrift der Inder.

Gossner Mission

Berichte unserer Missionsarbeiterinnen vom Missionsfelde

Meine Bibelklasse.

Zu den Dingen, die hier draußen mein Inneres am meisten beschäftigen, gehört in erster Linie auch meine Bibelklasse, oder, wie unsere Christen sie ebenfalls zu nennen pflegen: „der Frauenverein". Diese Bibelklasse ist mein rechtes Sorgenkind, zugleich auch eine große Herzensfreude für mich. Mein Sorgenkind! Weshalb? Weil ich selbst den Frauen, die dazu gehören, eine andere Leiterin wünschte, eine Leiterin, die besser geeignet wäre, dieses verantwortungsvolle Amt zu führen. Andererseits aber ist es mir eine große Freude, auch ein klein wenig mithelfen zu dürfen im Weinberg des Herrn, zumal jetzt hier der Arbeitskräfte so wenige sind. Ich will auch meinem Herrn und Meister, der mir diese Arbeit klar und deutlich anvertraut hat, nicht ungehorsam sein, so oft auch und so gern auch mein zagendes Herz „Nein" sagen möchte.



Missionar Prehn Frau Prehn Barbara Prehn Frl. Heintze

Es ist jetzt ein halbes Jahr her, seit sich die Frauenschar sonntäglich um 12 Uhr mittags bei mir in unserm Hause versammelt zu einer Bibel- und Gebetsstunde. Es sind einige 20 Frauen, alles Christinnen, Frauen jeden Alters, vorwiegend aber jüngere und ganz junge. O, könnten Sie doch alle, liebe Missionsfreundinnen und -freunde, einmal mit teilnehmen an einer dieser unserer sonntäglichen Zusammenkünfte! Da ist kaum etwas zu spüren von dem Geist der neuen Zeit mit all seinem Selbstbewußtsein, seinem Unabhängigkeitstrieb und mit seiner großen Oberflächlichkeit, der sich ja auch hier draußen leider stark bemerkbar macht. Die Frauen sind zum größten Teil mit rechtem Ernst und Interesse und Eifer bei der Sache. Der Verlauf der Bibelstunde oder besser Bibelbesprechstunde ist folgender: wir beginnen mit einem Liede aus unserem Hindigesangbuche, darauf folgt das Eingangsgebet, das entweder von einer der anwesenden Frauen, die ich vor Beginn der Stunde darum bitte, oder von mir selbst gesprochen wird. Hierauf lesen wir nach der Reihe je einen Vers aus dem zu besprechenden Bibelabschnitt. Nur ganz vereinzelte Teilnehmerinnen sind nicht imstande, zu lesen, z. B. die alte Mädchenschulkochfrau Salomi, die bereits seit 38 Jahren dieses ihres würdigen Amtes waltet. Damals war sie eine junge Witwe, die mit ihrem etwa 6jährigen Töchterlein hierherkam. Jetzt hat die alte Salomi schon erwachsene Enkelkinder. Ich selbst kenne sie bereits über 30 Jahre.

Gossner Mission

Nun suche ich nach besten Kräften meinen lieben Zuhörerinnen den Bibelabschnitt auszulegen und veranlasse sie durch Fragen zur Mitbeteiligung an der Bibelbesprechung. Da würden gar viele in der deutschen Heimat staunen über die Bibelkenntnis so mancher unserer braunen Christenschwestern hier draußen. Und was für erstaunliche Fragen sie oft stellen! Fast können sie einen manchmal in Verlegenheit bringen. Es ist mir aber immer eine große Freude, sehen zu dürfen, wie diese lieben Menschenkinder über das Gehörte nachdenken und es in ihrem Herzen bewegen. Letzteres tritt auch klar zutage bei der sich an die Bibelbesprechung und das darauf folgende Lied anschließenden Gebetsgemeinschaft, bei der freiwillig mehrere aus unserer Mitte die Anliegen aller Anwesenden vor den Herrn bringen. Während des Schlußliedes macht ein Beutelchen die Runde, in welches jedes sein Scherflein steckt. Vor einem Monat haben wir mit dieser Sammlung begonnen. Sie ist bestimmt zu wohltätigen Zwecken in der Gemeinde. Die Mitglieder des Frauenvereins sind auch hierbei mit großem Eifer beteiligt.

Die ganz kleinen Kinder, die noch nicht laufen können, bringen die jungen Mütter mit in die Stunde. Natürlicherweise verursachen die Kleinen oftmals Störungen; doch wo sollten sie während der Zeit bleiben? Die Mütter sind, wenn sie an den Gottesdiensten und sonstigen Versammlungen teilnehmen wollen, dazu gezwungen, ihre Jüngsten mitzunehmen. Es ist ein malerisches Bild, wenn die Frauen mit und ohne ihre Kindlein auf dem Fußboden auf Palmenmatten um mich herum sitzen mit ihren lichten Gewändern und ernsthaften, aufmerksamen Gesichtern, dazwischen krabbelnd das eine oder andere Kleine. Aus was für Frauen setzt sich dieser Verein nun zusammen? Es sind zum größten Teil die Frauen unserer Knabenhochschullehrer, ferner mehrere Pastorenfrauen, eine Arztfrau, die Frau eines Fischers, die Hausmutter der Mädchenschule, die bereits erwähnte Kochfrau, eine Bibelfrau, die Frau des Missionschauffeurs, eine Krankenpflegerin und noch mehrere andere.

Nun habe ich Sie, liebe Freundinnen und Freunde, einen kleinen Blick tun lassen in meine Bibelklasse. Aus welchem Grunde habe ich dies getan? Um ihnen die Herzen warm zu machen für diese meine liebe Frauenschar, deren inneres Wohl mir so sehr am Herzen liegt. Ich möchte Sie alle, die diese Zeilen lesen oder hören, bitten: Helfen Sie mir beten für diese kleine Schar, daß sie alle Werkzeuge des Herrn werden möchten und seine Zeugen, ein Licht und Salz für ihre Häuser, für ihre ganze Umgebung. Wie nötig brauchen wir entschieden christliche Charaktere zur Förderung des inneren Lebens in unseren Gemeinden. Von den Heiden ringsum erst gar nicht zu reden. Und, liebe Freunde, bitte, gedenken Sie auch meiner selbst treulich. Wie nötig bedarf ich Ihrer aller Fürbitte, daß der Herr meiner Schwachheit aufhelfen und mich den Frauen wirklich zum Segen setzen möchte. Bitte, werden Sie nicht müde, unseres gesamten Goßnerschen Missionswerkes zu gedenken durch Ihre Fürbitte und Ihre Gaben. Es gebricht uns an Arbeitern aus der deutschen Heimat, denen wir und mit uns der größte Teil unserer eingeborenen Christen mit großem Verlangen entgegensehen. Und es fehlt uns an Mitteln, die junge autonome Kirche hier draußen zu stützen, bis diese einmal tatsächlich

Gossner Mission

soweit ist, um ohne europäische Missionsarbeiter und ohne geldliche Unterstützungen von seiten der europäischen Missionsfreunde sich selbst unterhalten zu können. Noch aber ist sie weit entfernt von diesem idealen Ziel.

A. Prehn.

Bericht über die Frauenarbeit.

Ihr lieben Schwestern daheim!

Nun ist es bald ein Jahr her, daß wir unsere schöne Abschiedsfeier in der Matthäikirche in Berlin hatten. Ich habe mich hier schon ziemlich umgesehen und fühle mich ganz zu Hause. Und ein wie schönes Zuhause habe ich. Viele kennen das Bild des früheren Stationshauses mit dem Denkstein davor auf dem viereckigen freien Platz. Wenn Sie mich hier doch einmal besuchen könnten, manchmal fühle ich mich so etwas einsam in dem großen Hause, wie gern hätte ich eine Gefährtin, mit der ich über meine Erfahrungen in der Arbeit sprechen könnte. (Jetzt habe ich nur Junika, eine frühere Lehrerin, die leicht geisteskrank ist und kein Unterkommen hat. Sie näht und macht einfache Handarbeiten, es bringt aber nicht viel, muß meist 2 bis 3 Mal wieder aufgemacht werden. Aber man hat doch das Gefühl, nicht allein zu sein, und manche Leute finden ja sogar einen Hund als angenehme Gesellschaft.*) Ich lebe meist auf der Veranda, schlafe da auch. Im Hause ist es heiß, die kühle Luft kommt nicht genug hinein, und ich schlafe so gern draußen. Viel muß ich mich allerdings auch in meinem Office, wie es hier jetzt heißt, aufhalten. Es gibt so viel zu schreiben und zu rechnen. Mein Schreibtisch steht am Fenster und von da übersehe ich die ganze Mädchenschule. Ich gebe auch dort meine Stunden und halte sonnabends die Bibelklasse mit den Lehrerinnen und Bibelfrauen. Sie sitzen dabei einfach auf der Erde. Viele Stunden gebe ich nicht, dazu bin ich zuviel unterwegs. Ich habe eine Klasse in Englisch, zwei Katechismusstunden und einiges mehr.

Gern möchte ich besonders den jungen Lehrerinnen noch mehr helfen, aber hier ist das schwierig. In den Distriktschulen kommen mir die Mädchen mit mehr Zutrauen entgegen und lernen gern und fragen, helfen auch in der Gemeindearbeit, und es macht ihnen Freude.

Die Distriktschulen sind auch Kostschulen**). Wir wollten sie so gern selbständig machen, aber unsere Christen sehen den Wert der Mädchenerziehung noch nicht. Die Schulen sollten Brennpunkte des geistlichen Lebens sein, und an manchen Orten regt es sich auch. Aber wie nötig brauchten wir dafür wieder unsere Seminar-Klasse, damit wir die angehenden Lehrerinnen unter unserm Einfluß haben. Die Frauenvereine werden vielfach von ihnen geleitet. Die Frauen verstehen teilweise wenig vom Gottesdienst, so wird ihnen Gottes Wort in ihrer eigenen Sprache und Ausdrucksweise nahe gebracht und ich hoffe, sie finden dann auch den Mut und sehen die Pflicht, es ihren heidnischen Schwestern zu bringen.

---

*) „Ist inzwischen weggelaufen, nachdem sie mich eines nachts entsetzlich erschreckt hat."

**) Internat.

Gossner Mission

Wie schön wäre es, wenn wir freiwillige Kräfte auf diese Weise gewännen. Wir haben ja nur so wenige Bibelfrauen, fast nur in Ranchi. Mit denen gehe ich jetzt 3 Mal in der Woche morgens in die Vororte und umliegenden Dörfer zu Heiden- und Christenfrauen. Die Christen versuche ich in einem Hause zu versammeln und dann zu ihnen zu sprechen. Wenn ich nur ihr Platt erst sprechen könnte, ich lese es jetzt abends, und nun verstehe ich es doch wenigstens. Auch unsere Licht-Brigaden möchte ich gern in den Dienst der Arbeit stellen. Es sind Kinder-Vereine. Die Kinder kommen wöchentlich oder alle 14 Tage zusammen, eins betet, eins liest einen Bibelabschnitt, und dann singen sie und lernen neue Lieder, oder es werden ihnen Geschichten erzählt. Die Lieder könnten sie gut den Leuten in den Dörfern singen. Wir haben schon eine ganze Reihe dieser Lichtbrigaden, in Ranchi allein vier. Eine Sache, die uns sehr bewegt, ist der Zustand der jungen Mädchen, besonders hier. Es sind so viele, die auf Abwege geraten. Wir machen nun den Versuch, auch sie in einem Verein zu sammeln, um sie näher kennen zu lernen und Einfluß auf sie zu gewinnen. Die jungen Lehrerinnen helfen mir. Wir kommen Sonntagmittags zusammen. Ich halte erst eine Andacht und dann singen und spielen die Lehrerinnen mit ihnen. Es scheint, die Mädchen kommen gern. Oft denke ich an das, was Frau D. Nottrott für sie getan hat. Sie gab ihnen Arbeit, ließ sie sticken und klöppeln und verkaufte es nachher. Das ist jetzt zu schwierig: 1. das Material zu beschaffen und 2. der Verkauf. Aber vielleicht könnten wir Kleidungsstücke anfertigen, einfach, praktisch und billig, wie die Eingeborenen sie tragen. Wer hilft uns da zu einer Nähmaschine? Die deutschen Maschinen sind praktischer und billiger als alle andern. Es müßte eine Handmaschine sein. Auch sonst hätten wir noch allerhand Wünsche. Sie glauben gar nicht, wie sich unsere Mädchen in den Distriktschulen über die Preise voriges Jahr gefreut haben. Sehr erwünscht ist auch Babyzeug, Jäckchen und Kleidchen. Hier ist kein Geburtenrückgang und man bringt den Frauen dann gern einen Gruß von den Missionsfreunden. Eine Liste von andern Sachen schicke ich noch mit, die hier Freude bringen würden. Aber vor allen möchte ich bitten, helft uns beten für die Schwestern klein und groß. Heintze.



Eine Schülerinnengruppe.

Gossner Mission

Im Dienst an unsern Kolsschwestern.

Raj Gangpur, 29. August 1928.

Ihr lieben Freunde der „Kleinen Biene".

Herr Pfarrer Lokies bat um einen Bericht aus der Frauenarbeit in Gangpur, damit Sie auch hierin einen Einblick bekommen möchten. Wenn ich auch den Vorschlag, daß eine Nummer der „Kleinen Biene" nur von Frauenarbeit erzählen soll, mit viel Freude begrüßt habe, so kann ich mich doch einer gewissen inneren Beklemmung nicht erwehren, denn ich frage mich ab, was kannst du denn in dieser Beziehung erzählen? Nichts Sonderliches habe ich erlebt auf diesem Gebiet, und noch ist es eine der Arbeiten, die nebenbei getan werden muß. Wenn Sie aber mit dem Alltäglichen zufrieden sind, so bin ich gern bereit, ein wenig zu erzählen, bleibt doch immer der Unterschied zwischen hier und der Heimat. Diesen Unterschied nimmt man nur leider allzuschnell als etwas Gewohntes hin. Ich sage leider, denn anfangs hat man ganz andere Augen für all das Neue und dann geht auch das Erzählen leichter von der Hand, so aber wird es Selbstverständlichkeit und man wird den Gedanken nicht los, das hast du schon mal erzählt oder das ist ja dasselbe, was andere auch erlebt und beschrieben haben.



Annh Diller.

Doch nun kommen Sie einmal, bitte, mit mir im Geist am Donnerstagabend um 6 Uhr in unser Kirchlein zu unserer Frauenstunde. Viel Frauen haben wir in Raj Gangpur nicht, höchstens 20, die dann auch nicht alle kommen können. So sind am meisten Mädchen und auch Kinder vertreten. Ungefähr 30 kommen regelmäßig, setzen sich in eine Ecke des Kirchleins auf Matten zusammen, vor ihnen steht ein schlichter Tisch, der sich des Sonntags in den Altar verwandelt. Beim Schein unserer Gasoline-Lampe singen wir zuerst unser Eingangslied. Dann betet eine der Frauen ein freies Gebet, weil sie die Schüchternheit überwinden lernen sollen. Aber manchmal zittert eine Stimme oder droht der Atem auszugehen, denn wir kennen ja alle die Scheu vor dem ersten, freien, lautgesprochenen Gebet, und unsere braunen Schwestern erfaßt diese besonders. Dann wird ihnen ein Bibelspruch vorgelesen, den sie erklärt bekommen und voll Spannung lauschen sie besonders, wenn meine liebe Mutter Beispiele aus dem eigenen Leben anführt. Und nun kommt die Hauptarbeit: Das Auswendiglernen. Eigentlich ist ihnen das gar nicht schwer, denn bekanntlich lernen sie hier das meiste auswendig. Erst wird im Chor ein Teil des Spruches ein paar mal hergesagt, dann melden sich einige, die es allein

Gossner Mission

vortragen, und das wird solange betrieben, bis der Spruch im Kopf sitzt und hoffentlich auch im Herzen. Niedlich ist es, wenn die Kleinsten es versuchen müssen. Dann gucken die Augen groß und ängstlich, und dabei wird am Kleidchen gezupft oder mit den Fingerchen gespielt. Das ist ja eigentlich nichts besonderes, so machen sie's daheim auch, und doch ist auch hier ein Unterschied zwischen braunen und weißen Kinderchen. Was uns immer wieder wohltuend auffällt, das ist das stille Aufmerken der Kinder in Schulen, Handarbeitsunterricht, Kindergottesdienst und Frauenstunde. Da hört man kein Schwätzen, keine Unruhe, das macht den Unterricht zur Freude. — Nach dem Schlußlied sprechen wir gemeinsam das Vaterunser und singen zum Ausgang: „Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi."

Es ist eine schlichte Arbeit, die schon früher, vor 12 Jahren, in derselben Weise betrieben wurde. Der Grundgedanke dabei ist, daß unsere Frauen zu Zeiten der inneren und äußeren Not einen Halt an diesen Sprüchen haben sollen; der Heilige Geist muß zwar das allermeiste dabei tun, indem er sie daran erinnert.

Somit wäre eigentlich alles schon erzählt, was speziell Frauenarbeit ist, es ist herzlich wenig, soll aber, will's Gott, mehr werden später. Indirekte Frauenarbeit ist Kindergottesdienst. Die größten Mädchen sind „meine Kinder" und jeder, der die Arbeit getan hat oder noch tut, weiß, wieviel Freude und Segen man selber davon hat. In unserer Schule haben wir 16 Mädchen, die nun fleißig zum Examen lernen müssen, welches im Dezember stattfinden wird. Besondere Freude macht es ihnen, wenn mein Schwesterlein und ich des Sonntags hie und da mit ihnen auf unserm Rasen vor dem Haus spielen, dabei wird so manches stille Wesen lebendig und fröhlich. So, nun habe ich alles erzählt, d. h. was auf der Oberfläche liegt. Meine gute Mutter, die den Schulmädchen dreimal wöchentlich Handarbeitsunterricht gibt, könnte auch noch manches erzählen, wieviel Geduld manchmal dazu gehört, einem braunen Mädelchen oder einer Frau ein Kreuzstichmuster, häkeln oder sticken beizubringen, von den wundersamen Mustern, die sie selber fabrizieren oder den Häkelarbeiten, die vor Schmutz kleben und eine Farbe angenommen haben, daß man nicht meinen sollte, daß das Garn einmal weiß war.

Und nun noch etwas anderes. Herr Pfarrer Lokies schrieb mir in Bezug auf die Geldnot hier draußen die warm mitfühlenden Worte: „Meine Sorge ist nur die, ob Sie alle da draußen nicht verzagen und zweifeln. Gott verhüte es in Gnaden." Liebe Freunde, man bittet einmal, man bittet zweimal oder vielleicht auch dreimal um Gaben, und wenn dann noch nichts kommt, dann schweigt man still und überläßt es Gott, der die Herzen der Menschen lenkt wie Wasserbäche. Da auch wir nicht nur einmal gebeten haben für unsere armen Bamra-Katechisten, sondern mehr als dreimal und unsere Bitten bei den Heimatfreunden unerhört blieben[1]), so haben wir uns aufs Bitten verlegt zu dem, der die Fülle geben kann zu seiner Zeit, bei dem kein Ding unmöglich ist.

Nun wachte meine liebe Mutter[2]) eines Morgens auf mit dem Gedanken: schreib an die Königin von Holland. Da aber eine ganze Portion

---

[1]) Inzwischen hat der Missionsverein der Gemeinde Friedenau den Unterhalt eines Bamrakatechisten freundlichst übernommen.

[2]) Frau Diller ist eine geborene Holländerin.

Gossner Mission

Mut dazu gehört, an eine Königin zu schreiben, so schwieg sie still. Am selben Tag, als wir beim Kaffee zusammensaßen, sprachen wir wieder über die Not unserer Lehrer und Katechisten. Da meinte meine Mutter: „Wenn ich doch nur jemanden wüßte, den wir um Geld bitten könnten." Darauf meinten wir: „Schreib an die Königin von Holland." Nun erkannte meine Mutter, daß es am Morgen Gottes Stimme war, die ihr den Rat gegeben. Es sind nun 8 Tage her, daß der Brief an die Königin abgegangen ist unter Gebet. Und nun, wenn Sie auch nicht mit Gaben helfen können, so können Sie mit Gebet helfen, daß das Herz der reichen Königin gerührt werden möchte und sie ihre Hand auftut.

Gott sei mit Ihnen! Wenn Sie Zeit haben, dann beten Sie auch, bitte, für unsere Arbeit. Ich sage, wenn Sie Zeit haben, denn ach, viele Herzen sehnen sich nach Fürbitte, besonders draußen in der Missionsarbeit. Da macht's einem das Herz so still, wenn man weiß, wenn auch die Menschen dich und deine Arbeit vergessen, der Herr sieht und weiß.

Herzlich grüßt Sie

Ihre Anny Diller.

Was Frauen für unsere Goßnersche Mission beten können.

Es gilt zu beten um geeignete Missionsschwestern und Missionarsfrauen. Der Beruf einer Missionsarbeiterin ist nicht wie ein anderer; man muß ihm irgendwie durch Gott selbst zugeführt werden. Es muß für ihn so etwas wie ein Ruf Gottes vorliegen. Darum diese ängstliche Scheu bei den Missionsleitungen, öffentlich nach Missionsarbeitern zu fragen: Man wartet, bis Gott sie schickt. Und selbst, wenn man an die Diakonissenmutterhäuser geschrieben hat, ob sie nicht eine für das Missionsfeld geeignete Krankenschwester wüßten, selbst dann läuft eine kleine Schar engster Freundinnen den ganzen Tag mit dem Gedanken herum: „Ach, daß doch die richtige käme!" Und dieser Gedanke wird zum Gebet: „Herr, sende uns die richtige!"

Es gilt zu beten für die Missionsarbeiter, die schon draußen im Werke stehen. Eine Missionsschwester war eben abgeordnet worden. Zu der Abschiedsfeier im Missionshause waren auch ihre Geschwister erschienen, mehrere Brüder, eine Schwester. Diese saßen und standen den ganzen Abend so eng um ihre Schwester herum, daß man sich den Weg zu ihr fast gewaltsam bahnen mußte. Was wollten ihre Geschwister damit sagen? Sie wollten damit sagen: „Sieh, wir stehen um dich herum wie eine Mauer — wie eine Mauer der Liebe und der Fürbitte, wir stehen so da, auch wenn du schon drüben bist." Wer möchte sich so auch hinter unsere Geschwister bei den Kols stellen? Sie haben es nötig in Stunden der Einsamkeit, der Schwäche und der Zweifel!

Es gilt zu beten für unsere christlichen Kolsschwestern, die in der heidnischen Luft, die sie ständig miteinatmen müssen, gerade als Frauen großen Gefahren ausgesetzt sind.

Es gilt zu beten für unsere heidnischen Schwestern, daß sie auch wie die Samariterin in Jesus ihrem Christus begegnen möchten.

O, so betet ohne Unterlaß!

Gossner Mission

Was Frauen für die Goßnersche Mission arbeiten können.

„Wie alt ich bin, können Sie daran sehen, daß, als ich in Berlin aufwuchs, Emil Frommel, Hofprediger Kögel, Gustav Knak, Generalsuperintendent Büchsel, Hofprediger Stoecker auf den Kanzeln standen. Meine Mutter ist von Vater Goßner konfirmiert. Nach überstandener Grippe bin ich noch sehr schwach. Wegen meines vorgerückten Alters lege ich ein Amt nach dem andern nieder, **meine letzte Kraft gehört der Mission...**"

So schreibt uns eine liebe, hochbetagte Freundin aus Liegnitz, an der wir so recht sehen können, **was** Frauen für die Goßnersche Mission tun können. Einen Stoßtrupp von 86 Opferbüchsen lenkt ihr lebhafter Blick mit der Geschicklichkeit eines Feldherrn. Sie veranstaltet ein jährliches Büchsenfest und einen Missionsbasar, sie sucht Leser für unsere Blätter, wirbt wertvolle Menschen in Jesu Dienst, und auf unserm letzten Besuch in Liegnitz äußerte unsere verehrte Freundin noch einen letzten Wunsch: „Ich weiß, ich gehe bald heim; **aber ehe ich sterbe, gründe ich noch einen Goßnerschen Missionsnähverein.**"

Was Frauen für die Goßnersche Mission arbeiten können?

1. Mit Dankopferbüchse, Sammelbuch oder Kindersammelkarte Gaben sammeln.
2. Leser für unsere Blätter werben: **Wenn doch nur jede Freundin, die bereits die „Große Biene" oder „Kleine Biene" erhält, noch eine einzige Leserin gewinnen könnte!** Die Blätter werden portofrei und kostenlos zugesandt, wenn sich die Leser verpflichten, Sammelarbeit für unsere Mission zu treiben oder auch eine Einzelgabe an uns zu übersenden.
3. Unsere lieben Freundinnen können unsere Missionsfeste, Büchsenfeste und Basare vorbereiten und durchführen helfen.
4. Sie können sich zu Missionsnähvereinen zusammenschließen, die ganz klein sein dürfen. Hier kann über unsere Mission nachgedacht, hierher können unsere Reisemissionare zu Vorträgen gerufen, hier kann für unsere Mission gebetet und gearbeitet werden.

An Handarbeiten sind erwünscht:

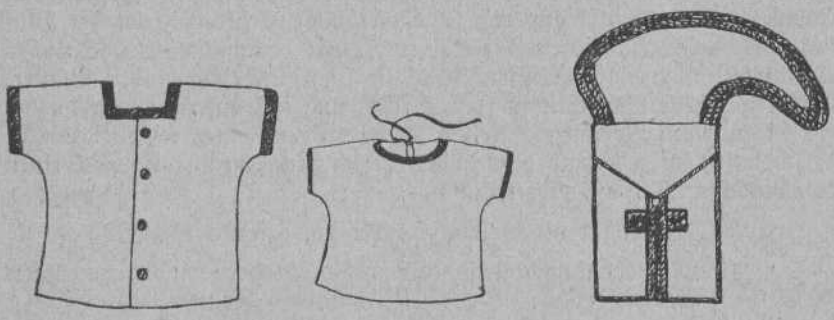
A. Solche, die zur Aussteuer für unsere hinausziehenden Missionare und Schwestern dienen: Leibwäsche, Bett- und Tischwäsche, Hand- und Taschentücher. Doch bitten wir wegen genauer Angabe von Größe und Art im Missionshaus anzufragen. Im nächsten Jahre zieht, so Gott will, Eva John, die Tochter unseres lieben Bruders John in Kinkel zu ihrem einsamen Vater hinaus, nachdem sie in diesem kommenden Jahre eine weitere Ausbildung in der Bibelschule der Gräfin v. d. Goltz in Lichterfelde erhalten hat. Wer möchte für ihre Ausrüstung sorgen?

B. Sachen, die für unsere eingeborenen Christen bestimmt sind:

1. Kinderjacken, große und kleine, aus leichtem Nessel, einfarbig oder bunt eingefaßt, vorne mit Knöpfen zu schließen (siehe Zeichnung a). Der genaue Schnitt oder eine fertige Probejacke ist im Missionshaus erhältlich.

Gossner Mission

2. Kleidchen, warme und auch schön dünne, größere und kleinere, besonders ganz kleine.
3. Babyjäckchen (können auch aus alten, weißen Strumpfbeinen angefertigt werden). Siehe dazu die Zeichnung b. Muster wird auf Wunsch zugesandt.
4. Geldtäschchen.
5. Büchertaschen, in Form von Briefumschlägen, so groß, daß Schulhefte hineingehen.



a b c

6. Etwas größere, dunkle Segeltuchtaschen als Bibeltaschen für die Katechisten. Größe 30×40 Zentimeter (siehe Zeichnung c).
7. Für Männer Socken und recht bunte Schals aus Wolle.
8. Außerdem sind allerlei Preise für die Schulen sehr willkommen: Kleinigkeiten wie Spiegel, Bälle, Notizbücher usf.

Unsere Lagerstube ist durch die letzte Kistensendung nach Indien geleert. Da waren noch zum großen Teil Sachen aus Friedenszeiten darunter. Wer möchte uns unsere Lagerstube wieder füllen helfen?

C. Sachen für unsern Basar, den wir im kommenden Frühjahr in unserm Missionshause zu veranstalten gedenken. Dazu sind uns alle Handarbeiten erwünscht, die sich für einen Basarverkauf eignen. Auch wären wir für Zusendung von Gegenständen, die von einem bereits veranstalteten Basar übrig geblieben sind, von Herzen dankbar.

Herzliche Grüße von Haus zu Haus! Gott segne alles, was in Seinem Dienst und in Seinem Namen getan wird!

Frau Professor Bork. Frau Missionar Mehl. Frau Präses Stosch.
Frau Missionsinspektor Lokies.

Dieses Blatt ist in beliebig vielen Exemplaren von dem untenstehenden Verlag kostenlos zu beziehen.

Unser Postscheckkonto ist: Berlin Nr. 7950 Goßnersche Missionsgesellschaft.
Herausgeber Missionsinspektor Lokies, Berlin-Friedenau, Handjerystraße 19/20.
Verlag der Goßnerschen Mission, ebendort.
Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Heinrich Beenken), Berlin SW. 19, Wallstraße 17/18.

Gossner Mission

Die Kleine Biene auf dem Missionsfelde



Ein Gruß aus der Goßnerschen Mission

1929 66. Jahrgang Nr. 11

O lieb', so lang Du lieben kannst!

1. Korinther 14, 1: Strebet nach der Liebe!

Hören wir recht, wenn wir aus dem Bußtags- und Totenfestgeläut dieses Monats November besonders den einen Klang heraushören:

O lieb', so lang' du lieben kannst,
O lieb', so lang' du lieben magst,
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Da du an Gräbern stehst und klagst —?

Im Blick auf unsere lieben Kinder möchten wir noch hinzufügen: „O lieb', so früh du lieben kannst" — — so früh, wie es jener Junge tat, den sie in der Schule immer das „Lumpenfritzchen" nannten, nicht aus unbarmherzigem Spott, wie ihn Kinder wohl üben können, sondern nur, weil — — nun, ja weil eben dieser Schüler der ärmlichste von allen war und mit zwar sauberen, aber doch immer geflickten Röcken ging. Und doch hatten sie ihn alle gern, Lehrer und Mitschüler. Wer hätte ihm auch bei seinem stillen, lieben Wesen unfreundlich begegnen können. In derselben Klasse befand sich auch ein älterer Knabe, der, was seinen Charakter betraf, gerade das Gegenteil von Fritzchen war, bösartig, von Herzen ungehorsam und zu allen schlimmen Dingen stets bereit. Eines Tages wurde dieser Schüler wegen eines besonders bösen Streiches aus der Schule entlassen und endgültig nach Hause geschickt. Man fürchtete sonst, er könnte auch die andern Schüler mit seiner Unart anstecken und verführen. Aber es dauerte nicht lange, da kam die Mutter des schlimmen Johann mit ihm wieder zurück und weinte und klagte: „Was soll nur aus dem Jungen werden; mir zu Hause gehorcht er schon gar nicht. Wenn irgendwo, so kann er noch hier, in dieser Schule, anders werden." Der Lehrer ließ sich durch die Klagen und Bitten der Mutter umstimmen. „Aber nur unter einer Bedingung will ich ihn behalten," sagte er, „wenn sich in seiner Klasse ein Junge findet, der die Verantwortung für ihn übernimmt!" Die unglückliche Mutter und ihr Sohn, sowie der Lehrer

Gossner Mission

richteten ihren Blick auf die Schar von Schülern, die von den Bänken aufgesprungen war und stand; aber keiner der Schüler rührte sich. Alle blieben stumm. Da, nach einer Totenstille löste sich aus den letzten Bänken — nun, wer? Das Lumpenfritzchen! „Herr Lehrer, ich will es tun!" „Weißt du denn, was das bedeutet, die Verantwortung für den Jungen da zu übernehmen?" so fragte forschend der Lehrer. „O ja," antwortete Fritz, „wenn er etwas Unrechtes getan hat, dann werde ich bestraft." Indes hängen die Augen des schlimmen Johann an den Augen und Lippen des kleinen Fritz, starr und weit geöffnet; aber dann geht ein Zucken über sein Gesicht. Das pflanzt sich durch seinen ganzen Körper fort. Und dann kann er nicht mehr anders, plötzlich schluchzt er auf und — was er noch nie getan hat, der schlimme Johann — er weint. Nein, das soll niemals eintreten, daß jener kleine Junge bestraft wird für ihn! Ganz weich geworden nimmt sich der Knabe das vor und — er hat es gehalten. Mit Fritzchens Hilfe, der fortan sein unzertrennlicher Kamerad wurde.

O lieb', so früh du lieben kannst!

Dann wird deine Liebe einmal stark und groß und weit, vielleicht so weit, daß sie ihre Flügel selbst über die ferne Heidenwelt spannt. Weißt du, was aus Fritzchen wurde? Ein Goßnerscher Missionar unter den Kols in Ostindien. Lokies.

Einige Bilder indischer Lebensweise.

Die Arbeit und Beschäftigung.

Wir finden hier alle lebenswichtigen Berufe, wie Bauer, Weber, Kaufmann, Schneider, Schuhmacher, Tischler, Zimmermann und Schmied. Die Maschine als Hilfswerkzeug hat hier noch keinen Eingang gefunden, so hat noch die Hand, das beste Werkzeug, ihr ureigenes Recht behalten. Wenn auch die Arbeit nicht nach Millimeter gemessen werden darf, so ist sie doch gut und haltbarer vielleicht, als die mit Hilfe der Maschine geleistete. Es ist für unsereins, die wir schon längst dem Zeitalter des Handwerks mit seinem goldenen Boden entwachsen sind, erstaunlich, was die Leute mit ihrem primitiven Werkzeug fertig bekommen. Die Erde selbst ist ihr Arbeitstisch, dort spannt der Tischler zwischen zwei kleinen Holzpfählen sein Brett zum Hobeln ein, wie auch der Drechsler, der sein Drehstück durch eine Schlingschnur angetrieben, sich drehen läßt; hier hat der Schmied auch seine Esse und den Blasebalg, der aus zwei Hälften eines Kürbisses besteht, die mit Rindsleder, das feucht gehalten wird, leicht bespannt sind und mit den Füßen des Lehrlings oder eins seiner Angehörigen getreten werden. Der Schmied gewinnt sein Eisen selbst. Die Flüsse, die vom Gebirge herunterkommen, führen Eisensand mit sich. In einem kleinen Hochofen bereitet er sich sein Schmiedeeisen zu, eine Einrichtung, die gewiß schon uralt ist. Der Wäscher ist eine besondere Erscheinung unter den indischen Berufsarten. Am Fluß- oder am Teichstrand schlägt er auf einem Stein die Wäsche sauber, die er dann der Sonne unterbreitet, welche mit ihrer bleichenden Kraft das übrige tun muß. Fast alle Handwerker auf dem Lande sind nebenbei auch Bauern. Jeder hat sein Reisfeld, das er zur Regenzeit (Juni-Oktober) bebaut. Das ist

Gossner Mission

auch die Hauptaufgabe des Bauern, daß er für eine gute Reisernte sorgt. Dieses Getreide bedeutet ja für den Inder das tägliche Brot. Auf Viehzucht legt er keinen Wert, weshalb es auch mit den Pferden und Kühen recht jämmerlich steht. Einem guten Landwirte würde angesichts dieser elenden Geschöpfe das Herz weh tun. Die Flüsse, Teiche und Reisfelder in der Regenzeit, geben hinreichend Gelegenheit zum Fischfang. Mit geschickter Hand verstehen sie es, sich ihre Wurfnetze selber zu knüpfen. Den Faden bereiten die Frauen, die hurtig den Wollfaden zu spinnen wissen. Auch sonst werden die Frauen gerne zur Arbeit mitherangezogen.



Kols beim Pflügen.

Man könnte in der Tat auch hier von der bei uns angestrebten Arbeitsgemeinschaft zwischen Mann und Frau sprechen. Und zwar ist es im wesentlichen „Kopfarbeit", die diese zu leisten haben. So vermögen sie oft große Lasten auf ihrem Kopf zu tragen. Zur Regenzeit pflanzt sich der Hausvater auch gerne etwas Gemüse, sonst aber überläßt er alle Arbeit in der Zubereitung von geernteten Früchten seiner Frau. Sie hat den Reis zu stampfen, das Oel aus den Früchten zu pressen, was auf einer besonderen Mühle geschieht, hat das Korn zu mahlen und die Baumwolle von den Früchtekapseln zu reinigen.

Nahrung, Hygiene und Gewohnheiten.

Auf dem Küchenzettel des Inders steht nur sehr wenig. Auswahl hat er fast keine. Zweimal am Tage hält er seine Mahlzeit. Der Reis wird tüchtig gekocht und gedämpft, bis er trocken und flockig geworden ist.

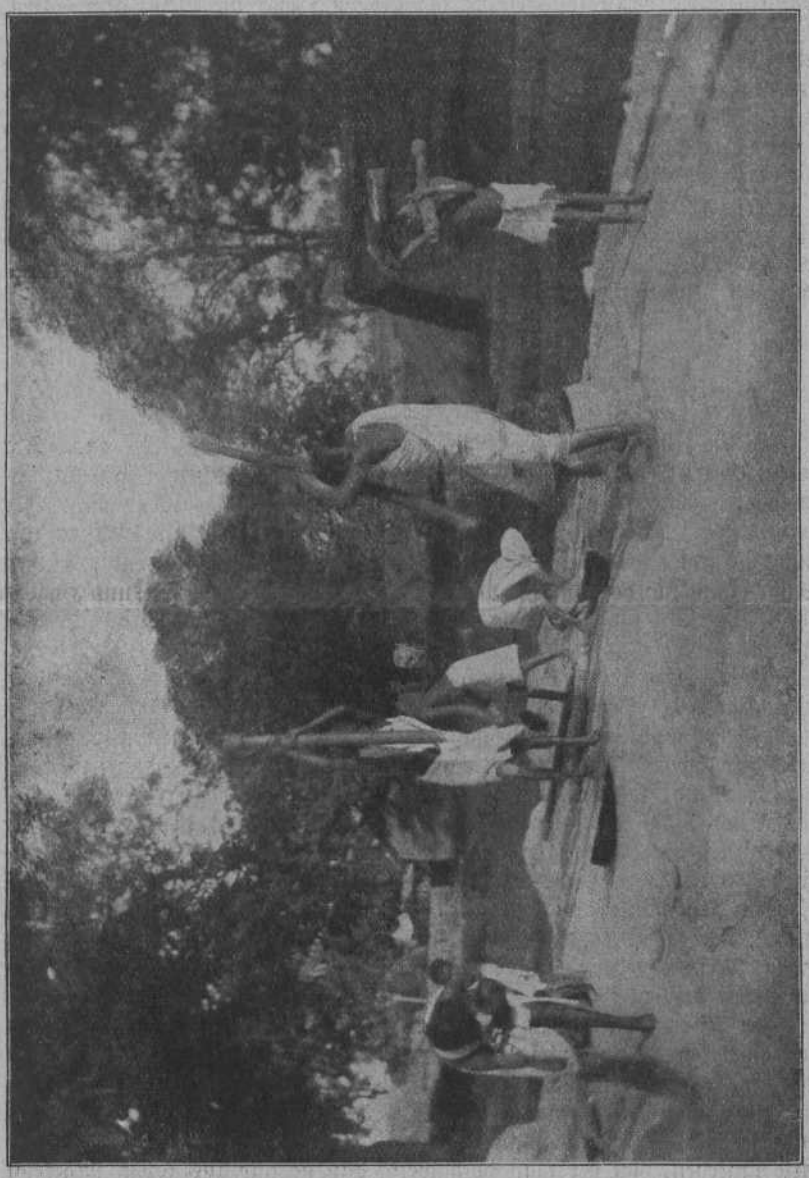
Gossner Mission

Dazu wird eine Tunke bereitet, zu der Dhal, eine Hülsenfrucht, verwendet wird. Kann man sich Fleisch leisten, so wird dieses in kleinen Stückchen gekocht und mit Curry scharf gewürzt. Die Fleischarten, die der Inder, nicht der Hindu, bevorzugt, können sehr verschiedener Art sein. Kalbfleisch würde zwar auch der Christ nicht essen, aber das der Kuh, Ziege, des Schweins, auch allerlei Wildbret, das er mit seinem Bogen zu erlegen vermag, wie Hase, Reh und Bär. Aermere Leute sind auch zufrieden mit kleinen Fischen, Schlangen und Ratten. Der Inder ist ein großer Freund von Süßigkeiten. Allerlei Früchte des Landes, die uns im Geschmack zuwider sind, liefern ihm zu seiner Mahlzeit eine willkommene Zutat. Die jungen Blätter gewisser Bäume dienen vielfach als Gemüse, wenn in der heißen Zeit nichts anderes wachsen will.

Ist das Essen bereitet, so setzen sich die Männer und Knaben mit untergeschlagenen Beinen auf einer Matte nieder oder hocken auch. Die Hausfrau reicht ihnen nun auf flachen Tellern von Holz, Messing oder in einem ärmeren Haushalt nur auf einem Pisangblatt, den flockig dampfenden Reis. Messer, Gabel und Löffel sind ihnen unbekannte Instrumente, statt dessen aber geben sie wieder der Hand als dem Urwerkzeug den Vorzug. Sie bedienen sich der ersten drei Finger der rechten Hand, mit denen sie den trockenen gekochten Reis zu einem Kloß formen und diesen dann in die Tunke tauchen. Der Bissen wird dann geschickt mit dem Daumen in den Mund geworfen. Nachdem der Vater mit seinen Söhnen gegessen hat, dürfen auch die Frau und die Töchter ihr Mahl einnehmen. Vor und nachher werden Mund und Hände tüchtig gereinigt. Sonst macht sich der einfache Mann nicht viel aus Sauberkeit, und Hygiene ist ihnen unbekannt. Ich konnte beobachten, wenn ich ihnen Medizin gab, daß der Löffel, ehe er mir zurückgegeben wurde, mit dem dreckigen Lendenschurz erst abgetrocknet wurde. Gewiß in bester Absicht! Seife ist vollends ein rarer Artikel. Morgens, nachdem die Leute erst einen hygienischen Gang auf die Felder gemacht haben, gehen sie zum Brunnen, ein langes Stück Holz im Munde tragend. Das ist ihre Zahnbürste, mit der sie ohne Zahnpaste ihre Zähne schneeweiß erhalten. Am Wasserloch wird nicht nur der Wasserbedarf für den Tag gedeckt, sondern auch gleich die Morgenwäsche gehalten. Die Mütter nehmen ihre Kinder her und gießen ihnen unbarmherzig das kühle Naß über den Kopf. Das muß für den ganzen Tag reichen, oft genug aber auch für die ganze Woche. Deshalb ist es auch begreiflich, obwohl ihre Haut der Luft und Sonne ausgesetzt ist, daß sie für allerlei Hautkrankheiten und für solche Krankheiten, die durch die Haut übertragen werden können, sehr empfänglich sind. Beingeschwüre, Krätze, Pocken, Ringwurm und Aussatz sind fast bei jedem dritten Mann zu finden. Aber sie sind darum nicht verlegen. Die Bäume und Pflanzen des Waldes liefern ihnen die Medizin. Und gewiß haben sie manches treffliche Mittel gefunden, das ihnen Linderung und Besserung schafft. Leider hat der Alkohol auch hier schon viele Freunde gefunden. Bei jedem Wochenmarkt befindet sich eine Schenke. Nachdem die Männer (diese sind aber ausschließlich Nichtchristen) ihren Hahnenkampf, der leider sehr gepflegt wird, haben beendigen lassen, suchen sie ihren Gewinn dort zu vertrinken. Der sogen. Wein, der dort ausgegeben wird, ist aus der sehr süßen Blüte des Mahuabaumes hergestellt. Ein viel allgemeinerer Genuß auch unter den Christen ist das Rauchen. Es

Gossner Mission

gehört zum guten Ton und zur Sitte, daß jedem Gast die Huka (indische Pfeife) gereicht wird. Frauen wie Männer kann man rauchen sehen. Sie nennen es zwar „trinken", denn der Rauch wird durch einen aus einer Kokusnuß bestehenden Wasserbehälter gezogen. Dadurch wird er ab-



Kolsfrauen beim Reisstampfen.

gekühlt und zugleich gemildert. Niemand „trinkt" eine Huka alleine. Nur dann, wenn er einen oder mehrere Mitraucher um sich hat, zündet er die Pfeife mit glühenden Holzkohlen an und läßt sie, nachdem er sie erst selbst angeraucht hat, herumgehen. So wirkt sie gleichsam als ein die Gemeinschaft unterhaltendes Mittel. Ja, diese Genügsamkeit könnte nie

Gossner Mission

den Gedanken an ein Unrecht in ihren Herzen aufkommen lassen, das sie an sich und ihrem Volke begehen würden, zumal auch der Tabak im Lande wächst. Wenn man als Mann in einem Hause einen Besuch macht, wird sich die Frau, nachdem sie höchstens den Gruß gewechselt hat, was geschieht durch vertikale Stellung der rechten Hand zur Brust oder Stirn, sogleich zurückziehen. Wird sie aber alleine angetroffen und erkundigt man sich bei ihr nach dem Namen ihres Mannes, so schweigt sie. Eine indische Frau wird nie einem Fremden den Namen ihres Herrn und Gebieters verraten. Dagegen haben dann die Kinder das Recht, Auskunft zu geben. Seltener passiert es einem heute, daß die Frau nach alter orientalischer Sitte das Gesicht verbirgt.

Es scheint, betrachtet man den Gang der Dinge hier in Indien, daß mit der fortschreitenden Volkserziehung die Bande alter Sitten und Gebräuche lockerer werden und daß die damit wachsende Erkenntnis das naturhaft Unbewußte zerstört. Magnus Schiebe.

Hast Du mich lieb?

Aus der Geschichte eines Hinduknaben.

Liebe Kinder, seht Euch einmal diesen jungen Inder an. Ihr werdet es wohl kaum erraten, daß dieser einem königlichen Geschlecht entstammt, sonst würde er doch sicherlich besser gekleidet sein. Nun müßt Ihr aber wissen, daß die Inder andere Kleidung tragen. Die meisten, die nicht viel Geld haben, begnügen sich mit einem solchen Tuch, wie Ihr es hier kunstgerecht um Schulter und Lenden geschlagen seht. Gewiß erinnert Ihr Euch dabei an die Bilder der Heiligen Schrift. Dort saht Ihr eine ähnliche Bekleidung.

Unser Freund hier auf dem Bilde, der so fleißig sein Buch studiert, heißt Hannuk. Von ihm will ich Euch ein wenig erzählen. Er ist in einem sehr wohlhabenden Hause aufgewachsen und in einem großen Geschwisterkreis. Mit dem Vater durfte er oft auf die Jagd gehen im eigenen Wald, konnte seinen Pony besteigen und spazierenreiten. Ja, was Euch wohl am allerschönsten dünkt, er brauchte nicht einmal zur Schule zu gehen. Hier gibt es noch keinen Schulzwang. Dafür müssen die Kinder sehr bald in Haus und Hof helfen. Aber nicht einmal das mußte er, denn sein Vater war ja reich und konnte sich Knechte und Diener halten. So hatte er alles, was sein Herz begehrte, und konnte herrlich und in Freuden leben. Und doch fehlte ihm das beste, was wir Menschen auf Erden besitzen können. Ihr werdet bald sehen, was ich damit meine.

In seinem Vaterhaus betet man nicht zu dem lieben Gott. Denkt Euch, den kennen noch viele Leute nicht! Zwar beten sie auch, aber nicht zu einem Gott, sondern zu mehreren Göttern, die sie sich selber aus Holz und Stein gemacht haben. Versteht Ihr wohl, daß das ganz unsinnig ist? Wie kann man denn auch eine Figur anbeten, sie um ihre Hilfe anflehen, von der man doch weiß, daß sie nur aus totem Material besteht?

Aber seht, solche Leute gibt es viele, die nicht nur in Indien wohnen. Das ist sehr traurig, daß soviele Menschen sind, die von unserem Heiland Jesus Christus nichts wissen oder nichts wissen wollen. Und er hat sie doch alle so lieb! Er allein kann ja nur die rechte Freude in unser Herz

Gossner Mission

geben. Diese Freude fehlte unserem jungen Freund. Er konnte wohl fröhlich sein, wenn er durch Feld und Wald streifen durfte, wenn er tun und lassen konnte, was er wollte. Und doch befiel ihn manchmal eine Traurigkeit; da war nichts, was ihn fröhlich zu machen vermochte. Was sollte er auch die stummen Götzen anbeten, die ihm ja doch nicht halfen.

Da, eines Tages kam er in die Nähe eines Missionsfestes. Er hörte Lieder singen, aber ganz andere als er kannte. Das zog ihn mächtig an, er wollte doch gerne hören, was da gesungen wurde. Wundersame, nie



Hannuk.

gehörte Dinge trafen sein Ohr. „Gott ist die Liebe, er liebt auch mich." — Unter all' seinen braunen Landsleuten sah er auch einen weißen Mann, den näher zu betrachten ihm besonders wichtig war. So sah er ihn nicht nur, sondern er konnte ihn auch hören, denn dieser redete in Hannuks Muttersprache. — „Also hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben." Und er machte nicht nur Augen und Ohren weit auf, sondern auch die Türe zu seinem Herzen.

Gossner Mission

Was da hineingeht, bleibt. Plötzlich empfand unser Freund Hannuk eine Freude, wie sie ihm bisher noch ganz unbekannt gewesen war. Er hätte laut aufjauchzen mögen. So schnell als er konnte, rannte er nach Hause, um dort zu erzählen, was ihm widerfahren war.

Aber, was denkt Ihr wohl, wie es ihm dort erging? Als er freudestrahlend berichtete, sah sein Vater sehr betrübt aus, seine Betrübnis aber verwandelte sich in Zorn, als Hannuk seinen Wunsch äußerte, Christ zu werden. — „Dann jage ich dich zum Hause hinaus, nichts soll dir mehr gehören. Du bist mein Kind nicht mehr, und wenn ich dich irgendwo antreffe, werde ich dich sofort töten." — Was sind das für schreckliche Worte! Wolltet Ihr, daß so Euer Vater zu Euch reden würde? — Nein, dann doch lieber kein Christ werden, Hannuk, diesen Rat geben wir Dir alle. — Auch seine Brüder erfahren, was er im Sinne zu tun vorhat, und sie lachen ihn aus und verspotten ihn. „Wenn Du zu den Christen gehst, teilen wir Deine Habe unter uns. Du kannst zusehen, wo du bleibst und bei den wilden Tieren im Walde wohnen." — Ihr könnt Euch denken, wie dem armen Hannuk zu Mute war. Was sollte er tun? Alle wollten sie ihn verstoßen, nur weil er ein Christ werden wollte, wie es soviele seiner Landsleute schon waren. Sein Vaterhaus sollte er verlassen und all' die Stätten, die er so lieb hatte. Da fühlte sich der arme Junge ganz alleine in der Welt, niemand war da, der ihn tröstete und Mut zusprach. Doch da war jemand ganz nahe bei ihm, das spürte er, sein bester Freund stand bei ihm, den er ja eben erst kennen gelernt hatte und um dessen Freundschaft willen er soeben geschmäht worden war. Mit einemmal wußte er, was er zu tun hatte, und freudig beharrte er auf seinem Vorsatze, Christ zu werden, und lieber Vater und Mutter zu verlassen, als den zu verleugnen, der ihn eben aufgefordert hatte, sein Jünger zu werden. — Da jagten ihn die Seinen von Haus und Hof, hinein in die Nacht, in den Wald zu den wilden Tieren. — Dort ist er nun umhergeirrt drei Tage und Nächte, hat gefroren und gehungert, aber kein Tier und kein Mensch haben ihm etwas zu Leide tun dürfen, denn es war bei ihm sein guter Hirte.

So kam er auf unsere Missionsstation und wurde aufgenommen und später getauft. Hier besucht er nun die Schule und möchte einmal Pastor werden. — Als er mir diese seine Geschichte erzählte, sagte er danach: „Es ist niemand auf der Welt, der mich lieb hat. Meine Eltern und Geschwister, die ich liebe und denen ich wünsche, daß sie auch Christen würden, hassen mich und stehen mir nach dem Leben." —

Liebe Kinder, wollen wir diesen Vorwurf so mitanhören: „Niemand auf der ganzen Welt hat mich lieb?" Wenn Ihr Euch da ein wenig hineindenken könnt, so ganz allein in der weiten Welt zu stehen und niemand zu haben, der einen lieb hat und für einen sorgt, dann greift noch heute in Eure Sparbüchse und zeigt auch mit der Tat, daß Ihr ihn lieb habt. M. Schiebe, Kinkel, am 18. 9. 1929.

Dieses Blatt ist in beliebig vielen Exemplaren von dem untenstehenden Verlag kostenlos zu beziehen.

Unser Postscheckkonto ist: Berlin Nr. 7950 Goßnersche Missionsgesellschaft.
Herausgeber Missionsinspektor Lokies, Berlin-Friedenau, Handjerystraße 19/20.
Verlag der Goßnerschen Mission, ebendort.
Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Heinrich Beenken), Berlin SW. 19, Wallstraße 17/18

Gossner Mission



Ein Gruß aus der Goßnerschen Mission

1929 66. Jahrgang Nr. 8

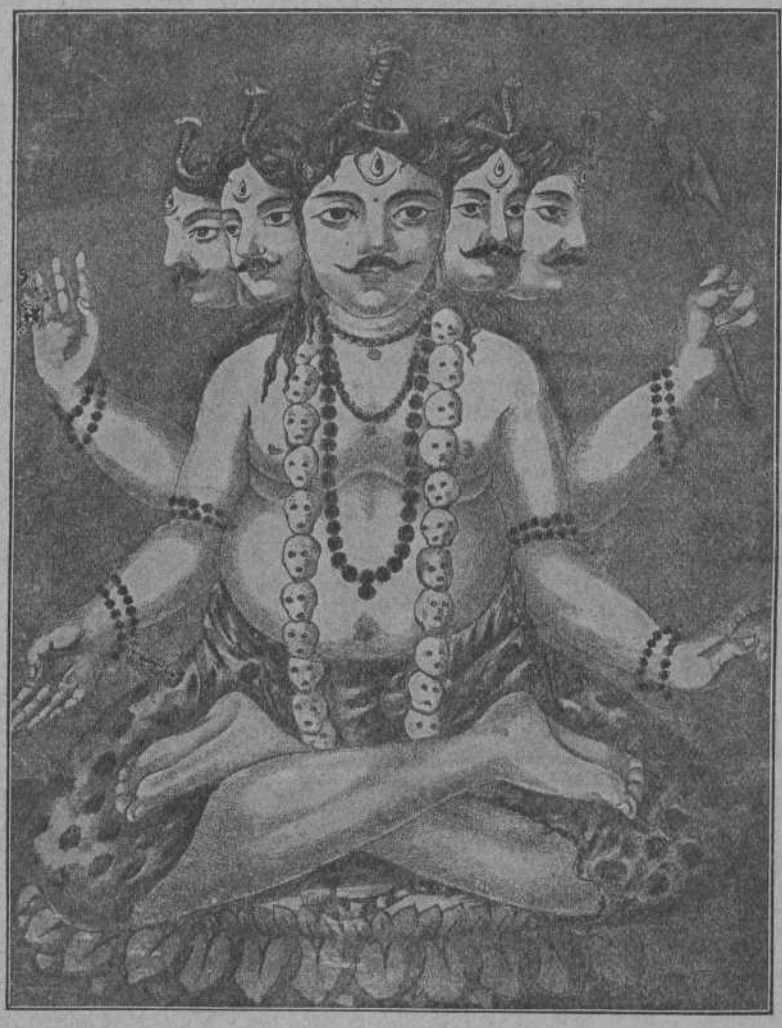
Fürchtet euch nicht!

So spricht Jesus: „Solches habe ich mit euch geredet, daß ihr in Mir Frieden habet. In der Welt habt ihr Angst; aber seid getrost, Ich habe die Welt überwunden." (Ev. Joh. 16, 39.)

Der kleine Fjodor geht in den Wald. Es ist der Wald seiner russischen Heimat. Die Sonne ist im Untergehen. Ihre Strahlen fallen schräg über einen Abhang. Dort zieht ein Bauer mit einem Gespann kleiner russischer Steppenpferde Furche um Furche. Der kleine Fjodor sieht ihn pflügen — so im Vorbeigehen, dann nimmt der Wald ihn auf. Immer tiefer und tiefer dringt er in das geheimnisvolle Innere des Waldes vor. Jetzt wird es ganz still um ihn her, kein Laut der Außenwelt dringt hinein. Da, in der tiefsten Stille, hört er plötzlich einen Schrei, so laut, daß er nicht aus Menschenmund zu kommen scheint: „Der Wolf kommt!" „Der Wolf kommt!" so schreit auch er, von Angst überwältigt, macht kehrt, und schreiend läuft er wieder zurück. Wie gehetzt jagt er aus dem Walde heraus, über den Acker und gerade auf den pflügenden Bauern zu. „Der Wolf kommt!" so schreit er noch einmal auf, dann ist er bei dem Bauer Marei angekommen. Mit der einen Hand hält er sich an dem Handgriff des Pfluges fest und mit der andern umkrallt er den Rock des alten Mannes. Der beruhigt ihn: „.... Geh doch! Wo denn? Was für'n Wolf soll denn .... Ist dir ja nur so vorgekommen! .... Ich werde dich schon nicht vom Wolf rauben lassen .... Christus ist mit dir!" Dann hebt der Bauer seine klobige Hand und bezeichnet „mit seinen erdigen Fingern" den Knaben mit dem Zeichen des Kreuzes. Da weicht die Angst von dem Herzen des kleinen Fjodor und er weiß: es ist nichts gewesen! Ein tiefer Friede kommt über ihn.

Diese Geschichte erzählt der russische Dichter Fjodor Dostojewski aus seiner Kindheit. Schon damals sah er, der große russische Seher, den reißenden Wolf über sein geliebtes russisches Volk kommen: den Feind Gottes, den Feind Jesu Christi. Schon damals sah er Ströme von Blut über die geliebte russische Erde fließen, und Angst umkrampfte

Gossner Mission



Der indische Götze Schiwa.

sein Herz. Aber er glaubte an den russischen Bauern, an das russische Landvolk — und er glaubte an die weltüberwindende Kraft des Kreuzes.

Wir aber denken bei dieser Geschichte an das Wort Jesu: „In der Welt habt ihr Angst; aber seid getrost, Ich habe die Welt überwunden." Angst, Angst vor dem Leben mit seinen ungeheuern Rätseln — wer hätte sie nicht? Unsere Kinder haben Angst und auch wir Großen haben Angst, wenn wir ehrlich sind. Ja, auch wir großen Menschen haben oft solche Angst, daß wir wie die Kinder die Bettdecke über den Kopf ziehen und uns vor dem Leben verstecken möchten. Aber wir kennen auch den, der die Angst überwunden hat: Jesus Christus. Unter seinem Kreuz haben wir Frieden.

Auch die Heiden haben Angst, unsagbare Angst — vor ihren Geistern und Götzen, vor den furchtbaren Geheimnissen des Lebens, die mit bösen Augen sie ansehen. Ihnen aber winkt keine Hilfe; denn sie kennen ihn nicht,

Gossner Mission

der die Welt überwunden hat, Jesus Christus. Und doch will Er auch ihnen Helfer und Heiland sein.

Wer hilft uns, Ihn ihnen bringen? **Wer hilft uns, sie zu bezeichnen mit dem Zeichen des Kreuzes?** Lokies.

Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit so wird euch solches alles zufallen.

(Matthäus 6, 33.)

Eine missionarische Unterredung mit Heiden während einer Hungersnot von unserm früheren Missionar Franz Kasten, jetzt in Brasilien.

Immer wieder habe ich die Heiden und Christen darauf hingewiesen, daß in der Hungersnot Gott selbst mit ihnen rede, nachdem er zuvor manchmal und in mancherlei Weise zu den Heiden geredet hat durch seine Knechte und sie sich durch diese nicht zur Buße haben bewegen lassen. Wiederholt beriefen sie sich da auf die Christen, die doch auch unter der Hungersnot zu leiden hätten! Ich antwortete ihnen dann, daß auch die Christen sehr nötig hätten, Buße zu tun, da sie nicht immer Gott geben, was Gottes sei. Einigemale, als ich davon sprach, daß Gott die Seinen nie verläßt, sondern Gebete erhört, wurde ich gefragt, warum ich nicht gebetet hätte, daß keine Hungersnot kommen möge? Jawohl, ich habe gebetet, aber was antwortete Gott darauf? „Und wenn gleich Noah, Daniel und Hiob beteten, so sollen sie doch nur ihr eigenes Leben retten; aber über das Land, das an mir sündigt und mich verschmäht, will ich meine Hand ausstrecken und den Vorrat der Speise wegnehmen und will Teuerung schicken, daß ich beide, Menschen und Vieh, darinnen ausrotte." (Hes. 14, 13—14.)

„Warum sind wir heute hierher gekommen und haben Euch zusammengerufen?" Und diese Frage selbst beantwortend, setze ich gleich hinzu: „Weil wir ein Wort an Euch haben, von dem Gott, der Himmel und Erde gemacht hat, und in dessen Auftrage wir kommen."

„Bitte, sagen Sie an, was Sie für einen Auftrag an uns haben!"

„Der allerhöchste Gott, der Euch Jahr für Jahr die Frucht Eurer Felder auskömmlich gab und der Euch mit Nahrung bisher täglich versorgte, der auch in diesem Jahr die Teuerung ins Land geschickt hat, läßt Euch allen Gnade anbieten und Rettung für die Zeit, wenn er weiter seine strafende Hand ausstrecken wird über diese ungehorsame Nation, die ihn nicht bekennt in Wort und Wandel! Ich soll Euch allen sagen, daß Ihr Buße tun sollt!"

„Sahib, damit ist wohl gemeint, daß wir alle Christen werden sollen?"

„Das ist allerdings Gottes Wille, und es wäre gut um Euretwillen, wenn Ihr diesem Gotteswillen nun endlich gehorcht."

„Sahib, das ganze Land ist Gottes und wir auch, warum sollen wir da erst noch Christen werden?"

„Ja, das Land ist Gottes und es gehorcht seinem Schöpfer besser als Ihr, indem es auf seinen Befehl Euer Richter wird und Euch die sonst gewohnte Frucht nicht gibt."

„Sahib, wenn ich ein Christ werde, wieviel Rupies*) wollen Sie mir dafür geben?"

---

*) 1 Rupie = 1,50 M.

Gossner Mission

„Wenn ich Dich verachten wollte, so würde ich vielleicht sagen, ich gebe Dir so und soviele Rupies, etwa wie man einen Ochsen auf dem Basar kauft und für ein Huhn gibt, aber da Du ein Mensch bist, würde ich das als eine Beleidigung für Dich ansehen. Hat Dich Satan so verfinstert, daß Du denkst, Du müßtest Dich in die Reihe der Tiere zählen?"

„Ja, was haben wir denn sonst für einen Nutzen, wenn wir unsere Religion aufgeben und Christen werden?"

„Die Frage nach dem Nutzen ist ganz berechtigt, aber ich muß mich wundern, daß Du noch so frägst. Es sind doch von Euren Volksgenossen schon sehr viele Christen geworden, die Ihr auch kennt, sagt, seht Ihr für sie und mittelbar auch für Euch daraus keinen Nutzen?"

„Sahib, die werden ebenso krank wie wir und sterben müssen sie auch!"

„Ganz recht! Trotzdem ist aber gerade hinsichtlich des Todes zwischen Heiden und Christen ein sehr großer Unterschied, wie Ihr ganz klar an Euch selber seht, die Ihr als Heiden Euer ganzes Leben hindurch vor dem Tode in Angst lebt, die uns Christen unbekannt ist. Ihr wißt doch, wie es bei Euch zugeht, wenn jemand im Hause stirbt, daß dann des Heulens und Klagens kein Ende ist und daß Ihr noch lange Zeit nachher nicht das Haus zu betreten wagt, darin ein Toter lag. Solche Angst findet Ihr bei wahren Christen nicht. Ein echter Christ wird das Fortleben auf dieser Erde nicht wünschen, sondern es für ein Unglück halten. Ich für meine Person bin Gott von Herzen dankbar, daß er mich von all dem Leid und Schmerz, von all den Betrügereien und Heucheleien dieser vergänglichen Erde erlösen und in die unaussprechliche Herrlichkeit des Himmels, wo er selber wohnt, versetzen will! Sagt, möchtet Ihr da nicht auch hinkommen?"

„Wer würde das nicht wollen!"

„Nun, wenn das Euer Wille ist, warum gehorcht Ihr denn Gott nicht? Gott will nicht, daß jemand zur Hölle fahre, sondern daß jedermann Buße tue und durch den Tod zur Freude eingehe!"

„Dann hat man aber doch in dieser Welt gar keinen Vorteil vom Christwerden."

„Ich sehe wohl, daß Eure Gedanken nur auf die Dinge dieser Erde gerichtet sind, aber ich will Euch doch die Augen öffnen helfen für den Vorteil dieser Zeit! Sagt, Ihr Uraus, Mundas, Kharias, in welchem Zustande lebtet Ihr hier im Lande, ehe die weißen Missionare zu Euch kamen? Durftet Ihr Euch wohl erlauben, die Blöße Eures Oberkörpers mit Zeug oder gar einer Jacke zu bedecken, oder eine Dhoti[1]) anzulegen? Wer das damals von Euch gewagt hätte, der wäre nicht ohne Strafe geblieben für diesen Hochmut, denn als solchen legten es Eure Bedrücker aus. Aus was für Gefäßen aßt Ihr damals Euer Essen?"

„Aus Blattgefäßen oder irdenen!"

„Wagte es wohl jemand von Euch, sich Messinggefäße zu kaufen, wie die Brahmanen[2]) sie halten?"

„Wer das tat, dem wurden die Gefäße vom Dorfherrn sofort weggenommen und außerdem mußte er für solche Anmaßung noch Strafe zahlen; ja, wenn einer von uns sich eine Katia[3]) oder gar ein Paar Schuhe zu kaufen erlaubte, da kam gleich der Dorfherr, zog ihm die Schuhe aus

---

1) Lendenschurz.
2) Indische Priester.
3) Bettstelle.

Gossner Mission

und prügelte ihn damit durch. Sahib, ich erinnere mich noch jetzt, wie der Dorfherr einen meiner Verwandten mit dem Schuh durchprügelte, daß wir für sein Leben fürchteten!"



Wer unter diesen Dreien ist die Christin?

„Seht, Ihr erinnert Euch noch gut all dieser heidnischen Greuel und Unterdrückung. Konntet Ihr damals einem Europäer eine Antwort geben?"

„Nein, wenn früher ein Europäer ins Dorf kam, liefen wir alle fort, denn wir fürchteten uns vor ihm!"

„Seht, wie man mit Euch umging, Ihr wurdet wie Tiere verachtet."

„Noch geringer, denn unsere Dorfherren hatten mit den Tieren mehr Erbarmen als mit uns Leibeigenen."

„Da seht Ihr, wie es war zur Zeit, als noch keine Christen im Lande waren und dem Gott Himmels und der Erde niemand gehorchte. Und wie ist es jetzt, nach 80 bis 90 Jahren, seitdem von Euren Volks-

Gossner Mission

genossen eine große Anzahl angefangen haben, Gott zu gehorchen, seitdem hat Gott angefangen, die Leute dieses Landes zu segnen! Nicht bloß hat er gesegnet, die ihm gehorchen, sondern um ihretwillen hat er ein ganzes Volk mitgesegnet und freigemacht vom Frondienst und Knechtschaft! Heute kann Euch kein Dorfherr mehr verbieten, Jacken, Dhotis oder Schuhe zu tragen und Euer Essen könnt Ihr wie jene aus Messinggefäßen genießen, auf Euren Katias könnt Ihr ungestört ruhen."

„Sahib, das kommt doch von der englischen Regierung, die solche Bedrückung nicht duldet und nicht von Ihrem Gott!"

„Nein, das kommt von unserm Gott, denn er hat die englische Regierung hierhergeschickt und läßt das Land nach christlicher Gerechtigkeit regieren und nicht mehr nach heidnischer Tyrannei!

Und weiter, wie stand es früher um Euer Wissen, war da wohl unter Euch Mundas, Uraus, Kharias einer, der lesen oder schreiben konnte?"

„Nein, keiner!"

„Von wem haben dies Eure christlichen Stammesgenossen gelernt?"

„In den Missionsschulen!"

„Ist wohl früher einer von Euch fähig gewesen, bei Gericht seine Sache klarzulegen oder sich zu verteidigen? Und heute sitzen Stammesgenossen von Euch, die Christen sind, am Richtertische und führen Eure Sache, und zwar nach Gerechtigkeit und nicht, wie früher, nach der Höhe der Bestechung. Konnten Eure Frauen und Mädchen früher eine Nadel führen oder sich ordentlich ihr Haar kämmen, wie Ihr heute noch an Euren heidnischen Frauen leider seht, daß sie mit wirrem Haar und zerrissenen Saris[4]) umherlaufen; stellt dagegen diejenigen christlichen Kolsfrauen und Mädchen gegenüber, die in der Missionsschule waren und bei der Missionsfrau nähen gelernt haben — seht Ihr da keinen äußeren Nutzen? — Alles dieses ist aber der geringere Nutzen vom Christwerden, die Errettung Eurer Seele ist weit nützlicher und nötiger. Darum sage ich Euch nochmals, laßt Euch versöhnen mit Gott und gehorcht nicht weiter Euren stummen Götzen, sondern betet Ihn an." —

Leuchtende Pfennige.

Von Frieda Schanz.

Als der Herr Pfarrer von St. Georg, einer kleinen Gemeinde im Norden einer großen Fabrikstadt, eines Sonntagsabends im kalten Winter die Groschen und Pfennige aus der Armenbüchse überzählte, fiel ihm etwas Seltsames auf. Irrte er sich? Nein, wahrhaftig, es war so! Es war ein Leuchten, ein ganz seltsames, wunderzartes, deutliches Leuchten um einige der vielen Hunderte und aber Hunderte kupferner und bronzener Münzen her!

Schon vor acht Tagen war es ihm bei der Sonntagsabendzählung erschienen, als leuchte eines der im ganzen Haufen liegenden Fünfpfennigstücke mit ganz eigenem, wundersamem Glanz. Damals hatte er seine Wahrnehmung selbst als Täuschung und Phantasie belächelt. Aber heute war er ganz in sich gewiß: er täuschte sich nicht. Weil man sich in solchen erstaunlichen Sachen freilich nie ganz auf sich selbst verlassen kann,

---

4) Gewänder aus einem Stück Tuch.

Gossner Mission

rief er zur Sicherheit seine junge Frau aus dem Nebenzimmer zu sich her. Die Frau sagte, ehe sie die Sache, auf die es ankam, mit einem Blick betrachtet hatte, mit einer streichelnden Handbewegung über des Herrn Pfarrers hohe, lichte Stirn, fröhlich lachend:

„Es wird natürlich stimmen, aber so etwas kannst auch du nur entdecken, mein lieber Hochehrwürden."

Im selben Augenblicke blieben ihre Blicke wie traumbefangen auf dem großen, stumpfblinkenden Haufen von Münzen und abgegriffenen Papierscheinen, der sich auf ihres Gatten Schreibtisch türmte, haften.

„Du hast völlig recht, oder vielmehr," setzte sie mit feinem Lächeln hinzu, „du kannst einen beinahe anstecken mit deinen geliebten Träumerphantasien!" Sanft und lieblich, wie selbst halb im Traume, fuhr sie fort: „Ich sah es wirklich eben auch; ein zartes Gleißen und Strahlen bricht hier, da dort aus dem Geldhaufen. Ach, Fritz, da fällt mir ja etwas schon halb Vergessenes, Merkwürdiges ein." — „So? Was denn?" Der Ton, in dem der Herr Pfarrer diese Frage stellte, zeigte, daß er sich ausnehmend gern von seiner jungen Frau erzählen ließ.

Und die Frau erzählte. Zu Anfang leise, stockend, als glaube sie selbst nicht so ganz fest an das, was sie da berichtete, oder als müsse sie es erst in sich zusammenfassen: sie sei neulich beim Ausgang aus der Kirche, nahe beim Gotteskasten, von einer Bekannten angesprochen worden und habe während des kurzen Gesprächs mit der Dame unwillkürlich nach dem Sammelkasten hingesehen, habe zugeschaut, wie groß und klein, alt und jung ihr Scherflein in den blanken Behälter geworfen. Dabei sei es ihr auf einmal wie ein kurzer, blendender Glanz aus dem Gewander der Münzen aus den vielerlei Händen in den Kasten hinein ins Auge gezuckt. Sie habe gemeint, ein Sonnenstrahl sei über dem Ganzen so blitzhaft aufgeglänzt; aber wenn sie es recht überlege, sei ihr am folgenden Sonntag gleichfalls solch ein besonderer Sonnenblitz vom Gotteskasten her aufgefallen. Jetzt eben habe sie sich wie auf einen lichten Traum plötzlich wieder darauf besonnen.

„Recht wunderlich!" sagte der Pfarrer, nun ernsthaft sinnend, zu dieser Geschichte seiner kleinen Frau. Und sie machten nun ohne viel Worte aus, daß sie ein köstliches Geheimnis miteinander in den Herzen trügen, dem unbedingt in aller Stille nachzuforschen sei. Zu solchen Forschungsaufgaben eignete sich die junge kluge Frau Pfarrer ausgezeichnet.

Sie hielt nun ihrerseits an dem kommenden Sonntag eine befreundete Person im Gespräch in der Nähe des Gotteskastens auf: das halbtaube, alte Nähhannchen, mit der eine Unterhaltung infolge zahlreicher Mißverständnisse und Zwischenfragen nie sehr bald zu Ende kam.

So sah die Frau Pfarrer aus angemessener Entfernung groß und klein, alt und jung ihren größeren oder kleineren Zoll an den Herrgott und die notleidenden Menschen entrichten, sah fröhliche, gleichgültige, mürrische, stolze, selbstgefällige, bescheidene Geber; ganz am Ende des Zuges, als eine der allerletzten, kam ein Kind auf Krücken daher.

Als dieses Mädchen seine Hand, die ein richtiges mageres Krällchen genannt werden konnte, dem Schlitz des Gotteskastens näherte, hätte die lebhafte Frau Pastor in ihrer Freude beinahe laut aufgejauchzt. Deutlich hatte sie in diesem Augenblick das Leuchten gesehen. Drei, vier oder auch noch mehr Geldmünzen mußten aus der schmalen Kinderhand in den

Gossner Mission

Kasten geglitten sein, denn wie ein kleines, himmlisches Feuerwerk blitzte es eine halbe Sekunde lang über dem Geldkasten in der vom ehrwürdigen Dämmerlicht erfüllten Kirchenhalle. Zündend fiel von dem blitzenden Schein ein Strahl in das lebendige Herz der jungen Frau. Sie sah ahnungsvoll dies Kind, dies Aermste der Armen, als die reichste Geberin der Gemeinde. Die Pfennige dieses Kindes mußten es gewesen sein, die sie und ihr Mann herausleuchten gesehen aus den Gaben und Abgaben der Gemeinde.

Sie haben es ganz still miteinander beschlossen: vorsichtig und zart haben sie dem Leben und Wesen des Kindes, das im ärmlichsten Kleide auf Krücken mühsam in die Kirche ging und in so tiefer Bescheidenheit als Letzte von allen den Armen eine so beträchtliche Gabe spendete, nachgeforscht. Eine Waise war es, bei ihrer Großmutter, einer Gemeindearmen, wohnend, aber ein unermüdliches, herziges Ding, eine stille, kleine Geldverdienerin, der man gern in der Nachbarschaft ein Kind zum Hüten anvertraute, die schon strickte, nähte, stopfte, allerlei Küchenhantierungen und Hausarbeiten tat für ein bißchen Geld, das dann wohl immer im Augenblick, in dem sie es empfing, vor Gottes Augen zum leuchtenden Golde wurde. Denn nur Freude hat sie damit bereitet: alles, was der kranken Großmutter nur gut tun konnte, hat sie ihr gekauft; still hat sie, die Dürftige, den Dürftigen von ihrer kleinen Habe gespendet; still und froh am Sonntag ihre Gottespfennige in den Kirchenkasten getan.

Die Pfarrersleute haben von ihrem lieben, kleinen Erlebnis kein Aufheben gemacht, die Kleine nicht mit Lob überschüttet, nicht herausgehoben aus ihrer Bescheidenheit und Stille. Ganz vorsichtig, als gelegentliche Hilfe im Haushalt haben sie sie allmählich zu sich herangezogen. Ganz von selbst kam es da, daß der Bruder der Pfarrerin, ein berühmter Arzt, sich ihres Hüftleidens annahm, ihr sehr half, ihr wunderviel Gutes tat. Ihre Kirchengaben ließ man sie in tiefster Stille weiterspenden; daß ihre Pfennige leuchteten, hat sie nie gewußt. Ahnungslos saß sie auf ihrem Platz tief hinten im Kirchenschiff, als der Pfarrer eines Tages seine schöne Predigt vom wahren, lebendigen Geben hielt, von den Pfennigen der Armen, der bescheidenen, herzenswarmen Geber — seine Predigt von den leuchtenden Pfennigen. Der Pfarrer tat sein Herz weit auf an diesem Tage. Eine Kollekte sollte gestiftet werden, so verkündete er, zur Gründung eines großen Liebeswerkes, eines Kinderkrankenhauses, das in der Gegend so nötig sei. In der ganzen Stadt wollte er dafür werben, Jahr um Jahr.

Mächtig sprach der Pfarrer. Mächtig wußte er die Herzen zu entzünden. Und das Werk ist ihm in der Tat gelungen. „Leuchtende Pfennige" wurde die Geldsammlung, die den Grund zu einer der wichtigsten Gründungen der Fabrikstadt legte, benannt.

Dieses Blatt ist in beliebig vielen Exemplaren von dem unterstehenden Verlag kostenlos zu beziehen.



Leuchtende Pfennige für die Mission — wer schenkt sie uns?

Unser Postscheckkonto ist: Berlin Nr. 7950 Goßnersche Missionsgesellschaft.
Herausgeber Missionsinspektor Lokies, Berlin-Friedenau, Handjerystraße 19/20.
Verlag der Goßnerschen Mission, ebendort.
Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Heinrich Beenken), Berlin SW. 19. Wallstraße 17/18.

Gossner Mission



Ein Gruß aus der Goßnerschen Mission

1929 66. Jahrgang Nr. 7

Er soll die Starken zum Raube haben!

Jesaias 53, 12: „Darum will ich ihm große Menge zur Beute geben, und Er soll die Starken zum Raube haben; darum, daß Er sein Leben in den Tod gegeben hat, und den Uebeltätern gleichgerechnet ist, und Er Vieler Sünde getragen hat, und für die Uebeltäter gebeten."

Da war ein trotziger Bub; vaterlos wuchs er im fremden Hause auf. Alexander war sein Name. Niemand im Hause hatte ihn lieb. Man hielt ihn für unbegabt und schlecht. Der Hauslehrer behandelte ihn oft ungerecht. Da verhärtete sich sein Herz und Gemüt immer mehr. Einmal, als der Lehrer ihn in den Winkel stellte, ballte er zornig seine kleinen Fäuste und rief: „Wenn ich einmal groß bin, baue ich mir ein Haus ohne Ecken; dann wird mich niemand in den Winkel stellen können!" Dies Wort sollte an Alexander in Erfüllung gehen. Er wurde ein großer Missionar und das erste Missionshaus, das er sich baute, war eine Rundhütte in Südafrika. „Wie," so fragt ihr wohl, „konnte aus jenem trotzigen, verhärteten Buben ein großer, gesegneter Missionar werden?" Nun: „die Starken soll Er zum Raube haben." Einmal war Alexander auf Ferien zuhause. An der reißenden Katzbach. Mit ihm befand sich auch ein älterer Bruder zu gemeinsamem Ferienaufenthalt bei der geliebten, verwitweten Mutter. Beide Söhne machten einen Spaziergang an den Ufern des stark angeschwollenen Flusses, und da schlug der ältere Bruder vor, ein Bad zu nehmen, und tat so forsch, wie Jungens es oft tun, als könnte er wer weiß wie gut schwimmen. Alexander glaubte das, und beide stiegen ins Wasser. Während Alexander, der nicht schwimmen konnte, sich vorsichtig am Ufer hielt, schwamm der ältere Bruder kühn in den Fluß hinaus. Doch mit seiner Kunst war es nicht weit her. Er hatte übertrieben, er hatte nur geprahlt. Als er nach wenigen Stößen umkehren wollte, riß ihn das Wasser hinweg. Er schwamm und schwamm, ohne vorwärts zu kommen. Alexander steht im seichten Wasser und blickt zuerst verwundert, dann voll Schrecken auf seinen Bruder. Der schaut ihn an

Gossner Mission

mit einem letzten brechenden Blick — dann sinkt er unter. Drei Meter von seinem Bruder entfernt. Alexander ist an jenem Tage und in jener Nacht nicht mehr nach Hause gekommen. Er hat irgendwo im Freien, nachdem er wie wild in die Kreuz und in die Quere gelaufen ist, genächtigt. Wie gebrochen kehrt er zur Mutter heim. Er kann den Blick seines Bruders nicht vergessen. Es ist ihm, als hätte Gott ihn angeblickt und ihn durch dieses Erlebnis zu sich gerufen. Da wird er Missionar. Er ist Gottes Beute geworden für immer: Alexander Merenski.

Eine Schule in Nordindien. Christen- und Heidenkinder besuchen sie. Unter den heidnischen Schülern ist einer, der mit der ganzen Leidenschaftlichkeit seines Knabenherzens an der heidnischen Religion seiner Väter hängt. Er gründet eine Schülerverbindung gegen das in die Schule eindringende Christentum. Und eines Tages, da zerreißt er in Haß und Zorn das Neue Testament. Aber da ist es um ihn geschehen. Ein Stachel drückt sich in jenem Augenblick in sein Herz ein, gegen den er nicht mehr ankämpfen kann. Christus erscheint ihm und nimmt ihn, den Starken, zum Raube: Sadhu Sundar Singh.

„Auf der Goßnerschen Missionsstation Koronjo in Indien" — so berichtet unser früherer Missionar, jetzt Pastor in Ammendorf bei Halle, Karl Hensel — „kannte ich einen eingeborenen Christen. Einer der Stärksten im ganzen Umkreis war er. Als er noch im Heidentum lebte, ein wilder, von allen seinen Stammesgenossen gefürchteter Mann. Seine Vorfahren waren Räuber gewesen. Gewalttätige, brutale Menschen. So war auch unser Boas als junger Mensch. Seine Körperkräfte flößten jedem Schrecken ein. Aber als Er, „der sein Leben in den Tod gegeben hat, und den Uebeltätern gleichgerechnet ist und Vieler Sünde getragen hat und für die Uebeltäter gebeten", in seinem Herzen Eingang gefunden hatte, da wurde aus dem gefürchteten, kraftvollen Manne ein Kind. Ein Kind Gottes. So habe ich ihn kennengelernt. Strahlende, zutrauenerweckende Augen schauten mich an. Auf der Missionsstation war er ein fleißiger, williger und zu allen Dingen geschickter Arbeiter. Einst waren unsere wöchentlichen Boten auf dem Gange zur Bahn und Missionsstation Raj-Gangpur von Räubern überfallen worden. Das nächste Mal sandten wir unsern Boas mit der wöchentlichen Post und mit Aufträgen zur Bahn. Er wurde auch angegriffen. Doch dank seinen Körperkräften schlug er die Angreifer bald in die Flucht."

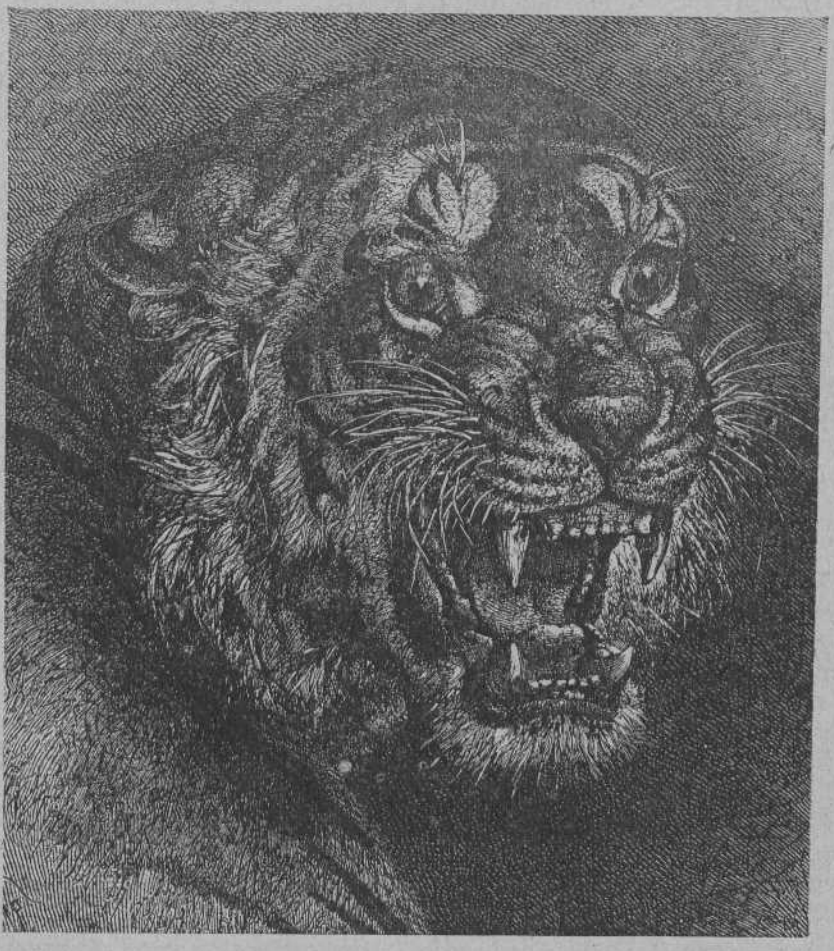
Er soll die Starken zum Raube haben und große Menge zur Beute. Helft uns, daß diese Verheißung mehr und mehr Wirklichkeit werde hier in der Heimat und da draußen in Indien! Lokies.

Alte Missionsverse für Kinder.

Jetzt reisen wir ins Inderland
Mit seinem grünen Palmenstrand.
Viel Reis wächst da nebst Zuckerrohr
Und Kaffee; bunter Blumenflor
Prangt überall und füllt die Luft
Mit wunderbar gewürz'gem Duft.

Gossner Mission

Doch denkt nur nicht: da lebt sich's süß
Wie einst im schönen Paradies.
Es hausen Tiger in den Wäldern
Und Schlangen schleichen auf den Feldern,
Und die dort wohnen unter Blütenfreuden
Sind immer noch elende Heiden.



Der Schrecken Indiens.

Unter dem Schatten Seiner Flügel.

Ein Rasterlebnis in Assam.

Eine Fähre setzt mich über den Fluß, und ich suche das Rasthaus auf. Es steht am Ufer und ist das einfachste, in dem ich je gewohnt habe. Aber eigenartig ist es. Es ist bis auf einige durchgehende Holzpfeiler aus gespaltenen Bambusrohren gebaut. Der Fußboden, einen Meter hoch, so

Gossner Mission

daß man darunter wegkriechen kann, die Wände, die Tür und der Tisch sind alle aus Bambusrohr hergestellt. Es biegt sich alles bei jedem Tritt, und leise schüttelt sich das Dach aus Bambus und Schilfgras.

Nun sitze ich auf der kleinen Veranda und warte auf meine Sachen, der Abend sollte den Heiden dieses Dorfes gelten. Zu meinen Füßen liegt der Dihnigfluß träge und müde. Die eigentliche Regenzeit mit ihrem Brausen und reißenden Gewässern ist seit 2 Monaten vorüber. Einige Sternlein werden sichtbar und schauen in die Fluten. Drüben am anderen Ufer liegt der Wald, den ich am Nachmittage passiert hatte. Finster lugt er zu mir herüber.

Langsam senkt sich schwarze Nacht herab. Sie zieht einen leichten, weißen Schleier hinter sich her. Es ist der Nebel — ein Teil des Assamgiftes. Die Sterblichkeit in Assam ist dreimal so groß wie in anderen Teilen Indiens. Hier und da lodert ein kleines Feuer auf als Zeichen der wenigen an den Ufern liegenden Hütten. Hinter dem Rasthause breitet sich das Dorf aus. Im Feuerschein sehe ich braune Gestalten, Männer, Frauen und Kinder, sitzen. Sie sind eingehüllt in leichte, leinene Gewänder. Ihre nackten Arme und Hände halten sie fröstelnd über den lodernden Holzscheiten. Auch sie sind Reisende wie ich. Wo bleibt mein Ochsenwagen! Mein leichter Tropenanzug, der mir am Tage heiß war, ist mir sehr kühl geworden. Ich trete ins kleine Stübchen. Die Lampe ist ja bei meinen Sachen. Ich zünde die Fahrradlaterne an, um zu lesen, aber ich finde nur mein Tagebuch in den Taschen, also schreibe ich, daß ich die Kühle nicht so merke und den Ochsenwagen ....

Es ist der 29. November. Fast 3 Jahre habe ich nun die 400 Kilometer lange Strecke meines Arbeitsfeldes zu beiden Seiten des Brahmaputras als einziger Goßner-Missionar bereist. Aus den drei Außenstationen-Katechistenschaften waren 22 geworden. Hier in dieser Gegend plane ich die dreiundzwanzigste einzurichten als Verbindung mit dem Sibhagarbezirk.

Der Oelgeruch meiner Laterne macht sich unangenehm bemerkbar. Das Zimmer ist bald von seinem Dunste erfüllt. Ich lösche sie aus, trete auf die Veranda und wandere auf und ab. Ein ängstliches Gefühl beschleicht mich, warum, weiß ich nicht. Doch nicht aus Furcht vor den Leuten da draußen? Nein, die sind zufrieden, wenn man sie in Ruhe läßt. Es ist wohl Uebermüdung und Hunger. Ich lausche über den Fluß nach meinem Ochsenwagen. Sollte da ein Unglück passiert sein? —

Von mir bis zum absteigenden Ufer des Flusses sind es ungefähr 20 Meter. Es ist eine glatte Rasenfläche, die jetzt im Dunkel der Nacht liegt. Plötzlich fahre ich zusammen. Ein dunkler Körper steht vor mir zwischen Veranda und Fluß. Nun geht er einige Schritte weiter. Ist es ein Hund, ein Schakal? Nein, dazu ist es zu groß. Ich schlage mit der Faust an den Pfosten. Leise zittert das Bambushäuschen. Still steht der Tierkörper da. Er scheint wie ich zu lauschen. Ein Schauder durchrieselt mich. Ist es ein Tiger? Mit zwei schnellen Schritten trete ich rückwärts in das Zimmer und ziehe die Bambustür hinter mir zu.

Kaum sind 10 Minuten vergangen, da klingt lautes Rufen durchs Dorf, hinter meinem Häuschen. Unzählige Hunde schlagen an. Das stille Dorf wird lebendig. Gellende Schreie: „Ein Tiger, ein Tiger!“ klingen

Gossner Mission

an mein Ohr. Auf großen Petroleumblechbüchsen schlagen sie einen Heidenlärm. Ich stürze hinaus, wie eine wilde Furie jagt es durchs Dorf. Männer und Frauen, mit großen Feuerbränden in den Händen, sehe ich hin und her laufen. Einer ruft: „hier", andere „dort". Endlich haben sie die Spur. Einem kurzen, heiseren Todesschreien geht es nach. Hier stürzt einer lang hin, ein Baumstamm lag im Wege. Ein anderer reißt ihn zurück, damit der brennende Ast nicht die Strohhütte anzünde. Schreiende Kinder werden von den Erwachsenen zurückgescheucht. Einige rufen: „Ram, Ram!" andere „Kali ma, Kali ma!" Es sind zwei bekannte Götzennamen, Notrufe, Hilfeschreie. So geht es durch das Dorf der Waldseite zu.

Ich sehe einen Mann hinterherlaufen. Es ist der Wächter des kleinen Bambushäuschens, der einzige Mann, den ich vor 1½ Stunden kennenlernte. „Ist es ein Mensch oder ein Tier?" frage ich, denn noch bin ich im Ungewissen. „Ein Rind!" ruft er mir eilend zu. Schon gestern Abend habe er eine Ziege geholt und mehrere Männer hätten die vergangene Nacht gewacht. Erleichtert atme ich auf. Es ist ein Mensch weniger von den 9—10 Tausenden, die nach der englischen Regierungsstatistik jährlich von wilden Tieren getötet werden. Die 20 Tausend, die jährlich durch giftige Schlangen ums Leben kommen, sind nicht darin einbegriffen oder mitgezählt, ohne die Menschen, die ungezählt den kleinen und großen Bestien zum Opfer fallen. Das Dorf ist wieder fast dunkel geworden. Man hat das Gefühl, die Bestie könnte noch irgendwo im Dunkeln liegen. Nach und nach wird es an der Waldseite ruhiger. Man hört wieder einzelne Menschenstimmen heraus. 200 Schritte hatte er das Rind aus dem Dorfe geschleppt. Durch den Lärm der Verfolgung, durch die Hast und die verfolgenden Hunde hatte der Tiger einen Augenblick beim Sprunge gezögert, um das starke Tier fester zu packen, da entglitt es ihm. Ein ihm zunächst folgender, ihm zuspringender Hund wird von ihm gefaßt und er verschwindet im Waldesdickicht.

Dann stehe ich an der Stelle, wo der Tiger einen Augenblick gezögert hatte. Da liegt nun das rotbraune, junge, starke Tier und verendet. Aus der klaffenden Wunde, vom Genick bis zum Halse aufgerissen, flieht das Leben. Armes Tier, vielleicht statt meiner! —

Die herumstehenden Männer erzählen, einige klagen; es ist ein großer Schade für die Betroffenen. Ich fordere sie zum Danke auf, daß Gott allen Menschenleben gnädig gewesen sei. Nicht den Götzen gelte der Dank, sondern Gott, der durch Jesus Christus unser Vater, auch ihr Vater geworden ist.

Als alles still geworden war, sehe ich am anderen Ufer des Flusses ein Licht aufleuchten, ich höre Stimmen. Mein brauner Koch mit dem Ochsenwagen ist es. Ein weiteres „Gott sei Dank" kommt aus meinem Herzen. Nun zieht die Fähre mit meinen Sachen langsam über den Fluß. Ich friere nicht mehr in meinen leichten Tropensachen.

Dann sitze ich bald vor dampfendem, schwarzem Assamtee. Nach dem Essen wird das Bambustischchen zum Schreibtisch. Beim Lampenschein vertraue ich meinem Tagebuch, was in mir nachzittert. Wozu? Es soll ein Zeugnis sein.

„Unter dem Schatten deiner Flügel habe ich Zuflucht, bis das Unglück vorübergehe." Psalm 57, 2. K. Beckmann-Rieda.

Gossner Mission

Liebe erweckt Gegenliebe.

Eine alte Geschichte,
neu erzählt von Missionar Magnus Schiebe, Kinkel.

Bumbo war der Sklave eines reichen Hauses und hatte als einer der jüngsten am meisten unter der Härte seines Herren zu leiden. Schon immer dachte er an einen Fluchtversuch, konnte aber noch keine Gelegenheit finden, ihn auszuführen. Da, eines Tages, als die Peitsche wieder auf ihn niedersauste und er sich unter Schmerzen wand, sprang er plötzlich auf und entwandt sich seinem Peiniger. Gleich einem gehetzten Reh irrte er durch die Gassen, sich scheu hinter Pfeilern und Häuserecken verbergend, bis er endlich den Hafen erreichte. Nachdem er durch Entledigung seiner Sklavenkleidung sich für einen solchen unkenntlich gemacht hatte, bewegte er sich weit ruhiger denn zuvor durch die handelslustige Menge, bis er ein ihm für seine Flucht geeignetes Schiff, ein deutsches, herausgefunden hatte. Hier wollte er es versuchen, ob der Kapitän ihn nicht aufnehmen würde, um ihn vor den Augen seiner Verfolger und Peiniger zu verbergen.

Es war der letzte Tag, an dem jenes Schiff seine Ladung überholte. Der Kapitän, ein stattlicher Mann mit zwei freundlich und gütig blickenden Augen, hatte gerade dem Steuermann am Ladekran die letzten Anweisungen gegeben und war eben im Begriff, seine Kabinentür zu öffnen, als sich ihm plötzlich jemand zu seinen Füßen niederwarf. Es war niemand anders als der Sklave Bumbo, der mit einem verzweifelnden Blick nach der Richtung, aus der er fliehend gekommen war, und mit erhobenen Händen flehentlich bat, ihn zu retten. Er verhehlte nicht, daß er ein entlaufener Sklave sei, der sicherlich durch die Hafenpolizei verfolgt würde. Den Kapitän dauerte dies arme hilflose Wesen, aber zugleich war es ihm auch wieder klar, daß er seine ganze Existenz verlieren könne, wenn er diesen Sklaven bei sich aufnähme. — Es war einen Augenblick ganz stille geworden zwischen diesen zweien, der eine erwartenden Auges an den Lippen hängend, die über sein Schicksal entscheiden sollten, der andere mit ernstem Blick wie einen Punkt am Meereshorizont suchend, als ob er dort Antwort fände. — Nun spielte ein feines Lächeln um seinen Mund, dessen Unterlippe sich ein wenig vorgeschoben hatte. Dann sagte er: „Was hinter meinem Rücken sich zuträgt, geht mich nichts an." Diese Worte waren mit einer entsprechenden Handbewegung begleitet. Darauf verschwand er in seiner Kabine, ohne sich um Bumbo noch weiter gekümmert zu haben.

Mittlerweile war ein Gedränge am Hafen entstanden. Man sagte, die Polizei fahnde nach einem entlaufenen Sklaven. Alle Schiffe wurden untersucht. Auch zur „Franziska", so hieß das deutsche Schiff, waren sie gekommen und hatten nach dem Flüchtling gefragt und nur zur Antwort erhalten, daß er um Aufnahme gebeten habe, und daß das Schiff zur Untersuchung frei stünde. Aber nirgends konnte dieser gefunden werden. So mußte die Polizei unverrichteter Sache wieder umkehren.

Der nächste Tag brachte günstigen Landwind und, obwohl die „Franziska" erst für den nächsten Tag zur Ausfahrt gebucht war, lichteten sich doch ihre Anker, und mit vollen Segeln ging sie in See. Kaum hatte sie die Hafenausfahrt erreicht, als auch ihr verfrühter Aufbruch, der so-

Gossner Mission

gleich zum Verdacht Anlaß gab, bemerkt wurde. Durch Signale gab man ihr zu verstehen, daß sie zu stoppen hätte. Aber „Franziska" gab keine andere Antwort als die, daß sie ihre Fahrt noch mehr beschleunigte.

Nunmehr löste sich ein Boot der Hafenpolizei vom Ufer, das mit kräftigen Ruderschlägen getrieben, den Ausreißer einzuholen suchte; aber vergebens. Das deutsche Schiff hatte schon einen zu großen Vorsprung gewonnen. Da, plötzlich blitzte es kurz auf, eine weiße Wolke, ein ferner Donner — — und ein hochaufspritzender Gischt zeigte die Stelle, wo eine Kanonenkugel hart achter Schiffsheck im Meer verschwunden war.

Damit hatte einem Menschen die Freiheitsstunde geschlagen. Das Schiff war außer Reichweite der Verfolger. — Vor dem Kapitän lag ein Mann mit tränenden Augen und einem dankerfüllten Herzen. Fortan wollte er seinem Lebensretter angehören. Als Koch und Liebling der ganzen Mannschaft hat er noch viele Jahre Freud und Leid mit seinem Retter geteilt.

Er lebt nicht mehr, der Bumbo; der Kapitän aber ist des Erzählers Großvater.



Sohn unseres Kolspastors Samuel in Kinkel.

Gossner Mission

Fröhliches Geben.

Klein Elschen geht ins Gotteshaus,
Gar lieb, andächtig sieht es aus
Und bringt auch ihr Gesangbuch mit,
Den dicken Band mit gold'nem Schnitt.
Die Noten kennt sie nicht entfernt,
Doch Lesen hat sie schon gelernt
Und sieht, wie oberhalb der Lettern
Die Noten auf- und niederklettern.
Ihr Stimmlein hebt und senkt sich mit,
Hält mit der Orgel Ton und Schritt.
Der Pfarrer redet von Mission
Und bittet mit bewegtem Ton,
Daß jeder bring' sein Scherflein mit
Zur Tilgung für das Defizit,
Das jetzt dreitausend Mark beträgt.
Das Elschen hört's und überlegt. —

Beim Heimweg sagt's zum Mütterlein:
„Das kann doch gar nicht schwierig sein;
Es brauchen nur drei Leute eben
Eintausend Mark dafür zu geben."
Die Mutter lächelt: „Liebes Kind,
So reich nur wenig Menschen sind."
Die Kleine drauf: „Aha, nun weiß ich:
Einhundert Mark wohl geben dreißig."
„Ich glaub' es kaum," die Mutter spricht;
Sie aber bleibt voll Zuversicht:
„Es kann auch ganz gut anders geh'n:
Dreihundert Leute geben zehn."
Die Mutter schweigt, weil's leid ihr tut;
Da ruft das Mägdlein wohlgemut
Und preßt die Hand ihr fest und stark:
„Dreitausend geben e i n e Mark!"
„Und," — schnell ins Täschlein faßt die Kleine:
„Da, Mutter, hast du schon mal meine!"

(Ernteklänge.)

Dieses Blatt ist in beliebig vielen Exemplaren von dem untenstehenden Verlag k o s t e n l o s zu beziehen.

Unser Postscheckkonto ist: Berlin Nr. 7950 Goßnersche Missionsgesellschaft.
Herausgeber Missionsinspektor L o l i e s, Berlin-Friedenau, Handjerystraße 19/20.
Verlag der Goßnerschen Mission, ebendort.
Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Heinrich Beenken), Berlin SW. 19, Wallstraße 17/18

Gossner Mission

Die Kleine Biene auf dem Missionsfelde



Ein Gruß aus der Goßnerschen Mission

1929 — 66. Jahrgang — Nr. 2

Ich glaube an die Gemeine der Heiligen.

Albert Schweitzer, der große Gelehrte und Missionar, erzählt in seinem Büchlein „Aus Kindheit und Jugend", das wir unseren jugendlichen Freunden aufs wärmste zum Lesen empfehlen, von einem alten, fast tauben Mann aus seinem Heimatdorfe, der sich sonntäglich zum Gottesdienste einfand und, obwohl er nichts von der Predigt verstand, doch immer mit einem glücklichen Gesichtsausdruck dasaß. Der Pastor konnte sich über den regelmäßigen Kirchenbesuch eines fast völlig Tauben nicht genug verwundern. Doch als er seinen treusten Kirchengänger einmal darum befragte, ob es ihm denn nicht schwer falle, zu kommen, da er doch kein Wort verstehen könne, — da antwortete jener lächelnd: „Die Gemeinschaft der Heiligen, Herr Pastor, die Gemeinschaft der Heiligen." Und ein stilles Leuchten lag dabei auf seinem Gesicht. Dieser alte, taube Mann wußte etwas von dem seligen Geheimnis unseres Glaubenssatzes: „Ich glaube an die Gemeine der Heiligen." Er wußte sich hineingestellt in eine unsichtbare Gemeinde zu allen Zeiten und an allen Orten.

Lieber Christ, weißt du etwas um dieses selige Geheimnis? **Wenn nicht, dann komm und werde ein Missionsfreund!** Gerade die Beschäftigung mit der Heidenmission ist so recht dazu geeignet, dich die Herrlichkeit dieses Stückes in unserem Glaubensbekenntnis zu lehren. Sie verbindet dich im Geiste mit Menschen, die du nie sehen und hören wirst: mit unseren Missionaren und Missionsschwestern, die in der Verborgenheit ferner Erdstriche ihre stille Arbeit tun, und mit unseren schlichten, farbigen Christen aus allen Völkern und Rassen — so wie jene sich mit dir verbunden wissen durch den einen Glauben an den Einen Herrn. Kommt da ein Missionar in der Abendstunde zu der Hütte eines seiner schwarzen Gemeindeältesten. Als er eintreten will, hört er, wie drinnen in der Hütte gebetet wird. Er hält stille und lauscht. Da hört er, wie jener Gemeindeälteste betet: für seine eigene Familie, für sein Dorf, für den schwarzen Lehrer, den schwarzen Pastor, den weißen Missionar und nun — nun betet er auch für die weißen Brüder und Schwestern des Glaubens über

Gossner Mission

See — er betet für dich und für mich. Ergreifend dieses Gebet eines armen Schwarzen, das aus einer winzigen, elendigen Hütte aufsteigt, mitten im dunklen Erdteil! Es steigt höher und höher, und nun streckt es sich mit einer Schwinge über die südliche Hälfte dieser Erde, und nun, nun reckt es sich mit der anderen Schwinge auch über uns! Sage, kannst du auch so beten? In Gemeinschaft des Glaubens mit der gesamten Christenheit?

Wir in der Missionsleitung werden immer wieder spürbar in diese unsichtbare Gemeinde der Gläubigen hineingestellt. Nach unserem Jahresfest im vorigen Jahre und auch nach der letzten Ordinationsfeier für unsere jüngsten Missionare erhielten wir aus den verschiedensten Gegenden unseres Vaterlandes Zuschriften des Inhalts: „Wir konnten zwar leiblich an diesen Gottesdiensten nicht teilnehmen, aber wir haben dieser Tage im Gebet gedacht und nun senden wir auch unsere Kollekte." Die Kollekte einer unsichtbaren Gemeinde!

Liebe Christen im deutschen Vaterlande, es tun sich heute viele große Organisationen auf, die die Menschen aus allen Ländern und Völkern vereinigen wollen zu rein weltlichen, ja gefährlichen, gottwidrigen Zielen. Das Gegengewicht dazu ist diese unsichtbare Gemeinde der Kinder Gottes, die da ist, wirklich da, zerstreut in der ganzen Welt. Gott gebe, daß auch wir zu ihr gehören. Amen. Lokies.

Ein wildes Land.

Von Marg. Radsick, geb. Winzer.

Als ich im Jahre 1908 über den blauen Ozean nach Indien fuhr, bewegte ein großer Wunsch mein Herz. Gern wollte ich ja überall hin mich senden lassen, wie mein Gott es bestimmte, nur — nach Assam mochte ich nicht gehen. Mein damaliger Verlobter war in dieses Land für eine Weile geschickt worden, aber zuletzt wieder nach Chota Nagpur gekommen, so hoffte ich, er würde dort bleiben dürfen. Ein Missionar, der zur Zeit in Berlin weilte, hatte von Assam erzählt, und das klang mir alles so vorsintflutlich, daß es mich mit Schrecken erfüllte. Er hatte dort in einem Bambushaus gewohnt, das auf Pfählen erbaut war. Diese Bauart sei der vielen dort vorkommenden Erdbeben wegen nötig. Wo Steinbauten einfallen, schmiegen und biegen sich diese Häuser nach den Erderschütterungen. Fast das Jahr durch regne es, erzählte er weiter, und Regenwetter liebte ich so garnicht. Einmal habe es wochenlang so gegossen, daß er lange nicht aus dem Haus habe gehen können, und wie es ihm mal zu langweilig wurde, da habe er sich in ein Waschfaß gesetzt und unter seinem Hause Fische geangelt. Leider hätten nur einige „lütte" Gründlinge angebissen, und dann habe er sich nach der Bahnstation mühevoll im Waschfaß hingerudert, um endlich mal seine Post in Empfang zu nehmen. Bald sei er mit seiner Familie so stark am Sumpffieber erkrankt, daß er glücklich war, als er endlich dies Land im Rücken hatte. Ein anderer, der nach ihm hingeschickt worden war, starb am Schwarzwasserfieber, und ein dritter wurde herzkrank, nun war dort keiner in der Gegend. Da ich schwächlicher Natur war, glaubte ich, solchem Klima gar nicht standhalten zu können und war froh, als in Indien fürs erste von Assam gar nicht die

Gossner Mission

Rede war. In Purulia, da, wo das größte Aussätzigenasyl von Indien ist, das bis jetzt existiert, feierten wir bei dem lieben, alten Missionar Hahn und mit unserer lieben Diakonisse Schwester Marie Vorköper, die jetzt im fernen China heimgegangen ist, unsere Hochzeit. Der liebe alte Missionar erkundigte sich dabei angelegentlichst, ob ich auch kochen könne. O ja, das traute ich mir als angehende Hausfrau doch zu. Er teilte uns darauf seine Pläne mit. Da sei eine Provinz Impur, in der eine Erweckung eingesetzt hatte. Dorthin wollte er mit uns eine Predigtreise machen. In einem Zelt, das wir im Urwald aufschlagen wollten, sollte ich die Kocherei besorgen. Wenn man nun so gerade aus Berlin kommt, mutet einen so etwas alles erst sonderbar an, aber ich gab mit Freuden meine Zustimmung, denn dadurch schien es ja fast besiegelt, daß wir in Chota Nagpur bleiben durften. In der nächsten Woche sollte ein großer Ochsenwagen uns mit Sack und Pack in den Urwald befördern, da — kam schon am nächsten Tag eine Depesche aus Berlin und — beorderte uns nach — Assam! Ich hatte meine Wünsche tief im Herzen vergraben, und mein lieber Mann erfuhr es erst nach zehn Jahren, daß ich damals solch Angsthase war. Wir fuhren dann zwei Tage in der Bahn und acht Tage auf dem Brahmaputra unserer neuen Heimat zu. Wenn ich jetzt auf die acht Jahre meines Lebens in Assam in großer Einsamkeit und so mancherlei Entbehrungen zurückblicke, kann ich nur sagen: „O, ein treuer Gott und Heiland, der seine Kinder doch immer recht leitet, auch wenn es gegen das eigene Wünschen geht."

Eine schottische Dame fragte mich einmal: „Wie können Sie es nur in diesen höchst primitiven Verhältnissen so lange aushalten?"

Ich sagte: „Liebe Frau Ch., Sie haben zwei Autos und befehlen nur, in welchem Sie auszufahren wünschen. Da Sie aber alles besitzen, wonach Ihr Herz begehrt, halten Sie sich so wenig an Ihren Gott und können nie die Wunder erleben, die der treue Gott uns schauen läßt, wo wir hier in der Einöde so ganz auf Ihn geworfen sind."

Sie sah mich lange nachdenklich an und sagte dann: „Ja, ich glaube, Sie sind viel glücklicher als ich."

Sie ahnte es damals nicht, daß sie einmal selbst die Veranlassung zu solch einem wunderbaren Erleben sein sollte.

Wir wohnten erst in dem besagten Häuschen mit der Fischangelei, und Herr Ch., welcher Ingenieur war, riet uns, das eine der drei Zimmerchen als Schlafzimmer zu meiden, da die Decke leicht mal einstürzen könne. Als aber dann doch ein Missionar uns nachgeschickt wurde, blieb uns für kurze Zeit nichts anderes übrig und uns ist auch nichts passiert.

Mein Mann suchte dann einige Tagereisen von dort entfernt, nach einem gesünderen Platz, wo er ein kleines Bambushäuschen erbaute, das uns erst mal provisorisch als Wohnort dienen sollte. Die liebe schottische Dame bot mir an, bei ihr so lange zu wohnen, bis das Häuschen wohnhaft sei, aber ich wollte doch gleich von Anfang an Freud und Leid mit meinem lieben Mann teilen.

Die Engländer erlaubten uns, für einige Wochen in einem englischen Rasthaus zu wohnen. Mein Mann dirigierte den Bau von früh bis spät, aller Hitze trotzend. Sonntags gingen wir auf Predigttouren. Ich beneidete die jungen Missionare in Chota Nagpur, die von der Mission

Gossner Mission

einen Lehrer gestellt bekamen, der sie in die Geheimnisse der Hindustani-Sprache einführte. Wenn mein Mann todmüde abends heimkehrte, konnte er nicht noch Lehrer spielen.

Endlich fand sich ein eingeborener Christ, der mich unterweisen wollte, aber das war für mich eine rechte Geduldsprobe, da ich gern recht schnell vorwärts kommen wollte. Die Schrift hatte mir ein alter Missionar in den drei Reisewochen auf dem Schiff sehr fein beigebracht, aber zur Uebersetzung waren wir noch nicht auf dem Schiff gekommen.

Wenn ich nun z. B. meinen geistreichen Lehrer, den langen Nirband (d. h. der Freie), fragte, wie heißt „anthijar" auf englisch, so riß er seine schwarzen Augen weit auf und blickte zur Decke. Dann lehnte er sich weit zurück in den Stuhl, und wenn seine hagere Gestalt sich wieder nach vorn bewegte, so hoffte ich, daß ihm nun das Wort eingefallen sei. Wie freute ich mich, wenn er dann endlich hervorbrachte: anthijar-to hai = das ist „darkneß" = Dunkelheit, aber meistens führten seine vielen Verrenkungen zu dem Schluß: „ham nahi jante hai" = ich weiß nicht.

Später nahm ich mir Kinder vor und lernte von ihnen.

Als ich zum ersten Mal den neuen Missionsplatz mit unserem winzigen Häuschen sah, das sich von den Häusern der Eingeborenen nicht allzu sehr unterschied, überkam mich wieder eine heimliche Bangigkeit. Es lag inmitten der Reisfelder, kein Baum und Strauch ringsum. An der einen Seite zog sich die schmutzige Landstraße hin, wo viele Betrunkene entlang torkelten, die aus der nahe gelegenen Branntweinschenke kamen. Behäbig wackelnd und viele Staubwolken hinterlassend, sah man viele Ochsenwagen langsam ihren Weg ziehen. In der Regenzeit machten sie den Schlamm hochaufspritzen. Dann liefen dort ganze Rudel fetter Tierchen herum, die in Deutschland rosafarbig, hier aber schwarz sind und einem oft dicht vor die Füße kamen, daß man darüber stolpern könnte: die Schweine.

Noch lebhaft steht mir der Einzug in unser primitives Häuschen vor Augen. Es war längst nicht fertig, aber die Engländer bedeuteten uns, daß wir ihr Rasthäuschen nun lange genug bewohnt hätten. Die Heiden begrüßten uns, indem sie die Hand von der Stirn bis zum Erdboden und wieder hinauf bewegten, und baten mich, ihnen Geschenke zu geben. Ich sagte ihnen, daß ich gar nicht reich wäre, was die Inder immer nicht fassen können.

„Etwas will ich Euch aber doch schenken," sagte ich, „Ihr sollt mir Eure Kinder schicken, die will ich dann allerlei gute Sachen lehren, und Euch will ich im Worte Gottes unterweisen, sobald ich Eure Sprache noch besser gelernt habe."

Ach, ich ahnte es damals nicht, wie schwer es ist, das Vertrauen der Leute zu erwerben. Unsere Nachbarn waren teils Mohammedaner und teils Inder der niedrigsten Religionskaste, die man Teufelsanbeter nennt. Sie dienen dem Teufel, weil sie sagen: „Der läßt es seinen Leuten gut gehen auf Erden."

Sagt man ihnen: „Ja, um Euch dadurch desto sicherer für die Hölle zu haben," dann erwidern sie: „Wie's uns nach dem Tode geht, ist uns einerlei."

Einen Inder, der nicht an das Fortleben nach dem Tode glaubt, habe ich nicht gefunden.

Gossner Mission

Als wir endlich das Häuschen betreten konnten, das nur gerade so knapp unter Dach und Fach gebracht worden war, waren da in den drei kleinen Zimmern einige Christenfrauen damit beschäftigt, die aus Bambusgeflecht hergestellten Wände zu befestigen. Jede hatte einen Eimer, in dem sie Kuhdung mit Erde gut vermischten, um dann diese, einen unangenehmen Geruch ausströmende Masse mit den Händen an die Wände zu kleben. Das Laufen in den Zimmerchen wurde erschwert durch den mit Teer bestrichenen Fußboden, auch an die ebenso bestrichenen Wände durfte man sich nicht wagen.

Ich atmete ein wenig auf, als alle Wände verklebt waren, und glaubte, nun würde der weiße Kalk bald alles schön übertünchen. Aber, o Schrecken, da eröffnete mir mein Mann, daß die Wände es zu ihrer Haltbarkeit dringend nötig hätten, noch dreimal mit der erstgenannten Substanz bestrichen zu werden. Froh war man, als einem der weiße Kalk von den Wänden entgegenglänzte, doch bald entdeckte man ein neues Uebel. Die Bambusrillen ließen unterm Strohdach bereitwilligst den Ratten und Wieseln freien Durchzug; besonders abends liebte ich es wenig, die Tiere da entlang ziehen zu sehen. Es klatschte auch mal eins auf den Boden, und ich muß gestehen, daß ich einmal vor einer Ratte, die eine besonders imposante Größe aufzuweisen hatte, ausgerückt bin und die Leute bat, ihr mit Stöcken den Garaus zu machen. So manches Stück Seife haben mir die Ratten weggeholt, besonders liebten sie die Rasierseife von meinem Manne. Noch vieles könnte man von der Tierwelt Indiens berichten, vielleicht tue ich es später einmal.

Mein lieber Mann bereiste das Land, um die sehr zerstreut wohnenden Christen in den großen Teeplantagen aufzusuchen. Diese waren zum größten Teil aus Chota Nagpur ausgewandert oder gewaltsam nach Assam von den Kuli-ratchers = Arbeiter-Fängern gebracht worden, um den Engländern in den Teegärten die Arbeit zu tun. Die Assamesen sind ein träges Volk und rauchen zum größten Teil Opium, so sind sie nicht zu geregelter Tätigkeit zu gebrauchen. Zu meiner großen Freude hatte ich bald eine Schule gründen können und fühlte mich glücklich allein unter meinen Braunen, bis dann unsere Kinderchen heranwuchsen.

Nach eineinhalb Jahren wurde der Missionar, der mit Frau und Kind damals mit uns das besagte Häuschen in Jorhat bewohnt hatte, herzkrank, und die Familie mußte schnell nach Chota Nagpur zurückfahren. Sie baten uns, ihre zurückgelassenen Sachen zusammenzupacken und ihnen nachzusenden.

So machten wir uns auf die Tagereise, und da die Arbeit eilte, hatte ich die ersten Tage nicht Zeit, die liebe schottische Ingenieurfamilie zu besuchen.

Unsere vier Monate alte Dori wurde nicht mehr satt von der Muttermilch. Wir versuchten es mit Büchsenmilch, aber die stieß das kleine Geschöpfchen energisch von sich. Woher sollten wir Kuhmilch bekommen? Den Indern ist bekanntlich die Kuh ein heiliges Tier, das man nicht melken darf, nur das Kälbchen kann soviel trinken wie es will. Uebrigens sind die Kühe dort viel kleiner als unsere. Christen gab es keine in der Umgegend, die uns mit Milch hätten aushelfen können, und wir hatten kein Geld, um uns eine Kuh zu kaufen. Wir dachten, wenn man um alles den lieben himmlischen Vater bitten darf, so auch um Milch für unser Kindchen, sah es noch so hoffnungslos damit aus.

Gossner Mission

Da kommt am übernächsten Tag ein Mann mit einer Kuh und einem Kälbchen. Er bleibt stehen vor unserem Haus und fragt: „Können Sie wohl die beiden Tiere unterbringen?"

O ja, einen Stall hatten wir! „Wem gehört denn die Kuh?"

„Der Ch. Mem Sahib" (gleich Herrin), sagt der Mann, „sie kommt gleich selbst."

Und dann war die kleine, korpulente Dame auch schon da, hoch rot und außer Atem. „Haben Sie Platz für die Kuh?", sagte sie aufgeregt, „ich wußte ja nicht genau, ob Sie schon hier sind. Na, denn ist es nur gut, daß das ungezogene Tier untergebracht ist!"

„Wie ist es mit der Milch?", fragte ich erstaunt. „Schicken Sie jemand, der die Kuh melkt und die Milch dann zu Ihnen mitnimmt?"

„Ich hatte es vorher noch gar nicht gewußt, daß Sie eine Kuh besaßen."

„O," rief die kleine Dame empört, „von dieser häßlichen Kuh will ich auch keinen Tropfen Milch mehr haben, ich habe schon eine andere dafür. Sie tun mir einen Gefallen, wenn Sie das Tier behalten, daß es mir gar nicht mehr unter die Augen kommt!"

„Aber Frau Ch.," sage ich, noch immer höchst verwundert, „was hat Ihnen denn nur diese Kuh getan?"

„Sie kennen doch meine feine Hühnerzucht," erzählte sie noch immer mit erhobener Stimme: „Viele habe ich selbst groß gezogen; und nun reißt sich das Tier los, kommt vom Weideplatz unter mein Hühnervolk und — tritt eins meiner Lieblingshühner tot. Sie können die Kuh mit sich nehmen, ich gebe Ihnen einen Mann mit, der sie Ihnen hinbringt und Kuhfutter für die Reisetage mit sich nimmt."

Ich sagte: „Liebe Frau Ch., es tut mir ja sehr leid, daß die Kuh Ihnen den Kummer bereitet hat, aber sehen Sie, wir haben den Heiland gebeten, uns Milch zu schenken für unser Kind, und Er hat uns so wunderbar erhört."

Ich sehe noch ihr bewegtes Gesicht vor mir. Sie reichte mir die Hand und sagte: „Nun ist es mir nicht mehr leid darum, daß ich das Huhn verloren habe."

Unsere Dori trank mit sichtlichem Wohlbehagen die schöne Kuhmilch. Wir dankten von Herzen unserem treusorgenden himmlischen Vater. Die Kuh erwies sich als ein feiner Milchspender und mit den Jahren erwuchs aus dieser Kuh mit ihrem Kälbchen vor unseren Augen eine kleine Herde. Vielleicht darf ich später einmal von den anderen Wundern berichten, die der treue Gott uns da draußen schauen ließ.

Missionsbüchse und Missionssammelbuch.

Eine „wertvolle" Bekanntschaft.

Meine Damen und Herren! Gestatten Sie, daß wir uns Ihnen vorstellen: Wir sind Geschwister, unsere gemeinsame Mutter ist die Mission. Wir heißen Sammelbüchse und Sammelbuch. Name ist Schall und Rauch, sagt der Dichter. Aber das stimmt nicht immer. Unser Name ist ein Programm. Unser Name sagt, was wir sind und was wir wollen.

Gegen alle Regeln der Höflichkeit darf ich zuerst von mir reden, die Sammelbüchse. Aber ich bin die ältere von uns — also verzeihen Sie

Gossner Mission

gütigst. Ich führe ein verhältnismäßig beschauliches Dasein. Ich stehe an einem bescheidenen Plätzchen. Aber wenn man nach mir greift, ist immer etwas Erfreuliches passiert. Ich nehme an der Freude teil, ja, ich sauge sie in mich hinein, aber so, daß noch genug für die anderen übrig bleibt. —

„So," sagt der Vater zur Liesel, „weil du ein schönes Zeugnis mitgebracht, sollst du dich einmal an Torte satt essen können. Hier hast du eine Mark!" In den Freudenjubel der Liesel hinein klingt ein leises hm, hm. Das bin ich. Und die Liesel versteht. Schon springt sie herbei, holt mich vom Vertikow und: kling, mache ich. Die Liesel schaut mich groß an und sieht immer wieder, wieder auf den armen Mann mit den wie in Verzweiflung hochgereckten Händen. Dem will sie helfen.

„Herr Professor, es ist ein gesunder, kräftiger Junge!" Ein strahlendes Lächeln geht bei diesem Wort über das Angesicht der jungen Mutter. Wie hat sie sich nach dem Bübchen gesehnt! So ein liebes, herziges Gottesgeschenk. Hm, hm, sage ich. Und die Mutter versteht. Die armen Mütter in Indien, die nichts wissen von der Liebe Gottes, von der Gotteskindschaft. „Aber an der Tauftafel, da lassen wir unsere Büchse herumgehen, und wir selber tun den ersten Taler hinein — gelt Männe, soviel ist uns der Tag mindestens wert." Und Männe nickt und denkt, was der andere Kram für Geld verschlingt!

„Aber, liebste Frau Müller, was haben Sie denn da für eine Büchse auf der Geburtstagstafel stehen?" Hm, hm, mache ich, jetzt kommt's. Da nimmt mich Frau Müller schon in die Hand und ich gehe die Reihe herum, jeder beschaut mich und dann — sie können ja gar nicht anders — steckt mir jeder seinen Obulus in meinen Leib.

Ich stehe im Stübchen der einsamen Lehrerin. Es scheint, als ob sie irgend etwas zum Liebhaben haben muß. Und da ist ihre Liebe auf mich gefallen. Was bin ich bewegt und glücklich, wenn sie mich — ach, wie oft — aus ihrem Kleiderschrank herausholt und mich mit kleinen und großen Stücken füttert. Manchmal schüttelt sie mich, als wollte sie sehen, ob es nicht bald Zeit ist, mich zu entlasten. Darauf freuen wir uns beide schon mächtig. Aber das Feinste ist doch: ich habe sie eines Abends belauscht, da hat sie für meine Mutter, die Mission, gebetet. Gelt, ich führe ein glückliches Dasein? —

Von einer anderen feinen Sache muß ich doch noch erzählen. Denken Sie, da ist in Liegnitz eine liebe, alte Dame, die hat uns ganz besonders zu hohen Ehren gebracht. Die hat schon 100 Stück von unserem Stamm „an den Mann" gebracht. Meist sind es zwar Frauen, aber einige sind wirklich Männer. Wir bevölkern die ganze Stadt. Einmal im Jahre kommen wir alle zusammen und erzählen unsere Erlebnisse und Ergebnisse. Dann kommt auch der Pastor oder mehrere, Frauen und Männer in hellen Mengen, die uns alle lieb haben, der Pastor erzählt aus der Mission, es wird gesungen, dann gibt's Kaffee und Kuchen, endlich kommt der Höhepunkt: wir marschieren der Reihe nach auf; es wird aufgeschrieben, wo wir gestanden haben, dann werden wir geöffnet, geben unsere Schätze her und sind nicht wenig stolz und glücklich, wenn wir recht viel in uns gehabt haben. Natürlich ist die am stolzesten, die den Rekord hat: die wird noch besonders gelobt. Ich sage Ihnen, da kommen mehrere hundert Mark zu-

Gossner Mission

sammen, und wir freuen uns alle von ganzem Herzen. Wir bekommen unser Lob, unseren Dank und zum Schluß wandern wir alle wieder an die Stätte unserer alten Wirksamkeit. Das „Büchsenfest", so nennen wir den schönen Nachmittag, ist aus. Aber jedesmal drückt unsere liebe Frau R. einer Reihe neuer Gäste eine von uns in die Hand und man nimmt uns gern an.

Nun, liebes Sammelbuch, hast du das Wort.

Meine Damen und Herren! Ich bin ja nun viel aushäusiger als meine ältere Lebensgefährtin. Ich gehe alle Vierteljahre auf die Reise. Meine Besitzerin hat die Reiseroute auf meiner ersten Seite vermerkt. Da stehen allerhand Menschen, die wir besuchen dürfen. Der Herr Kanzleirat Feder, die Frau Kaufmann Zuckerhut, die Gastwirtsfrau Engel, die Frau Regierungsrat von Staat, der Herr Pastor Gottlieb, der Herr Müllkutscher Abfuhr, Frau Fleischermeister Schöps, der Herr Gärtner Sonnenschein, der Herr Porzellanmaler Meißen und wie sie alle heißen, allerlei Volk aus dem Reiche Gottes. Die besuchen wir, meine Besitzerin und ich. Wir haben einen Stoß unseres Presseorgans — ja, auch das haben wir —, der „Großen" oder der „Kleinen Biene" oder des „Kleinen Missionsboten" bei uns. Wir sind ja alle sehr stolz auf den Gang. Denn wir kommen ja, unseren Freunden zu einem göttlichen Werk zu verhelfen. Erst plaudern wir über dies und jenes, über die letzte Missionsstunde, über die Not der Mission, auch über unseren Pastor, daß er so treu für uns mitarbeitet. Ehe wir gehen, übergeben wir unsere neuesten Missionsnachrichten, dann bekommen wir unseren Vierteljahrsbeitrag, und schließlich wagen wir noch einen kleinen Vorstoß: „Frau X., wollen Sie nicht auch solch ein Sammelbuch nehmen und sich selbst einen Kreis von Freunden suchen?" Wir haben schon manchmal freudige Überraschungen erlebt, wie gern wir Erhörung fanden. Endlich sind wir die Reihe herum — 25 Mark hat uns der Gang eingebracht, aber, was mehr wert ist, er hat unserer Mutter Freundschaft erhalten helfen. Wir ruhen uns dann ein Vierteljahr aus, aber in der Zeit sinnen und grübeln wir, wen wir noch in unseren Reiseplan einbeziehen können, und dann geht's mit neuem Mut an die schöne Arbeit.

Meine Damen und Herren! Wollen Sie noch mehr von uns hören, dann wenden Sie sich freundlichst an Ihren Herrn Pastor oder an unsere Mutter, die Goßnersche Mission in Berlin-Friedenau, Handjerystr. 19/20. Die kennt uns ganz genau, die hat uns an der Hand, die stellt uns Ihnen persönlich in jeder beliebigen Zahl vor. Und was diese Vorstellung, diese Bekanntschaft wert ist, das werden Sie selbst einschätzen können — am Büchsenfest, am Vierteljahrsabschluß.

Wir grüßen Sie alle herzlichst und hoffen, daß Sie recht bald unsere wertvolle Bekanntschaft machen.

Pastor Genschow, Gremsdorf, Bez. Liegnitz.

Dieses Blatt ist in beliebig vielen Exemplaren von dem untenstehenden Verlag kostenlos zu beziehen.

Unser Postscheckkonto ist: Berlin Nr. 7950 Goßnersche Missionsgesellschaft.
Herausgeber Missionsinspektor Lokies, Berlin-Friedenau, Handjerystraße 19/20.
Verlag der Goßnerschen Mission, ebendort.
Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Heinrich Beenken), Berlin SW. 19, Wallstraße 17/18.

Gossner Mission

Die Kleine Biene auf dem Missionsfelde



Ein Gruß aus der Goßnerschen Mission

1929 66. Jahrgang Nr. 1

Isu sahay.

„Isu sahay“: so grüßen sich unsere Christen auf dem Missionsfelde, indem sie die Hand zur Stirne führen und sich leicht verneigen. „Isu sahay“: so grüßen wir unsere großen und kleinen Freunde zum neuen Jahre. „Isu“ — nicht wahr, das heißt Jesus? und „sahay“ — das heißt Hilfe.

„Isu sahay“: Jesus — die Hilfe. Welch ein Gruß ist das! Ein Doppeltes liegt darin, ein Geständnis unserer Not und ein Bekenntnis unseres Heils.

Wenn sich also zwei christliche Kols grüßen, so erinnern sie sich zunächst daran, daß wir Menschen Hilfe brauchen. Denn nur dort kann man von Hilfe reden, wo die Not als vorhanden erkannt wird. Die ärgste Lüge, die jetzt in der Welt umgeht, ist der Wahn, daß der Mensch im Grunde gut sei und daß aus diesem irdischen Jammertal auf menschliche Weise ein Paradies gemacht werden könne! Nein, unsere Kols wissen es besser: „Ich armer, elender, sündiger Mensch!“ und „durch's Kreuz zur Krone“! Darum ist es gut, wenn sie sich durch ihren Gruß an ihre Not erinnern; dann steht auch die Hilfe vor der Tür. Wer ist diese Hilfe? Der Kolsgruß sagt es uns: Jesus, Jesus allein!

Such, wer da will, Nothelfer viel,
Die uns doch nichts erworben:
Hier ist der Mann, der helfen kann,
Bei dem nie was verdorben.
Uns wird das Heil durch ihn zuteil,
Uns macht gerecht der treue Knecht,
Der für uns ist gestorben.

„Isu sahay“: dieser Gruß ist ein Bekenntnis, das unsere Kols mutig und öffentlich ablegen. Mit ihm sagen sie sich offen los von ihrem alten Heidentum. Mit ihm bezeugen sie trotzig und tapfer ihren Glauben vor Hindus und Mohammedanern. Dieser Gruß ist aber auch ein Missions-

Gossner Mission

gruß. Unsere Kols wollen mit ihm ihre heidnischen und mohammedanischen Volksgenossen auf den aufmerksam machen, von dem allein Hilfe kommen kann. In diesem Gruß ist nicht zuletzt der heiße Gebetswunsch eingeschlossen: Jesus sei Dir Helfer! So rufen wir auch allen unsern Freunden zu und wünschen ihnen für das kommende Jahr:

„Isu sahay!"

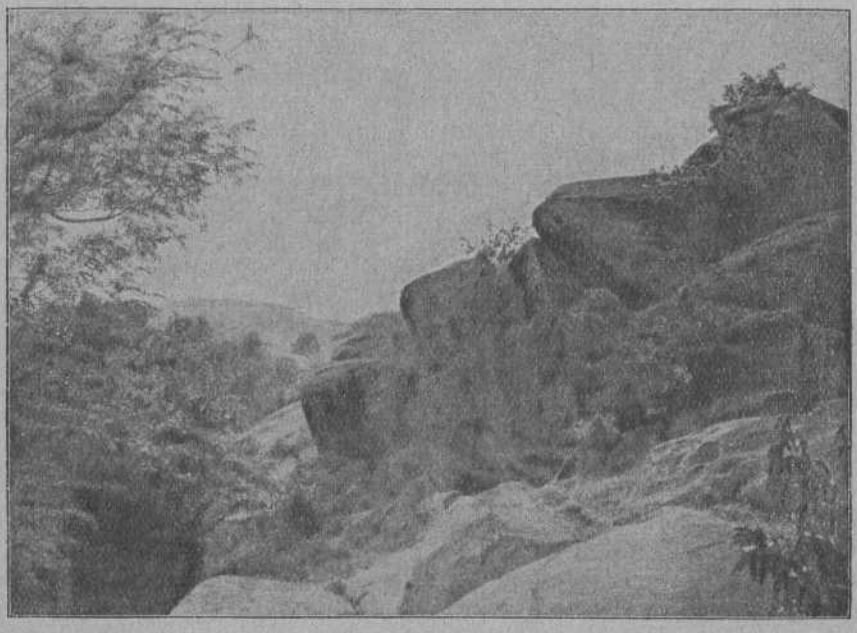
„Jesus sei Euch allen Helfer!"

Geschichten aus Tamar.

Von unserem Reisemissionar Br. Schütz, Stettin, Friedrich Ebertstr. 101.

Mein Einzug in Tamar.

Die Station Tamar ist alter Missionsboden. Sie gehörte zu Burju und wurde um 1900 von dieser Station abgezweigt. Missionar F. Pape erhielt den Auftrag, für sich und seine Familie ein Haus in der Nähe des Dorfes Amlessa zu bauen. Da aber die alte Stadt Tamar auch nicht weit von dieser Stelle liegt, erhielt die Missionsstation den gleichen Namen. Nachdem Bruder Pape einige Jahre dort war, mußte er zur Erholung nach Deutschland und Missionar Diller trat an seine Stelle und blieb bis Februar 1907, um auch seinerseits auf Urlaub in die Heimat zu reisen. Ich erhielt die Station zur Verwaltung und blieb dort bis 1916, also über 9 Jahre, wenn man meinen Urlaub, der auch in diese Zeit fiel, mitrechnet, so daß Tamar als „meine Station" angesehen wird. Bevor ich hinkam, war ich 3 Jahre in Ranchi mit unserem Präses D. Dr. Nottrott zusammen. Die Ranchier Gemeinde wollte mich ungern weggehen lassen



Von Ranchi nach Tamar.

Gossner Mission

und bat unseren Vorstand, daß ich in Ranchi bleiben solle, aber ich ließ mich nicht halten. Als wir, d. h. meine Frau, zwei Kinder und ich, auf der Hinreise, etwa 1½ Stunde vor Tamar, den Ranchi-Fluß passierten, erhob sich ein fürchterlicher Sandsturm, während wir gerade in der Mitte des fast ganz ausgetrockneten Stromes waren. Im Nu waren wir ganz mit Sand umgeben und konnten die Augen nicht aufhalten. Dazu kam ein andauerndes Donnern und Blitzen, so daß meine Ranchier Begleiter behaupteten, Gott wolle nicht, daß ich nach Tamar ginge, und baten, daß wir die etwa 10 Stunden Wegs nach Ranchi wieder zurück machen möchten. Nachdem der Sturm nachgelassen hatte und wir die andere Seite des hohen Flußufers erstiegen, sahen wir die Station von ferne und um diese, wie darin eingeschlossen, einen wunderschönen Regenbogen, dahinter die schwarze Gewitterwolke. Mir war es, als stände mein Konfirmationsspruch „Es sollen wohl Berge weichen usw. Jes. 54, 10" rund um den Regenbogen geschrieben. Es war auch so in den 9 Jahren: viel Not, Sorge und Gram, aber doch noch viel mehr Gnade, Barmherzigkeit und Friede.

Das Starennest.

Wie gnädig Gott an uns dachte, erfuhren wir bald, nachdem mir Bruder Diller die Station übergeben und abgereist war. Ueber der einen



Missionarswohnung in Tamar.

Gossner Mission

Eingangstür hatte ein Starenpaar sein Nest gebaut. Ich sagte zu meiner Frau, daß das weg müßte, denn wenn erst Junge da wären, würden wir beim Aus- und Eingehen wohl allerlei erleben. Aber wie das beim Umzuge wohl vorkommt, wir vergaßen das Nest und eines Tages hörten wir die Jungen nach Nahrung verlangen. Nun wollten wir die Tierchen doch nicht vernichten, und das war sehr gut, denn die alten Stare zeigten uns wiederholt durch ihr Gekreische die Schlangen, die sich dem Wohnhause näherten. Ich zählte in den ersten 10 Tagen 14 Schlangen, die ich, auf diese Art gewarnt, erschlagen konnte. Wir, die wir soeben aus der Stadt kamen, wo es natürlich nicht so viel Schlangen gibt, als auf den Urwaldstationen, wären wohl kaum in der ersten Zeit vorsichtig genug gewesen. Jedenfalls nahmen wir die Fürsorge der Stare für ihre Jungen auch als für uns mitberechnet aus Gottes Hand und waren dankbar dafür.

Ein Sünder, der Buße tut.

Die Missionsstation Tamar liegt leider recht weit von der Gemeinde Tamar entfernt. Es führen drei Wege nach drei verschiedenen Richtungen in die Berge, in denen meine Christen wohnen. Der eine nördlich auf Ullihattu zu, der andere westlich nach Umbulbaha, der dritte östlich in der Richtung nach Bassudhi. Ich habe es stets so gehalten, daß ich in der Reisezeit vom November bis April jedes Jahres zweimal diese drei Gegenden bereiste. Bruder Diller sagte mir, daß es geraten sei, noch im März nach Ullihattu zu reisen, weil dort ein alter Christ, der sich wieder dem Trunke ergeben habe, viel Unruhe und Umtriebe mache; ja, er habe versucht, die ganze Gemeinde Ullihattu zum Abfall zu bringen usw. So wie wir unsere Sache notdürftig im Hause geordnet hatten, reiste ich daher in diese Gegend. In Ullihattu angekommen, fragte ich sogleich den Katechisten nach Kuschalmai, so hieß der unter Kirchenzucht stehende Trinker. „Da kommt er," sagte der Katechist. Nun war es ganz eigenartig. Ich ging auf den Mann zu und fragte, ihn mitleidig ansehend, wie es ihm ginge. Das hatte er wohl nicht erwartet, denn ehe ich es hindern konnte, kniete er vor mir und rief: „Helfen Sie mir, ich will los von meinem Trinken, helfen Sie mir doch! Nehmen Sie mich mit auf die Missionsstation und geben Sie mir dort Arbeit. Wenn ich immer unter Ihrer Aufsicht bin, werde ich das Trinken lassen!" Schon überlegte ich, ob es möglich zu machen sei, aber da kam der Sohn Kuschalmais aus einem Hause und sagte: „Das geht nicht, Vater, du mußt zu Hause bleiben und hier arbeiten, der Saheb kann dir nicht helfen, er ist nicht allmächtig. Du kann nur Jesus helfen und der ist hier in Ullihattu gerade so gegenwärtig wie auf der Station." Ich war derselben Meinung und nahm ihn nicht mit. Noch etwa ein ganzes Jahr trank Kuschalmai weiter, dann aber, als ich wieder nach Ullihattu kam, und meine erste Frage wieder nach dem alten Trinker war, erfuhr ich, daß er ein halbes Jahr nicht mehr getrunken und in den Gottesdiensten an der Kirchentür gesessen habe, weil er unter Kirchenzucht stand. Bald kamen die Kirchenältesten und baten, daß ich Kuschalmai wieder öffentlich in die Gemeinde aufnehmen möchte. Es war schon spät abends, etwa ½10 Uhr. Da ich am nächsten Morgen weiter nach Sareiat mußte, wo ich Gottesdienst, Heidentaufen usw. angesetzt hatte, wurde die Gemeinde noch in später Stunde durch den Kirchengong zusammengerufen. Bald war die Kapelle bis zum letzten

Gossner Mission

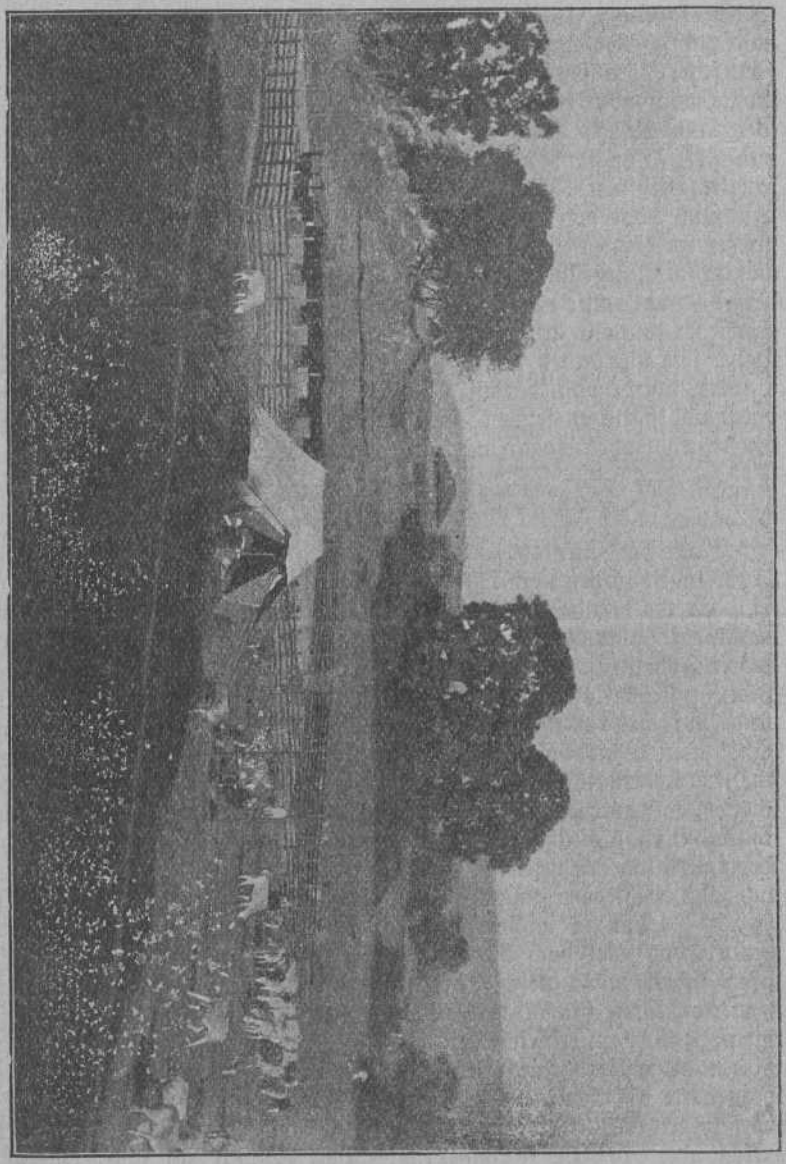
Platz gefüllt und ich nahm Kuschalmai in aller Ordnung vor dem Altar wieder in die Gemeinde auf. Nachher feierten wir noch zusammen heiliges Abendmahl. Ich habe selten so den Eindruck gehabt, daß sich die Engel Gottes freuten über einen Sünder, der Buße tat, wie hier um Mitternacht in der Kapelle zu Ullihattu. Ich konnte nur einige Stunden ruhen, mußte bald nach 4 Uhr morgens schon wieder weiter nach Sareiat, wohin ich das Zelt schon vorausgesandt hatte und kam dort etwa um ½6 Uhr an. Ich wollte mich noch etwas zurückziehen, aber kaum hatte ich mich auf mein Bett ausgestreckt, hörte ich draußen rufen: „Isu sahay, Saheb, Isu sahay." Ich stand auf, um zu sehen, wer schon so früh nach mir verlangte. Es war Kuschalmai, der mir von Ullihattu aus nachgekommen war, und zwar, wie er mir sagte, nur um mich mit unserem Christengruße grüßen zu können. So lange ein Christ unter Kirchenzucht steht, wird er nämlich nicht gegrüßt. Das hatte er offenbar in der langen Zeit schmerzlich vermißt und wollte es nun seine Verwandten in Sareiat hören lassen, daß er wieder wie alle grüßen dürfe und von mir auch wieder gegrüßt würde. Daher sein überlautes „Isu sahay", d. h. „Jesus sei Hilfe". Sein Sohn Samuel wurde bald darauf Katechist (Lehrer der Taufbewerber) in Ullihattu und hatte an seinem Vater einen treuen Helfer in der Gemeinde, in den letzten Jahren sogar als Kirchenältesten.

Auf dem heidnischen Tanzplatz.

Nach der Station zurückgekehrt, fand ich die Nachricht, daß meine Anwesenheit in den nach Osten gelegenen Katechistenschaften dringend nötig sei. Es war Ende März und schon recht heiß. Ich fühlte mich fiebrig, machte mich aber doch auf die Reise, schickte mein Zelt voraus und ließ dem Lehrer Johann in Bassudhi sagen, er möchte es auf einem guten, schattigen Platz aufstellen lassen, da ich Fieber hätte und gleich nach meiner Ankunft Ruhe brauche, um für den nächsten Tag, der ein Sonntag war, frisch zu sein. Der Mann hatte auch nach meiner Bitte gehandelt, das Zelt unter schönen, schattigen Tamarinden aufstellen lassen, aber vergessen, daß dieser schöne Platz auch der Tanzplatz der Heiden von Bassudhi sei. Kaum lag ich im Bett, als ich auch schon draußen Geraune und Getuschel hörte, Trommeln wurden gestimmt usw. Ich stand auf, schlug die Zelttür zurück und sah verschiedene junge Männer und Mädchen stehen: „Was wollt ihr denn?" „Tanzen wollen wir, das ist unser Tanzplatz hier!" „Aber Kinder, das geht doch heute nicht, ich bin ja krank und muß schlafen." „Das ist uns ganz gleich, heute ist Vollmond, heute muß getanzt werden, wenn wir heute nicht tanzen, wann sollen wir dann tanzen!" Ich sagte ihnen: „Wartet noch ein Weilchen, ich komme auch." Schnell zog ich mich wieder an, nahm meinen kleinen Stuhl und setzte mich zu ihnen. Unterwegs hatte ich schon gehört, daß unter den Heiden in Bassudhi ein Streit wäre wegen eines Feldes. Es handelte sich um einen Schuldschein, der gefälscht oder verloren gegangen sei. Das benutzte ich und erzählte den Heiden von einem Schuldschein, auf dem alle unsere Sünden verzeichnet ständen, aber da sei einer gekommen und hätte mit seinem eigenen Blute alles ausgestrichen und nun sei der ganze Schuldschein unbrauchbar, ja vernichtet. Wie paßten da die Heiden auf! Bald fragten sie nach diesem oder jenem und keiner hatte mehr Lust zum Tanzen. Nach und nach gingen alle nach Hause. Einige fanden sich am nächsten Tage vor der Kapelle ein,

Gossner Mission

während ich das heilige Abendmahl austeilte und im nächsten Monat brachte der Katechist von Bassudhi die Nachricht, daß in seinem Dorfe 30 Heidenfamilien sich zum Taufunterricht gemeldet hatten.



Der Missionar auf Reisen.

Das Loch in der Altarwand: Der Herr ist Sonne und Schild.

Den dritten Weg in meine Gemeinde über Umbulbaha in die dortigen Katechistenschaften konnte ich erst in der nächsten Reisezeit antreten. Umbulbaha ist ein Pastorat und wurde vom alten, prächtigen Pastor Prabhudajal

Gossner Mission

verwaltet. Er war ein Original, aber treu als Seelsorger, wie man selten einen findet. Daneben ein echter Beter. In seiner großen Kapelle befindet sich in der Wand über dem Altar ein etwa 3 Zentimeter großes Loch. Als ich ihm sagte, warum er das nicht zumachen ließe, erzählte er mir, daß im Jahre 1900, als er am Weihnachtsheiligabend Gottesdienst hielt, von der dem Altar gegenüber liegenden Tür ein Pfeil geschwirrt gekommen wäre, der sicherlich für ihn bestimmt gewesen sei. Da aber die Kapelle so überfüllt gewesen sei, hätte er etwas zur Seite des Altars stehen müssen, weil auf der Altarstufe noch Männer saßen. So sei der Pfeil, der vergiftet war, an ihm vorbei in die Wand geflogen. „Das Loch lasse ich absichtlich so, wie es ist, damit ich, wenn ich vor dem Altar stehe, immer an Gottes Gnade und seinen Schutz erinnert werde."

Tamar, eine Gemeinde unter dem Kreuz.

Jetzt ist Prabhudajal schon längst droben und schaut das, was er hier geglaubt hat. Zum letzten Male sah ich ihn, als ich kurz vor meiner Gefangensetzung durch die Engländer meine Gemeinde, nachdem ich mir von dem englischen Beamten die Erlaubnis dazu erwirkt hatte, noch einmal bereiste. Ich hatte mir die Abendmahlsberechtigten nach Umbulbaha bestellt. Etwa 400 waren gekommen. Ich reichte ihnen das heilige Mahl unter dem Beichtworte (es steht Joh. 19, 25, die erste Hälfte) „Es standen bei dem Kreuze Jesu seine Mutter usw.". Ich nahm aber nur die vier Worte „bei dem Kreuze Jesu". Diese Stunde werde ich nie vergessen. Es war so, wie es im Kirchenliede heißt: „Du kannst dich fühlbar genug offenbaren, auch ungeseh'n." Jesus war mitten unter uns, so wie ich es nicht vorher und nachher, auch nicht wieder erlebt habe. Dann haben wir Abschied genommen. Ich mußte eilen, da es Abend geworden war und ich noch 5 Stunden zu reiten hatte. Als ich draußen auf dem Pferd saß, kam Prabhudajal mit seinen Aeltesten und Gehilfen aus der Kapelle und reichte mir im Namen aller seine beiden Hände aufs Pferd herauf und sagte: „Das ist das, was wir brauchen, bei dem Kreuze Jesu stehen." Dann mußte ich weg. Aus der Gefangenschaft durften wir kurze Gefangenenpostkarten an unsere Gemeinden schreiben. Ich schrieb stets: „Bleibet bei dem Kreuze Jesu." Jedesmal kam die Antwort von Prabhudajal wie ein Echo: „Wir bleiben bei dem Kreuze Jesu!"

Und nun jetzt, nach 12 Jahren!?

Bruder John berichtet von der Station Tamar, wohin er vor 1½ Jahren kam: „Der Kirchturm ist eingestürzt, im Wohnhause liegen die heruntergefallenen Deckenbalken in den Stuben, die Möbel sind alle weg, nicht einmal eine Sitzgelegenheit ist vorhanden. Der Garten ist total verwildert." Aber die Gemeinde?! Ich habe von Prabhudajal Nachricht erhalten. Sie sind beim Kreuze Jesu und haben ihr eigenes Kreuz auf sich genommen und tragen es ihrem Heilande nach. Prabhudajal hat auch weiter missioniert, wurde sogar von dem Könige eines an Tamar angrenzenden Königreiches gefangen gesetzt und hat viel leiden müssen. Nachdem er frei war, schrieb er mir: „Der Herr sei gepriesen, daß er auf diese Art sein Reich ausbreitet, 80 Seelen konnten gerade in dem Ort, wo der König wohnt, in den Taufunterricht genommen werden und sind auch getauft worden." So geht's dort weiter „unter dem Kreuze", ja, aber darüber steht wie ein Regenbogen Gottes Gnade mit seinen Verheißungen.

Gossner Mission

Wir in der alten Christenheit wollen aber weiter unsere Dankespflicht tun und es so machen, wie es in einem Verse des Liedes „Einer ist's, an dem wir hangen" heißt:

„Deine Liebe, deine Wunden,
Die uns ein ew'ges Heil erfunden,
Dein treues Herz, das für uns fleht,
Wollen wir den Seelen preisen
Und auf das Kreuz so lange weisen,
Bis es durch ihre Herzen geht."

Der kostbarste Artikel.

Die Goßnersche Mission feiert am 8. September d. J. den 100jährigen Geburtstag ihres früheren, hochverdienten Inspektors, Professor D. Plath. Professor Plath war viel auf Reisen, um Freunde für seine Mission zu werben. Diese Reisen führten ihn oft auch ins Ausland, nach England, Holland, ja bis nach Petersburg, wo einst Vater Goßner im Segen gewirkt hatte. Niemals, selbst wenn er müde und abgearbeitet in der Eisenbahn saß, ließ er eine Gelegenheit vorübergehen, um auf die große Missionssache hinzuweisen. So fuhr er einmal auf einer Reise nach Moskau mit einem Ehepaar zusammen, und bald war ein Gespräch angeknüpft. „Reisen Sie auch nach Moskau?" fragte der Mann. „Jawohl," war die Antwort. Der Mann, der in Plath einen Kaufmann vermutete, fragte weiter: „In Ihren Geschäften?" — und empfing den Bescheid: „Ja, in meinen Geschäften." Nun wollte jener wissen: „Was für einen Artikel haben Sie?" „Den schönsten und kostbarsten, welchen Sie sich nur denken können!" „Oho, das wäre —" meinte der Moskauer, „darauf bin ich neugierig." „Das können Sie auch sein, aber ich will Ihnen nachher meine Proben zeigen." Die Rede kam dann auf andere Dinge. Inzwischen wurde es in dem Wagen wärmer, so daß die Reisenden sich aus ihren Pelzen herausschälen konnten, und die Fremden sahen nun wohl, daß sie es mit keinem Kaufmann zu tun hatten. Plath aber nahm aus einer Reisetasche sein Missionsalbum, in dem sich Bilder von allen möglichen fremdländischen eingeborenen Heiden und Christen befanden; die zeigte er als den „schönsten, kostbarsten Artikel, den es nur geben kann, unsterbliche Menschenseelen, Ebenbilder des großen Gottes im Himmel, die alle selig werden können, wenn sie sich durch unsern Heiland helfen lassen."

Bitte nicht müde werden!

Epiphanienzeit ist Missionszeit: „Finsternis bedecket das Erdreich und Dunkel die Völker, aber über dir gehet auf der Herr und die Herrlichkeit des Herrn erscheinet über dir. — — Und die Heiden sollen in deinem Lichte wandeln — —" In jedem Kindergottesdienste hören jetzt die Kinder von Mission. Sollten sie nicht auch etwas für sie tun wollen? Wir machen erneut auf unsere Kindersammelkarte (Kali und Krippe) aufmerksam.

Dieses Blatt ist in beliebig vielen Exemplaren von dem untenstehenden Verlag kostenlos zu beziehen.

Unser Postscheckkonto ist: Berlin Nr. 7950 Goßnersche Missionsgesellschaft.
Herausgeber Missionsinspektor Lokies, Berlin-Friedenau, Handjerystraße 19/20.
Verlag der Goßnerschen Mission, ebendort.
Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Heinrich Beenken), Berlin SW. 19, Wallstraße 17/18.

Gossner Mission



Die Biene auf dem Missionsfelde

Monatsblatt der Goßnerschen Missionsgesellschaft

Nummer 5 | Berlin-Friedenau, Mai 1929 | 96. Jahrg.

Größere Werke.

Joh. 14, 12.

„Wir rühmen uns, weit tüchtiger zu sein als unsere Väter", so läßt der alte Sänger Homer einen seiner sagenhaften griechischen Krieger vor Troja aufbegehren. Ob der ein Recht hatte, so aufzutrumpfen, das kann man nicht sagen. Denn er ist, und das ist bezeichnend, keiner der großen bekannten Helden, welche die Sage zu Götterſöhnen gemacht hat, kein Achill und kein Diomedes, kein Ajax und Odysseus, sondern ein Mann, der nicht mehr war als ein Waffengefährte des einen von ihnen.

Wir kennen die Art. Sie ist in dem Unglück unseres Krieges und der Umwälzung danach hoch gekommen: Menschen, die vor allen Geistesgaben oder anstatt aller anderen Gaben eins besitzen: eine unbegrenzte Frechheit, mit der sie das, was vor ihnen war und was sie vorfinden, als wertlos beiseite schieben zu können meinen und dabei, bar jedes Gefühls der Achtung, eine unverfrorene Umwertung aller Werte vornehmen, aus schwarz weiß, und aus weiß schwarz machen. Diese Art hat abgenommen. Verstummt ist sie noch nicht. In manchen Dingen ist sie noch selbstverständlicher geworden als früher und damit noch widerlicher. Denn größere Söhne großer Väter reden so nicht und empfinden auch so nicht. Sie können das nicht ihrer inneren Art nach. Dazu sind sie eben selbst wirklich zu groß.

Und doch! Welcher Vater wünschte nicht, daß es wirklich so sein möchte, daß die Söhne über ihn hinauswüchsen, weiter kämen, höher stiegen, tüchtiger würden, besser würden? Wer käme auf den Glauben, nicht zu wünschen, daß die, welche nach ihm kommen, auf ihm fußend, über ihn hinaussteigen und hinaufsteigen sollen? Welche Generation und welches Jahrhundert sollte das nicht wünschen und erwarten, daß die künftigen die Welt ein gutes Stück vorwärts schieben und mehr leisten sollen in der Bändigung der Naturkräfte, in Kunst und Wissenschaft jeder Art, vor allem in der wahren Kultur im Zusammenarbeiten der Menschen und der Völker?

Jesus geht seinen Jüngern gegenüber noch einen Schritt weiter. Nicht einen Wunsch hinterläßt er ihnen, sondern eine fest versicherte Verheißung, die er als Tatsache vor Augen sieht und freudig begrüßt und ihnen als eine Quelle von Trost und Kraft ankündigt: „Wer an mich glaubt, der wird die Werke auch tun, die ich tue, und wird größere denn diese tun."

Das erscheint auf den ersten Blick unmöglich. Denn das Wirken Christi ist unvergleichlich und unwiederholbar und nicht zu überbieten. Größere Werke! Was meint der Herr damit? Geht das auf Wundertoten, Wunderheilungen und dergleichen, wie ja wirklich in der Apostelgeschichte uns berichtet wird, daß die Jünger nicht nur Kranke heilten, wie jenen Lahmen an der „Schönen Tür" des Tempels und Tote wieder in das Leben riefen, wie Petrus die Tabea in Joppe und Paulus den jungen Eutychos in Troas? Ja, die Apostelgeschichte berichtet uns auch davon, daß Kranke schon dadurch gesund wurden, daß nur der Schatten des Petrus im Vorübergehen auf sie fiel, und dadurch, daß Turban-Tücher des Paulus über sie gehalten wurden. Sind das die

Gossner Mission

„Größeren Werke", von denen der Herr hier spricht? Schwerlich. Das Wunderbare in den Wundern so äußerlich steigern, nein, so werden keine größeren Werke. Der Herr denkt ohne Zweifel an sein ganzes rettendes Heilandswerk, wie er es in Wort und Tat auf Erden getrieben hat. Das, sagt er den Seinen und sagt es ihnen zum Trost, das hört nicht auf, wenn ich nicht mehr so wie jetzt unter euch bin. Das soll weiter gehen. Ihr werdet es fortsetzen und fortsetzen in viel größerem Umfange, in viel großartigerem Maßstabe, als ich es getan habe.

Das ist geschehen. Er hatte sein Werk nach seines Vaters Willen auf sein Volk (dem Fleische nach) beschränken müssen. Diese Schranke mußte erst fallen. Sie fiel mit seinem Tod und seiner Auferweckung. Er mußte erst erhöht werden von der Erde. Dann wollte er sie alle, auch die draußen, zu sich ziehen. Er mußte erst zum Vater gehen. Dann war die Zeit gekommen für die Werke, die größer waren als seine eigenen. „Er hat nur einen kleinen Winkel für sich genommen, da er gelehrt und gewundert hat, dazu eine kleine Zeit. Die Apostel aber und ihre Nachkommen sind in alle Welt kommen," sagt Luther zu unserm Vers. Als Philippus das ganze halbheidnische Samarien mit dem Evangelium erfüllte, als in Antiochien zuerst jene Männer von Cypern und Cyrene anfingen, den griechischen Heiden, anstatt wie bisher nur den Juden, das Evangelium zu verkündigen, als Paulus hinauszog durch Klein-Asien und über das Meer nach Korinth, Athen und Rom und überall das Banner des Kreuzes entfaltete, da begann zu geschehen, was der Herr hier verheißt: „Ihr werdet größere Werke tun denn diese." Das ist weiter geschehen bis heute und geschieht noch weiter in immer größeren Wendungen. Wir haben viel zu wenig Augen dafür. Paulus z. B. brauchte nicht aus seiner Welt, der Welt des Groß-Griechentums und des römischen Bürgers, der er selber war, hinauszugehen und nicht in einer neuen Sprache zu reden. Danach erst und viel später und heute noch in immer größerem Umfang ist Luthers Auslegung Wirklichkeit geworden: „Die Apostel aber und ihre Nachkommen sind in alle Welt kommen."

Und das ist noch nicht das Ende. Die Verheißung besteht noch. Der Herr sagt nicht: ihr zwölf, die ihr mit mir gegessen und getrunken habt, sondern: „Wer an mich glaubt." Wir wissen, was das bedeutet. Das bedeutet nicht, daß man das gelten läßt, was von ihm erzählt wird, daß er einmal da war und ein weiser und guter Mann war und daß es auf Golgatha nicht mit ihm aus war usw. Das bedeutet vielmehr: ihn ergreifen als den Retter aus Schuld und Sünde, als den Bürgen eines neuen Lebens, als den Führer zur Seligkeit und zur Ewigkeit — ihm gehören mit Leib und Seele. Das bedeutet das. Wer das kann und wem das zuteil wird, dem gilt dieses Herrenwort und dem kann und soll auch das zuteil werden: „Die Werke, die ich tue und größere denn diese."

Wenn das auf uns zutrifft und wenn wir auf dieser Linie stehen, so wird uns unermeßlich Großes vor Augen gestellt und in die Hände gegeben. Das könnte einen ungeheuer stolz machen. Aber das kann, wenn wir eben die Voraussetzung dazu in uns tragen, doch nie zur Ueberhebung ausschlagen. Die Großsprecherei jenes sagenhaften Mannes vor Troja, der sich rühmte, besser zu sein als seine Vorgänger, ist unmöglich für einen, der innerlich im Gefolge dieses Meister geht. Wir werden nie vergessen, daß die Verheißung von den größeren Werken an die Jüngerschaft als Gesamtheit gerichtet ist und daß sie uns nur insofern mitgilt, als wir zu ihr gehören. Der Einzelne wird ja wohl nie auf den Gedanken kommen, daß er größere Werke tun könne als sein Meister. In dem Augenblicke würden Kraft und Segen rettungslos und restlos von ihm weichen. Der Einzelne wird sich immer besten Falls nur wissen als eine kleine Kraft. Aber diese kleine Kraft soll Anteil haben an einer großen Verheißung. Zernick.

Indische Missions-Heerschau 1929.

Eine indische Missionsheerschau oder einen indischen Ober-Missions-Kriegs-Rat könnte man wohl die Versammlung der Missionsvertreter von ganz Indien, Ceylon

Gossner Mission

und Burma nennen, die in den Tagen um die Drehe 1928/29 in Madras zusammenkamen.

Es war mir eine seltene Freude, an dieser Zusammenkunft als Vertreter unserer Kirche teilhaben zu dürfen. So will ich denn an dieser Freude und diesem Genuß gern auch andere, soweit dies möglich, teilhaben lassen.

Am 2. Weihnachtstag 1928 mußte ich von Ranchi aufbrechen, um nach langer (zwei Tage und drei Nächte) Fahrt zur rechten Zeit ankommen zu können. Das war natürlich für meine Familie nicht sehr schön, da sie gern alle mit mir zusammen die Tage zwischen Weihnachten und Neujahr verlebt hätten. Zumal für Pastoren usw. das Weihnachtsfestgenießen recht erst nach dem Fest beginnen kann. Auch bringen die Tage des Jahreswechsels immer eine ganz besondere Last an Arbeit durch Abschlüsse und Statistiken, die das Amt erfordert. So mußte ich mich wirklich aus allem erst losreißen, um für Madras frei zu sein. Aber Madras zog mich mit Gewalt im Gedanken an all das dort zu Erlebende.

Die Reise war sehr anstrengend, zumal ich noch nicht ganz von meinem Fieber los war. Das packte mich auch gleich wieder in Calcutta, nachdem ich dort mehrere Stunden lang durch die Eingeborenenstadt gewandert war, um das dortige Tun und Treiben der Leute recht studieren zu können. Man muß dabei viel Staub und Schmutz mit in Kauf nehmen und versteht wohl dann auch, daß im Allgemeinen in diesen Vierteln kaum mal ein Weißer zu Fuß gehend angetroffen wird. Wenn man dort all den Schmutz, all die Unordnung sieht, all das enge Zusammenwohnen, dann versteht man auch, daß Calcutta auch heute noch, trotz aller Bemühungen der Verwaltung, ein Krankheitsherd ersten Ranges ist. Man stehe nur eine kleine Weile auf der Howrahbrücke und schaue dem Baden der Hunderte in den Schmutzfluten der „heiligen" Ganga zu, wie sie mit ihren Dreckkleidern in das Wasser steigen, es in den Mund nehmen, sich den Mund zu spülen, und wundere sich nur, daß nicht noch mehr Unheil sich ausbreitet. Unappetitlicher war noch die Badeszene, die ich am Ganges beim Kalighat beobachtete. Im Dienste der Gottheit heiliges Baden. Pfui, welch ein Dreck, welch eine Verirrung der Menschen und das durch fromme Phrasen erklärt. Wer daheim Katharine Mayos Buch „Mutter India" *) gelesen hat, wird über diese Uebelstände, dazu noch mit Religion verbärmt, schon weithin unterrichtet sein. Und da gibt es Leute auch in Europa, die nicht genug von den indischen Religionen hermachen können. Ob diese Leute wirklich mal ernsthafte Blicke in das reale religiöse Leben Indiens getan haben?

Auch der Kalitempel, von dem manche Leute soviel hermachen, war für mich eine ungeheure Enttäuschung. Ich war gerade zur Zeit eines religiösen Festes dort. Tausende von Menschen wirbelten dort herum, und wieder Schmutz über Schmutz, selbst an sogenannten heiligen Stätten. Dazu die absurden und kindlich lächerlichen Götzenschreine! Als ob Kinder sie geformt und angepinselt hätten. Nichts, auch nichts, was irgendwie zur Ehrfurcht oder Anbetung reizen könnte. Ich sah nichts davon. Nur schwätzendes, gaffendes, bettelndes Volk. Fromme werden auch da gewesen sein, Leute, denen es ernst war. Sie wurden aber eben von all dem Jahrmarktstummel und -bummel der Händler und Käufer verschlungen. Ich muß einen unglücklichen Tag erwischt haben. Mich erinnerte nur alles an den Tempelunfug in Jerusalem zu den Zeiten Jesu. Auch hier konnte einen der Grimm packen gegen diese verschmitzte und verlogene Priesterschaft, die aus der Frömmigkeit und Unwissenheit der Leute ein Geschäft machen. Armes, armes Volk! Wann wird ihnen einmal das Licht leuchten?!

Die Fahrt nach Madras brachte mich schon gleich von Beginn mit einigen Führern der nordindischen Mission in Verbindung. Vor allem mit dem trefflichen Schotten Missionar Hodge. Er ist ein Mann, dem unsere junge Kirche viel verdankt.

---

*) Was wir Missionsleute seit langem im allgemeinen wußten und auch aussprachen, ist in diesem Buche von einer ganz anderen Seite einmal mit einer fürchterlichen Deutlichkeit ausführlich geschildert und genau belegt worden. Die hissige Verlegenheit, mit der sowohl Gandhi als Rabindranath Tagore dieses Buch ablehnen, ist seine beste Empfehlung. Zt.

Gossner Mission



Kapelle des Colleges in Madras.

Gossner Mission

Er kennt unser Feld gut und spricht mit großer Achtung von unseren Christen und sonderlich auch den Führern, die so tapfer all den Machenschaften der S.P.G.*) widerstanden haben. Er hat reges Interesse an der jungen Kirche und tritt ernsthaft auf den großen Missionstagungen für sie ein. In Anerkennung seiner großen Verdienste besonders um das ländliche Element Indiens und um die Kastenlosen hat die Regierung ihm jetzt den Kaisar-i-Hind in Gold verliehen. Und doch, was für ein lieber, schlichter, freundlicher Mann. Ferner war es mir auch hier schon interessant, mit Männern von allerlei kirchlicher Schattierung zusammen zu sein, Lutheranern, Methodisten, Anglikanern und Baptisten, und alle am großen Werk stehend und alle reden und zeugen von den großen Taten Gottes unter den Heiden und Mohammedanern. Wie klein kommt einem all dem Gemeinsamen gegenüber das Besondere, das Trennende vor. Die Fahrt wurde schon unterwegs eine kleine Missionskonferenz, zumal unter den Reisenden der eine oder andere wirkliche Führer in Missionsfragen war. Gegen Schluß der an sich durch die Gesellschaft genußreichen Fahrt packte mich wieder mein Fieber. Es hielt mich leider von den Eingangssitzungen der großen Tagung fern, auch nahm es mir die einzig mögliche Zeit, mir Madras anzuschauen und wieder mal das schöne, weite Meer zu sehen.

Die Konferenz bot des Interessanten viel. Schon der Ort der Tagung war etwas Besonderes. Das große Mädchen-College, das vor einigen Jahren von einigen 13 verschiedenen Kirchenkörpern mit vereinten Kräften geschaffen worden war. Es bietet vielen indischen jungen Mädchen eine gute Gelegenheit zu ernsten Studien. Große, herrliche Gebäude inmitten wirklich sorgfältig gepflegter Gärten voll tropischer Schönheit bieten ihnen gute Wohnstatt und Stille zum Lernen. Eine große englisch-indische Bücherei steht zu ihrer Verfügung. Alles ist praktisch und mit reichem geschmackvollem Schönheitssinn angelegt. Das Schönste und Erhabenste ist die prachtvolle ganz in Weiß gehaltene Kapelle. Ihr Boden besteht aus schwarzen und weißen Marmorplatten. Kein Gestühl füllt den Raum. Auch der Altarraum zeigt nur ein Kruzifix und ein schlichtes Lesepult. Unsichtbar einmontierte elektrische Lampen spenden ein weiches Licht. Alles ist auf Andacht gestimmt. Wir erlebten dort auch wirklich ernste, schöne Andachtsstunden des Morgens und des Abends, gehalten von Weißen und Indern, Hochkirchlern und Methodisten usw. Selbst ein etwas sehr stark in der indischen Mystik lebender Inder, der Hinduismus und Christentum scheinbar zu verschmelzen trachtet, leitete einmal. Das war uns allerdings wohl doch etwas zu weit gegangen und störte wenigstens für mich die Andacht. Dennoch — es war interessant zu sehen, mit welchem Eifer heute in Indien große Geister sich mit Jesus befassen, ihn ehren als die größte Gottesoffenbarung. Auch das ist schließlich zu achten und zu ehren, wenn man sieht, wie Inder mit ihrem wirklich von der Größe Jesu erfaßtem Herzen doch auch wieder all das Große und Erhabene indischen Denkens werten und halten wollten. Dabei kann ich natürlich nicht ganz mit, wenn dieser Manilal Parek in ernster Begeisterung redet von der neuen Schauung Gottes, wonach sich Gottes Geist in den großen Religionsreformern Indiens wie Keshab Chander Sen ausgewirkt habe. „Sie waren in Christo und er war in ihnen," o rief er begeistert aus und wollte uns mit zu dieser neuen Schauung führen. Ich protestierte innerlich und bedauerte es als Entgleisung. Und anderen ging es ähnlich wie mir. Er ist nebenbei ein Verwandter und Schüler Gandhis, der ja ähnliche Wege geht, Hinduismus, Islam und Christentum zu verschmelzen sucht und in seinen Morgenbetrachtungen mit Gliedern allerlei Bekenntnisse auch Hymnen aus allerlei Religionen singt und Worte aus den heiligen Schriften der genannten Religionen zu Grunde legt. Man mag sich dieser Anerkennung Jesu freuen, andererseits birgt sie auch eine sehr große Gefahr in sich. Man setzt die Religionen einander gleich und verliert dadurch den Blick für die Größe des Christentums und erlahmt im Missionseifer. Etwas davon begegnet einem hier und da selbst unter den Gebildeten unserer Christen.

*) Hochkirchliche „Ausbreitungs-Gesellschaft".

Gossner Mission

Ein seltsamer Anblick in der Kapelle waren mir die beim Gebet nicht nur knieenden, sondern fast wie die Mohammedaner tiefniedergebeugten Männer und Frauen. Auch das mutete seltsam an, daß die Meisten unter uns, sowohl Männer wie Frauen, beim Betreten der Kapelle ihre Schuhe auszogen und dann auf kleinen Matten, ähnlich den Gebetsteppichen der Mohammedaner, standen resp. saßen. Man tat es wohl mit Rücksicht auf den Marmor der Kapelle. Aber seltsam war es doch.

Die Konferenzteilnehmer stellten eine sehr internationale Gruppe dar. Amerikaner, Engländer in der Mehrzahl, dazu Norweger, Schweden, Deutsche, selbst eine Französin, Inder von allen Gegenden, aus dem hohen Norden wie aus dem heißen Süden, Sikhs und Singhalesen, dazu Birmanen, Japaner und Chinesen, selbst ein Afrikaner. Interessant die verschiedenen Trachten, noch interessanter, wenn man mit ihnen ins Gespräch kam, ihr verschiedenes Denken und doch wiederum wie groß und erhebend trotz aller nationaler und rassenmäßiger Unterschiede das Einssein in Christo. Ich selbst war mit einem Inder und einem Ceylonesen einquartiert, und fühlten uns wie Geschwister, zumal auch neben der religiösen Einheit noch zur Hilfe kam die eine uns allen zu Gebote stehende englische Sprache. Wenn die nicht wäre, wieviel schwerer würde dann der Verkehr sein und die Verständigung der verschiedenen Völker untereinander. In dieser Richtung bedeutet doch die weitverbreitete englische Herrschaft etwas Großes.

Der Hervorragendste unter all den Versammelten war wohl unstreitig der Amerikaner D. John Mott, ein Mann, der nur selten spricht, aber wenn er es tut, dann horchen alle auf, denn dann hat er wirklich etwas zu sagen, ein Mann, der großzügig denkt. Man möchte ihn fast mit Ford oder Carnegie und anderen dieser großen amerikanischen Köpfe vergleichen, die nur an ganz Großes sich heranmachen und dafür ganz einsetzen. Was sie in der Welt der Technik, ist Mott auf dem Gebiete der Mission. Mag er in seiner Parole „die Evangelisation der Welt in dieser Generation" Unrecht gehabt haben, sie beweist doch den weiten Flug seiner Gedanken. Auch glaube ich: wenn wir Missionare alles Männer wären mit derselben Hingabe an die Sache wie er, mit derselben Energie und Weisheit, die Erfolge auf den Missionsfeldern würden größere sein. Menschen von solchen Ausmaßen wie Mott sind aber nur sehr selten. Neben ihm noch manch anderer und manch andere, Weiße wie Inder, denen man die Größe in allem Gebotenen anmerkte. Es ist nur gut, daß unser Herrgott in seinem Weinberg auch Platz genug für kleinere Menschen hat. Für die Großen aber wollen wir dankbar sein und von ihnen zu lernen suchen, auch wenn wir ihnen nicht immer gleich so schnell nachfolgen können.

Was wurde nun auf der Konferenz geboten? Sie stand, wie in der nächsten Zeit wohl all diese Versammlungen, im Zeichen der großen Tagung in Jerusalem. Diese wird mit ihren Beschlüssen und Weisungen noch auf längere Zeit die Richtung angeben.

Leider konnte ich den Versammlungen über die Botschaft von Jerusalem nicht beiwohnen, meines Fiebers wegen, wie mir überhaupt mein Fieber im vollen Aufnehmen des Gebotenen ein Hindernis war. Der bedeutendste und eindrucksvollste Redner darüber soll der Däne D. Larsen gewesen sein. Ein echter Lutheraner, in seiner äußeren Art und Gestalt etwas Kierkegard Aehnliches. Wie mir erzählt wurde, soll er durch seine tiefführenden Gedanken großen Eindruck gemacht haben. Ich hörte ihn später in einer kurzen Zwischenbemerkung. Er gab der Versammlung, die sich vielleicht zu sehr an der gegenwärtigen Christusverehrung in Indien begeisterte, ernste nachdenkliche Worte zu hören: Er meinte, nichts ist wertloser als bloße Bewunderung, nichts gefährlicher als christusloser Idealismus. Es gefiel vielen Engländern und Amerikanern nicht und doch war es nötig, daß in den etwas zu stark mussierenden Wein etwas Wasser getan wurde zur Ernüchterung der Gemüter. Wir Lutheraner waren der Bemerkungen Larsens froh. Einer meinte: „Das war nun endlich mal wieder Brot." Es ist dieselbe Erfahrung wie auf all den letzten großen Konferenzen in Stockholm und Lausanne wie auch Jerusalem. Das kontinentale christliche Denken muß dem etwas stürmischen, idealistischen Denken der Anglikaner das Gegengewicht halten.

Gossner Mission

Weitere wichtige Verhandlungsgegenstände waren: „Die Mission und die ländliche Bevölkerung" (sie wird wohl vielfach hier und da etwas stiefmütterlich behandelt, weil sie schwerer zugänglich ist).

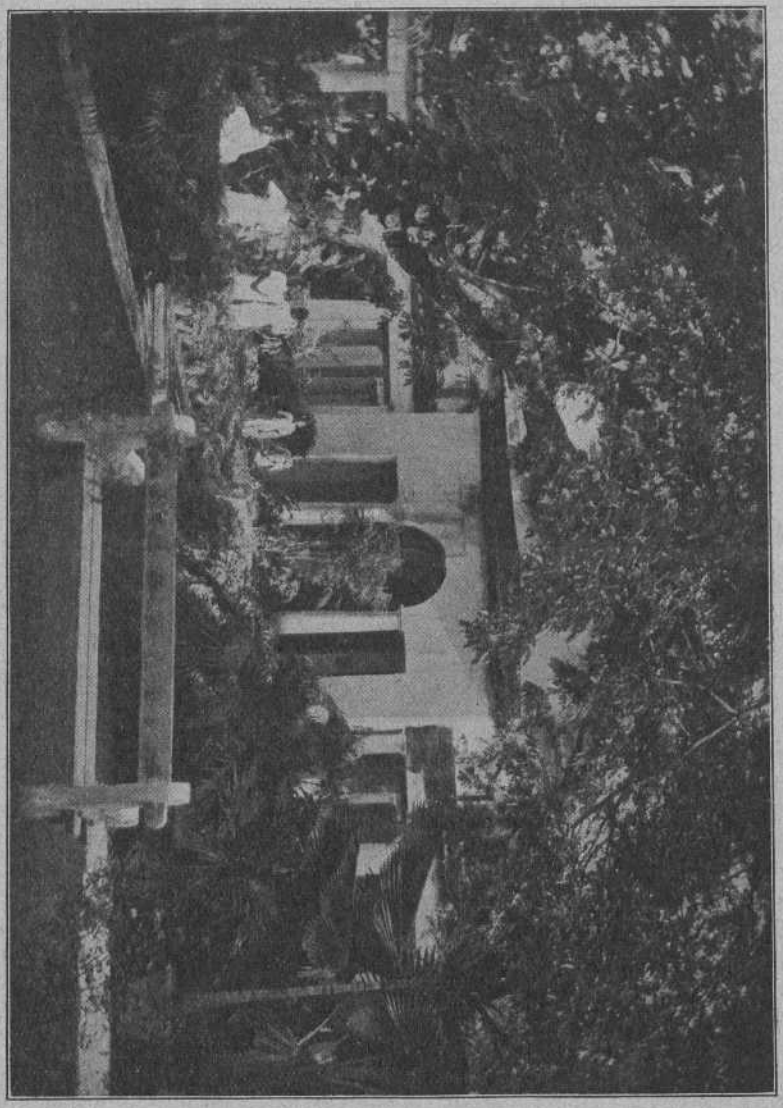
Ferner: „Die Mission und die Industrialisierung Indiens." All die aus der Heimat so schmerzlich bekannten Arbeiterprobleme tauchen auch hier auf. Möge die Kirche hier in Indien die Fragen schneller angreifen als daheim, wo es fast zu spät war und der Arbeiter von der Sozialdemokratie beschlagnahmt wurde, bevor die Kirche sich recht um ihn kümmerte. Hier besteht dieselbe Gefahr: Kommunismus in Indien.

In sehr ernste Besprechungen führte die Rassenfrage hinein. Der Neger Mac Yergan mit seinen traurig ernsten Selbsterlebnissen hatte den Hauptvortrag. Man merkte ihm die innere Hochspannung an, in seiner Erinnerung standen überaus traurige Erfahrungen, und doch, wie fein hielt er sich im Zaum, um sachlich ruhig zu bleiben. Aber vielleicht hat gerade diese Zurückhaltung mit nur kurzen Andeutungen mehr gewirkt als etwa zornige Aeußerungen über die sogenannten Herrenvölker und ihre Bedrückung der farbigen Rassen.

Auch eine Inderin, die Tochter des indischen Dichters Tilak kam hierbei zu Worte. Wie fein verstand auch sie über dieses so bitter ernste Thema zu reden. Man merkte es ihr an. Ihr war im Gedenken an viele Dinge das Weinen fast nahe und doch auch hier welche feine Ruhe, welch ein Adel der Gesinnung. Sie wissen still zu leiden. Auch ermahnte sie sehr fein ihre eigenen Volksgenossen statt alles Aufbegehrens in Rassenfragen erst mal im eigenen Volk sich umzusehen und all die Vorurteile und Vorrechte der verschiedenen Volksstämme und Kasten abzulegen. Mögen alle erst mal lernen, nichts weiter als Inder zu sein und aufhören, sich als Angehöriger dieser oder jener Provinz oder Kaste über andere erhaben zu fühlen. Die christliche Liebe sollte all diese angemaßten Unterschiede überwinden.

Einer der wichtigsten Gegenstände neben der Botschaft von Jerusalem war die Frage über das Verhältnis der alten und jungen Kirchen untereinander. Einer der Hauptredner über dieses Problem war der Chinese Mr. Shen, Generalsekretär der Studentenabteilung des Christl. Vereins junger Männer in China, einer der Führer der jungen chinesischen Kirche. Ob es gerade sehr viel Weisheit war, diesen Mann hier in Indien in aller Breite reden zu lassen, will mir zweifelhaft erscheinen. Schon sein äußeres Auftreten war etwas recht jungenhaft herausfordernd, ganz anders als der feingebildete Afrikaner Mac Yergan. Es sprach aus ihm zu sehr der chinesische Nationalstolz, zu wenig der Geist des Christen. Es war mehr der Ton des Aufbegehrens als der der Dankbarkeit und Anerkennung, so ein wenig: „Vater, gib mir das Teil der Güter, das mir gehört." Wir kennen dieselben Typen hier in Indien. In Madras fielen sie allerdings nicht besonders auf. Dort herrschte unter den Indern ein feinerer Ton der ruhigen Bestimmtheit. Alle nationalen Freiheitsgefühle, vor allem das Aufbegehren gegen die britische Herrschaft kam hier weniger zum Ausdruck, obgleich dies nach meiner Erfahrung sehr stark auf die junge Kirche in Indien abgefärbt hat und oftmals die Unterhandlungen und Verständigungen erschweren. Es geht vielen mehr um die indische Kirche gegen die weiße Kirche als um wirkliche christliche Ideale. Hier in Madras herrschte ein mehr zurückhaltender Ton. Ein hervorragender feiner Vertreter der jungindischen Kirchenbewegung war der indische anglikanische Bischof von Dornakal. Einige Worte von ihm mögen hier wiedergegeben sein. Er sagte: Ist das kirchliche Bewußtsein in der Kirche Indiens schon zur Genüge entwickelt? Der Apostel Paulus schrieb etwa 5 Jahre nach der Gründung der Gemeinde in Korinth derselben: „Alles ist Euer." Früher bezeichnete man all unser Werk als „Mission". In Edinburgh sprach man 1910 noch von der „Kirche auf dem Missionsfelde." Jerusalem 1928 redete von den jungen und alten Kirchen und setzte dabei die jungen Kirchen an die Spitze. Man deutete auf viele Mängel der indischen Christen hin, z. B. Unfähigkeit, Geld zu verwalten, Parteigeist u. a. m. Man bedenke aber: die Apostel wurden Menschenfischer durch Anlehnung und Zusammenarbeit mit Christus. So werden auch die Inder durch Verkehr und Mitarbeit mit den Missionaren herangebildet wer-

Gossner Mission



Garten des Colleges in Madras.

Gossner Mission

Quittungen über Missionsgaben

vom 16. März bis 15. April 1929.

Anhalt.

Bernburg: Mü. 11, Dessau: Schw. Bo. 5, Ge. 6, Köthen: Ge. 5.

Baden.

Pfullendorf: P. Kau. 1,10.

Bayern.

Albertshofen: P. Lo. 3, Ansbach: Lö. 2, Augsburg: Diak. Wi. 7, Bad Reichenhall: Bu. 50, Brodswinden: P. Bo. 3, Coburg: Pe. 5, Pe. 10, Dinkelsbühl: P. Schm. 35, Dörflas: Mei. 5, Feuchtwangen: P. Schw. 3, Gönnheim: Me. 5, Guttenberg: Schö. 5, Harburg: P. Fe. 5, Hof: Studienrat Lo. 4, Larrieden: P. Au. 10, Lehrberg: P. Scho. 20, Lindau-Reutin: Pfa. 30, Markt Berolzheim: P. Kl. 6, Merkendorf: Ro. 20, Miesbach: Pfa. 60, München: Ob. 2, He. 3, Kr. 20, Nördlingen: Dekanat (a. Gmde. Baldingen) 20, Nürnberg: Ev.-luth. Zentral-Missionsverein 195, Pf. 2, Gr. 2, Rü. 55, Str. 5, He. 8, Pf. 2, Passau: Ma. 1, Schwimbach: P. Schl. 10, Stierhöfstetten: P. Sti. 2, Uehlfeld: Si. 5, Unterasbach: Rü. 3, Wiesenmühle: Ev. Kinderbewahranstalt 10, Windsfeld: P. Cn. 8, Windsheim: Frauen-Missionskranz 15, Str. 5, Würzburg: Ev. Sonntagsbl. a. Bay. 32,50. — Miss. Be. Koll. b. Missionsvorträgen 260.

Brandenburg.

Altenhagen: P. Di. 10, Altensorge: Fr. 2, Altglietzen: Gr. 16, Bad Schönfließ: Zi. 5, Barenthin: Ne. 3, Bergfelde: Sei. 20, Berlin: Fr. 3, Gr. 5, Eliabeth-Diak.-u. Krankenhs. 10,10, Si. 3, Ku. 3, Sa. 3, Sup. i. R. Str. 5, Ra. 10, M. 20, Fr. 3, Kr. 3, P. Bu. 5, Rei. 3, Diak. Tr. 50, Ha. 3, Bu. 5, Bo. 10, Schw. Pau. 3, Wo. 2, Sa. 3, Ra. 10, Bl. 5, Gr. 10, Sup. i. R. Str. 5, Ha. 5, Mü. 13, Schw. Schm. 5, Koll. Friedrichswerder 43, Koll. Luisenstadt 13,30, Berlin-Bohnsdorf: Dr. 5, Berlin-Britz: Ki. 27,30, Berlin-Charlottenburg: We. 10, Ho. 10, Pos. Verein d. Trinitatisgmde. 23, Berlin-Friedenau: He. 3,15, Kü. 10, Zufluchtstätte 10, Justizp. Rat Sü. 5, Fr. Sup. Ba. 5, Wö. 1, Miss.-Verein 260, Koll. Miss.-Stde. 7,35, Schw. 10, Dr. 1,38, Me. 2, En. 5, Berlin-Halensee: Pa. 1, Berlin-Lichterfelde: Scha. 20, Ka. 5, Schw. Zi. 10, Berlin-Neukölln: Ra. 10, Ko. 5, Kr. 5, Berlin-Reinickendorf: Ka. 3,50, Berlin-Schmargendorf: Ev. Kirchgmde. 20, Berlin-Schöneberg: Ca. 2, P. Ro. 239,75, Me. 2, Nei. 7,50, Berlin-Siemensstadt: Sy. 2, Berlin-Steglitz: Fa. 10, Zi. 5, Sa. 5, Ka. 5, Berlin-Tempelhof: Koll. v. Miss.-Insp. Lo. 26,26, Pl. 10, Berlin-Zehlendorf: Kinder-Missionsbund 9,30, Neu. 10, Brandenburg: Du. 3, Briesen: P. We. 10, Döbern: P. Scho. 7,64, Drebkau: P. Schö. 2, Droskau: P. 25, Frauendorf: Pr. 10, Gramzow: Tr. 3, Guben: Rechn.-Rat Za. 3, Hohen-Neuendorf: Ti. 15, Ihlow: P. Ho. 2,50, Klein-Schönebeck-Schöneiche: Ev. Frauenhilfe 5, Kohlow: Pa. 18, Schw. 10, Lebus: Schw. Schu. 5, P. K. 14, Liebesitz: Lü. 15, Lugau: Dr. Bu. 2, Mittenwalde: St. 15,05, Möstchen: Ka. 9, Neutornow: P. Or. 1, Nowawes: Bei. 5, P. Stei. 5, Potsdam: Schu. 5, Reetz: Lü. 1, Reppen: Wie. 30, Wie. 7, Schönborn: P. Be. 3,10, Seifersdorf: Schr. —,20, Sommerfeld: P. a D. Ta. 18,50, Ta. 21,75, Sorau: Le. 10, Eb. 2, Steinitz: P. Schö. 3, Strega: 1. Kl. d. Schule 11, Triebel: Schu. 5, Wiesenburg: P. Cou. 5, P. Fä. 5, Witten: Pae. 3, Züllichau: Diak. Schu. 15,20, Nau. 10, Wi. 25,10. — Miss. Be. Koll. b. Missionsvorträgen 181,45.

Danzig.

Danzig: Po. 40,68, P. We. 20.

Gossner Mission

Grenzmark.

Bomst: Roe. 3, Deutsch-Filehne: Sup. i. R. Be. 10, Königsdorf: P. Se. 32,46, Kranz: Deu. 3, Märkisch-Friedland: P. Scha. 8, Schneidemühl: P. i. R. Ge. 1, Schwerin: P. We. 10, Tarnowke: P. Schu. 15.

Hamburg.

Hamburg: Ju. 10.

Hannover.

Afferde: Dei. 2,65, Barstede: P. Ri. 15, Bokensdorf: Str. 5, Etzel: P. Cr. —,70, Groß-Berkel: Ha. 6,10, Hannover: Schw. Ar. 5, Hildesheim: Sp. 10, Holtensen: Pr. 3,30, Horsten: P. Me. 8,05, Ihreringsfehn: P. Fi. 20, P. Fi. 16, Ihlowersehn: Fl. 3, Lachem: P. Dr. Bo. 16,90, Marienweer: Me. 2, Markoldendorf: P. Hü. 2, Meppen: Ge. 60, Neermoor: Sup. Ha. 10, Rheden: Miss. Ei. 75, Stöckte: Kl. 6, Völlen: P. Ad. 100, Weene: P. Oh. 3, P. Oh. 9, — Miss. Be. Kollmar: Ungenannt 20. — Miss. Go. b. Missionsvorträgen 348.

Hessen.

Arolsen: Dr. 3, Bad Nauheim: P. Kn. 30, Dillenburg: Ho. 10, Eberstadt: P. a. D. Kay. 5, Floh: Pe. 30, Frankfurt a. M.-Eckenheim: Diak. Gei. 7,50, Frohnhausen: P. Ha. 7, Hanau: P. Ul. 2, Kassel: Schn. 5, Kassel-Wilhelmshöhe: Nö. 10, Lauterbach: P. Kn. 1, Lißberg: P. Fr. 6,60, Lohra: Kirchenvorst. Dö. 17,80, Marburg: De. 10, P. i. R. Ka. 7,50, Mengsberg: Hu. 10, Schwarz: Ne. 7, Seeheim: Schw. Kl. 2, Steinau: P. Bo. 5, Usseln: P. Jä. 15, Weidelbach: Mü. 3, Weinolsheim: Feu. 3, Wethen: P. Bu. 3.

Lippe.

Bad Salzuflen: Br. 10, Bentrup: Ni. 15, Bückeburg: Wa. 1, Detmold: Fo. 10, Lemgo: P. Ei. 39, Sa. 10, P. Ei. 77,20, P. He. 112, Schebelstein: Dr. 2,35, Schötmar: Ungenannt 20. — Miss. Go. b. Missionsvorträgen 348.

Mecklenburg.

Parchim: Ko. 2, Ribnitz: Schi. 2.

Memelgebiet.

Kairinn: P. Lei. 40, Memel: P. Sche. 40, Plicken: P. Te. 70.

Ostpreußen.

Alexen: Gu. 12, Bartenstein: Miss.-Verein 22, De. 1, Bladiau: P. Gl. 5, Braunsberg: Ba. 10, Rau. 10, Deutschendorf: P. Bo. 21, Elbing: Na. 10, Enzuhnen: P. Dö. 5, Friedland: Gr. 1,50, Schu. 5, Gumbinnen: Ur. 20, Heiligenwalde: P. Liz. Ha. 14, Jodlauken: P. Ku. 32, Judtschen: P. Ga. 3, Imten: Lo. 5, Kassuben: Pfa. 5, Klein-Dexen: P. Le. 30, Königsberg: Br. 5, P. Hu. 30, Ur. 5, P. Wi. 30, P. Hu. 10, Laukischken: P. Mü. 14,85, Lichtfelde: P. Schi. 10, Mehlsack: Ev. Jungmädchen-Verein 6, P. Gü. 20, Nemmersdorf: P. Bo. 20, Nordenburg: P. Ka. 10, Pelleningken: P. Tr. 6, Petershagen: Ev. Kirchengmde. 5, Ragnit: Pr. 2, Rogahlen: Na. 2, Saalau: P. Bu. 12, P. Bu. 9, P. Bu. 8, Stilgen: Gu. 1, Gu. 1, Gu. —,80, Szillen: Sa. 34, Uderwangen: P. Wi. 25, Wirszeningken: Ge. 1.

Pommern.

Brausendorf: Ju. 7,15, Caseburg: P. He. 3, Curow: Le. 3, Damerow: Zi. 3, Dubberow: v. d. Ha. 7, Greifenhagen: Ra. 3, Ra. 5, Greifswald: We. 3, Groß-Peterkau: P. Pa. 5, Groß-Rischow: P. Ha. 1, Karnitz: Schei. 35,65, Karolinenhorst: Ma. 3, Köslin: P. i. R. Co. 5, Krampkewitz: P. He. 16, Kublank: P. Bü. 5, P. Bü. 16,75, Ma. 5, Naugardt: P. i. R. Ri. 1, Nipperwiese: Lo. 10, Pagenkopf:

Gossner Mission

r. Be. 15, Plietznitz: P. Nau. 10, P. Nau. 30, Renfekow: Wi. 10, Schmarfow: P. Hü. 5, Scholwin: P. We. 30, Stargardt: Mi. 5, Stettin: To.-Di. 8,09, Hei. 5, Schw. Wi. 5, P. Mü. 47, Ma. 10, Mo. 20, Schw. Wi. 5, Kr. 5, Schw. La. 8, Stettin-Grabow: Pfa. 21, Stolp: Kü. 3, Stolpmünde: Be. 10, Thurow: Be. 3, Uchtdorf: Dr. 23,45, Bo. 9,70, Schw. Schw. 5, Wendisch-Silkow: P. Ge. 50, Wittstock: Bo. 10,15, Wurchow: P. Je. 6, Wusterwitz: P. Lü. 2, Zezenow: Bü. 3.

Rheinprovinz.

Almersbach: P. Scha. 5, Barmen: Si. 30, Bonn: P. i. R. We. 3, Cöln: Bo. 3, Duisburg-Meiderich: Ha. 13,45, Düsseldorf: v. St. 1, Dutenhofen: Mü. 2, Elberfeld: de W. 5, Die. 10, Hamborn-Marxloh: P. Stu. 30, Kaiserswerth: Diak. Me. 20, Olef: Br. 3, Rheinhausen: Hei. 2, Ründeroth: P. i. R. Hoe. 1.

Sachsen (Freistaat).

Berthelsdorf: Li. 6, Colditz: Schn. 5, Drausendorf: Ri. 5, Dresden: Roe. 3, Mey. 3, v. Ma. 5, En. 3, Hohenkirchen: P. Bi. 2, Kötzschenbroda: Stud.-Rat Gr. 10, Kreischa: De. 3,20, Löbau: Jungfr.-Verein 3, Lommatzsch: P. i. R. He. 2, Oberweisstritz: Be. 20, Oybin: Wi. —,20, Wi. —,20, Radebeul: Gy. 5, Striegnitz: P. i R. Schm. 3, Weinböhla: Ro. 10.

Sachsen (Provinz).

Bad Sachsa: P. i. R. Schi. 2, Bad Salzelmen: Schü. 3,80, Borne: Ru. 3, Si. 3, Eickendorf: Pfa. 3,50, Gössitz: P. Zi. 100, Halle: P. em. Sta. 2, Könnern: Sup. Br. 445,41, Jeeben: P. Ho. 3, Kelbra: Bü. 10, Kloster Donndorf: Prof. Gei. 3, Klötze: Schw. Neu. 10, Magdeburg: P. Goe. 7, P. Do. 5, Melkow: Schw. 5, Merseburg: Städt. Altersheim 10, Br. 10, Quenstedt: P. Be. 9,50, Rahnsdorf: P. Hei. 5, Reesen: P. Di. 3, Rieda: P. Be. 5, P. Be. 5, Sächs. Prov.-Hilfsverein 500, Salzwedel: He. 6, Sandau: Ge. 10, Sandersleben: P. Mü. 5, Schwerz: Gö. 2, Staßfurt: P. Lü. 12,20, Tangerhütte: Schu. 16,50, Thale: Anstalt Kreuzhülfe 10, Wahlhausen: P. Bo. 3, Wernigrode: Ri. 5, P. i. R. Ko. 3, Za. 10, Ev. 10, Zahna: Schw. Sa. 3, Zeitz: P. Ep. 10, Do. 2, Ziesar: P. em. Ne. 5.

Schlesien.

Bankau: P. i. R. 3, Breitenhain: Wi. 3, Breslau: Fö. 10, P. Ei. 7,13, Sup. i. R. Kl. 5, Ku. 3, Re. 2,10, P. Mei. 10, Buchwald-Bernstadt: Ev. Kirchengemde. 3,20, Bunzlau: Neu. 10, Fr. Ob.-Kons.-Rat Lü. 6, Diesdorf: Bau. 4, Erdmannsdorf: P. Wi. 15, Faubrück: Hä. 5, Görlitz: v. Un. 3, Gremsdorf: Schles. Prov. Hilfsverein 300, Großnädlitz: Sup. So. 25, Hoyerswerda: P. No. 7, Langhelwigsdorf: Di. 3, Laubau: Miss.-Komm. d. Chr. V. j. M. 3,60, Ho. 3, La. 20, Liegnitz: Neu. 10, Neu. 5,50, Wa. 1, Fu. 3, Ri. 20, Schr. 3, Wa. 1, Linden: Ho. 10, Lobendau: Sup. Be. 3, Mittelschreiberhau: Ku. 5, Ku. 3, Neiße: Jau. 5, Niederschönbrunn: P. Gr. 3, Ohlau: Ar. 2, Oels: Wa. 3, Oppeln: Ka. 1, Wo. 5, Rankau: P. Bu. 8, Reichenbach: P. prim. Str. 36, Rothsürben: Ev. Kirchengmde. 25, Salterhausen: Ri. 2, Schnellenwalde: P. Gr. 27,07, Schönau: Pf. 5, Schweidnitz: Ka. 3, Tschiesen: Pfa. 2,50, Wilkau: v. Lie. 2,90, Wüstebriese: P. Ki. 9.

Schleswig-Holstein.

Brokdorf: P. Lei. 1, Kiel: Fa. 5.

Thüringen.

Bad Salzungen: P. i. R. Ra. 5, Dienstädt: P. Kn. 4, Georgenthal: P. i R. Br. 3, Rausitz: P. Schö. 3, Neudietendorf: Thür. Ev. Sonntagsblatt 60, Oberweißbach: Pe. 10, Sondershausen: Schü. 10, Unterkoskau: Th. 3, Weimar: Jt. 3.

Gossner Mission

Westfalen.

Altena: Kr. 10, Bethel: Ro. 10, Bielefeld: P. i. R. Tr. 5, Buschhütten: Gemeinschaft 30, Gellershagen: Bo. 9,85, Gelsenkirchen: Wi. 3, Wi. 3, Hagedorn: P. Up. 22, Hagen: He. 3, Hartum: P. Rü. 65, Hemer: Bü. 10, Herford: Mü. 3, Hilchenbach: Rechn.-Rat Th. 5, Hörste: Re. 3, Kirchlengern: P. Er. 5, Kreuztal: Mü. 5, Marienborn: Bo. 5, Minden: Ro. 5, Do. 4, Münster: Be. 2, Netphen: P. Hei. 10, P. Hei. 3, Neunkirchen (Kr. Siegen): Wi. 30, Obernbeck: P. Ri. 10, Preußisch-Oldendorf: P. Mö. 10, Salchendorf: Frauen-Miss.-Nähverein 30, Siegen: Si. 2, Steinhagen: Gemeindepflege 35,22 und 17, 44, Vlotho: P. v. Pa.-R. 20, Werther: P. Hau. 30. — Miss. Go. b. Missionsvorträgen 639,35.

Westpreußen.

Freystadt: Sup. Boe. 10, Neuheide: P. Ul. 10.

Württemberg.

Bad Mergentheim: P. a. D. Feu. 3, Biberach: Hä. 5, Dinglesmad: Str. 2, Freudental: P. Say. 5, Geislingen: Ev. Missionsverein 30, Isny: Ste. 10, Sie. 25, Kirchberg: Mo. 3, Kirchheim: Schm. 4, Korntal: Str. 3, Str. 4, Oberboihingen: P. Lö. 5, Ottenhausen: Rei. 1,20, Rietenau: P. Lu. 2, Rotenbach-Werk: Tr. 15, Schnaitheim: We. 3, Stuttgart-Berg: P. a. D. Rei. 10, Stuttgart-Degerloch: P. Je. 5, Vöhringen: Le. 3, Weilheim: Kr. 20, Winnenden: P. a. D. Wa. 5.

Ausland.

Argentinien. Aldea Protestante: P. Froe. 31 Pesos = 62. Brasilien. S. Angelo: P. Ba. 6,65. Polen. Josefowo: P. Schm. 32. Koronowo: P. Wei. 76,50. U. S. A. Peoria: Of. 5 $ = 21,05. Woodville: Bu. 15 $ = 62,30.

Liebesgabenpakete.

Bad Harzburg: Fr. Geh.-Rat Ro. (Wollschuhe u. Schokolade). Bad Salzelmen: Schw. Schü. (versch. Näh- u. Handarbeiten). Berlin: Kaiser-Wilh.-Ged.-Gmde. (Bücher, Handarbeiten usw.). Berlin-Friedenau: Missionsnähverein (Frl. Ke., Fr. Dr. He., Frl. Je., Fr. Bo. Verschiedenes f. d. Basar). Ungenannt (beh. Kleiderbügel). Berlin-Schlachtensee: Fr. Dir. Ka. u. Fr. P. An. (Verschiedenes f. d. Basar). Berlin-Steglitz: Fr. Ro. (Verschiedenes f. d. Basar). Breslau: Fr. Miss. Pa.-Nähverein (Handarbeiten f. d. Basar). Domersleben: Ungenannt (Kindersachen, Handarbeiten usw.). Großkörpen: Ungenannt (Handarbeiten u. Verschiedenes). Kassel: Diak. Gr. (Deckchen z. Basar). Könnern: Sup. Br. (Verschiedenes f. d. Basar v. Missionsfreunden). Köslin: Frl. Ba. u. Fr. Ki.-Nähverein (Verschiedenes f. Indien). Lauban: Fr. We. (Kindersachen u. Versch. f. d. Basar u. Indien). Liegnitz: Fr. Goe. (Babyjäckchen). Lüneburg: Frl. A. u. Ch. Pl. (Handarbeiten, Spielsachen usw.). Prökuls: Fr. P. Ke.-Missionsnähverein (Sachen f. Indien). Stettin-Grabow: Fr. P. Br. — Nähverein (Handarbeiten). Straußberg: Fr. Ri. (Bücher u. Kissen).

Allen gütigen Gebern herzlichen Dank!

Gossner Mission

den. Die junge Kirche bedarf vor allem eines reichen Zuflusses von geistlichem Leben. Religiöse Erfahrung und geistliche Führung mögen die älteren Kirchen daher in Sonderheit den jungen Kirchen zukommen lassen.

Besonderen Nachdruck legten viele Inder auch auf das Recht der Verwaltung und freien Verfügung über die ihnen von der alten Kirche gewährten Geldmittel. Sie erwarten energisch volles Vertrauen auch in Geldsachen. Ferner sollen die Sendlinge der westlichen Kirchen den Dienern der jungen Kirche ganz gleichgestellt sein und sich dem Indischen Verwaltungskörper unterstellen. Sie sollen von ihnen Weisungen annehmen und darnach handeln. Die Missionare sollen Glieder der indischen Kirche werden und in ihr aufgehen. Gerade diese Debatten zeigten ein starkes Selbstbewußtsein der indischen Christen. Ich hatte den Eindruck, gewiß in Südindien scheinen sie schon so weit zu sein. Man sah dort eine große Anzahl sehr feiner Köpfe und Charaktere. Auch in Nordindien gibt es schon solche, wenn auch wohl weniger zahlreich. In unserer Gegend dagegen sind sie noch überaus selten. Hier wäre ein zu schnelles Verselbständigen zum Schaden der Gemeinden. Ein zu schnelles den braunen Brüdern Freiehandlassen wäre nach meiner starken Ueberzeugung ein Verbrechen an der jungen Kirche, sie würde erst innerlich und dann äußerlich hinsiechen. Mögen unsere indischen Freunde das vielfach europäische Anmaßung heißen. Wir wollen dieses Urteil gern auf uns nehmen und doch festbleiben um der Gemeinden willen.

Einsichtige Inder, auch in unserer Kirche, erkennen das voll und ganz; nur einige Heißsporne machen nicht mit infolge ihres zu starken Selbstbewußtseins. Hier aber spukt auch mehr die Rassenfrage.

Die Frage „junge und alte Kirche" wird für lange Jahre nicht zum Schweigen kommen. Sie ist aufgekommen und wird nicht mehr verschwinden, bis auch in Indien eine völlig freie, selbständige Kirche ohne jegliche Bevormundung des Westens entstanden sein wird. Wir wollen für dieses Aufkommen der Frage Gott danken, zeigt sie uns doch ein gewisses Heranreifen der jungen indischen Christenheit, die frei und ungebunden nach ihrer Erkenntnis, mit ihren gottgegebenen Eigenheiten dem Herrn Jesus Christus dienen will unter den Völkern Indiens. Möge Gott der Herr ihr bald die Männer geben, die einem Luther gleich Führer und Propheten sein können, damit sie schließlich nicht in nachgeahmten, sondern in eigenen, am Evangelium ausgerichteten, nach indischem Denken geformten Wegen gehen können.

Viel Zeit und Kraft ist in Madras auf das Durchdenken dieser Fragen aufgewandt worden. Viele ernste Geister haben um diese Fragen gerungen und Richtlinien zu suchen getrachtet. Noch ist alles nur wie ein junges Pflänzlein, das ein Sturm oder eine ungefüge Hand zerbrechen kann oder unter zu starker Bestrahlung und Bewässerung zu schnell aber geil emporschießen kann. Möge Gott der Herr uns den Vertretern des Westens und unseren braunen Brüdern den Geist der Liebe und Demut und der Selbstlosigkeit geben, daß wir in allen Stücken nur als Diener Jesu zu handeln bestrebt sein mögen. Es geht ja doch um Sein Reich, nicht um europäische oder asiatische Vorherrschaft.

Noch andere Fragen wurden in Madras verhandelt. Sie waren gegenüber den Genannten weniger wichtig. „Die jungen und alten Kirchen", das war doch schließlich die alles überragende Frage. Dies in Madras. In denselben Tagen fand in Calcutta der große Allindische Kongreß statt, auf dem sich das politische Jungindien unter seinen Führern beriet, wie sie die Freiheit erlangen könnten. So gehen beide Fragen, die nach kirchlicher und die nach politischer Freiheit, Hand in Hand. Beide sind berechtigt. Beide müssen zum vollen Austrag kommen. Gott gebe uns, daß beide erledigt werden in einem Sinne, der den Völkern Indiens zum wahren Heil gereicht.

Ich habe in kurzen Zügen Einblicke in das Konferenztreiben von Madras zu geben versucht. Ich selbst fühle, wie schwach dieser Versuch ist gegenüber der Bedeutung von Madras für die indische Missions- und Kirchenbewegung. Aber ich hoffe,

Gossner Mission

meine Ausführungen werden helfen, unseren Freunden daheim zu zeigen, wieder zu zeigen, in wie ernsten und entscheidungswichtigen Zeiten wir heute gegenüber den Völkern Asiens und Afrikas stehen. Gott der Herr erwecke uns auch daheim viele ernste Beter, die unser gedenken in diesem ernsten Ringen, damit uns Gott ausrüste mit Seinem Geist der Liebe, der Kraft und der Zucht! Martin Prehn.

Aus dem Gharbandhu. *)

(Dezember 1928 und Februar 1929.)

Die **Orgel** in **Ranchi** war infolge klimatischer Einflüsse seit Jahren nicht mehr spielbar und deshalb außer Gebrauch gewesen. Der Kirchenrat hat sie für 300 Rupien wieder in Ordnung bringen lassen, so daß sie jetzt wieder der Begleitung des Gemeindegesangs dienen kann.

(Dennoch ringt Br. Schulze zumeist vergeblich mit ihr. Zf.)

Die seinerzeit von Br. Wagner gegründete **Genossenschaftsbank** der Puruliagemeinde mußte vor einiger Zeit in Liquidation treten und der vorhandene Reservefond in Höhe von 5500 Rupies wurde von dem Aufsichtsbeamten mit Zustimmung der Ortsansässigen einer Genossenschaft von Nicht-Christen zur Verwendung für ihre Industrieschule übermacht. Man wunderte sich, daß das Geld nicht einer andern Bank unsrer Gemeinde gegeben worden war, und es wurden Schritte getan, dasselbe wieder in die Hände zu bekommen. Den Bemühungen des Herrn P. N. De, der früher in Serampur Leiter einer Webschule war und dessen Bruder z. Z. Magistrat in Purulia ist, ist es nach vieler Mühe und Schriftwechsel mit der Regierung gelungen, das Geld zur Verwendung für die lutherischen Gemeindeglieder zurückzubekommen, und zwar soll damit in Purulia eine Berufsschule gegründet werden, mit Herrn De als Vorsitzenden des Schulkomitees.

In einem Artikel über die Augsburgische Konfession wird etymologisch und historisch über die Bedeutung der Namen **„Augustana"** und „Augsburg" gehandelt und dann die These aufgestellt, daß das Beiwort Augustana die Erhabenheit und Vorzüglichkeit dieser Bekenntnisschrift andeute. Die Kirche, die diese Bekenntnisschrift habe, sei sicher auch erhaben, hochstehend, vorbildlich und ehrwürdig, da in dieser Bekenntnisschrift die Hauptlehren des Christentums wirklich schriftgemäß dargestellt seien.

(Sehr schön gedacht, wenn auch, echt orientalisch, gänzlich geschichtslos. Zf.)

Das **Bevölkerungsproblem** scheint jetzt auch in Indien die Gemüter zu beschäftigen. An zwei Stellen wird es im Gharbandhu erwähnt: Einmal wird von einer Versammlung in Bangalore berichtet, in der Sir Shivswami Iyer davon sprach, daß in Indien die Geburtenzahl wachse; daß es aber nötig sei, die Geburtenzahl einzuschränken, wie es in England und Dänemark geschehe. Dann wird das Buch von Sir G. H. Nibbs besprochen, der die jetzige Bevölkerung der Erde auf 1950 Millionen berechnet und meint, daß bei dem jetzigen Grad der Zunahme die Bevölkerung in 100 Jahren sich verdoppelt haben werde. Auch er dringt auf eine Herabsetzung der Geburtenzahl, wenn nicht schwere Kalamitäten unausbleiblich sein sollen.

Am 15. Februar ist der in weiten Kreisen bekannte Katechist **Abirham Kujur** in der Govindpurgemeinde heimgegangen. Seine alten Tage verlebte er bei seinen Kindern in Ithe. Er war Br. Kiefels rechte Hand und gehörte gewissermaßen zum Inventar von Govindpur. Obgleich er Uraun war, genoß er Vertrauen und Ansehen unter den Mundas, deren Sprache er voll beherrschte.

---

*) „Hausfreund", Gemeindeblatt der Kols-Kirche.

Gossner Mission

Am 17. Dezember 1928 wurde dem **Verein zur Hebung Chota-Nagpurs** gestattet, vor der Simon-Kommission**), die in Patna ihre Sitzungen abhielt, zu erscheinen und ihre Wünsche vorzubringen. Als Sprecher der Abordnung des Vereins fungierte Joel Lakra; die Adresse mit den Wünschen verlas Patras Hurad.

In derselben war dargelegt, daß Chota-Nagpur, die Santalparganas und Sambalpur mit ihren Ureinwohnern ethnologisch und ihrem Entwicklungszustand nach eine Einheit bilden, die mit dem übrigen Bihar-Orissa keinen Zusammenhang habe und deren Belange zu wahren und zu fördern die Regierung von Bihar ihre Unfähigkeit bewiesen habe. Während für die Patna-Universität und andere höhere Lehranstalten da und dort große Gebäude und Anlagen aufgeführt würden, schreie man in Chota-Nagpur nach einem einzigen Kollege; unter dieser Regierung könne Chota-Nagpur auf der Leiter der Erziehung und des Unterrichts nie emporsteigen. Die Bauern in Chota-Nagpur werden durch die Zamindare immer weiter ihrer Rechte beraubt. Die Gesetze müssen umgeändert werden, damit die Ureinwohner zu ihrem Rechte kommen. In der gegenwärtigen Regierung sitzen aber meistens Zamindare, die auf seiten ihrer Klasse stehen und ihre Rechte vertreten. Ein allgemeiner Aufstieg sei unter der Regierung von Bihar-Orissa unmöglich, weil die Ureinwohner in die gesetzgebenden Körperschaften nicht die erforderliche Anzahl von Vertretern senden könnten und sie mundtot wären. Es wird dann zur Abhilfe dieser Uebelstände die Gründung einer neuen Provinz unter einem Governor empfohlen, welche die obengenannten Distrikte und die angrenzenden Eingeborenenstaaten umfassen sollte und an Größe England und Wales übertreffen würde.

Bei der sich anschließenden Aussprache erwiderte der anwesende Vertreter der Provinzialregierung, Mr. Hoobruk, auf eine Frage von Sir Simon, daß für die Hebung von Chota-Nagpur bis jetzt von der örtlichen Regierung allerdings keine besonderen Maßnahmen ergriffen worden seien. Zu der Frage einer besonderen Provinz äußerte sich der anglikanische Bischof Dr. Kennedey dahin, daß er die Ureinwohner noch nicht für politisch geschult genug halte, um eine Provinz leiten zu können. Der katholische Bischof van Hoek dagegen vertrat die Meinung, daß für die Ureinwohner eine besondere Regierungseinrichtung geschaffen werden müsse, sonst seien sie nicht zu retten.

G. Mehl.

„Skizzen in der Beobachtung meiner indischen Landsleute."

So unangenehm es auch ist, beobachtet zu werden und psychologische Studien an sich machen zu lassen, so kann man es doch selbst nicht unterlassen, seine Beobachtungen anzustellen. Das ist dann besonders der Fall, wenn die Menschen, in deren Kreis man gestellt wurde, ganz anders geartet sind und sich schon rein äußerlich durch ihre Hautfarbe unterscheiden.

Wir haben es hier mit den Indern zu tun und zwar mit den Stämmen der Uraus und Mundas, die in Chota-Nagpur leben. Ein Grundzug, der diesen Naturvölkern eigen ist, kann wohl mit dem Ausdruck „Große Kinder" bezeichnet werden.

Wenn man ihnen zuerst begegnet, sind sie sehr scheu, lächeln verlegen und wenden den Kopf zur Seite. Das geschieht nicht etwa nur bei Frauen und Mädchen, wo es zu verstehen wäre, nein, auch die Männer legen dieses scheue Wesen an den Tag, als wollten sie sich ihrer Haut schämen. Daran muß in der Tat auch etwas Wahres sein, denn wie sehr ich mich auch immer anstrengen mag, ihnen beim Photographieren möglichst helle Gesichter zu geben, sie sind nie ganz zufrieden und wundern sich, daß sie so dunkle Gesichter haben. Ich habe mich dann jedesmal zu entschuldigen und die Schuld der lieben Sonne zuzuschieben, die es doch so gut mit ihnen meint. Eher wäre es angebracht, daß wir Europäer uns unserer weißen Haut zu schämen hätten, so,

**) bereist Indien, um die bisherigen Wirkungen der neuen Maßnahmen zwecks stärkerer Selbstverwaltung zu erkunden.

Gossner Mission

als liefen wir ohne Haut herum. — Man denke nun aber nicht, das scheue Wesen trete nur dann zutage, wenn die Eingeborenen hier mit Europäern in Berührung kamen. Auch untereinander, so kann beobachtet werden, hüten sie diese Art des sich Verbergens voreinander. Aber dieser Zustand hält nicht lange vor. Gar bald, nachdem in ihnen das Vertrauen erwacht ist, werden sie zutraulicher. Das zeigt sich in verschiedener Hinsicht.

Erhält man von ihnen Besuch, und sie kommen sehr gern, denn schon die Neugierde läßt sie nicht lange ruhen, so kann man gewiß sein, daß sie auch sobald nicht wieder fortzugehen beabsichtigen. Sie haben immer viel zu erzählen und eine unermüdliche Geduld, das Gleiche wieder vorzubringen. Bald weiß man die neuesten Nachrichten, die sich weit schneller verbreiten, als es bei uns durch Zeitungen möglich ist. Ist einem genug vorgetragen worden, so darf man ruhig sagen: Du kannst jetzt gehn, ohne damit den Betreffenden zu beleidigen. Ja, es gehört sogar zu der guten Sitte, daß man seinem Besucher ankündigt, daß er nun lange genug da gewesen sei. — Das ist eine gute und praktische Einrichtung, die bei uns (verzierten) Abendländern oft genug ihre rechte Anwendung finden könnte, wenn wir eben diese Natürlichkeit besäßen. — Ist Gelegenheit geboten, einem Gastmahl beizuwohnen, so wird man versucht sein zu erfahren, welche Gesprächsgegenstände bevorzugt werden. Aber siehe da, sie lassen sich eigentlich nicht bezeichnen. Je gemütlicher diese guten Leute werden, desto mehr schnabulieren sie den größten Unsinn zusammen und können darüber nicht genug lachen. Wie die Kinder!

Wie schon angedeutet wurde, blüht auch die Neugierde in einer besonderen üppigen Weise unter diesen Kindern der Natur. Es muß alles angefaßt, alles in Augenschein genommen werden. Ganz besonders ist das Gegenstand ihrer Wißbegierde, was der weiße Mann mit in seinem Hause hat. So kann ich es oft erleben, daß sie mir die Bude stürmen, um zu hören und zu sehen, was gerade ihre Aufmerksamkeit erweckt hat. — Eine besondere Art von Wißbegierde, die sich aber mehr auf den Interessekreis des Magens bezieht, zeigt sich darin, daß die jungen, grünen Früchte vor der Zeit ihrer Reife gepflückt und gegessen werden. Man hat wirklich seine liebe Not, aber eben nicht nur mit der Jugend, sondern mit den Erwachsenen. Sie können nicht abwarten, bis die Mutter Natur die Speise fertig zubereitet hat. Es mag noch alles so unreif und bitter sein, für diese Leute ist es schon genießbar. Man fragt mit Recht, ob denn keine Verdauungsstörungen eintreten. Gewiß, diese und andere Krankheiten sind nur zu oft die Folge dieser Dummheit, die noch größer wird dadurch, daß nimand es sich eingestehen will, die Ursache seines Unbehagens darin zu finden.

Weiterhin zeigt sich bei ihnen allen eine Sorglosigkeit, um die man sie beneiden möchte. Aber wir werden gleich sehen, wie weit diese Sorglosigkeit geht. Da werden streckenweise Wälder niedergebrannt und abgeholzt, ohne daß man auch daran dächte, neue Bäume anzupflanzen und die Wälder zu pflegen. Daher diese großen Gefilde, die, in die Meilen gehend, brach und wüste liegen. Hier hat vor etwa 30 Jahren noch dichter Dschangel gestanden. Man glaubt garnicht, mit welch großer Mühe das Bauholz beschafft werden muß. — Wenn der Missionar mit großem Aufwand von Arbeit und Geduld die Station und den Missionsgarten bepflanzt hat, so werden in Unwissenheit und Spielerei Bäume und Sträucher wieder zerstört; auf alle Fälle aber haben sie keinen Sinn für eine derartige Naturschönheitspflege. Sie sind eben Dschangelkinder.

Mit dieser Sorglosigkeit hängt aufs engste zusammen, daß Ordnung, Arbeit und Pflicht nicht so genau genommen werden. Daher ist es selbstverständlich, daß diese Leute nicht wohlhabend sein können. Es sieht auch dürftig genug in ihren Häusern aus. Ihre Speise ist sehr einfach und wird gegen Mitte des Jahres, wo die Ernte aufgebraucht ist, immer spärlicher. Ihre Ansprüche an das Leben sind keine großen, und so kommen sie, kurz gesagt, mit ein paar Händen voll Reis und einem Lendenschurz aus.

Gossner Mission

Dabei sind diese Menschen durchaus nicht unbegabt, sondern äußerst bildungsfähig. Gewiß, muß sehr viel Geduld angewandt werden, um diesen groben Acker so zuzubereiten und zu pflegen, daß er selbst etwas Brauchbares hervorbringt. Mir sind hin und wieder sehr intelligente Gesichter aufgefallen, die mich oft in ihrer Aehnlichkeit an Leute in unseren besten Kreisen erinnert haben. Wenn ich nachforschte, so erfuhr ich allerdings, daß der Vater mindestens Katechist, Lehrer oder Pastor gewesen wäre.

Wie nun die Erwachsenen „Große Kinder" genannt werden können, so die Kinder „Kleine Erwachsene". Das ist auch durchaus leicht verständlich. Die Kinder bewegen sich inmitten der Erwachsenen in keiner fremden Atmospäre. Es ist für sie eine Selbstverständlichkeit, sich eben so zu benehmen, nur en miniature.

So findet man sie in den kühlen Morgenstunden um ihr kleines, selbstangelegtes Feuer sitzen und all die kleinen Hantierungen dabei mit großer Sicherheit ausführen. Natürlich haben auch sie schon ihre kleinen Jagdgeräte, in denen sie sich schon frühe üben. Kein Baum ist zu hoch oder zu steil, wie die Katzen klettern sie überall herum. Aber dabei kommen sie auch ihrer Pflicht, die sie ihrer Familie gegenüber haben, nach. Es ist für sie kein Muß, das Brüderchen oder Schwesterchen auf dem Rücken oder auch auf der Hüfte spazieren zu tragen. Da sieht man schon achtjährige Jungen und Mädchen, diesen Dienst der Mutter abnehmen. Der Familiensinn ist überhaupt sehr ausgeprägt, und man kann sich nur darüber freuen, wie sie zusammenhalten. Hier ist noch reines Naturempfinden, was bei uns leider schon vielfach verloren gegangen ist.

All diese Anlagen, und ich denke da besonders an die zuerst genannten, haben ihre schwache Seite, aber man würde unrecht tun, wollte man sie gleich Unkraut ausjäten. Dabei würde auch die gute Wurzel absterben. Das Werk, das getan werden muß, geschieht besser dadurch, daß die krummen, auf der Erde liegenden Zweige, aufgerichtet und endlich wie beim Spalierbaum gezogen und beschnitten werden.

Denn auch all' die Gaben, die wir haben, und es mag oft so aussehen, als seien diese Veranlagungen Mißgestaltungen, können nur vor dem Mißbrauch und der Entartung bewahrt werden, wenn man sie in den richtigen Dienst stellt, und sie im Uebrigen von dem großen Gärtner so behandeln läßt, wie den Spalierbaum.

Schiebe.

„Mein echter Jochgenosse."

Phil. 4, 3 nennt Paulus einen seiner Mitarbeiter gnesios syzygos, das heißt: echter Jochgenosse, einer, der mit ihm an gleichen Joche zog, der nicht unecht war, nur den Schein hatte, sondern, der sich ganz mit ihm in das Joch warf.

Als ich in den drei Jahren von 1902—1904 in Assam neue Dörfer und Teegärten mit unsern ausgewanderten Christen fand, war die Gemeindebildung eine notwendige Folge. Damit fiel zusammen die ständige Versorgung, d. h.: es mußte der geeignetste Ort ausgesucht werden, um an ihm den Gemeindeleiter, den Katechisten zu stationieren. Auch eine Kapelle war nötig als sonntäglicher Sammelort für die in 3—6 Plätzen zerstreut wohnenden Christen.

Das Bekommen „echter" Gemeindeleiter war ein Problem, das im ersten Augenblick schwer lösbar schien. Vom Hauptmissionsfelde in Chota Nagpur Männer zu erbitten war das Nächstliegende. Doch das rapide Wachstum dieses Arbeitsfeldes gebrauchte selbst alles echte Menschenmaterial. Dann kam dazu die große Bewegung zum Christentum in den Gemeinden Kutitoli, Kinkel und Rajgangpur, wo unsere Missionare Lokies, John und Gohlke wieder und wieder nach Katechisten riefen. Als ich im Jahre 1901 als Lehrer unserer Hochschule in Ranchi in den Ferien die genannten Nationen mir ansah, bekam ich als junger Missionar einen gewaltigen Eindruck von dem dortigen Geschehen und verstand den Ruf nach „echten Jochgenossen". Unsere Katechistenschulen in Burju und Ranchi waren erst im Werden begriffen und konnten nur tröpfenweise Nachschub für die dortigen Fronten leisten.

Gossner Mission

Dann dauerte damals eine Fahrt nach Oberassam 9—10 Tage. Es hieß also die Heimat verlassen, was die Indier früher nur unter dem Zwange des Hungers oder sonstiger zwingenden Nöte taten. Dann forderte das Gewächshausklima auch Leute, die der Unbill des Klimas durch jahrelange Gewöhnung in ständiger, harter Arbeit Widerstand leisten konnten.

Ich war also auf Leute angewiesen, die schon in Assam waren, früher unsere Schulen mit ihrem reichen Religionsunterricht besucht hatten, und vielleicht selbst als Lehrer oder Katechist jahrelang tätig gewesen waren. Vor allen Dingen mußten es Leute sein, die mir sagen konnten: „Hier in der Fremde mit ihrer Not und Anfechtungen habe ich das erlebt, was ich daheim als Kind gläubig hingenommen hatte." — So sagte mir ein Katechist, als ich mit ihm vor der Anstellung über sein inneres Leben sprach.

Diese ganze Sache wurde eine Gebetsangelegenheit, in der dann auch die Lösung des ganzen Problems lag. Der Herr gab mir die Männer, junge, oft äußerlich zu junge und auch alte schon ergraute, sie wurden mir „echte Jochgenossen". Diese Männer und diese eingerichteten Gemeinden der ersten drei Jahre sind dann auch bis heute, abgesehen von einigen natürlichen Verschiebungen und selbstverständlichen Erweiterungen im Laufe der Jahre, die Zentralpunkte der Assamarbeit geblieben. Jenen Männern ist es mit zu verdanken, daß sich die ganze Arbeit dort so schnell in den wenigen Jahren so fundamentiert hat, daß sie die hereinbrechenden Stürme von 1914 bis 1924 überstanden und die Kolskirche in Chota Nagpur an ihrem Teil unterstützt hat.

Mehrere der Männer in ihrer Eigenart und ihrem Charakter zu zeigen, dürfte nicht nur reizvoll, sondern auch innerlich gewinnbringend sein.

1. Nirbandh Soy.

Er ist Munda und am 3. Januar 1877 im Bezirk Ranchi geboren. Seine Eltern waren Christen, die ihre Kinder mit Gebet erzogen. Er erzählte mir später, daß die Eltern, ehe sie sich des Morgens von den Grasmatten erhoben, mit den Kindern niederknieten und beteten, dann gingen sie fröhlich an die Arbeit. In der Mitte der neunziger Jahre besuchte er die Stationsschule in Ranchi, dann die Katechistenschulen in Burju und auch kurze Zeit in Ranchi. Die letztere kenne ich auch, sie stand unter der vorzüglichen Leitung unseres Missionars Rotte. Die Prüfungen 1901 waren sehr gut ausgefallen. Nirbandh hatte sich eine Bibelkenntnis angeeignet, die weit über den Durchschnitt ging; bei dem jährlichen Katechistenkursus galt er immer als die lebende Bibelkonkordanz. Da ich bald darauf an die Schule nach Chaibassa und dann nach Assam gesandt wurde, war ich mit ihm nicht näher bekannt geworden.

1903 sitze ich in der Kapelle zu Titarduma in der Nähe der Stadt Dibrughar. Eine zahlreiche Gemeinde hatte ich hier bilden können. Ein alter ergrauter Mann, ein früherer Katechist der Burjugemeinde mit einem guten Zeugnis von P. Suleman war mit voller Energie an die Leitung dieser Gemeinde getreten. Freudiges Glaubensleben blühte hier von neuem empor. Es wurden liebliche Tage, wenn ich später gerade in diese Gemeinde kam. Eben habe ich mit dem Aeltesten Schantimai aus Dompathar, einer Simeonsgestalt in seinem Wesen, die gerade vorliegenden Fragen besprochen, da kommt ganz still ein junger Mann in die Kapelle und setzt sich unauffällig hinter den Aeltesten. Ich frage: „Wer ist denn das?" „Der ist erst kürzlich aus der Heimat gekommen und wohnt im nahen Teegarten," antwortete der Aelteste. Ich gebe ihm Jisusahay und frage nach seinem Namen. „Ich bin Nirbandh Soy, und Sie kennen mich vielleicht auch von der Katechistenschule her," sagte er. Ja, ich erinnere mich seiner, obgleich ich in einer anderen Klasse unterrichtet habe. Da steht er nun vor mir als langaufgeschossener Jüngling mit seinem gekräuselten Haar und seinen beredten Augen. „Näher kenne ich Dich noch nicht, Nirbandh, aber hier in der Arbeit

Gossner Mission

werde ich Dich kennen lernen," nickte ich ihm freundlich zu. „Ihr Bruder kennt mich näher, er war ein Jahr mein Lehrer in Ranchi. Wegen einer Dummheit hat er mir im Jubiläumsjahr 1895 einen verdienten Backenstreich gegeben, der hat mir gut getan, und ich möchte ihm jetzt noch sehr viel dafür danken, wenn Sie an ihn schreiben, bitte grüßen Sie ihn doch vielmals."

Das war seine Vorstellung! Nun war Nirbandh „der Freie", ein Unfreier, ein Sklave, ein Kuli-Lohnarbeiter im nahen Teegarten geworden. Vier Jahre war er gebunden. Von diesen Fesseln konnte nur der Tod befreien. Dazu kamen noch alle Krankheitstage der vier Jahre, sodaß es gewöhnlich 4½ bis 5 Jahre wurden. Armer Bruder! Er, der nach seinen Gaben und Charakter zum Mitstreiter Christi berufen war, mußte die Plantagenhacke auf die Schulter nehmen. Als ich durch seine Vorstellung eine Vorstellung rechter Art von ihm bekommen hatte, hätte ich ihn so sehr gern an einen brennenden Punkt der Arbeit gestellt. Aber es ging nicht, er mußte erst „Aegypten" dienstbar sein, das wurde seine Lebensschule.

Ein halbes Jahr ist wieder vergangen, und ich bin auf meinen Reisen auch in die Gegend von Dibrughar gekommen. Wieder sitze ich bei dem Verwalter des Teegartens Titarduna, einem lieben Schotten, beim Tee und will nachher Nirbandh und die andern Christen des Gartens besuchen. Der Verwalter rühmt unsere Christen. Die Frauen pflücken Teeblätter für zwei. Einen Koch habe er, wie noch nie in seinem Leben. Wenn er den nach dem Markte schicke, um Hühner und andere Sachen zu kaufen, dann sei alles nur halb so teuer wie bei den früheren heidnischen Köchen. So einen ehrlichen, feinen Menschen habe er noch nicht gehabt. Ja, er und seine Frau waren liebe Menschen. Ich setzte ihn zum Aeltesten dieses Gartens ein. Mein Herz war voller Freude über solches Christentum. Nur über einen habe er sich kürzlich ärgern müssen. Er sei erst ein Jahr im Garten, tue seine Arbeit gewissenhaft, obgleich sie ihm sehr schwer werde. Es sei ein intelligenter Mann, der bisher in Tschota Nagpur auf der Schulbank gesessen habe. Ich wagte zuerst nicht nach dem Namen zu fragen, es konnte sich doch nur um Nirbandh Soy handeln, in dem ich einen „echten Jochgenossen" zu bekommen glaubte. „Sie meinen doch nicht Nibandh Soy?" frage ich. „Ja, so heißt er mit seinem zweiten Namen." — „Was, er hat doch nicht zwei Namen?" frage ich wieder. — „Jawohl, den ihm der Kuliagent gegeben habe, als er nach Assam kam." Nirbandh will diesen Namen aber nicht haben, es sei ein heidnischer Name, er wolle als Christ nur bei seinem Christennamen genannt werden, nun das hat ja weiter nichts zu sagen." —

Ich lobe Nirbandh deswegen und frage, warum er sich über ihn geärgert habe. „Sehen Sie zu: Neulich habe ich eine Akkordarbeit vergeben. Alle haben fleißig geschafft, Nirbandh mit ihnen. Um sie für ihre Arbeit nun recht zu erfreuen, habe ich fünf Liter Schnaps geschenkt, das ist so üblich im Garten. Alle waren dankbar darüber, nur dieser Narr, der Nirbandh, sagt mir: „Nein, ich danke, ich bin ein Christ und trinke keinen Schnaps." Während die andern trinken, läßt er seine Portion stehen, nimmt seine Hacke auf die Schulter und geht heim." —

Das war sein Aerger gewesen, meine Freude über Nirbandh war vollkommen. Lächelnd sagte ich ihm, als ich zum erstenmal ihn besuchte, habe er mir Whisky angeboten, ich aber hätte gesagt: das ich Teetotall sei, das heißt, daß ich keinen Alkohol trinke, und wir wären doch gut miteinander ausgekommen. Auch jetzt beim Tee sei es doch sehr gemütlich gewesen. Nirbandh trüge also die gleiche Kappe wie ich. Als ich dann die Leute im Garten besuchte, traf ich Nirbandh nicht. Er war in den Wald zum Holzholen gegangen um sich nach der Tages Last und Hitze sein Essen zu kochen.

Am Sonntage darauf ist Gottesdienst mit den herumwohnenden Christen. Nach ihm sitzen wir noch wie üblich zusammen und sprechen über alles, was die Einzelnen bewegt. Dann brechen sie nach und nach auf, nur Nirbandh bleibt als letzter noch sitzen. Er hat eine Bitte. Ich möchte ihm doch ein Blaukreuzabzeichen von Dr. Nottrott aus Ranchi kommen lassen. Einzelne Gemeindeglieder unter den Tausenden von Heiden seien gefährdet durch den Trunk. Besonders dadurch, daß die

Gossner Mission

herumwohnenden englischen Christen nicht das Trinken, sondern nur das Betrinken verbieten. Ihre Missionare hätten das öffentlich gesagt. Während unsere Mission das Schnapstrinken mit Recht verbiete, denn die Indier können keinen Unterschied zwischen Trinken und Betrinken machen. Dieser Würgengel, der Trunk, habe seine heidnischen Vorfahren arm gemacht, darum müßten jetzt so viele Sklaven in der Fremde sein. Es heiße jetzt offenen Kampf und offenes Bekenntnis. Er hatte recht, denn in keinem Landesteil liegt der Trunk so schamlos und so schmutzig an Zäunen und Wegen wie hier in Assam als Begleiterscheinung der geldschaffenden Teeindustrie.

Ich erzähle ihm dann von dem „Aerger" des Verwalters und danke ihm für seine treue Mitarbeit. Wir schließen einen Bund zum gemeinsamen Kampfe wider das Gift.

1905 brachte Nirbandh mich in einige Verlegenheit. Herr Direktor Kausch besuchte auch unsere Assamarbeit. Der Empfang war überall herzlich, am tiefsten und freudigsten wohl in Titarduma. Prächtig hatten sie alles geschmückt. Zwischen dem Teegarten und der Dorfkapelle hingen Girlanden und Blumen in Fülle. „Herzliches „Willkommen" sah man hier und da in deutscher Sprache. Mitten auf dem Wege prangte ein besonderes Blatt in großen Buchstaben. D. Kausch machte mich zuerst aufmerksam. Ich stehe still und lese:

„Missionar Beckmann Sieg, Sieg!
Den Säufern Krieg, Krieg!" —

Verlegen stutzte ich einen Augenblick, denn ich hätte lieber etwas Ehrendes für Herrn Direktor Kausch auch an dieser Stelle gesehen. Ich mußte übersetzen und erklären. Zuerst verstand ich nicht den Sinn gerade an dieser Stelle. Ich fragte nach dem Schreiber, es war Nirbandh, den D. Kausch dann herzlich begrüßte. Nun konnte ich erklären. Er wollte die echte Jochgenossenschaft zwischen sich und mir zeigen gerade an diesem Tage, wo so viele zum Feiern und Schmaus gekommen waren. Es war ein Jubeltag ohne Alkohol bei Tee und Zuckerwerk. Der englische Verwalter nahm uns alle sehr freundlich auf und sorgte für jede mögliche Bequemlichkeit. Er konnte sich nicht genug tun zu sagen: „Nein, diese Freude, diese Freude!" — Dazu alles ohne Branntwein. Es war das stille, heimliche Werk Nirbandhs gewesen, der alles mit andern eingerichtet hatte. Er war der Sieger!

Wieder ist ein halbes Jahr vergangen. Nirbandh ist krank, er ist unter der Last der Arbeit zusammengebrochen. Eigene Kocherei war und konnte nur ungenügend und unregelmäßig sein. Er wird wieder gesund und sein Herr gibt ihm leichtere Arbeit, er ärgert sich nicht mehr über ihn.

Wir alle reden ihm zu, daß er heirate. Eine junge Christin Karuma wird seine Frau. Es ist schön, daß er nun seinen ordentlichen Haushalt hat, und er hilft in der Gemeinde, wo immer er kann, er ist das Gewissen der Gemeinde.

Monate eilen dahin. Ich sitze wieder in der Kapelle oder vor der Tür. Christen und Heiden kommen und gehen. Sie wissen, da ist für einige Tage einer da, der Zeit für uns hat, dem wir unser Seelenleben mit seinen Höhen und Tiefen anvertrauen können, wo wir Verständnis und Rat in unsern Anfechtungen finden.

Draußen höre ich eine Stimme fragen: „Ist unser Missionar da?" — „Ja," antwortet mein Koch, „er trinkt Kaffee." — Das war doch Nirbandhs Stimme! Ich rufe, er solle nur kommen. Er kommt, reicht mir die Hand und setzt sich still hin. Das Haupt hat er gebeugt, er sieht so nachdenklich aus, als wenn eine Last ihn drücke.

Ich lasse ihm Zeit. Endlich sagt er: „Ich habe eine Sache." „Nun, was gibt es denn, Bruder?" frage ich. Er schweigt. Ich denke, das kann ich auch, wenn es sein muß, und schweige. Endlich stößt er ein paar Worte auf den Boden sehend heraus und sagt: „Hamari stri beil hai" = „Meine Frau ist ein Ochse." „Was,"

Gossner Mission

sage ich, „deine Frau ist ein Ochse?" — Er wiederholt denselben Satz. „Sei du nur zufrieden, daß du sie bekommen hast, sie ist ein bißchen „dörflich" aber gutmütig," sage ich ihm. Das scheint keinen Eindruck auf ihn zu machen. Er fragt dann, ob ich schon beachtet habe, was die Ochsen des Morgens tun, wenn sie losgebunden worden sind. Ich werde nun ungehalten und sage: „Nirbandh, du weißt, daß ich in eure Herzen hineinzuschauen versuche, um eure Kämpfe und Siege zu verstehen und Teilnehmer eurer Leiden und Freuden zu sein. Du weißt, ich habe zwar ein Haus in Jorhat, aber zu Hause bin ich immer nur bei euch gewesen. Jahrelang reise ich nun herum, um allen Ausgewanderten ein Stück der alten Heimat zu bringen. Und wir sind glücklich gewesen in der Gemeinschaft mit unserm Heilande. Soll ich mich auch noch um euer Vieh bekümmern? Was soll das alles?" — „Ja," sagt er, „wenn der Ochse losgebunden ist, dann läuft er gleich und sucht das Fressen, so macht es auch seit einigen Wochen meine Frau." — Nun ahne ich, was er will. „Heilige Sitte," sagt er, „war es in meinem Elternhause und der anderen Christen und auch bisher in unserer Ehe, daß, ehe wir aufstanden und an die Arbeit gingen, wir zu gemeinsamem Gebet auf unsern Schlafmatten niederknieten und so mit dem Herrn den neuen Tag begannen. Seit einigen Wochen geht meine Frau sofort ohne Gebet gleich an den Kochtopf, um den Morgentee zu bereiten." Ich frage: „Was soll ich da denn machen?" „Bitte, sprechen Sie mit ihr und ermahnen sie, damit wir wieder gemeinsam betend den Tag beginnen, auf meine Mahnungen hört sie nicht mehr." — Das verspreche ich ihm und sage: „Schicke sie morgen zu mir!" Wir sitzen dann noch zusammen, und ich darf weiter in diese feine Seele schauen. Psychotherapie = Dienst an der Seele ist etwas Köstliches.

Vor der Kapelle hat unser Christ Kaleb sein Haus und seinen Hof. Auf einem Holzbündel sitze ich bei ihm am nächsten Tage. Sein Sohn möchte gern in eine Katechisten-Schule, ob ich keine einrichten könnte. Wir erwägen dies und jenes. Dann blickt er nach der Richtung des Teegartens, ich folge seinen Blicken. Von dort kommt eine weißeingehüllte Frauengestalt und schreitet, den Kopf gesenkt, zur Kapelle. „Ist das nicht Karmua, Nirbandhs Frau?" frage ich. „Ja, das ist sie." —

Ich weiß, was sie will. Also hat sie doch ihrem Mann gehorcht. Ich hole meinen Stuhl aus der Kapelle in die Sonne und sie setzt sich der Landessitte gemäß auf den Boden. Nur leise hat sie den Jisusahay-Gruß erwidert. Dann spreche ich mit ihr, wie der größte Missionar Paulus es von seinem Jochgenossen Timotheus verlangt: die jungen Frauen ermahnen als Schwestern. Sie verspricht mir, wieder treu in der Gebetsgemeinschaft mit ihrem Manne zu sein. Zitternd kam sie, fröhlich ging sie heim. Dienst an der Seele!

Als ich 1907 auf Urlaub gehe, mache ich meinen Vertreter auf Nirbandh aufmerksam. Nirbandhs Sklavenzeit ist bald zu Ende. Ende 1908 bei meiner Rückkehr ist er wieder ein Nirbandh, ein Freier geworden, der nun als Stationslehrer und auch zuweilen mein Reisebegleiter, mein Jochgenosse auch in der äußeren Arbeit wird.

Es ist Goßners Geburtstag, der 14. Dezember 1909. Der Tod scheint vor meinem Hause zu stehen. Er will die Mutter oder das erste Kind, vielleicht beide. Jene dunkle Nacht, als Schwertspitzen das Herz berührten! Ich lausche in sie hinaus, ob irgend ein fernes Geräusch den entfernt wohnenden, gerufenen Arzt ankündet. Da höre ich in der Leutewohnung reden. Ich gehe hin und will fragen, warum sie nicht schliefen. Nirbandh öffnet die Tür. „Warum seid ihr noch wach?" frage ich. „Wir beten und ringen um das Leben unserer „Mutter"!" Betende Hände! Still gehe ich zurück. Jesus sagte Amen dazu. Als ich es nach 19 Jahren dem damaligen Kinde erzählte, da ging ein Zucken über das Antlitz der Jungfrau und etwas Tau legte sich auf die Augen über betende Hände. Diese Hände haben mir aus Indien einen Gruß geschickt. Nirbandh, mein echter Jochgenosse, stand wieder lebendig vor mir, und meine Tagebücher haben so manches über ihn verraten.

K. Beckmann, Rieda.

Gossner Mission

Brüdertag (15. 4. 1929).

Von Paul Bartsch, Theißen.

Wiedereinmal sind wir zum Brüdertag zusammengekommen, aus allen Himmelsrichtungen, von Memelland und Bayern, aus Polen und Sachsen, von Pommern und aus der Mark. Aus der Zerstreuung haben wir uns in den altvertrauten Räumen des lieben Goßnerhauses zusammengefunden. Die Brandenburgische Missionskonferenz und der Pastorenlehrgang für äußere Mission, woran viele von uns teilnehmen konnten, gaben den Auftakt zu unseren Sonderberatungen.

Brüdertag! Wie ganz anders diesmal als vor 10 Jahren, da wir das letzte Mal hier zusammenkamen. Damals war es die verschlossene Tür, unter deren Auswirkungen unsere Beratungen standen. Wir waren von den Missionsfeldern vertrieben, und der Weg dorthin war uns auf Jahre hinaus versperrt. Eine verschlossene Tür! Freilich nur für uns. Hoffnungslos waren wir auch damals nicht. Wir wußten es, auch diese Jahre würden Segensjahre sein. Sein Werk kann niemand hindern. Das Werk des Herrn wird auch durch die Kriegsstürme hindurch seinen Fortgang nehmen, ja vielleicht grade dadurch neue Entwicklungen erleben, das war unsere Zuversicht. Und das hat sich wunderbar bewahrheitet. Draußen ist unter Sturm und Wetter des Krieges eine schöne Frucht herangereift, die autonome Kolskirche mit über 100 000 zugehörigen Seelen. Der Weg zu ihnen ist nun für uns wieder frei, die Tür ist offen. Eine kleine Streiterschar ist schon hinausgezogen, ist schon am Werke, tut Pionierdienste für die andern, die nachfolgen sollen, überblickt das Feld, bereitet die Wege und beschafft die Quartiere. Eine offene Tür!

Mit feiner Einfühlung in den Sinn der Stunde hat Br. Schmidt als Text für unsere Morgenandacht Offb. 3, 7—13 gewählt, das Sendschreiben an Philadelphia, mit dem gewaltigen: „Siehe, ich habe vor dir gegeben eine offene Tür und niemand kann sie zuschließen." Er weist hin auf den, der die Tür aufgetan, auf den Heiligen, den Wahrhaftigen, und zeigt die Richtung an, in der uns die Tür offensteht, zu den Herzen unserer Brüder draußen und zum Herzen Gottes. Er redet von den Gründen, die Gott bewegen, uns die Tür wieder aufzutun: „Du hast mein Wort behalten und hast meinen Namen nicht verleugnet", und richtet herzliche Worte der Ermahnung an uns, noch treuer das Wort der Geduld Gottes zu bewahren, damit auch wir zu Ueberwindern und Pfeilern im Tempel Gottes werden. Die Tür ist offen, so lange offen, als wir sie nicht selber durch Unglauben uns verschließen.

Dann führte uns Inspektor Zernick in seinem Vortrag hinaus auf das Missionsfeld und zeigte uns die vielen offenen Türen dort. Sie sind wirklich offen für uns auch noch in der autonomen Kolskirche. Sie brauchen und wollen uns europäische Missionsarbeiter. Freilich ist die Lage jetzt gegen früher stark verändert. Auch wir haben uns umzustellen, wir müssen dem Geist nationalen Erwachens, der auch an unseren Kolsgemeinden nicht spurlos vorübergegangen ist, Rechnung tragen. Das frühere Uebergewicht über den Eingeborenen, das durch Rasse und Hautfarbe uns angeboren war, hat an Geltung verloren. Ein gewisser, früherer Missionarstyp ist jetzt draußen unmöglich. Aber das ist kein Schade. Es ist mehr ein Abwerfen von Ballast. Gewertet wird nur noch, was man als Persönlichkeit, als Christ und Missionar bedeutet. Aber wer darin mit den braunen Brüdern in Wettbewerb treten will, dem sind die Herzen der Kolschristen und die Türen der Kolskirche offen. Weder das erwachte nationale Selbstbewußtsein noch die Selbständigkeit der Kolskirche könnten auch den europäischen Missionsleiter entbehrlich erscheinen lassen. Die Kolskirche sieht sich vor gewaltige Aufgaben gestellt, denen gegenüber sie selber fühlt, daß sie dringend unserer Mithilfe bedarf. Und dann hat der Vortrag diese Aufgaben im Einzelnen umrissen, und die Stationen angedeutet, die durch die neue Entwickelung an Bedeutung gewonnen haben und zu missionarischen Zentren ausgebaut werden müssen. So Chainpur im Westen für die Bewegung in Barwe (Chechari) und für Sirguja. Im Süden

Gossner Mission

Raj Gangpur als bedeutsame Bahnstation und zukünftiger Flughafen. Gewaltige Industrien haben sich inzwischen in der Nähe unseres Missionsgebietes aufgetan.[1]) So im Norden: von Assensol etwa bis Singhani und Daltonganj ein großes Kohlenbecken. Dort werden bisher allerdings weniger Kols, als vielmehr Arbeiter aus den Zentralprovinzen beschäftigt. Aber im Osten unseres Missionsgebietes liegt das große Eisenhüttenwerk von Jamschedpur, und ringsumher haben sich schon eine ganze Reihe kleinerer Eisen- und Kohlenhütten aufgetan. Und in der Nähe dieser Industrieanlagen wohnen schon jetzt mehr Kolschristen, als sonst an einem Ort unserer Mission. Hier muß von einer der nächsten Stationen aus intensive, missionarische Arbeit einsetzen, wenn nicht verderblicher Einfluß von diesen Industriezentren auf unsere Gemeinden ausgehen soll, was ohnehin nicht wird verhütet werden können. Bis jetzt steht dort nur ein eingeborener, wenn auch treubewährter Missionsarbeiter, Luther Orga. Hier ist aber ohne einen europäischen Missionar kein genügender Einfluß zu gewinnen. So braucht die Kolskirche uns noch. Sie braucht dringend einen Europäer für die Verwaltung der Zentralkasse in Ranchi und besonders für die Oberleitung des Predigerseminars daselbst. Auch in Assam bedürfen die dort jetzt verwaisten christlichen Plantagenarbeiter eines Mittelpunktes, von dem aus die geistliche Versorgung der vielen Diasporagemeinden in den einzelnen Teegärten geschehen kann. Am Ganges scheint Patna, die Provinzhauptstadt, auch für unsere Kolsmission große Bedeutung gewonnen zu haben. Dort befindet sich die Universität, an der jetzt viele unserer Kolsabiturienten ihre Studien fortsetzen. Deren Zusammenhang mit der Heimatkirche könnte gepflegt werden, außerdem bleiben wir dort auch in naher Fühlungnahme mit den Stationen unserer Gangesmission.

Ueber das neue Verhältnis, in dem der Missionar jetzt draußen zur Kolskirche steht, erfuhren wir noch, daß ihm sein Wohnsitz und Wirkungsgebiet daheim vom Kuratorium zugewiesen wird. Draußen aber steht er nicht länger über der Kirche, sondern innerhalb derselben. Er wird jedoch in den Vorstand der Kirche, in das Church Council gewählt, und kann darin seinen persönlichen Einfluß ausüben.[2]) Das sind gewiß Bedingungen, die wir annehmen können, die im Geist und Sinn des Evangeliums sind. Wenn wir so durch treues Zusammenarbeiten mit den braunen Brüdern verbunden sind, so wird dadurch die Kolskirche erhöhte Stoß- und Werbekraft haben.

Offene Türen! Aber kann denn das auch von unserer Werbearbeit in der Heimat gesagt werden? Wenn sich uns draußen die Türen weit auftun, dringende Aufgaben uns auf den Plan rufen, dann dürfen sich uns hier die Türen nicht verschließen, dann müssen wir hier Herzen haben, die uns fassen, Ohren, die uns anhören und Hände, die uns das Notwendige darreichen. Haben wir hier solche, können wir damit rechnen? Aus dem, was uns Inspektor Lokies über die Lage unseres Werkes in der Heimat sagte, scheint es, als ob man uns hier jetzt alle Türen zuschließen will, wenigstens die Türen zu den amtlichen Stellen der Heimatkirche. Das gesamte Netz der landeskirchlichen Organisation wird von der größeren Schwestermission in zunehmendem Maße von ihr allein beansprucht und mit Beschlag belegt. Ist die Goßnersche Mission keine kirchliche Mission mehr! Ist sie nicht durch ein Dekret des Oberhauptes der Landeskirche einst anerkannt und privilegiert worden? Hat sie nicht immer und allezeit das Evangelium der Kirche draußen verkündigt? Haben nicht führende Persönlichkeiten der Landeskirche stets den Vorsitz im Kuratorium unserer Mission gehabt? Will man ihr wirklich das Heimatrecht in der Kirche verweigern? Es sieht fast aus, als ob sich die Türen hier schließen wollten. Und doch wollen wir auch da an die offene Tür glauben, sie

---

1. s. Biene 1927 Nr. 1, S. 12 ff. u. 1929 Nr. 2, S. 38. Nach dem amtlichen Census of India gab es 1921 in der Landschaft Singbhum (Chaibassa) 35 000 Industriearbeiter, von denen etwa 5000, darunter 1300 Munda-Kols, in den Tata-Werken in Jamshedpur beschäftigt waren. In Manbhum (Purulia) gab es 90 000, von denen 82 600 allein in den Jeria-Kohlenfeldern arbeiteten. In den 8 Jahren seitdem muß ihre Zahl noch ganz bedeutend gewachsen sein. Zk.

2. Alle Missionare können in das C. C. und in dessen „Ausführenden Ausschuß" gewählt werden. Doch sollen sie nie mehr als ein Drittel des C. C. ausmachen. Im Ausführenden Ausschuß (5 Mitglieder) sollten nicht mehr als 2 Missionare sein. Das C. C. zählt gegenwärtig 13 Mitglieder. Zk.

Gossner Mission

keinesfalls uns selber zuschlagen. Freilich eine Situation, die viel Selbstdemütigung von uns fordert. Laßt uns lernen von dem kananäischen Weibe, eine der ersten Missionsgestalten der Bibel. Sie hat sich, sogar aus dem Munde des Herrn selber, trotz aller ihrer Not eine derbe Abfuhr gefallen lassen müssen: „Es ist nicht fein, daß man den Kindern das Brot nehme, und werfe es vor die Hunde." Sie hätte verbittert zur Seite stehen, trotzig von hinnen gehen können. Damit hätte sie sich aber die Tür selber zugeschlagen; sie wäre ihr für immer zugeblieben. Sie hat sich aber nicht verbittern lassen. Mit ihrem köstlichen: „Ja, Herr; aber doch essen die Hündlein von den Brosamlein, die von ihrer Herren Tisch fallen", hat sie die Tür offen gehalten, und sie ist ihr darauf erst recht weit aufgetan worden: „O Weib, dein Glaube ist groß! Dir geschehe, wie du willst!"

Auch wir wollen an die offene Tür der Heimatkirche glauben, nicht nach manchen demütigenden Erfahrungen verbittert beiseite stehen. Wir wollen der größeren Schwester gern den Vorrang lassen, hinter ihr zurückstehen, aber doch das Heimatrecht in der Landeskirche nicht aufgeben, sondern allezeit auch für uns in Anspruch nehmen. Der Herr hat uns noch immer hier viele Türen aufgetan, und das Notwendige allezeit dargereicht. Er wird uns jetzt, da er uns neue und große Aufgaben stellt, nicht in der Heimat vor verschlossene Türen stellen. Wir dürfen gewiß uns seiner Verheißung trösten: „Niemand kann sie zuschließen." In dieser Zuversicht beschlossen wir unsere Tagung.

Die Türen sind offen. Sie sind wieder offen auf dem Missionsfelde, sie sind stets offen zum Thron der Gnade, und sie sind uns immer noch offen zu den Herzen der Menschen hier in der Heimat. Daran zu glauben ermutigte uns Präses Stosch in seinem Schlußwort, und dafür dankte bewegten Wortes Br. Radsick in seinem Schlußgebet.

Am Nachmittag standen wir gemeinsam an den Gräbern von zwei großen Männern unserer Goßnerschen Mission. An dem Grabe Prof. Plaths auf dem Friedenauer Friedhof, und am Grabe von D. Kausch, auf dem alten Schöneberger Friedhof. Zwei ganz verschiedene Männer. Der eine groß durch seine vielseitige, öffentliche Wirksamkeit, der andere groß nur als Lehrer des Wortes, sonst still und zurückgezogen, noch jetzt so unbemerkt, daß man seinen Grabhügel nur mit Mühe finden konnte, noch hat ihm niemand einen Stein gesetzt. Aber dankbar gedachten wir seiner und brachten ihm unseren Gruß vom Brüdertag.

Der Deutsche Evangelische Missionsausschuß

am 4. und 5. April 1929 in Eisenach versammelt, um die zwischen den armenischen Missionen bestehenden, durch die Schrift des Herrn Dr. med. **Baronigian** „Am Ziel" und die Nummer 22 des „Neuen Armenien" in weiteste Oeffentlichkeit gebrachten Zwistigkeiten zu schlichten, weiteren Schäden zu wehren und zu den neuen Plänen Stellung zu nehmen, beschließt unter ausdrücklicher Zustimmung der beteiligten Missionen:

In seiner Schrift „Am Ziel" erhebt Dr. med. A. S. Baronigian, der „Missionsdirektor" des Armenischen Hilfskomitees E. V. im Lößnitzgrund gegen die evangelische Mission im allgemeinen, gegen die deutschen Missionskreise und gegen zwei deutsche Missionsgesellschaften im besonderen in so taktloser Weise und in so stark von Selbstlob getragenen Ausführungen Anklagen und Vorwürfe, daß wir diese Schrift mit Entrüstung zurückweisen müssen. Bereits bei einer vorläufigen Prüfung stellten sich viele dieser Anklagen als unhaltbar und der Wahrheit widersprechend heraus.

Wenn eine Verständigung zwischen den armenischen Missionen und eine Beruhigung der deutschen Missionswelt eintreten soll, muß das Armenische Hilfskomitee die in den Schriften des Herrn Dr. Baronigian enthaltenen Beleidigungen und Ver-

Gossner Mission

dächtigungen persönlicher und sachlicher Art, besonders die unberechtigte abträgliche Kritik der betreffenden Missionen mit dem Ausdruck des Bedauerns öffentlich zurücknehmen in demselben Umfange, wie sie veröffentlicht sind, und bindend erklären, daß Herr Dr. Baronigian aus der Stelle des Schriftleiters zurücktritt und künftig unberechtigte Anklagen unterbleiben, alle Anklagen aber unter die Regel Matth. 18, 15 f. gestellt werden. Ebenso müßte dann Herr Dr. Baronigian öffentlich sein Bedauern aussprechen. Dann werden auch die anderen Missionen auf öffentliche Erklärungen oder Warnungen gegen das Armenische Hilfskomitee und seine Arbeit verzichten.

Der Missionsausschuß beobachtet mit warmem Interesse die in den armenischen und anderen orientalischen Kirchen sich regenden Lebensbewegungen und begrüßt alles, was dazu dienen könnte, sie mit der Macht des Evangeliums in Verbindung zu bringen. Er kann aber dem Armenischen Hilfskomitee nur die Bitte aussprechen, falls es an seinem Plan, in Deutschland ein Seminar zur Belebung der gregorianischen Kirche zu gründen, festhält, ihn vorsichtig und stetig durchzuführen, ohne die deutsche evangelische Christenheit in das Fahrwasser eines armenisch-nationalistischen Chauvinismus zu bringen.

Der Christus der indischen Landstraße.

Unter diesem Titel ist im Furche-Verlag in Berlin ein Buch erschienen, dessen Verfasser der amerikanische Missionar Dr. E. Stanley Jones ist. Wir kannten das Buch seit einigen Jahren englisch und freuen uns, jetzt eine gute deutsche Uebersetzung aus der Feder des Leipziger Missionars Paul Gäbler zu haben. Das Buch hat mit Recht auch in Deutschland Aufsehen erregt, es ist der Beachtung wert. Zuerst deshalb, weil das Buch ein Bekenntnis ist, es steht ein ganzer Mann dahinter. Ein amerikanischer Missionar gibt uns ein Stück seines Lebens. Man fühlt die verhaltene Leidenschaft, mit der das Buch geschrieben ist in jedem Kapitel, man fühlt, wie es sich für Stanley Jones um ganz Großes handelt, um die Aufgabe, an die er sein Leben setzt, Christus den Indern zu zeigen. Es wird ausgegangen von einer doppelten Beobachtung. Durch die Weltereignisse der letzten 20 Jahre hat die sogenannte christliche Zivilisation, wie sie in Indien namentlich durch England vertreten ist, nicht nur unter den gebildeten Indern an Ansehen eingebüßt, sondern vielfach erfährt sie völlige Ablehnung. Man sagt, daß eine Kultur, deren Träger den Weltkrieg herbeigeführt und in dieser unbeschreiblich grausamen Weise durchgeführt haben, unmöglich als vorbildlich bezeichnet werden können. Die sogenannte christliche Kultur wird also weithin abgelehnt und mit ihr ihre Träger, die sogenannten christlichen Nationen. Stanley Jones' Buch gibt in Fülle Aeußerungen dieser Einstellung unter den gebildeten Indern. Er erzählt, wie gelegentlich christliche Missionare unter diesem Eindruck gefragt haben, ob es überhaupt noch Sinn hat, angesichts dieser veränderten Stellung Indiens zur christlichen Welt, nach Indien christliche Missionare zu senden. Neben dieser ersten Beobachtung steht nun die zweite, daß wunderbarerweise von der Ablehnung Einer nicht betroffen ist. Und dieser Eine ist Jesus Christus. Noch vor 10 oder 15 Jahren habe man es nicht vermocht, in öffentlichen Vorträgen auch nur den Namen Jesus Christus zu nennen, ohne Unwillen in der indischen Zuhörerschaft zu erregen. Heute drängen sich gebildete Inder zu Vorträgen und Diskussionsabenden über die Person Christi. Die westliche Kultur einschließlich des Christentums haben in Indien abgewirtschaftet, die Zeit Christi beginne jetzt in Indien. Diesen Satz erläutert Stanley Jones durch lebensvolle Schilderungen aus seiner evangelistischen Arbeit in Indien. Er zeigt uns all die große Not, von der Indien gedrückt wird und zeigt uns, wie auch in indischen Herzen die Ahnung aufzudämmern beginnt, daß Hilfe bei Jesus Christus ist, daß nur in Seinem Geiste und Seiner Kraft diese hoffnungslos scheinende Not überwunden werden kann.

Gossner Mission

Wie ist es nun zu dieser merkwürdigen Gegenüberstellung gekommen: Christliche Kultur — nein; Christus — ja? Was Stanley Jones zur Beantwortung dieser Frage sagt, gehört zu dem Packendsten in seinem Buche. Wir begegnen Rabindranath Tagore, Sadhu Sundar Singh und namentlich Gandhi. Dieser große Inder wird in dem Kapitel „Das Kommen Jesu auf Umwegen" geschildert. Gandhi hat durch seine Persönlichkeit, durch die Art, wie er den politischen Kampf gegen England, ohne Anwendung von Gewalt führt, dadurch, daß er nicht wieder schalt, da er gescholten ward, die Augen Indiens auf Jesus Christus gerichtet, und zwar auf Jesu Kreuz. Gandhi, der selbst kein Christ ist, war ein Mittel Gottes, das vorzubereiten, wofür christliche Missionare seit vielen Jahrzehnten gearbeitet haben. Indien wartet auf Christus, so urteilt das Buch. In dem Vorwort zu seiner letzten Auflage schreibt Stanley Jones: „Ich finde Indien in noch höherem Maße als vorher offen und entgegenkommend. Die Massenbewegung in den Herzen geht in stiller, aber unverminderter Kraft fort. Wie die irdische Atmosphäre sich anfüllt mit Feuchtigkeit, bis es zu einem Niederschlag kommt, so wird die geistliche Atmosphäre Indiens so voll von den Gedanken und Idealen Christi, daß sie fast schon jetzt ihren Niederschlag in christlichen Formen findet. Wann dies wirklich eintreten wird, hängt davon ab, wieviel Christus-Aehnlichkeit wir bei dieser Sachlage aufzubringen vermögen. Wie der führende Arya-Samadschist zu mir sagte: Alles hängt von der christlichen Kirche ab. Das stimmt."

So haben wir ein Buch, das uns einen weiten Blick eröffnet. Mission ist nicht nur die Gewinnung einzelner Heiden und die Bildung von kleinen Gemeinden; das ist sie auch, und wir werden diese Arbeit im Kleinen nie geringschätzen. Mission ist aber auch die Wirkung auf die große Oeffentlichkeit und diese Wirkung geht von der Christenheit aus, von der christlichen Kirche. Wie stellt sich die Christenheit in Amerika und in Europa zu den großen, weltbewegenden Fragen: Der Rassenfrage, den wirtschaftlichen Fragen? Dringt die Christenheit darauf, daß diese Fragen im Geiste Jesu gelöst werden? Gegenwärtig befindet sich Stanley Jones in Amerika und wirkt daraufhin, daß die Gesetzgebung über Einwanderung von Asiaten in den Vereinigten Staaten in christlichem Sinne sich gestaltet. Er tut diese Arbeit nicht als Politiker, sondern gerade als Missionar, gleichsam um dem Evangelium in Indien die Hörbarkeit zu verschaffen. Er ist der Meinung, daß die Beurteilung der großen Lebensfragen der Rassen und Völker in dem christlichen Amerika von größtem Einfluß auf die Stellung der Inder zu Jesus Christus und Seiner Botschaft sei.

„Alles hängt ab von der christlichen Kirche." Lassen wir die Uebertreibung beiseite und achten wir auf die Wahrheit, die diesen Satz enthält. Er gilt nicht nur für die Christenheit Europas und Amerikas, er gilt ganz besonders für die noch kleinen christlichen Gemeinden und Kirchen in Indien, denn diese geben doch den nichtchristlichen Indern das nächste Anschauungsmaterial zu ihrem Urteil darüber, was Christenglaube ist. Es ist gerade von entscheidender Bedeutung, wie sich diese werdenden christlichen Kirchen bewähren. Gerade auf das große ganze Indien gesehen ist jetzt unsere Verantwortung für unsere indischen Missionsgemeinden ungeheuer groß, daß wir sie jetzt nicht im Stich lassen und sie nicht sich selbst überlassen, sondern ihnen helfen, daß das christliche Leben in ihnen gestärkt und vertieft wird, damit sie wirklich Zeugen der Kraft und Herrlichkeit Christi seien. Hier haben auch wir Deutsche unsere Aufgaben. Sie liegen zunächst auf unseren indischen Missionsfeldern. Sie liegen aber auch darüber hinaus. Wenn es wahr ist, daß Indien Jesus Christus sehen will, wie er wirklich ist, ohne Zutaten und Abstriche und Entstellungen, so ist es von Wichtigkeit, daß ihnen die Gestalt Jesu gezeigt werde von Menschen, die es tun, ohne dabei das Ihre zu suchen und an irgend einen Vorteil für ihr eigenes Volk zu denken. Für diese Aufgabe sind die Engländer nicht die Geeignetsten, denn ihnen liegt nun einmal das Miteinander und Füreinander von Reich Gottes und britischer Weltherrschaft im Blut. Ganz besonders in Indien stehen sie sofort in dem Verdacht, daß sie mit ihrer Predigt von Christus irgend einen Zweck zur Erhaltung und Befestigung ihrer politischen Stellung in Indien verbinden. Wir Deutsche stehen nicht unter diesem Verdacht

Gossner Mission

und deshalb haben deutsche Missionare in Indien eine Möglichkeit, die englischen Missionaren versagt ist. Noch an eine andere Aufgabe denkt man, wenn man als Deutscher das Buch von Stanley Jones liest. Es ist die Wahrung der Nüchternheit unsern christlichen Aufgaben in Indien gegenüber. So sehr man sich freut zu hören, daß sich die Augen der gebildeten Inder auf die Gestalt Jesu richten, so sehr wird man vorsichtig sein, dies zu überschätzen. Interesse ist noch nicht Gehorsam und Begeisterung ist noch lange nicht Nachfolge. Vielleicht ist solches Interesse und solche Begeisterung sogar das Betreten eines Weges, der, je länger man ihn wandert, umsomehr zum Irrweg wird. Jesus hat einst einer Frau, die in ihrer Begeisterung ausrief: „Selig ist der Leib, der Dich getragen hat", geantwortet: „Selig sind, die Gottes Wort hören und bewahren." Nicht minder wichtig, als daß die Inder Jesus Christus mit ihren Augen sehen, gleichsam wie Er mit ihnen auf der Landstraße wandert, ist das andere, daß sie wirklich Ihn sehen, wie er ist und war und sein wird, daß sich nicht unvermerkt auf der indischen Landstraße dieser Jesus Christus in einen indischen Heiligen verwandelt.

Stosch.

Voranzeige

Soeben erscheint in unserem Verlage

Plath

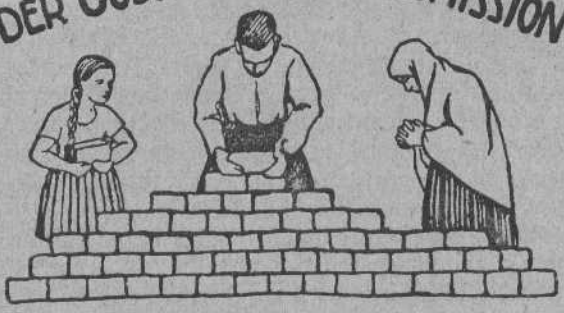
„Ein Leben im Dienste des himmlischen Königs"
von W. Bork, Pastor in Uerdingen.

Auf diesen 20 Seiten mit zum Teil neuen Bildern hat ein Enkel des seligen Inspektors der Goßnerschen Mission das Denkmal seines Großvaters schön erneut. Wer diese Blätter liest, wird eine weihevolle Vorfeier zu Plaths 100. Geburtstag durchleben und die Empfindung haben, daß gute Geister segnend ihre Wiege umstanden haben.

Zernick.

Gossner Mission

FÜR DEN AUFBAU DER GOSSNERSCHEN KOLSMISSION



müssen wir uns für das Jahr 1929 an Gaben aus der Heimat erbitten: 218400 Rmk.

Das macht auf den Monat 18200 RM. aus.

Vom 1. Januar bis 15. April hätten einkommen sollen:	63 700,00 RM.
Es sind eingegangen:	37 968,30 RM.
Demnach sind wir im Rückstande mit:	25 731,70 RM.

Wer trägt uns Steine zum Bau?

Herr, deine Knechte hülfen alle gerne
Dein Zion bauen in der Näh und Ferne;
Sie wünschten, daß es bald ein Ganzes wäre
Zu deiner Ehre.

Denn ihnen ist bekannt, was du gedenkest
Und daß du gerne alles dazu lenkest,
Damit dein Reich gefördert möge werden
Rings auf Erden.

Wir wissen, daß es keine irdschen Hütten,
Die Menschenhände bauen und zerrütten;
Du willst ja selbst in deiner Kirche wohnen
Und ewig thronen.

Herr, wir sind schwach und fühlen drüber Schmerzen;
Wir können nicht mit ruhevollem Herzen,
Eh' wir was zugebracht zu Zions Hallen,
Zur Hauptstadt wallen.

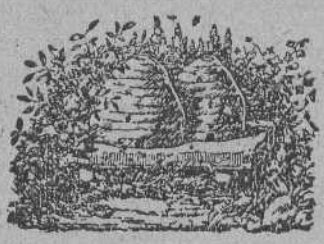
O Christe, der du siegest in den Deinen
Und deinen Namen herrlich läßt erscheinen,
Ach hilf uns, deinen Schwachen und Elenden,
Mit starken Händen!

Johann Michael Graff.

Die Nummer unsers Postscheck-Kontos ist: Berlin Nr. 7950 Goßnersche Missionsgesellschaft; für die Buchhandlung Berlin Nr. 17 396.

Verantwortlicher Schriftleiter: Missionsinspektor Gernick, Berlin-Friedenau, Handjerystr. 19/20.
Für die einzelnen Aufsätze verbleibt die Verantwortung den Verfassern.
Verlag der Buchhandlung der Goßnerschen Mission, Berlin-Friedenau.
Gedruckt in der Buchdruckerei Gutenberg (Heinrich Beenken), Berlin SW. 19, Wallstr. 17/18.

Gossner Mission



Die Biene auf dem Missionsfelde

Monatsblatt der Goßnerschen Missionsgesellschaft

Nummer 3 Berlin-Friedenau, März 1929 96. Jahrg.

Sterben — Frucht.

(Joh. 12, 24.)

Zum Sterben war das eigentlich nicht, was vorlag, sondern zum Leben, zum Wiederaufleben von Hoffnung und neuem Lebensmut, wenn sie etwa unter der Last der wachsenden Feindschaft der Führer des Volkes und angesichts des sich immer mehr verdüsternden Horizontes gesunken waren. Was war geschehen? Griechen, die sich dem Judentum angeschlossen hatten, waren nach Jerusalem gekommen, um dort den Gott Israels, i h r e n Gott zu verehren. Dort hatten sie von Jesus gehört. Mit dem feinen Gefühl der Griechen für Wahrheit und Weisheit hatten sie empfunden: Hier ist ein Großer in Israel. Sie wollten ihn gerne kennen lernen, haben das dem Philippus gesagt und Philippus und Andreas hatten ihre Bitte ihrem Meister vorgetragen.

Welch ein bedeutungsvoller Augenblick! Vor Jesus stehen die ersten Griechen. Die Vorläufer jenes Makedonen, der dem Paulus in Troas im Traume erschien, die ersten weit vorgeschobenen Patrouillen einer gewaltigen Heeresmacht, welche heraufzieht, um dem Herrn der Herrlichkeit die Waffen ihres Geistes zu weihen, die Hände, die das arische Abendland ausstreckt nach dem Licht der Welt, das im Osten aufgegangen ist, d a s sind sie u n s. Welch ein Ausblick! Und der Herr — spricht von seinem Tod. Warum? Ist er lebenssatt und schaffensmüde? Steht er am Ende eines langen arbeitsreichen Lebens und sieht, hochbetagt, die Frucht seiner Lebensarbeit in reifenden Aehren vor sich, wie das ja oft so ist, daß Frucht und Lebensende sich decken? Nein. Menschlich geredet, stand er höchstens auf der Höhe seines Lebens. Aber er weiß, daß seine irdische Lebensarbeit an das Volk gebunden ist, zu dem er dem Fleische nach gehört. Matth. 15, 24; Joh. 10, 16; Joh. 12, 32. D a s ist seine Schranke. Fällt sie, so ist auch das Ende dieses Lebens da. Jetzt beginnt sie zu wanken. Jetzt kommen sie von draußen und strecken die Hände herein. Daran erkennt er, daß seine Zeit gekommen ist, die Zeit, „daß das Weizenkorn in die Erde falle und ersterbe".

Aber gerade davon erwartet er F r u c h t. Diese Griechen sind eigentlich zu früh gekommen. Griechen s o l l t e n kommen, Griechen und Römer und Kelten und Germanen u.s.f., all die vielen Völker ohne Zahl. Sie sollten diese Frucht sein. Aber der Frucht muß die Saat vorangehen, und die Saat ist sein Tod. Nach dem Wort des Herrn m u ß das so sein, k a n n nicht anders sein: „Es sei denn, daß ..., so bleibt es allein." Hätte der Herr anders gedacht, so wäre er auch allein geblieben, freilich in einem besonderen Sinne. An einem Jüngerkreis hätte es ihm wohl nicht gefehlt. Wollte er dem gewaltsamen Tode, der ihm in seinem Lande drohte, ausweichen, so stand ihm das frei. Griechen waren da. Er konnte ja das höhnende Wort der Juden wahr machen und in die Diaspora der Griechen gehen und die Griechen lehren (Joh. 7, 35). An Jüngern hätte es ihm wahrlich nicht gefehlt. Aber dann fehlte uns das wertvollste an ihm. Dann wäre er uns der Lehrer, aber nicht der Erlöser aus Schuld und Sünde, nicht der gute Hirte, der sein Leben ließ für die Schafe, nicht der Todesüberwinder und

Gossner Mission

Bürge eines ewigen Lebens. Dann hätten wir heute Indien nur den Guru[1]) Jesus zu bieten, nicht mehr, ja, ich fürchte, nicht einmal das. Dann hätten wir wahrscheinlich selbst diesen Meister nie kennen gelernt. Dann wäre die Kunde von ihm wohl nie zu uns gedrungen. Denn es ist wirklich so: erst der Gekreuzigte und Begrabene, erst das in die Erde gelegte und erstorbene Weizenkorn hat die v i e l e n Früchte gebracht. Die Geschichte der Mission bezeugt das bis auf den heutigen Tag.

Aber absichtlich spricht der Herr das ganz allgemein aus, nicht nur in Bezug auf sich, wie einen allgemein geltenden Grundsatz, und es ist auch ein allgemein geltender Grundsatz für das Reich Gottes und nicht nur dort, sondern überall, wo großes und edles geschaffen wird. Aber wir reden hier vom Reiche Gottes, und da ist es ja eine längst anerkannte Wahrheit: das Blut der Märtyrer ist der Same der Kirche. Das hat gegolten seit dem Protomartyr Stephanus bis auf den chinesischen Pastor Tschen Dschau Tsing, den in unseren Tagen die Leute vom roten Landarbeiterbund an der Tür seiner Kapelle unter dem „Weißen-Wolken-Berge" mit Steinen totwarfen. Das gilt von dem großen Missionarskirchhof, wie man die afrikanische Westküste genannt hat, wie von Neuguinea, wo Männer wie Chalmers, „der Mann, der Friede und Freundschaft bringt", ihr Grab in dem Magen von Kannibalen fanden. Wodurch breitete sich denn das Evangelium unter unseren Kols so aus? Wer sind die Samenkörner? Nicht die, welche einen Vorteil dabei suchen, nicht die, welche so mitlaufen und nachplappern, sondern die, welche unter den Schwertstreichen, Knittelhieben und Fußtritten der fanatischen Gegner ihr Leben dran geben mußten, ohne daß man ihnen Sühne schaffen konnte, die, welche man eines Tages irgendwo im Walde fand und niemand wußte, wie sie gestorben, die, welche eines Tages verschwunden waren, und niemand weiß, wo sie geblieben, d i e sind der Same. Wer stieß denn den Riegel von Jaspurs Toren? Wer war der Same für das, was an Frucht dort gewachsen ist? Warens nicht die, die dem Fürsten in prächtigem Trotz den Hals darboten, aber von ihrem Herren nicht lassen wollten?

Ziehen wir für uns die Konsequenz! Sie lautet: Wenn du Frucht sehen willst, darfst du das Sterben nicht scheuen. Was heißt das? Sollen wir den Märtyrertod aufsuchen? Wir würden ihn nicht finden. Denn wir leben nicht zur Zeit Neros noch zur Zeit der französischen Revolution. Solche Zeiten können wiederkommen. Man denke an das Baltikum und Traugott Hahn*). Aber sie sind bei uns gegenwärtig nicht da. Für den Missionar freilich, der in einem unwirtlichen Lande unter einem gefährlichen Klima und bei wilden Tieren und tückischen Menschen seinen besonders gefährlichen Dienst ausrichtet, behält dieses Wort seine eigene Bedeutung. Aber wer bei uns um seines Glaubens willen und darum, weil er ein Herz für das Reich Gottes hat, sich als beschränkter Mensch über die Achsel ansehen und sich verspotten lassen muß als Kopfhänger, Mucker und dergl., trägt ein Stück Martyrium, und wenn er, damit überschüttet, es recht trägt, kann er ein Weizenkorn sein, das viele Früchte bringt. Und wenn unser Stück Arbeit für das Reich Gottes durch die Widrigkeit der Menschen oder der Umstände ein Stück Martyrium bedeutet, so wollen wir eben getrost ein Stück unseres Lebens daran setzen. Es wird uns nicht verloren gehen. Wir werden es behalten zum ewigen Leben.

Zernick.

Europäischer Aberglaube und Heidenwelt.

(Zu „Biene" Nr. 1 S. 1.)

Europa macht „moralische Eroberungen". In den letzten Jahren haben die Kreise, die den üppig wuchernden Aberglauben in Europa geschäftlich auszubeuten suchen, in steigendem Maße auch ihre Vertreter zu den schwarzen Stämmen Afrikas gesandt. Was die Wirkung ist, zeigen Ausführungen von Albert Schweitzer im 3. Heft seiner „Mitteilungen aus Lambarene". „Wie stehen wir, die wir unter den

*) L. Biene 1928, S. 156. 1) Lehrer.

Gossner Mission

...t am ... auf

7950

...amt

Berlin

... RM ... Rpf

...Name, Wohnort, Straße, ...Gebäudeteil Stockwerk)

Das Postscheckamt liefert diesen Abschnitt den Postscheckkunden

Eingezahlt ..... RM ..... Rpf für Konto Nr. **7950**

Absender: .....

Zum Aufkleben der Freimarke durch den Absender

Zahlkarte

auf ..... RM ..... Rpf wörtlich:

Reichsmark ..... Rpf

für

Gossner'sche Missionsgesellschaft

Konto Nr. **7950**

Postscheckamt **Berlin**

in **Berlin-Friedenau**

Postvermerk

Nr. .....

Eingetragen durch:

am .....

Ankunfts-Nr.

Posteinlieferungsschein

..... RM ..... Rpf wörtlich:

Reichsmark ..... Rpf

für

Gossner'sche Missionsgesellschaft

Konto Nr. **7950**

Postscheckamt **Berlin**

in **Berlin-Friedenau**

Postanweisung .....

Postvermerk

Aufgabenummer .....

Aufgabestempel

Form. 41.

Gossner Mission

Das Postscheckamt sendet diesen Abschnitt dem Postscheckkunden

Bitte
diesen für
postdienstliche Zwecke
bestimmten Raum
nicht
mit Freimarken
zu bekleben

Jeder, der öfter Zahlungen empfängt oder leistet, sollte sich ein Konto beim Postscheckamt eröffnen lassen
Vordrucke für Anträge erhält er beim Postamt

Der Einlieferer hat eine Freimarke in Höhe der Gebühr auf die Zahlkarte zu kleben

Posteinlieferungsschein

(nicht zu Mitteilungen für den Empfänger zu benutzen)

Gossner Mission

Eingeborenen gegen ihren Aberglauben auftraten, nun vor ihnen da? „Die Weißen haben ja auch Zauberer," sagt mir ein Eingeborener. „Warum haben die Missionare und du uns das verheimlicht?" Die Siegesfahrt des europäischen Aberglaubens in die Kolonien ist ein Ereignis von ungeheurer Tragweite. Unsere durch den Krieg schon arg erschütterte geistige Autorität empfängt hierdurch einen neuen furchtbaren Stoß. Die einsichtigen Eingeborenen nehmen Anstoß daran, daß es bei uns noch Aberglauben gibt: der heidnische Aberglaube aber triumphiert ob des unerwarteten Bundesgenossen, der ihm über das Meer her zu Hilfe kommt." Vor allem ist es nach Angabe Schweitzers das berüchtigte astrologische Geschäftsunternehmen Royroy Studios (!) im Haag, Holland, das die Eingeborenen mit Prospekten überschwemmt und dadurch unter ihnen große Verwirrung anrichtet. Ev. Deutschl.

Die Hallesche Missionskonferenz.

(3. bis 6. Februar 1929).

Zum 51. Male versammelte sich die von Gustav Warneck begründete Konferenz, und die trotz der Kälte überaus starke Beteiligung war ein erfreulicher Beweis dafür, wie fest verwurzelt diese Konferenz mit dem religiösen Leben und der kirchlichen Arbeit in der Provinz Sachsen und den angrenzenden Gebieten ist.

Die reiche Tagesordnung war wieder nach dem längst bewährten Vorbilde der früheren Tagungen aufgestellt worden. Am Sonntag Sexagesimä Kindergottesdienste, zumeist von Missionaren gehalten, in den Hauptkirchen der Stadt, Versammlungen der evangelischen Jungmänner- und Jungmädchenvereine mit Missionsvorträgen und eine Versammlung des Vereins für ärztliche Mission. Am Montag Vormittag die Vorstandssitzung, Nachmittag die Zusammenkünfte der Freunde der einzelnen in der Provinz Sachsen arbeitenden Missionsgesellschaften. Hier wurde in der Regel von Vertretern der Missionsleitung über den gegenwärtigen Stand der Missionsarbeit und über besonders wichtige Fragen und neue Aufgaben berichtet.

Um 6 Uhr abends füllte sich die Marktkirche mit einer alle Plätze füllenden Gemeinde; die Predigt in dem Gottesdienst hatte diesmal Pfarrer Görnandt aus Berlin übernommen, der über das Wort 1. Tim. 2, 4: „Gott will, daß allen Menschen geholfen werde und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen" die Herzen erwärmend und die Gewissen aufrüttelnd sprach. Unsere Zeit sei nicht irreligiös, aber religiös irre: man meine immer wieder, die Wahrheit erst entdecken oder konstruieren zu müssen, dabei habe sie Gott doch längst offenbart und längst sein erlösendes Wort gesprochen.

Gott will, daß allen Menschen geholfen werde: das sei das gewaltigste und reinste Missionsmotiv. Wer diesem Heilswillen Gottes nicht zur Erfüllung verhelfe, mache sich des Ungehorsams schuldig. Alles komme darauf an, daß wir uns selbst von Gottes Liebe retten ließen und dann andre zu retten suchen; erst wenn uns das heiliger Ernst würde, hätten wir ein Recht zu dem Flehen: mache mich selig, o Jesu! — Die deutsche Christenheit soll es nicht vergessen, wieviel Ströme des Verderbens auch aus Deutschland sich in die Heidenwelt ergossen haben: wir haben den Heiden Rauschgifte, Geschlechtskrankheiten und andres Unheil gebracht — müßte es da nicht wie eine Sühne empfunden werden, daß wir ihnen nur das Beste bringen, das Heil, das Evangelium, das wir auch empfangen haben? Es gehöre mit zu dem Beschämendsten für uns Christen: das gleichgiltige Vorübergehen an der religiösen und sittlichen Not unsrer Zeit, das ständige Defizit unsrer Missionsgesellschaften. Wie ein Hammerschlag an die Herzen und Gewissen der großen Missionsgemeinde klang der Schluß der Predigt: Ein bekehrter Heide aus Ostindien schrieb an die englische Christenheit: Wir haben hier 330 Millionen Götzenbilder, die alle stumm sind, aber am jüngsten Tage wird Gott jedem eine Zunge geben, und die wird euch verklagen, daß ihr uns nicht die Botschaft des Heils geschickt habt. —

Gossner Mission

Auch die Abendversammlung im großen Saale der Loge am Paradeplatz war erfreulich stark besucht. Hier kam vor allem eine Jubilarin, die Rheinische Mission, zu Wort, die vor kurzem ihre Hundertjahrfeier hatte begehen dürfen. Missionsinspektor Mundle von Barmen führte an der Hand eines reichen Tatsachenmaterials aus, wie die Rheinische Mission in diesen 100 Jahren daheim und draußen Salz und Licht gewesen sei. In der Heimat seien wiederholt gerade durch Missionare, z. B. Nommensen in Schleswig, tiefgehende Erweckungen gewirkt, und die Gemeinschaftsbewegung in Westdeutschland habe ihrer Verbindung mit der Mission einen doppelten Segen zu danken: Die Ausbreitung ihres Blickes über das eigne fromme Leben hinaus auf die Größe des Reiches Gottes und die Erziehung zur Gebefreudigkeit. — In einem großen Ueberblick streifte der Redner die Entwicklung und den Gang der Rheinischen Mission durch die weite Welt, je und je an besondere Höhe- oder auch Tiefpunkte erinnernd. Er schilderte ihre harte Geduldsarbeit an den Nama und Herero in Südwestafrika; 1895 habe die große Rinderpest die Götzen und den Reichtum der Herero, ihre gewaltigen Herden, vernichtet, sodaß es auch das heißen konnte: den Armen wird das Evangelium gepredigt. Heute leidet die Mission dort wie in Südafrika schwer unter dem erwachenden Nationalismus der Schwarzen und unter dem Wiederaufleben des Heidentums, das die Eingeborenen vielfach stolz Hererotum nennen. In Sumatra, wo die Rheinische Mission 1861 mit dem Einsetzen von Missionsarbeitern, die durch die zeitweilige Aufgabe der Mission in Borneo nach dem Aufstand von 1859 freigeworden, begonnen hatte, ist heute ein Viertel des Batakvolks mit 250 000 Seelen christianisiert. In China, wo von Barmen aus auch infolge eines zeitweiligen Arbeiterüberflusses eingesetzt wurde, steht die Mission in hoffnungsvollem Aufbau. Ovamboland im Norden von Südwestafrika ist an die Finnen, Borneo an Basel übergeben worden, beide sind unter den neuen Pflegern in guter Hut. In Neuguinea haben die australischen Lutheraner die Missionsarbeit übernommen, die sie aber infolge Arbeitermangel nicht in dem unbedingt nötigen Maße leisten können, sodaß die Gefahr des Eindringens der römischen Mission nicht gering ist. Es besteht die erfreuliche Aussicht, daß die Rheinische Mission, deren Boten auf ihren Arbeitsfeldern bleiben durften, einen Teil ihres alten Gebietes zurückerhält. Dann erstattete der Vorsitzende der Konferenz, Geheimrat D. Lütgert, der diese infolge seiner Berufung nach Berlin zum letztenmale leitete, den kurzen Jahresbericht. Auf Anregung und mit Unterstützung der Konferenz sind 1928 in der Provinz Sachsen 5 Missionsstudienwochen gehalten worden; auch zu dem Pastoren- und Lehrerkursus im Berliner Missionshause sind 270 Mark Zuschuß gezahlt worden. Die Jahresrechnung schließt bei rund 7040 Mark Einnahmen und 5050 Mark Ausgaben mit einem Bestande von rund 1990 Mark ab. Die Mitgliederzahl der Konferenz beträgt etwa 1600. — Die Leitung der Konferenz wird Professor D. Schomerus übernehmen, für den wegen einer etwa einjährigen Missionsstudienreise nach Indien zunächst als Stellvertreter Stadtsuperintendent D. Meinhof eintreten wird. Dieser schloß mit herzlichem Abschiedsgruß und Dankeswort an D. Lütgert die Abendversammlung.

Am Dienstage, den 5. Februar, begann nach einer in der Magdalenenkapelle (Moritzburg) von Pastor Juhl geleiteten Gebetsversammlung pünktlich ¼11 Uhr in dem bis auf das letzte Plätzchen gefüllten Logensaale die Hauptversammlung, in deren Mittelpunkt der Vortrag von Professor D. Schäder-Breslau stand: „Der Gott des Wortes und die Mission." Der Vortrag war der Höhepunkt der Tagung und wieder ein Beweis dafür, daß die Hallesche Missionskonferenz ihrer großen Ueberlieferung treu geblieben ist: in entscheidenden Stunden und angesichts neuer, großer Missionsaufgaben die Beraterin, Führerin und das Gewissen unsrer evangelischen Kirche und ihrer Mission zu sein.

Es ist fast unmöglich, auch nur annähernd in einem kurzen Bericht einen Eindruck von dem Reichtum und der Tiefe der Gedanken in dem Schäderschen Vortrage zu vermitteln. Mit aller Wucht wurde Gott als der wirklich Lebendige, in seinem

Gossner Mission

Wort sich offenbarende betont gegenüber bloßen Gottesgedanken. Dankbar wurde es festgestellt, daß der Gott des Wortes in der Theologie unsrer Tage mächtig emporsteige; er sei Inhalt, Ziel und Regulativ jeder Mission.

Wie der große Vortrag von D. Julius Richter auf der vorjährigen Konferenz ein Vorausschauen auf die für April 1928 geplante Internationale Missionskonferenz in Jerusalem war, so der Vortrag von D. Schäder ein steter Rückblick auf die Jerusalemstagung und ihre Ergebnisse, vor allem auf die „Botschaft" der christlichen Welt an die nichtchristliche, deren Inhalt man dort nach ernstem Ringen und Arbeiten formuliert hatte.

Der Vortrag wies klar und eindringlich auf die „Gefahrzone" hin, in der man sich dort befunden habe: daß man die Religionen der Welt „relativierte", die Absolutheit des Christentums nicht unbedingt zur Geltung brachte — daß die angelsächsischen Missionen mit ihrer Neigung zur Verdiesseitigung des Christentums den Ton angaben, mit ihrem vielfach eingenommenen Standpunkt: dies dogmatische Christentum, die Theologie von Europa, sei überlebt und überflüssig, die Hauptsache sei das Christentum der Liebe, der Kampf gegen alle soziale Not usw. D. Schäder betonte gegenüber diesen „Säkularisationsbestrebungen" sehr energisch, daß die Mission nicht ersetzt werden könne durch irgend eine internationale Vereinbarung über die Weltverbesserung. Sie habe das Evangelium der Welt zu bringen, d. h. die rettende Botschaft für alle Welt, daß es in Christus für alle Glieder der Menschheit eine Gnadennähe des lebendigen Gottes gebe. Und diesen Christus, der zu Gott gehört, der uns durch sein Leiden und Sterben erlöst, hat die nichtchristliche Welt nicht.

Der Vortragende erkannte es dankbar an, daß die in Jerusalem angenommene Erklärung über die „Botschaft" in wesentlichen Punkten unserem Verständnis des Evangeliums und der großen Aufgabe der Mission entspreche — nur hat z. B. der Gerechtigkeitssinn gegenüber den nichtchristlichen Religionen irgend wie auf die Betonung des Negativen in ihnen gedrückt, und darauf kann die deutsche evangelische Mission nie verzichten: es ist in keinem andern Heil usw.

Allen idealistischen Verflüchtungen gegenüber betonte D. Schäder mit großem Nachdruck die Bedeutung des lebendigen, schaffenden Gottes, des Gottes des Wortes, für den Glauben des Einzelnen, für die Theologie, für die Mission. Im Anschluß an Ausführungen von D. Soederblom zeigte er, wie wichtig es sei, uns ganz anders auf die immer gegenwärtige Nähe des Schöpfergottes zu besinnen, und daß diese Nähe Gottes vor allem erst einmal eine richtende und verurteilende Nähe für uns werden müsse, damit wir die Erfahrung von Gottes Gnadennähe machen könnten. Das müsse auch die Botschaft der Mission sein, die mit der Predigt: „unser Bürgertum ist im Himmel", mit der Jenseitsrichtung des Glaubens die tatenfrohe, reinigende Diesseitsrichtung zu verbinden habe.

D. Schäder schloß seinen in die Tiefe gehenden und auf die Höhe führenden Vortrag mit den Worten: „Der Glaube ist die Domäne der Mission. Aber er ist ein einzigartiges Gefüge von Spannungen. Der Gott des Wortes eint sie alle, aber von ihm gehen sie auch alle aus."

„Und aus seinen Finsternissen
tritt der Gott, der alles kann,
und die Fäden, die zerrissen,
knüpft er alle wieder an."

In der Aussprache kamen besonders D. Julius Richter und D. Knak zu Worte, die beide an der Jerusalemstagung teilgenommen hatten und noch manches Bedeutsame darüber zu sagen wußten. Sie bezeugten es einmütig, daß die deutsche Mission und biblisch begründete Theologie Ursache hätte, dafür dankbar zu sein, daß es doch gelungen sei, ein einigermaßen positives Bekenntnis abzulegen; es habe sich gezeigt, daß es doch eine größere theologische Vertretung des alten Glaubens in Deutschland, Eng-

Gossner Mission

land, Schweden, Amerika gebe, als man es erwartet habe. Professor Rudolf Otto, eben aus Indien zurückgekehrt, habe in Jerusalem es bezeugt: zwischen östlicher und westlicher Mystik steht der Abgrund, der bezeichnet wird durch Sünde und Gnade. Und ein chinesischer Professor habe mit großem Ernst davon gesprochen, daß in China der Einzelne ganz anders als bisher vor dem lebendigen Gott stehen und mit dem Bewußtsein der Sünde erfüllt werden müsse.

Um 6 Uhr war die Marktkirche wieder mit einer großen Gemeinde bis auf den letzten Platz gefüllt. Zwei Vorträge fesselten und packten die Zuhörer. Der erste, von einem früheren Basler Missionar gehalten, führte sie nach China und beantwortete auf Grund der dortigen Missionserfahrungen die Frage: Was ist Christus den hochstehenden Völkern?

China hat sich mit aller Macht gegen Christus und das Evangelium gewehrt — in dem Stolz auf seine uralte Kultur, seine 5000jährige Geschichte, und um all des Unrechts willen, das die „christlichen" Völker ihm angetan. Nach dem letzten verzweifelten Versuch im Boxeraufstand 1900, mit Gewalt das Eindringen der Westvölker zu verhindern, öffnete es dem Wissen und der Kultur des Westens alle Tore, um die Fremden mit ihren eigenen Waffen zu schlagen. Es kam die Revolution von 1911 und darnach auch eine große Empfänglichkeit für das Christentum; als John Mott 1913/14 in China evangelisierte, sprach er zumeist vor vollen Sälen, die Gebildeten, Beamten usw. strömten in Scharen zu ihm, man sah in Christus den großen Reformer, der auch China zur Freiheit und neuer Macht führen könnte.

Aber dann kam langsam der Umschwung. Man besann sich wieder auf die Religion der Väter, setzte zunächst Konfuzianismus und Christentum gleich und zweifelte schließlich immer stärker, ob dieses wirklich das sei, was China gebrauche. Neue Bedrückungen weckten wieder die Erinnerung an das gewaltsame Eindringen der Fremden. „Ihr habt uns das Christentum gebracht, aber in einer schmutzigen Hülle," mußten die Missionare hören. Die Meinung wuchs mit Macht, daß ein Patriot nicht Christ sein könne — oder daß man wenigstens ein völlig einheimisches Christentum haben müsse. Damit sind schwere Zeiten für die Mission gekommen, in denen aber auch viel lautres Gold sich bewährt. Die Not der Zeit hat dem schlichten Evangelium weithin den Boden bereitet, in den auch mehr und mehr chinesische Evangelisten den guten Samen streuen. Als der erste Jesuitenmissionar in China starb, nachdem er Jahrzehnte vergeblich sich gemüht, rief er aus: „Fels, Fels, wann wirst du dich öffnen?" Jetzt hat Gott einen Riß durch den Felsen gehen lassen — unsre Sache ist es, in diesen Riß zu treten und den Chinesen Christus zu bringen. —

Danach beantwortete der Neuendettelsauer Missionar Keyßer die Frage: „Was ist Christus den tiefstehenden Völkern?" Die urwüchsige, geisterfüllte Art, mit der er es tat, das Anpacken der Herzen und Gewissen läßt sich in einem Bericht kaum wiedergeben; der den Vortrag mit angehört hat, wird ihn sobald nicht wieder vergessen.

Die Antwort lautete zunächst: Christus ist ihnen — d. h. besonders den Papuas, den Menschenfressern in Neuguinea, nichts, reinweg nichts. Sie brauchen keinen Heiland der Sünder, denn sie tun doch keine Sünde, sie wollen den Teufel, dem sie so lange gedient, nicht verlassen. Für die Missionare hatten sie lange Zeit nur Spott und Hohn: es sind die „Nichtsbesitzer", ohne Macht zu strafen, ohne Mittel Feste zu veranstalten, die „Nichtskönner", trotz ihrer großen Reden von ihrem Gott doch ohnmächtig, z. B. dem Fieber gegenüber. Wie ein unüberwindliches Bollwerk stand der Predigt des Evangeliums das alte Heidentum gegenüber: das Recht, die Ordnungen, die Religion der Väter — keine größere Gemeinheit, als die alten Götter verlassen!

Aber allmählich ist es anders geworden. Ein Irrewerden an den alten Göttern, ein Zweifeln an ihrer Macht, an den Zauberern zeigte sich, ein Sehnen nach Wahrheit und Frieden. Gottes Wort und Geist arbeitete und bezeugte sich an den Herzen und Gewissen. Man begann Gottes Nähe im Gewissen zu spüren und die Schuld, den sittlichen Schmutz des bisherigen Lebens zu erkennen.

Gossner Mission

Christus wurde nach und nach Kraft und Wahrheit für die Papua, ein Führer zu neuem Leben, in dem es keine Vielweiberei, keine Blutrache, kein Stehlen und Morden mehr gab. Er wurde ihnen der Tilger der alten Schuld, der neue fröhliche Menschen aus ihnen machte, die auf ihren Wegen und bei ihrer Arbeit sangen — etwas ganz Unerhörtes. Ihre Häuser wurden sauber, ihre Felder gepflegter, ihre Arbeit ganz anders getan, — als ein Gottesdienst. Sie fangen an, selbst als Evangelisten zu ihren heidnischen Nachbarn auszuziehen und bringen erstaunliche Geldopfer für den Aufbau des Gemeindelebens. So wird ihnen Christus der Heiland, der alles neu macht — zuletzt auch ihr Licht und Halt im Sterben.

Am Dienstag Nachmittag fand auch die Missionskonferenz für Lehrer statt, in der Professor D. Meinhof-Hamburg über afrikanische Schulfragen fesselnd sprach. Sie war so zahlreich besucht, daß sie in den größten Hörsaal der Universität verlegt werden mußte. Ebenso sprach D. Meinhof in der Konferenz für Missionswissenschaft am Mittwoch Vormittag vor einer stattlichen Versammlung über den Einfluß der Mission auf die Rechtsentwicklung der afrikanischen Völker — aus reichem Wissen und eigner Anschauung schöpfend. Den Abschluß der Missionskonferenz bildete wie immer die studentische Missionsversammlung am Mittwoch Abend, zu der sich etwa 200 Studierende eingefunden hatten. Auch hier sprach unter Vorführung von Lichtbildern D. Meinhof über afrikanische Missionserfahrungen und Probleme.

Alles in allem: eine Tagung voll überreichen Inhalts — möchte Gott viel Frucht daraus wachsen lassen! — P. Fricke.

Flammenzeichen über Indien.

Ritualmordlüge und Religionskampf. Hindus gegen Mohammedaner. Selbstregierung und Bruderkampf.

Die Kämpfe in Bombay.

Von Dr. Wolfgang von Weisl, Berichterstatter der „Vossischen Zeitung".

Telegramme aus Bombay flattern durch Europas Zeitungen: in Bombay, des britischen Weltreiches „zweiter Hauptstadt", stürmen die Hindus gegen die mohammedanischen Pathans; Kinderraub — sie töten Hindu-Kinder als Opfer für ihren Gott! — und Dutzende von Toten, Panzerwagen, Militäraufgebot, Belagerungszustand sind die unmittelbaren Folgen der indischen Ausgabe des Ritualmordmärchens. Es ist offenbar in allen Erdteilen, und gegenüber allen Völkern, die man haßt, unentbehrliches Mittel, letzte Untiefen der Volksseele ins Kochen zu bringen ...

Der Straßenkampf in Bombay folgt zwei anderen Ereignissen auf dem Fuß — dem Prozeß gegen den Herausgeber des „Forward" in Kalkutta, und ... dem indischen Nationalkongreß in Kalkutta, der vor knapp fünf Wochen auseinandergegangen ist.

Auf dem Nationalkongreß hat Gandhi seine (scheinbare) Auferstehung gefeiert, den Engländern ein wuchtiges Ultimatum als Fehdehandschuh hingeworfen: entweder gebt ihr Indien innerhalb eines Monats Selbstregierung, oder wir eröffnen den Kampf gegen euch ...!

England hat nicht geantwortet. Er hat nur zugegriffen und die beiden Chefredakteure des wichtigsten Nationalistenblattes, die sonst sich ziemlich weitgehender Nachsicht erfreuen durften, eingesperrt. Wegen Verleumdung der Regierung, sagten sie.

Und ... während Gandhi von Kalkutta aus im Namen „des ganzen indischen Volkes" sprechen wollte, das — wie er oft und gerne behauptet —, berufen sei, der materialistischen Welt Europas die Lehre des wahren Friedens und der wahren Gesittung, der Gewaltlosigkeit in Politik und Wirtschaft zu bringen, berichtet das indische Kabel, daß europäische Gewaltmittel — Panzerwagen und Autos — nötig sind, um zu verhindern, daß Hindus und Muslims sich gegenseitig erschlagen. Und jeder, der auch nur ein paar Monate auf indischem Boden verlebt hat, weiß, daß dies mit einigen Einschränkungen wahr ist. Unbestreitbar wahr.

Gossner Mission

Um die Ursachen zu verstehen, die zu diesen drei Wirkungen geführt haben, die wir soeben aufzählten: Gandhis Kongreßresolution von Neujahr — der Preßprozeß gegen den „Forward" — und die Religionskämpfe in Bombay, muß eine große Legende zerstört werden, die in Europa über Gandhi besteht: die, daß Gandhi nämlich der Führer der indischen Nationalbewegung sei.

Er ist der Führer — gewesen. Längst vergangene Vorvergangenheit.*) Heute .. wenn man irgend einen indischen Politiker, große oder kleine, Stadträte oder Abgeordnete, nach Gandhi fragt, so zucken sie unhöflich die Achseln und sagen dann gleichgültig: „Er ist ein Heiliger! Ein schrecklich heiliger Heiliger! Ein wunderbarer Heiliger! Und das Volk verehrt ihn — niemand kann besser einem Kongresse präsidieren als Gandhi. Aber von Politik versteht er leider gar nichts. Ein Unglück für Indien, daß er sich je in Politik eingemischt hat."

Ich persönlich habe allergrößte Hochachtung vor diesem reinen, großen, wahrhaft vornehmen Geiste, der zwar keine originellen Gedanken ausgesprochen hat, aber der sich Zeit seines Lebens bemühte, den Indern die Philosophie Tolstois in ihren wichtigsten Punkten: der Verwerfung von jedem Dienste am Staat, der als sündhaft erkannt wurde, und der passiven Obstruktion gegen diesen Staat „in Form der gewaltlosen Widersetzlichkeit" einzuhämmern. Zu diesen Prinzipien, die in Rußland ziemlich kläglich zusammengebrochen sind, hat der Inder Gandhi noch die Hindulehre der Kuhverehrung und des Respektes für alles tierische Leben hinzugefügt, sowie die (auch von Tolstoi entlehnten) Lehren von der Schädlichkeit jedes Geschlechtsverkehrs und von der Verwerflichkeit der Fabrikarbeit.

Aber mein persönlicher Respekt vor der beredten Einfachheit, mit der Gandhi diesen asketischen Gedanken Ausdruck verleiht, kann nichts daran ändern, daß Indiens Parteien diesen Theorien im hohen Grad ablehnend gegenüberstehen. Gandhi predigt gewaltlosen Widerstand — die indischen Studenten erklären, dies sei ein guter Vorwand vor den Engländern für die Zeitdauer, während derer Indien zu bewaffnetem Aufruhr zu schwach sei, aber wenn man erst Waffen hätte, dann . . .! Gandhi predigt Rückkehr zur Heimwebe und Heimspinnerei, Abkehr vom Luxus, er selbst geht bis auf einen Lendenschutz nackt und ohne Kopfbeckung seiner Arbeit nach . . . aber ganz Indien glaubt heute, daß seine Zukunft ausschließlich in intensiver Entfaltung von Fabrikindustrie ist, und träumt davon, dem englischen Wirtschaftsimperialismus einen indischen Wirtschaftsimperialismus entgegenzustellen. „Wir werden nicht nur keine englischen Stoffe nach Indien hineinlassen, sondern bald sogar imstande sein, in dem anderen Orient englische Einfuhr zu verdrängen!" wurde mir wiederholt prophezeit.

Und so hat sich dem „heiligen" Gandhi gegenüber im politischen Indien eine merkwürdige Stimmung herausgebildet: man benützt seinen Weltruf, um Reklame für die Unabhängigkeitsbewegung zu machen. Innerhalb dieser Bewegung aber wirft man ihm drei Dinge vor:

1. daß er von Wirtschaft nichts versteht und daß sein Plan, Indien durch Rückkehr zur handgearbeiteten Baumwollwebe zu retten, unverständig und aussichtslos sei;

2. daß er durch seine Angst vor Blutvergießen im Jahre 1921, als die indischen Massen angeblich zum Aufstand bereit waren, wieder zurückgerufen und dadurch die Befreiung Indiens verhindert habe;

3. daß er unklug genug war, mit Hilfe seines Namens, seiner Arbeitskraft und Millionenbeträgen, die er von Hindus erhalten hatte, die . . . Mohammedaner 1919—1921 in der damals berühmten Kalifatsbewegung das A-B-C politischer

*) 1925 bereits führte der belgische (indische) Jesuiten-Missionar J. Deville in einem Aufsatz über die „Non Cooperation de M. Gandhi aux Indes" mit ausführlicher Belegung durch die damaligen Veröffentlichungen aus, und eine soeben erschienene Broschüre von R. Palme Dutt bestätigt es, daß Gandhi die Non-Cooperation 1922 selber wieder abgeblasen habe und damit politisch in den Hintergrund geglitten sei.

Organisation zu lehren und dadurch den Todfeinden der Hindus selbst die Waffen zu ihrem (nunmehrigen) Kampf gegen die Hindus zu liefern.

Und so ist es in Indien beinahe zum guten Ton geworden, über Gandhi zur Tagesordnung überzugehen. Daß man dabei dem großen Führer ebenso unrecht tut, wie man ihn vor einigen Jahren überschätzt hatte, als es noch — auch in europäischen Kreisen — modern war, ihn als „Reinkarnation", als Fleischwerdung Jesu Christi zu feiern, ist sicher. Es steht nicht mir zu, hier über die Lehre der Reinkarnation zu sprechen oder zu sagen, daß es viel einfacher ist, Gandhis Lehren mehr oder weniger wörtlich in Tolstois gesammelten Werken nachzuschlagen, als eine Wiedergeburt Jesu in Ahmedabad anzunehmen. Aber in einem hatte Gandhi zweifellos recht: in der Erkenntnis der überragenden Wichtigkeit einer ehrlichen, brüderlichen Vereinigung zwischen Hindus und Muslims. Ehe diese Vereinigung nicht zustandekommt, kann Indien nicht daran denken, seine Freiheit zu gewinnen, sagte Gandhi und handelte dementsprechend ... er organisierte die Muslims.

Aber dabei beging er den einen großen Fehler seiner Politik — er verstand die Mohammedaner nicht, so wie kein Hindu einen Monotheisten verstehen kann. Er, der Hindu, ist im wesentlichen tolerant und mehr als tolerant. Er besitzt die Fähigkeit, alle Philosophen und Religionen der ganzen Welt unter das schirmende Dach des Hinduismus zu bringen. Er assimilierte den Buddhismus — Buddha ist für den modernen Hindu einfach eine der zehn Menschwerdungen Vischnus. Er beginnt das Christentum zu verschlucken, um dadurch die Arbeit der Missionare unwirksam zu machen: Christus erscheint als einer der 500 großen Namen der Gottheit auf den Gebetslisten von Hindutempeln, und die modernen indischen Politiker ebenso wie ihre Philosophen und Theologen beeilen sich, bereitwillig zu erklären, daß Christus auch eine der Menschwerdungen Vischnus gewesen sein mag. Dieselbe Stellung nehmen die indischen Patrioten sogar gegenüber Mohammed ein — der angebetete Mönch Baswami, der Gründer der neuen indischen Jugendbewegung, fordert von seinen Schülern und Jüngern, daß sie den Geburtstag Krischnas, Jesu und Mohammeds in gleicher Liebe und Brüderlichkeit im Sinne der „Heldenverehrung" begehen.

Und im Bewußtsein dieser schönen Toleranz, die an die „Toleranz" der griechischen und römischen Heiden erinnert, öffnen die Hindus, mit Gandhi an der Spitze, ihre Arme den Brüdern Muslims. Und die Muslims ... stoßen sie zurück. Denn die Muslims sind, traurig zu sagen, alles andere als tolerant.

Für den Muslim gibt es nämlich keine Toleranz gegenüber dem Götzendiener. Der Christ und der Jude sind Irrgläubige — vom Standpunkt des Mohammedaners aus — aber Irr-„Gläubige". Sie besitzen das „Buch" der Bibel, das zwar gefälschte Wahrheiten enthält, aber doch Wahrheiten. Und Christ und Jude beten gemeinsam mit dem Jünger Mohammeds den einen, einzigen und unsichtbaren Gott an, der Himmel und Erde erschaffen hat, der über die Welt richtet am jüngsten Tag. Anders der Hindu: er hat nicht einen Gott, sondern 30 Millionen Götter. Sie sind nicht unsichtbar, sondern erscheinen mit Elefantenrüsseln und Affenköpfen. Und nicht Gott allein ist heilig, sondern Kühe, Affen, Büffel, Schlangen, Pfaue. Wer einen Menschen tötet, hat — nach Ansicht der Hindus — eine geringere Sünde begangen als wer die heilige Kuh verletzt. Und damit kann, kann, kann sich der Muslim nicht befreunden. Das Spielen von Musik zu Ehren eines indischen Gottes entflammt seine Kriegslust noch heute — alle Schlägereien zwischen Hindus und Muslims nehmen ihren Ausgang von Kämpfen gegen Prozessionen von indischen Götterverehrern — oder von Demonstrationen von Hindus gegen Mohammedaner, die eine Kuh schlachten, um sie — man höre und zittere! — zu essen.

Alle Versuche, zu einem Einverständnis zwischen Muslims und Hindus über diese beiden Punkte zu kommen, sind bisher gescheitert. Der Hindu darf unter keinen Umständen den Mohammedanern erlauben, Kühe oder Rinder überhaupt zu töten —

Gossner Mission

der Mohammedaner will nicht den Hindus gestatten, ihn zu einer stillschweigenden Anerkennung der Heiligkeit der Kuh zu zwingen — und so tobt der Kampf weiter. Hie 160 Millionen Hindus; dort 70 Millionen Mohammedaner — es ist in Wirklichkeit ein Weltkrieg, der unter der Asche anglo-indischer Diktatur glimmt — auf den Lufthauch wartend, der ihm erlaubt, zur rasenden Flamme zu werden.

Denn beide Parteien wünschen eigentlich den entscheidenden Kampf. Beide Parteien sind den Engländern durchaus nicht dankbar dafür, daß sie mit eherner Strenge seit über siebzig Jahren den inneren Frieden des Riesenreiches gewahrt haben. Denn beide hoffen auf den Sieg in dem Kampf um die Vorherrschaft in Indien.

Die Hindus sagen: „Wir sind 160 Millionen, und wenn wir die Herren sein werden, dann werden erstens die 60 Millionen der „Unberührbaren", der Parias, sich uns anschließen, zweitens werden Millionen Mohammedaner zu unserem Glauben zurückkehren, und wir werden dann den Islam an uns assimilieren, wie wir noch jede fremde Lehre assimiliert haben. Wir sind die Mehrheit — wir werden in einem demokratisch regierten Indien daher auch die Herren sein. Um so mehr als wir intelligenter und reicher sind als die Mohammedaner."

Die Muslims aber sagen: „Ehe die Engländer nach Indien kamen, haben unsere Väter dieses Land regiert, und die Hindus waren unsere Diener. Wir sind Krieger, die Hindus sind unkriegerisch. Wir sind geeint, die Hindus sind in tausend Kasten zerrissen. Und wenn die Engländer Indien verlassen würden, dann werden wir die Inder beherrschen, wie unsere Väter sie beherrscht haben."

Auf der Grundlage dieser haßerfüllten Konkurrenz um die zukünftige Hegemonie ist die englische Herrschaft sicher und zielsicher aufgebaut. Die Inder werfen den Engländern daher leidenschaftlich vor, daß sie es wären, die diese Gegensätze zwischen den beiden großen Massen künstlich verschärfen, um davon zu profitieren. Sachlich daran richtig ist, daß die Feindschaft zwischen Hindus und Muslims erst durch die getrennten Wahlkreise besonders lebhaft in Erscheinung trat, welche die englische Regierung 1919 in Indien einführte — wobei sie aber dem einhelligen Wunsch aller Mohammedaner entsprach, die fürchten, sonst von den Hindus ausgebeutet zu werden.

Aber im allgemeinen lassen die Engländer sich von den indischen Zeitungen beschimpfen, so viel diese nur wollen, ohne die Miene zu verziehen. Wenn sie nunmehr im Falle des „Forwad", der den Engländern vorgeworfen hatte, daß sie „Räuber und Mörder" seien, hart zugriffen und die Verantwortlichen einsperrten, so ist das nicht ein „Verstoß gegen die Pressefreiheit", wie man vielleicht glauben könnte, sondern ein politisch sehr ernster Schritt: ein Beweis, daß England die Lage in Indien für so gefährlich hält, daß ein Warnungszeichen notwendig wird.

Der „Forward" hat schon wiederholt Polemik gegen die Regierung in solchen Formen geführt, daß das Blatt in jedem europäischen Land längst eingestellt worden wäre. Er hat z. B. vor einem halben Jahre der Regierung vorgeworfen, daß sie absichtlich einen Eisenbahnzug zum Entgleisen gebracht habe, um der Bevölkerung die Wichtigkeit einer englischen Eisenbahnverwaltung vor Augen zu führen. Er hat der Regierung bei jeder Gelegenheit zu lesen gegeben, daß in Indien tiefster Friede herrschen würde, wenn nicht sie immer wieder die Muslims aufhetzen würden. Und auf Grundlage dieser Propaganda ist die Stimmung in Indien allmählich so verbittert worden, daß der Durchschnittsinder im Engländer — und, wie wir hinzufügen können, in jedem Europäer im allgemeinen — den Abschaum menschlicher Gesellschaft sieht. Der Engländer will absichtlich die indische Volksgesundheit durch Einfuhrerlaubnisse für Pflanzenbutter und Kokosfette untergraben; der Engländer will die Volksbildung durch englische Mittelschulen, durch europäische Hochschulen zerstören; die Mannhaftigkeit des Volkes untergräbt er durch Entwaffnung des Landes — Neid und Furcht vor Indiens Macht regiert Indien!

Gemeinschaft Mission

Welche Bedeutung eine solche Grundeinstellung — wie wir kaum übertrieben gezeichnet haben — für die politische Einstellung Indiens bekommen kann, ist einleuchtend. Und daß England daher sich zur Wehr setzt, wenn man ihm die Schuld an der Tatsache, daß die Mohammedaner Rindfleisch essen, und die Hindus Götterbilder verehren, in die Schuhe schieben will, ist auch verständlich. Daß aber England gerade jetzt, gleichzeitig mit dem gewaltigen Ausbruch des Hasses von Hindus gegen Muslims, die Gelegenheit benutzt, um der indischen Welt zu zeigen, daß es vor dem indischen Nationalkongreß nicht kapitulieren will, ist ein ernstes Warnungszeichen für die Inder. Gandhi predigt Frieden und friedlichen Widerstand — aber die Toten von Bombay sind Warnungszeichen, die beredt davon sprechen, wie weit die Massen Indiens davon entfernt sind, gewaltlose Siege zu erringen.

China hat in zehnjährigem Bürgerkrieg eine Unabhängigkeit errungen, deren Früchte es mit dem Blut von Millionen Toten — Erschlagenen und Verhungerten — bezahlte. Niemand weiß, ob die Zukunft, der Indien entgegentreibt, nicht noch schrecklicher sein wird. Denn in China kämpften nur Menschen gegeneinander, Ehrgeizlinge und Marschälle und Räuber. In Indien aber kämpfen Götter und Allah . . .

Die Götter mögen Indien vor diesem Kampfe beschützen.

Mit Genehmigung d. Red. d. Voss. Z.

L.

Indische Gifte.

Mord! Montag abend bekam der Britisch-Inder Budu, ein pensionierter Aufseher aus dem Baudepartement, in Charlesburg wohnhaft, unerwartet den Besuch seiner Frau Parbatia, welche ihn vor ungefähr 1½ Jahren verlassen hat und jetzt mit dem Britisch-Inder Ramehurt in der Königsstraße zusammenlebt. Sie lud ihren Mann ein, nach dem Rietbergplatz mitzugehen, wo das Geburtstagsfest der Königin noch im vollen Gange war. Budu ließ sich überreden und bemerkte, als er aus dem Hause ging, daß sich noch 2 Brüder der Parbatia zu der Gesellschaft schlugen und auch noch ein anderer Britisch-Inder, der ihm unbekannt war. Nachdem man einige Zeit auf dem Platze zugebracht hatte, zog man gegen ½9 Uhr heimwärts. In der Wagewegstraße, Ecke Ruhe-und-Friedenstraße, lud die Gesellschaft den Budu ein, einen Schoppen zu trinken. Baginat, einer der Brüder seiner Frau, ging etwas voraus, während die anderen den Budu noch etwas auf der Straße im Gespräch festhielten. Dann trat er ein, trank den ihm angebotenen Schoppen halb aus und sagte, daß der Trunk bitter schmeckte. „Trink man aus!" rief Baginat. Budu tat das. Da wurde ihm fast im selben Augenblick so schlecht, daß er per Auto nach Haus gefahren wurde. Mit ihm stieg in das Auto ein elfjähriges Pflegesöhnchen, welches nun der Hauptzeuge in dieser Sache ist. Eben bei seiner Wohnung angekommen, gab Budu den Geist auf. (Paramariboer Tageblatt.)

In keinem Lande werden die Bewohner so von Gefahren für ihr Leben umgeben als gerade in dem „Wunderlande" Indien. Außer den wilden Tieren und giftigen Gewürm gibt es viele giftige Pflanzen und Giftstoffe, die unter den Menschen denn auch Verwendung gefunden haben. Zur Pflege des Kultus trugen ja bei allen heidnischen Völkern seit alters die Schlangenbeschwörer und Giftdoktoren das Ihrige bei. Aegyptische Priester gebrauchten das Ophiusagift auf Lemnos wie in Alexandrien. Israeliten verwandten das Bilsenkraut. Griechen benutzten den Schierling. Der Giftlama, der Geheimhenker im Palast von Potala, das höchste Kollegium zu Lhassa, arbeitet mit dem Eisenhut. Mittel, um Waffen gefährlich, schnell tötlich wirkend zu machen, wußten die verschiedenen Völker ebenfalls zu bereiten. Sie sind bekannt unter der Bezeichnung Pfeilgift. Auch Indien hat davon aufzuweisen.

Indien ist ein prächtiges Land. Ueber die Herrlichkeit der Tropenwelt wird viel gesprochen und geschrieben. Wer sie aber aus eigener Anschauung kennen gelernt hat, wird erfahren haben, daß ihre Schattenseiten nicht genügend Berücksichtigung finden. (Hitze, Mangel an gutem Wasser und Wegen, Gewürm und Getier aller Art.) Die Tropen würden noch viel schöner sein, wenn dieses und jenes nicht wäre. Unter der Herrlichkeit Indiens lauern allerlei Schrecknisse, von denen die verborgensten Gefahren die größesten sind. Die Inder haben Tugenden, die sie liebenswert machen. Wer die Inder näher kennen zu lernen Gelegenheit hatte, muß ihnen seine aufrichtige Sympathie zuwenden. Bei aller Geistesgröße, all der Schönheit und Gedankentiefe in ihrer Literatur, Kunst usw. finden wir aber auch tiefe Schatten auf dem Lichtbilde der indischen Menschheit. Bekannt sind ihre schwachen Seiten: **Parteilichkeit, Unzuver-**

Gossner Mission

läſſigkeit in Geldſachen wie als Zeugen, **Ruhmſucht**, leichte **Erregbarkeit** uſw. Nach allgemeiner öſtlicher Sitte ſind **Lügen** und **Verleumdung** ganz beſonders ſcharfe und vielgebrauchte Waffen unter den Indern, um jemand abzutun. „Otterngift iſt unter ihren Lippen." (Pſ. 140.) „Calumniare audacter! Semper aliquid haeret.[1]) Steter Tropfen höhlt den Stein" iſt ihre Deviſe. Wird ihr Lügenpfeil ſtumpf gemacht, ihre Intrige aufgedeckt, dann nehmen ſie andere Mordpfeile zur Hand, d. h., man verſucht ſeinen Mann heimlich ſtumm und kalt zu machen. Um eine Perſon aus dem Wege zu räumen, zur Befriedigung ſeiner Rache, ſeine hinterliſtigen Anſchläge zu vollführen oder auch ſich ſelbſt zu morden, kennt der Inder allerlei Mittel und Wege, Frauen benutzen gerne irgend ein Mittel, um jemand unter ihren Willen zu bekommen, beſonders in Liebesſachen u. ä. Eine in ihrer Liebe oder Leidenſchaft gehemmte morgenländiſche Frau iſt grauſamer als ein Tiger*), die Inder nicht minder. Sie wiſſen den in den Weg ſtehenden Perſonen auf verſchiedener Weiſe etwas beizubringen, was ihnen einen langſamen und ſchmerzhaften Tod bereitet. Oft enthalten die angewandten Stoffe gar kein eigentliches Gift, aber ſie wirken doch entſetzlich. Z. B. die feinen, kaum ſichtbaren Härchen an den Deckblättern der Bambusſproſſen. Sie ſind geruch- und geſchmacklos und daher leicht den Speiſen beizugeben. Die ſcharfen Härchen dringen in die Schleimhäute des Magens und der Därme ein und rufen nach Monaten ihre ſcheußliche Wirkung hervor, deren Urſache ſchwer feſtzuſtellen iſt. Es entſtehen ſchwere Entzündungen im Innern und endlich kommt nach ſchrecklichem Leiden der ſichere Tod, da kein Mittel imſtande iſt, Abhilfe zu ſchaffen. Auf ſolche Weiſe ſterben manche Menſchen, ohne daß an eine Miſſetat gedacht wird. Barthaare des Tigers verſteht der Inder mit gleichem Erfolg den Speiſen beizufügen. Die langen, harten Haare werden faſt zu Pulver zerkleinert und angewandt. Zuweilen ſind ſie ſorgfältig in Reiskörner verſteckt, um ſo in die inneren Organe des Menſchen gelangen zu können. Mit derſelben Endwirkung, jedoch viel ſchneller arbeitet ein anderes Mittel, welches man erhält, indem man einen Gong vermittels einer Glasſcherbe abſchabt. Die Gong ſind bekanntlich aus einer Miſchung von Zink, Zinn, Kupfer und Arſenik hergeſtellt. Beſieht man die von ihnen gewonnenen feinen Schabſpäne durch ein Vergrößerungsglas, dann entdeckt man viele kleine Ecken und Häkchen an ihnen. Gelangen dieſe Späne an die Schleimhäute der Kehle, Magen und Darmwand, ſo haften ſie dort leicht und bringen bei langſamem oxydieren eine Entzündung zu Wege, die nach ſchmerzhaftem Leiden mit ſchrecklichem Tode endigt. Mit Leichtigkeit iſt dieſes Mittel beigebracht. Durch Einatmung in Mund und Kehle z. B. durch Tabakrauchen, beim ſogen. Lungenzug, gelangen dieſe Späne mit dem Speichel hernach in die Eingeweide und laſſen ſich auf keine Weiſe entfernen. Auf ſehr geſchickte Art wiſſen manche dieſe feinen Späne auch in Früchte z. B. Bananen, Zimmtapfel uſw. einzuführen. Der argloſe Genießer iſt rettungslos verloren, umſomehr als er keine Ahnung hat, daß er vergiftet worden iſt.

Pflanzengift iſt viel im Gebrauch. Je langſamer das Gift wirkt, deſto lieber wird es angewandt. Iſt es nicht bitter und überhaupt nicht übel im Geruch und Geſchmack, ſo iſt die Verwendung deſto leichter. Man kann ſein Werk verrichten, ohne entdeckt zu werden. Aus der Kartoffel läßt ſich ein derartiges Gift jedem Getränk beimiſchen. Mattigkeit, Schlafſucht, ſtockender Herzſchlag ſind die erſten Folgeerſcheinungen des Genuſſes. Zittern und ein Gefühl von gänzlicher Erſchöpfung treten dazu, auch Erbrechen und Erlahmen der Beine. Schließlich verweigert der Magen jede Nahrungsaufnahme und der Tod iſt das Ende. Dieſer Stoff wird ſo gewonnen: Man läßt die Kartoffel zwiſchen feuchtem Stroh keimen, zerſtampft die Knollen mit den Keimen zu feinem Mus und preßt den Saft aus. Damit hat man das tötende Mittel zur Hand und kann es argliſtig mit Speiſen und Trank vermengen.

Mit Stechapfel vergiften iſt eine leicht erlernte Kunſt. Bei den Indern ſcheint ſie ſeit vielen Geſchlechtern geübt worden zu ſein. Stechapfel und Bilſenkraut findet man auch in Europa und zwar hauptſächlich an Stellen, wo deswegen die aus Aſien ſtam-

[1]) Verleumde frech! Etwas bleibt immer hängen.
*) Indiſche Anſchauung, ſiehe Biene 1918 S. 41 „Indiſche Frauen".

Gospel Mission

menden Zigeuner häufiger lagern, die sie als Giftpflanzen benutzen. Nach Suriname haben indische Kontraktarbeiter diese Pflanzen mitgenommen und pflegen sie bei ihren Wohnstätten. Junge Blätter der Pflanze werden klein gehackt und Speisen beigegeben. Der Genuß wirkt auf das Gehirn. Schon nach wenigen Tagen zeigen sich Wahnsinnerscheinungen. Wird der Genuß unterbrochen, dann verschwinden seine Wirkungen bald.

Auf listige Weise wissen Frauen jemandes Gesundheit in Gefahr zu bringen. Sie halten kleine schwarze Käfer in Gläsern und füttern sie mit Stechapfelblättern, um deren Fäkalien (Ausscheidungen), Speisen und Tränken beimischen zu können. Einst trieben die Thag (Sekte der Raubmörder) ihr gräßliches Handwerk im Dienste der Göttin Bhawani. Reisende waren in steter Gefahr, von ihnen erwürgt zu werden. Die englische Regierung versuchte sie in den Jahren 1831—37 auszurotten. Vielen Tausenden wurde der Prozeß gemacht. In der Industrieschule (Zeltweberei) bei Jubbupur wurden mehr denn Tausend von ihnen interniert und zur nützlichen Be-



Missionar Karsten als Unteroffizier der Landwehr im Weltkriege.

schäftigung angehalten. Ganz ausgerottet wird die Sekte wohl nie. Jetzt treibt eine ähnliche Gesellschaft, Dhaturia genannt, ihr Unwesen. Diese Leute arbeiten mit dem Gift des Stechapfels und wissen ihren Opfern dieses so geschickt beizubringen, daß es noch immer nicht gelungen ist, den Mördern beizukommen. Die Spuren des Giftes im Organismus des Opfers aufzufinden, ist bislang nicht gelungen. Das Gift selbst ist leicht zu haben, denn die Pflanze wächst überall. Gepulverte Samen sind etlichen schnell gebackenen Kuchen leicht beigemischt. Sie gleichen dem groben Mehl oder Gries auf dem Markt und haben keinen entdeckbaren Geschmack. Bald nach dem sie verzehrt sind, zeigt sich die narkotische Wirkung an dem schweren Schlaf, des Vergifteten. Man kann berechnen, wieviel Samen nötig sind, einen Menschen zeitweise bewußtlos zu machen, und welche Menge hinreicht, ihn zu töten. Ist die Dosis des Giftes richtig berechnet, dann tritt in wenigen Stunden der Todesschlaf ein. Die Behörde kann wenig tun, weil die Bevölkerung die Sekte schützt. Zahlreiche Frauen liefern sich nach dem Verlust ihres Mannes den Dhaturias freiwillig zur Vergiftung aus, da die Witwenverbrennung durch die englische Regierung verboten und die Beihilfe mit harter Strafe geahndet wird. Nicht selten wird di ses Gift angewandt, um Leute stumpfsinnig zu machen und dann leichter als Kontraktarbeiter nach Assam, Bhutan usw. bringen zu können.

Gossner Mission

Noch stärker als Stechapfel wirken die Samen des Hindufarn. Ohne viel Mühe kann man sie erlangen. Ausgepreßt wird der Saft dann Speisen und Getränken beigemischt. Schon nach dem Genuß geringer Menge zeigt sich eine heftige Geistesstörung, bei fortgesetzten Gaben erfolgt furchtbares Dilirium, das mit dem Tode endet.

Getränken wird das Gift der Krebsblume beigemengt. Sie gehört der Euphorbienfamilie an, aus der eine ganze Reihe Pflanzen starke Gifte liefert. Es hat betäubende Wirkung, verursacht Entzündung der ganzen Verdauungswege. 6—8 feinzerriebene Körner töten einen Erwachsenen, 30 Körner ein großes Pferd. Etliche Tropfen Oel aus den Samenkörnern bringen einen Menschen um sein Leben.

Ein furchtbares Gift ist das hellgelbe, geruchlose Oel einer Pflanze, die schon seltener zu finden ist. Der Vergiftete bleibt in der Stellung, die er zuvor eingenommen hat, steif wie ein Toter. Kein Herz- oder Pulsschlag ist mehr zu fühlen, es fließt kein Blut, die Glieder lassen sich nur mühsam biegen. Wohl kann der Betreffende alles hören und verstehen, was gesagt wird, und sieht alles wie durch ein Glas, die Geistestätigkeit ist nicht unterbrochen, aber er kann nicht sprechen und um Hilfe rufen, da seine Kehle starr und seine Zunge hart und kontrakt ist. So tritt der Tod ein. Wird das Oel in einem Lämpchen gebraucht, dann wirkt der Qualm ebenfalls vergiftend. Hat jemand ein wenig davon eingeatmet, dann fühlt er sich schwindelig und schwach, er kann nicht auf seinen Füßen stehen, schwankt hin und her wie ein Trunkener. Bringt man den Menschen schnell in die frische Luft und begießt ihn mit kaltem Wasser, dann kommt er langsam wieder zu sich. Nach tüchtigem Erbrechen gehen die Vergiftungserscheinungen vorüber.

Mit dem Oel werden auch Dolche getränkt, um sie giftig zu machen. Die Pflanze gehört zu der Apocynaceaefamilie. Die Blätter sind licht- oder dunkelgrün, glänzend, lanzetförmig mit glatten Rändern. Die Blumen wachsen in Büscheln, sind weiß, fünfblättrig und fleischig, ohne Geruch. Die Früchte sind fast wie ein Ball und je nach dem Alter grün oder braun von Farbe. Die Schale der Frucht ist hart. Schneidet man sie ein, so zeigt sich milchiger Saft. Unter dieser Schale ist eine zweite, hart und weiß. Oeffnet man sie, so findet man sie gefüllt mit einer feuchten Gummimasse. Aus dieser Frucht gewinnt man das giftig wirkende Oel.

Eines von den „sieben geringen Giften", welche alte Sanskrit-Schriften erwähnen, gebrauchen die Kols als Pfeilgift. Die Pflanze gehört der Liliaceaefamilie an und enthält in all ihren Teilen Colchicin. Besonders in der Wurzel sitzt tötlich wirkendes Gift, wovon drei Tropfen genügen, um einen Hund in fünfzehn Minuten zu töten.

Schon sehr kleine Mengen vom Gift der Strychnospflanzen reichen hin, um Waffen gefährlich zu machen. Eine Vergiftung mit solch vergifteten Waffen bewirkt in wenigen Minuten den Tod.

Die indischen Yogi verwenden auch Gifte, um religiöse Ekstase hervorzurufen, und um magische Wunderkräfte zu erlangen. Unter Einwirkung gewisser Kräuter gelangen sie zu den Zustand des „Schauens". Unter diesen Kräutern ist besonders der Hanf in seiner Wirkung anderen Mitteln überlegen. Man benutzt das geronnene Harz der Pflanze oder bereitet Pulver aus den Blättern. Von dem Pulver werden 30 Gramm in schwarzem Kaffee aufgelöst und getrunken. Nach einem kurzen Stadium der Anregung wird man von einer Art von kalten Rausch befallen, der von Minute zu Minute stärker wird. Die Sinne werden nicht getrübt, sondern unbeschreiblich geschärft. Leise Geräusche hört man wie Donner. Eine seltsame Nüchternheit und Klarheit nimmt von einem Besitz, wie man sie vorher im Leben nie gekannt hat. Man hat das Gefühl des Erhöhtgehens, des Schwebens, zeitweilig glaubt man sich schnell fortzubewegen, ja zu fliegen. Mit großer Deutlichkeit sieht man Gegenden, Landschaften, Wälder usw. unter sich, dabei vergißt man keinen Augenblick, wo man in Wirklichkeit ist. Man wird zum Zuschauer von visionären Bildern, die einem vor den Augen vorbeiziehen. Scharf und deutlich taucht ein Bild vor einem auf. Aber alles ist so klar, daß von „Entrücktsein" wie man sich gewöhnlich derlei vorstellt, in keiner Weise die Rede sein kann.

Gospel Mission

Es sind Wahrnehmungen, wie man sie zuweilen im Traum erlebt. Das Bild bleibt, solange man sich auf das Gesehene einstellt und sich ihm anpaßt und keine Notiz von irgend etwas anderem nimmt oder von einer Einwendung sich ableiten läßt. Erlahmt diese Akkomodation, dann zerreißt das Bild im Nu. Der Begriff von Zeit und Raum ist gänzlich verworren. Das Empfinden des Zeitablaufs verschiebt sich derart, daß man jede Stunde wie Wochen empfindet. Das Kauen und Schlucken dauert in seiner Vorstellung unendlich lange. Man hört die Leute um sich wohl, wie sie einander anreden, die Worte, die sie sagen liegen aber so weit auseinander, daß man sie nach und nach mühselig zusammensischen muß, um den Sinn klar zu machen. 2—3 Tage hält diese Wirkung vom Genuß einer Menge von 10 Gramm des Stoffes an. Bei reichlicherem Genuß stellt sich nach dem Hellsehen große Erschöpfung ein. Es ist ein Zustand unbeschreiblicher Qual, daß man jeden warnen möchte, nicht ebenfalls mit Hanfgenuß Versuche zu machen. Der Hanfgebrauch ist nicht nur bei den Yogis üblich, sondern hat ungezählte Liebhaber in allen Kreisen der indischen Gesellschaft. Bei den großen Festen liefern indische Zuckerbäcker allerlei Zuckerwerk, darunter eine mit Hanf zubereitete Art. Der Genuß von diesem so Zubereiteten bewirkt Anregung und Rausch bis zur Ekstase. Unter den Plantagenarbeitern gibt es viele, die bei schwerer Feldarbeit dem Hanfrausch huldigen. Man wird manche der Schwächen der Inder wohl auf den Gebrauch derartiger Giftmittel zurückführen dürfen. Gewiß ist, daß ein sehr hoher Prozentsatz aller indischen Geisteskranken festgestellt worden ist, deren Krankheitsursache auf Hanfgenuß beruht.

Schon diese wenigen Zeilen deuten an, welche Rolle die Gifte im Leben des Inders spielen und welche Gefahren dasselbe durch sie ausgesetzt ist. Doch es gibt Gifte, welche, ob schnell oder schleichend, schlimmer wirken als die, welche Hanf, Krebsblume, Bilsenkraut und Eisenhut und sonstige Liliaceen, Euphorbien, Apocynoceen usw. hergeben, und es gibt viele Giftmischer, welche den schlimmsten Kapitalverbrechern den Rang ablaufen und auf die kein Staatsanwalt fahndet: alles, was Unrecht und Sünde und Verführung bedeutet, was Taumel und Rausch der Seele erzeugt, in Gebundenheit und Ohnmacht des Menschen mündet und dessen Ende der Tod ist. Es ist gut, daß einer da ist, der die Menschen wissen läßt: „Ich bin der Herr, Dein Arzt" (2. Mose 15, V. 26), und einer, von dem gesagt wurde: „Er heilte sie alle" (Luk. 6, V. 19), der gekommen ist „zu heilen die zerstoßenen Herzen" (Luk. 4, V. 18), und daß es Pflanzen gibt, deren „Blätter dienen zu der Gesundheit der Heiden" (Offenb. 22, V. 2).*)

Rud. Karsten.

Unsere Reise nach Kondra.

Die Autonome Kirche steht noch in den Anfängen. Wohl haben einst die Gemeinden alle sich für die Selbständigkeit erklärt, und waren bereit, die finanzielle Last für die Erhaltung der Gemeinden mit ihren Pastoren und Katechisten auf die eigenen Schultern zu nehmen, wenn nur die Last der Schulerhaltung von anderen einstweilen noch getragen würde. Man muß sagen, sie tun auch hier und da ihr Allermöglichstes und würden gewiß auch noch mehr tun, wenn überall in der Leitung die rechten Männer stünden, die durch ihre eigene Hingabe die Gemeinden mitrissen zu opferwilliger Tat. An solchen Männern fehlt es aber vielerorts. Mangel und Entbehrung, ungenügende Beratung und Hilfe hat manchen mürbe gemacht. Er ist nicht mehr fähig, die Gemeinde zu begeistern. Wo es so ist, da entsteht in der Gemeinde ein Zurückschauen und Sehnen nach der Mission, die sie, wie ihre Kinder treulich pflegte und nicht soviel von ihnen erwartete. Da nun unsere Mission selbst nicht mehr dazu in der Lage ist, oder wie manche meinen, nicht mehr willens ist, obgleich sie es könnte, so schielen viele zur S.P.G. hin, die auch nicht gerade abwehrend und zurückweisend sich verhält. Solche schwächlichen mit Abfall bedrohten Gemeinden finden sich besonders im Westen des Missionsgebiets in Jaspur und an der Grenze des Ranchidistrikts. Hier ist es seit einiger Zeit vor allem Kondra, das uns Mühe macht. Der dortige Pastor, an sich ein sehr kluger und begabter Mann, versteht es wenig, seine Gemeinde zu interessieren und ihnen das Verständnis für die selbständige Kirche beizubringen resp. zu wecken. Es fehlt ihm auch das väterlich, freundliche Wesen, das so recht mit dem schlichten Volk

*) Schluß vom Herausgeber zusammengezogen.

Gossner Mission

umgehen kann. So brannte es dort in verschiedenen Gemeinden und ein großer Abfall nach der S.P.G., d. h. der englischen Ausbreitungsgesellschaft für das Evangelium (sehr anglikanisch, hochkirchlich, katholisch) stand in Aussicht. So hieß es denn mal wieder für einige von uns Kirchenkonzilmitgliedern: Auf nach Kondra und dort mal nach dem Rechten gesehen. Ich mußte auch mit und ging mit, denn ich kannte Kondra noch nicht. Es ist unsere jüngste Missionsstation, von Br. Karsten, jetzt in Paramaribo einst mit großer Liebe gegründet. Etwa um 1908 herum.**) Es ist einer der Vorposten nach Jaspur hin, von wo aus unsere Brüder ihre Einfälle nach Jaspur machten, um in dem damals noch ganz geschlossenem Gebiet das Evangelium zu verkünden. Kinkel, Kondra Gumla und Chainpur waren die Ausfalltore resp. Stützpunkte der Arbeit.

Jetzt kann leider diese agressive Missionsarbeit aus Mangel an Mitteln nicht mehr so betrieben werden.

Drei Glieder des Konzils der Präsident, der Sekretär und Kassierer*) machten sich auf den Weg. In eilender Fahrt brachte uns unser altes, treues Auto ohne Unfall trotz seiner verhältnismäßigen Schwäche zuletzt über Stock und Stein bis zum Sankhfluß, der unserem Auto nun endgültig den Weg versperrte. Ich muß mich immer wundern, was solch ein Auto leistet. Hier und da mußten im Wege schnell einige tiefe Löcher mit Erde ausgefüllt werden, in einem schmalen aber sehr modrigen Flußbett mußten einige Zweige resp. Aeste eine provisorische Brücke resp. Knüppeldamm bilden, einige Männer werden gerufen und mit vereinten Kräften wird das Auto hinüber geleitet. Hin und wieder müssen alle Insassen mitten im Fluß aussteigen, um das Auto durch den tiefen, wasserüberspülten, losen Sand hinwegzuschieben, weil die Räder keinen Halt fassen können. Hohe Anhöhen und ganz schmale Wegstrecken müssen genommen werden. Große Anforderungen an die Ruhe und Geschicklichkeit des Führers. Hier beweist sich glänzend die große Seelenruhe der Indier. Sie kennen keine Hast oder Nervosität. Mag unser Auto auch schon manchmal sehr klapperig sein und wie eine Petroleumtonne lärmen; es schafft in der Hand seines Führers Erstaunliches. Wieviel schwerer hatten es früher unsre Brüder auf ihren Reisen als wir heute. Wir könnten allerdings bei den geringen Kräften, die das ganze Gebiet abreisen, kaum noch mit den früheren Mitteln auskommen.

Ueber den Sankhfluß ging's auf den Schultern einiger Männer. Ein komisches Bild. Leider konnte ich es nicht selbst festhalten. Man lebt einige Minuten lang in steter Sorge abzurutschen und ein unfreiwilliges Bad zu nehmen. Vom Sankh aus hatten wir noch einige englische Meilen (6) bis nach Kondra zu Fuß zu gehen. Da es schon hoch am Mittag war, wurde einem im Sonnenbrand der Weg doch recht lang, zumal wir auch seit Morgens nichts mehr zu Essen und zu Trinken hatten. So schmeckte das einfache Nativeessen prachtvoll, das der Pastor beim Hören von unserem Herannahen schnell selbst bereitete. Allerdings man gab uns wenig Zeit zum Essen. Auf der Hausveranda saßen schon die Leutchen auf der Lauer. Sie wollten all ihre Anliegen mit uns besprechen und unseren Rat hören. Unser Präsident versteht es fein, ihnen die Lage klar zu machen und ihnen Verständnis für die Selbständige Kirche beizubringen. Dabei zeigt er immer sehr deutlich und klar, wieviel die deutsche Christenheit für die Kolkskirche getan hat und wie sie nach so langen Jahren der Pflege wohl erwarten kann, daß nun die Kinder endlich selbständig werden.

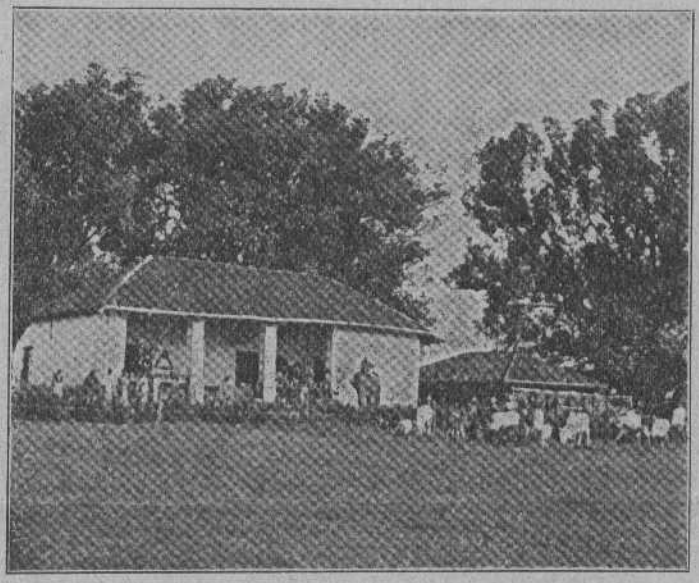
Ich selbst zeigte ihnen noch einmal ein klein wenig die Herrlichkeit des Evangeliums, was Jesus für uns getan, sein Opfer, seine Hingabe, um uns zu frohen, etwas zu opfern und zu leisten, damit sie mehr und besser in die Lage käme, nun ihrerseits das christliche Leben zu pflegen und das Evangelium weiter zu tragen zu denen, die es noch nicht kennen. Ich erinnerte sie, was ihnen das Heidentum gekostet habe und heute noch den Heiden koste, wieviel z. B. die Hindus dran geben, um den Frieden ihrer Seele durch Opfer zu erringen. So sollten sie jetzt nicht nur um Geldes willen

**) 1913 Station.
*) P. Joh. Topno, Martin Hurad, Nirmal Soe.

Gossner Mission

ihrer Mutter den Rücken kehren, in der Hoffnung, dies und jenes wie Amtshandlungen usw. billiger zu erhalten.

Sie nickten verständnisvoll. Ob sie es wirklich verstanden haben, und wenn, ob sie wohl daran festhalten, auch dann, wenn nach unserem Weggang wieder Verführerstimmen laut werden? Sie sind doch eben noch sehr unselbstständig und lassen sich leicht beeinflussen, besonders wenn ihnen allerlei Vorteile geboten werden. Die christliche Erkenntnis ist doch eben bei vielen noch sehr, sehr dürftig, wie ein Kleid, das sie heute anziehen und morgen gegen ein schillernderes umtauschen. Wir dürfen eben niemals vergessen, daß unsere Gemeinden durch Massenbewegungen ent-



Station Kondra.

standen sind in Zeiten ernster Bedrückung durch harte Landbesitzer. Da wurde das große Schleppnetz ausgeworfen. Viele wurden Christen, auch auf Grund äußerer Hoffnungen. Nun sind die Notzeiten mehr und mehr verschwunden, die äußere Hilfe wird vergessen und geringe Anlässe genügen, um sie in ihrer Zugehörigkeit zur Muttergemeinde zu erschüttern. Zu verwundern ist da nichts, das ist ganz natürlich. Unser Gott hat die Zeiten der langen Trennung und der finanziellen Not kommen lassen, um den Weizen von der Spreu zu scheiden und um uns Arbeitern das Auge zu öffnen für all den Mangel. Jetzt heißt es für uns, unsre Gemeinden innerlich zu vertiefen, sie zu evangelisieren, daß sie wirklich aus der Erkenntnis ihrer Sünde heraus nach dem Heiland verlangen lernen und ihn dann wirklich als den Erlöser und Seligmacher annehmen. Gott der Herr möge uns dazu neue Kräfte erwecken, seien es weiße und braune Zeugen, die diesen Dienst tun können in Beweisung der Kraft. Alle anderen Versuche, unsere Gemeinden zusammen zu halten, werden auf die Dauer sich kaum wertvoll erweisen. Vernunftsgründe halten oft nicht lange stand. Wer dagegen wirklich den Heiland in unserer Kirche, durch den Dienst unserer Kirche liebgewonnen hat, der wird eine feste Säule der Kirche werden, an die sich andere anlehnen können.

Daraufhin zu arbeiten, das Verständnis dafür besonders unseren Arbeitern beizubringen, sehe ich für meine Hauptaufgabe bei all diesen an sich nicht erfreulichen Kommissionsreisen an. Es ist soviel geschäftsmäßiger Betrieb, durchaus nötig, aber allein der kann die Gemeinden nicht am Leben, nicht kräftig erhalten.

Gossner Mission

Es muß alles von Innen heraus wachsen, innerlich begründet sein. Und mir scheint's, wenn man so den Leuten kommt, dann fallen mehr und mehr die Widerstände, dann kommt allmählich das Sichschämen über die geringe Opferbereitschaft.

Hier in der Kondragemeinde waren es einige Leute, die aus sehr selbstsüchtigen Gründen die Gemeinde, resp. ihre weitverbreitete Sippe aufwiegelten und zum Uebertritt zur S.P.G. verleiteten. Der eine war wegen Ehebruchs aus der Gemeinde ausgetan und seines Postens als Lehrer enthoben worden, ein anderer war in Gegenwart, wie er meint, auf Betreiben eines christlichen Lehrers beim verbotenen Kauf von Branntwein durch einen Regierungsbeamten abgefaßt und bestraft worden. An all dem sollte der Pastor Schuld sein. Er hätte seine Gemeinde nicht recht geschützt. Dazu kam, daß ein in schwieriger Zeit zur S.P.G. abgefallener, früherer lutherischer Pastor*) aus Kinkel sich anbot, für diese Leute zu sorgen und ihnen Arbeit und Verdienst zu schaffen. Es war ihm dem Abtrünnigen eine angenehme Gelegenheit unter unseren Christen Proselyten zu machen. Leider ist die S.P.G. ja nur zu bereit, solche Christen aufzunehmen, obgleich sie nicht aus inneren Gründen ihrer Muttergemeinde den Rücken drehen wollen, sondern lediglich um äußerer Vorteile willen. Wir gingen in all die gefährdeten Gemeinden und sprachen mit den Leuten ernst und freundlich, um sie von ihrem Unrecht zu überzeugen. Sie wurden bald still, da all ihre Gründe nicht stichhaltig waren. Wir merkten auch bald, wieviele von ihnen nur der Stimme der Verführer folgten, nicht eigenen Trieben. Wird irgend einer der führenden Männer der Sippschaft untreu, dann folgen ihm alle. So war's als sie einst Christen wurden, so ist's auch heute. Eine wirkliche innere Ueberzeugung haben nur sehr wenige. Es ist, wie schon gesagt, die große Ernte einer ernsten Zeit. Nun aber kommt es darauf an, sie zu wirklichen christlichen Persönlichkeiten zu erziehen. Das ist unsre Aufgabe. Mir scheint sie bedeutend wichtiger als die weitere Ausbreitung des Evangeliums. Die soll und darf durchaus nicht unterbleiben. Aber sie wird nur dann wirkliche Frucht bringen, wenn hinter den Arbeitern auch wirklich ernste, treue Christen stehen, die den neuen Christen dann Halt und Vorbild sein können.

Nach all diesen Einzelbesuchen hatten wir noch eine große siebenstündige Allgemeinaussprache, wo jeder sich gründlich aussprechen konnte und alles schriftlich niedergelegt wurde, damit nachher nicht irgendwie von übelwollenden Verleumdern noch irgendwie etwas verdreht werden könnte. Wir haben es eben hier auch mit dem all überall verbreiteten Dorfklatsch zu tun, und mit Leuten, die gern dem andern irgend etwas nachsagen, zumal wenn es sich um einen Pastor handelt, der in seiner Gemeinde strikt nach der Ordnung sieht. Ob wir unser Ziel, unsere Absicht erreicht haben, ob die Abtrünnigwerdenwollenden nun bleiben werden? Wir wissen es nicht. Den einen oder andern haben wir wohl von seinem Unrecht überzeugt. Aber es gibt immer Hartnäckige, die nicht so schnell ihre Schuld erkennen oder gar zugestehen wollen. Kommen sie nun zurück oder nicht, ich bin überzeugt, unsere Fahrt in den weitabgelegenen Dschungelort war nicht umsonst. Die Gemeinde hat wieder einmal gesehen, daß sie nicht vergessen ist, daß man für ihre Nöte und Sorgen ein offenes Ohr hat, und vielleicht dürften wir ihnen auch noch sonst durch das Wort dienen. Solche Reise kostet immer allerlei Geld und Anstrengung. So hofft man denn auch, daß es nicht alles umsonst gewesen sei. Mich packte gleich darnach für einige Tage das Fieber, so daß ich in Ranchi an der großen Gemeindeversammlung nicht teilnehmen konnte, obgleich ich sie eigentlich zu leiten hatte. Aber wir leben ja jetzt in einer Zeit, wo unsre freien Menschen zu machen und wie sie nun auch bereit sein sollten für ihre Kirche braunen Gehilfen, resp. Brüder, allmählich gelernt haben,*) auch ohne uns fertig zu werden.

Auf der Rückfahrt kehrten wir noch in einem Christendorf ein, um einige recht verzweifelte Frauen zu trösten. Ihre Männer (7) waren kurz vorher wegen angeblicher

*) Putens Lakra.
*) Wollen. Herausg.

Gossner Mission

Leichenschändung zu je einem Jahr Zuchthaus und 100 Rs. Geldstrafe verurteilt worden, obgleich die Anklagen völlig unerwiesen sind. Alles scheint Mache unserer römischen Gegenmission zu sein, die es reichlich verstanden haben falsche Zeugen aufzustellen und den an sich römisch-gesinnten Richter auf ihre Seite zu ziehen. Wir haben die Sache sofort aufgenommen und an eine höhere Instanz appeliert, so daß die Sache noch einmal in Ranchi zur Verhandlung kommen wird. Sie sollen aus dem Sarge resp. der Gruft eines kürzlich gestorbenen Europäers bei Nacht und Nebel ein Stück Stirnknochen und einen Armknochen gestohlen haben, um daraus sie stärkende Medizin zu machen. Ein unerhörter Fall, und nach all den gerichtlichen Feststellungen völlig unhaltbar. Aber römische Fathers behaupten es und der katholische Richter glaubt es, Ich werde später über den Ausgang der Sache weiter berichten. Sie auszukämpfen ist sehr wichtig, da jetzt nach dem Urteil die Römer unsere Christen als Knochendiebe beschimpfen. In früheren Zeiten wäre während des Prozesses jedenfalls der europäische Missionar zugegen gewesen, um die Seinen zu schützen. Jetzt waren zwar reichlich römisch Priester da, selbst solche, die garnichts damit zu tun hatten, aber auf unserer Seite waren nur zwei eingeborene Pastoren da, die nun einmal noch nicht von jedem, zumal einen römisch-gesinnten Richter (halskast) estimiert werden. Während er in seinem Urteil immer von den römischen Priestern als Rev. father so and so schreibt, nennt er unseren Pastor Manmasih nur immer Manmasih Christan. Läßt also die Ehrenbezeugung gänzlich weg. Das in einem amtlichen Papier beweist genug die Mißachtung und Parteilichkeit.

Möge Gott der Herr helfen Licht in die Sache zu bringen. Die armen Leute sitzen inzwischen im Gefängnis und da sie nicht gleich innerhalb drei Tage die 100 Rs. pro Person herbeischaffen konnten, soll ihnen ein Teil ihrer geringen Habe gepfändet werden. Wieder wünschte man die früheren Zeiten herbei, wo man doch leichter mal zuspringen konnte. Doch wir wollen nicht rückwärts schauen, auch die jetzigen schwereren Zeiten haben ja gewiß ihre Bedeutung und ihren Wert für unsere Gemeinden. Mögen wir und sie ihn erkennen und uns enger und treuer an unseren Herrn halten, der uns ganz gewiß nicht verlassen wird. M. Prehn.

P. Nottrott Tiru †.

Durch den am 13. 11. 1928 eingetretenen Tod des Pfarrers Nottrott Tiru von Burju hat die Kolskirche einen schweren Verlust erlitten. Wie im Ghardandhu mitgeteilt wird, war er morgens, ohne jemand etwas zu sagen, allein nach einem drei englische Meilen entfernten Teiche auf die Entenjagd gegangen. Er hatte auch ein paar Enten geschossen und eine war wohl in größerer Entfernung vom Ufer niedergefallen. Als er sie aus dem Wasser herausholen wollte, muß er sich in den Wasserpflanzen verstrickt haben und untergesunken sein. Leute, die dort hinkamen und die Flinte und die Kleider am Ufer liegen sahen, benachrichtigten die Polizei, welche schließlich feststellte, daß Pastor Nottrott dort ertrunken sein müsse. Schließlich konnte sie auch seine Leiche bergen, die dann von Lehrern und Schülern nach Burju gebracht und am andern Tage dort beerdigt wurde. Er war ein Pastorensohn und D. Dr. Nottrotts Patenkind hatte im Predigerseminar seine Ausbildung genossen und war nach längerer Kandidatenzeit 1912 ordiniert worden. Seit 1921 verwaltete er die Burjugemeinde und sein Name hatte in der Kolskirche einen guten Klang. Er hinterläßt eine Witwe mit sieben Kindern; sein ältester Sohn ist 12 Jahre alt. C. M.

Der Rest des Jahres.

(Ranchi—Kalkutta—Ranchi)

Da Joel Lakra des Öfteren verreist ist, so hat mich Bruder Prehn einstweilen in sein Haus aufgenommen. Es ist ja auch besser so, da ich meine Kiste mit den Sachen noch nicht habe und so gezwungen wäre, mir dies oder jenes zu kaufen. Wir hätten gern mit der Erlernung der Sprache sofort angefangen, doch konnte es leider nicht sein,

Gossner Mission

da die Schule gerade mitten in den Examinas stand und die Lehrer vollauf beschäftigt waren. Zudem wollte Bruder Prehn, daß wir uns erst einige Zeit verschnaufen und einmal uns alles genau ansehen sollten. Doch habe ich erfreulicherweise gleich zu Anfang ein Amt bekommen, nämlich das eines Organisten, jedoch fürchte ich, wäre dieses Amt bezahlt, man möchte mich bald wieder absetzen. Doch ich übe jeden Tag eine Stunde und hoffe bald wieder in Uebung zu kommen. Am Sonntag, den 2. Dezember, feierte die hiesige Gemeinde ihr Erntefest. Es war für uns ein überaus erhebender Anblick, als die Gemeinde mit ihren Erntegaben auf dem Kopfe in feierlichem Zuge, von einem weniger schön blasenden Bläserchor begleitet, zur Kirche zog, um dann am Altar die Gaben niederzulegen. Leider haben wir ja nichts von der Predigt verstehen können, doch habe ich den Eindruck gehabt, daß das Wort die Herzen erreicht hat. In der folgenden Woche fand dann die sogen. Price-Distribution in unserer Mädchen- und Hochschule (Gymnasium) statt.

Es war recht nett, wie die Mädchen, fleißig geübt, ihre Darbietungen brachten. Selbst turnerische Uebungen fehlten nicht. Den Höhepunkt bildete die Preisverteilung, welche ein Heide vornahm. Zum Schluß wurde sogar Bruder Prehn aufgefordert, ein Gebet zu sprechen. Die Feier in der Hochschule gestaltete sich in ähnlicher Weise. Joel Lakra, im Talar, leitete die Feier durch einen gemeinsamen Gesang ein. Dann wurde der Ehrengast von einem Knaben, einem Heiden, der seine Stirne mit heiliger Asche eingerieben hatte und ein heidnisches Hindilied sang, bekränzt. Unter anderem waren auch nette Gedichte und Rezitationen der Bergpredigt (Seligpreisungen). Auch eine „Schivaehrung", von einem Heidenknaben aufgesagt, fehlte nicht. Dieser halb gesungene und halb gesprochene Vortrag berührte doch eigenartig. Zum Schluß gab Joel Lakra den Bericht, in welchem er ausführte, was in der Schule geleistet worden ist. Auch sprach er davon, daß es eine Aufgabe der Schule sei, die Achtung vor der Religion zu pflegen und zu diesem Zwecke habe man Andachtsstunden eingerichtet für die Christen sowohl als auch für die Heiden.

Da die Kisten, obwohl sie schon am 24. November in Kalkutta angelangt waren, noch immer nicht durch den Zoll gebracht waren, gab mir Bruder Prehn den Auftrag, nach Kalkutta zu fahren und die Sache nach Möglichkeit zu beschleunigen. Leider mußten sämtliche Kisten geöffnet werden und wurden genau durchsucht. Bei dieser Gelegenheit habe ich mir Kalkutta angesehen und dem Kali- und Jaintempel einen Besuch abgestattet. Der Kalitempel in Kalkutta ist einer der schmutzigsten am Orte. Hinein in den eigentlichen Tempel kommt man nicht, nur außen herum darf man gehen. Doch sieht man auch da allerlei Interessantes, Händler, die Opfergaben feilhalten, schmutzige Bettler usw. Auch einen Geisterbaum, unter welchen die neugeborenen Kinder gelegt werden. Dann den eigentlichen Opferplatz, der aus 4 paarweise dicht zusammenstehenden Pfählen besteht, in welche der Hals des Opfertieres hineingezwängt wird, um dann mit einem Streiche vom Rumpf gehauen zu werden. Die Opfer werden in den frühen Morgenstunden dargebracht, aber noch standen die Blutlachen da, die von unzähligen Fliegen umschwärmt wurden. Vor dem Tempel ist der heilige Teich, ein ekelerregender schwarzer Tümpel, in welchen die Menschen hineinsteigen. Auf dem ganzen Wege wurde ich von bettelnden Kindern umschwärmt: „Paisa, Sahib, Paisa!" Das war also der Tempel, von welchem ich soviel gehört hatte und der wohl in frühen Zeiten manch Menschenopfer gesehen hatte.

Am anderen Tage besuchte ich den „Jain-Tempel". Er ist gerade das Gegenteil des Kali-Tempels. Leider konnte ich nicht hinein, doch schon das Aeußere genügte mir, um einen Eindruck zu bekommen. In märchenhafter Pracht lag er da. Der Tempel selbst ist reich verziert mit allen möglichen Schnörkeln. Alles ist bunt. Zum Tempel hinauf führen Marmorstufen, und ganz unten liegt ein kleiner Teich, ebenfalls von Marmor (?) eingefaßt, in welchem sich der Tempel spiegelt. In der Tempelanlage, die einen kolossalen Komplex umfaßt, wimmelt es von Gläubigen, die auf dem Wege sind, ihre Gebete zu verrichten oder von da zurückkommen. Arme, Reiche, alles durcheinander. Vor der Eingangspforte stehen Luxusautos reicher Hindus (Daimler-,

Mission

Quittungen über Missionsgaben.

Vom 20. Januar bis 19. Februar eingegangen.

Anhalt.

Dessau: Zie. 50, Dessau-Ziebigk: Schw. Bo. 10.

Baden:

Flinsbach: P. Dr. Ei. 27,20 Wertheim: Ke. 15, Wiesbaden-Sonnenberg: Diak. Gö. 3.

Bayern:

Amberg: Schw. Ba. 20, Ansbach: Loe. 14, Bad Steben: P. Gr. 20, Binzwangen: P. Bo. 50, Brodswinden: P. Bo. 3, Coburg: Pe. 5, Dettenheim: P. Ma. 20, Dohmbühl: P. Li. 10, Dürrenmungenau: P. Gr. 11,15, Forchheim: P. Pf. 10, Gülchsheim: P. Bö. 10, Hersbruck: P. Gr. 25, Höchstädt: Pfa. 10, Hof: Ge. 6, P. Schm. 425, Katzwang: P. Me. 10, Kirchrüsselbach: P. Dö. 20, Kronach: Dek. Rei. 5, Martinsheim: P. Lei 3, Naila: Gr. 3, Nördlingen: Schm. 3, P. Br. 20, Nürnberg: Ar. 5, Str. 5, Gü. 10, Ev.-luth. Zentr.-Missionsverein 171, Diak. Wa. 5, P. i. R. Wu. 5, Passau: Ma. 1, Rückersdorf: Al. 10, Schönbrunn: Frh. v. Se. 5, Traunstein: v. Vo. 5, Weißenberg: Hei. 3, Wetzhausen: P. Ha. 15, Windsheim: Gr. 5, Wirsberg: Hi. 5, Würzburg: Ev. Sonntagsblatt 37.

Brandenburg:

Adamsdorf: P. Schm. 5, Berlin: Miss.-Nähverein „Frieden" 75, O.-P. i. R. Wei. 2,60, P. Bu. 5, Bi. 3, Diak. Tr. 12, Ku. 9, Hi. 5, Da. 2, Schw. Mei. 10, Ra. 20, Ku. 10,19, Be. 5, Leu 5, P. Kr. v. Kindergottesd. 19,20, Be. 8, Fr. 3, Ot. 7,50, Ungen. 3, Ta. 5, St. Matthäus 8,75, Z. heil. Kreuz 38,65 und Kindergottesd. 1,55, Elisabeth-Diak. u. Kr.-Haus 18, Doe. 10, Bu. 5, Berlin-Charlottenburg: Ho. 3, Sp. 6, Pr. 3, P. Th. 5, Ju. 5, Ku. 8, O.-P. Ri.-Nei. 48, Schu. 10, Fr. P. Pei. 3, Berlin-Friedenau: He. 3, Mü. 7,91, Tr. 1, Lu. 2, Jn. 6, Missionsstunde 12,55, Scho. 3, Sche. 2, Berlin-Lichterfelde: Kons.-Rat Gr. 3, Schw. Ei. 20, Ka. 5, Ca. 4, Berlin-Neukölln: P. Gr. 10, Kr. 5, Berlin-Siemensstadt: So. 2, Berlin-Spandau: Jungsch. Sonnenschein 10, Dick. Kö. 10, Berlin-Steglitz: Nau. 3, Ke. 15, Gr. 5, Rh. 5, Geh.-Hofrat Ste. 10, Berlin-Wannsee: P. Lic. Sto. 61,64, Berlin-Wilmersdorf: Fi. 7, Berlin-Zehlendorf: Neu. 10, Ma. 10, Brandenburg:

Gossner Mission

Du. 3, Cotbus: Bö. 10, Cumlosen: P. Kn. 1, Döbern: P. Scho. 5,15, Drieschnitz: Schi. 20,30, Falkenberg: Gr. 5, Forst: Deu. 25, Freienwalde: Pü. 5, Gadow. P. Sy. 5, Heinersdorf: He. 10, Hohen-Neuendorf: P. Ro. 17, Illmersdorf: P. Gl. 10, Kahsel: Do. 14, Königshorst: Frauenhilfe 25, Lieberose: P. Pl. 12,75, Mosau: P. Roe. 3, Nowawes: Diak. Sch. 5, Th. 100, Pommerzig: P. Bl. 5,50, Potsdam: P. i. R. Js. 1, Reetz: Lü. 1, Schönborn: P. Ni. 3, Schönow: Ge. 15, Schwiebus: Hi. 5, Segeletz: Pfa. 6, Sommerfeld: Ra. 1, Steinitz: Pfa. 1, Triebel: Schu. 5, Zossen: Sup. Ro. 10.

Braunschweig:

Bad Harzburg: Fr. Geh.-Rat. Ro. 3.

Grenzmark:

Kranz: Deu. 6,80, Pieske: P. Schm. 5.

Hannover:

Bevensen: P. Ba. 50, Emden: N. N. 5, Flegessen: P. Schr. 3, Hankensbüttel: Rei. 2, Hannover: Sup. i. R. Bey. 5, Hildesheim: Sup. Ha. 5, Holthusen: P. i. R. Vo. 20, Meppen: Ge. 40, Rheden: Miss. Ei. 25, Vörden: P. Lo. 13,45, Wetteborn: P. Me. 3, Wiegboldbur: P. En. 20,62, Wittmund: Fi. 30, Wremertief: Li. 5.

Hessen und Nassau:

Caßdorf: Pfa. 15, Dalsheim: P. Hi. 50, Darmstadt: Hess. Ev. Sonntagsblatt 30, Eberstadt: P. a. D. Ka. 10, Floh: Ri. 5, Frankfurt (Main): Schw. Ob. 5, Frankfurt-Fechenheim: P. Sto. 42, Gießen: Sch. 6, Herborn: P. Dr. 10, Hess.-Lichtenau: P. Sche. 7, Lohra: Do. 14,60, Marburg: Oberhess. luth. Miss.-Verein 25, Mengsberg: Hu. 10, Osthofen: Gem.-Schw. 5, Schwarz: Ne. 5, Wiesbaden-Biebrich: Schn. 5, Wolfgang: Metrop. Rö. 5.

Lippe:

Bad Salzuflen: Sup. Pe. 44,93, Br. 5, Friedrichshöhe: v. Esch. 10.

Mecklenburg:

Cramon: Propst Vo. 5, Leussow: P. Kö. 10, Rostock: Ad. 5, Teterow: Kirchenrat Hü. 5.

Memelgebiet:

Barsdehnen: Ke. 6, Ke. 3, Barsuhnen: Be. 20,50.

Oldenburg:

Oldenburg: We. 5.

Ostpreußen:

Alexen: Gu. 10, Allenstein: Ni. 3, Bartenstein: De. 1,50, Borken: P. Zi. 15, Cranz: Bo. 3, Damerau: Sp. 5, Elbing: P. Vi. 4,40, Scha. 6, Schw. 20, Friedland: Gr. 1,50, Friedrichsdorf: Ba. 5, Gergehnen: Mü. 15, Greißings: Schu. 5, Kleingnie: Ko. 10, Königsberg: Krankenh. d. Barmherzigkeit 50, Gen.-Sup. Ge. 10, v. Bu. 3, Ei. 10, P. Hu. 20, Nordenburg: P. Ka. 10, Orlowen: P. De. 7,46, Rotwalde: Pfa. 9,75, Siegmuntinnen: Sta. 10, Stilgen: Gu. —,30, Gu. —,40, Gu. —,30, Gu. 1,10, Tilsit: Lau. 15,—, Miss. Schü. Koll. v. Miss.-Vorträgen 41.

Gossner Mission

Pommern:

Altgriebnitz: v. We. 3, Barfußdorf: P. Noe. 20, Bütow: P. Ko. 26,90, Demmin: Schw. Di. 6, P. Rei. 2, Dramburg: Schw. Kr. 3, Greifswald: Schi. 35,40, GroßRischow: P. Ha. 2, Hasenfier: O.-P. Re. 15, Jamund: P. Po. 12, Koblentz: P. Kn. 10, Königsmühl: P. Ba. 120, Köslin: Kl. 3, Kr. 23,15, Kl. 3, Kublank: P. Bü. 20, Naugard: P. i. R. Ri. 2, Nesekow: Kü. 10, Pollnow: P. Ve. 5, Scholwin: P. We. 15, P. We. 5, Stettin: Dr. Ba. 10, Kr. 5, P. i. R. Sp. 3, Stolp: We. 76,20, Stolpmünde: Be. 10, Uchtdorf: P. Wei. 5, Wartenberg: Pa. 10, Zemmin: Freifr. v. So. 10.

Rheinprovinz:

Bacharach: Ma. 18,50, Barmen: Me. 20, We. 3, Bonn: v. Ra. 3, Duisburg: Ev. Gemeindeamt 2,35, Düsseldorf: Ro. 10, Eckweiler: P. Ju. 4, Essen: P. Di. 5, Hamborn: Ri. 2,50, Nierstein: Bo. 10, Ratingen: Salem 3, Rheinhausen: Hei. 2, St. Goarshausen: P. a. D. Schä. 4.

Sachsen (Freistaat):

Kertzsch: Bau. 10, Kreischa: De. 2, Leipzig: Miss. Th. 3, Lichtentanne: Wü. 3, Olbersdorf: Pfa. 20, Osmünde: Schü 5, Oybin: Wi. —,20, Wi. —,20, Roßthal: Freifr. v. Bu. 3, Schkeuditz: Sup. a. D. Sch. 5, Thierbach: P. Ra. 1.

Sachsen (Provinz):

Altenburg: P. i. R. Wa. 7,50, Ammendorf: P. He. 31,50, Brachstedt: Schw. Co. 6,53, Burgscheidungen: P. Li. 25,55, Domersleben: Ot. 5, Gardelegen: Schw. Li. 6, Halle: Diak. Ste. 250, P. Ga. 2,50, Hechendorf: Ba. 3, Hermsdorf: P. Ra. 10, Hoyerswerda: P. No. 12, Klein-Wanzleben: P. Se. 5, Könnern: Sup. Br. 1032,23, Marbach: Hi. 5, Naumburg: P. Be. —,60, Pforta: Sup. Pe. 89,99, Redekin: P. Da. 119,54, Reesen: P. Di. 3, Rieda: P. Be. 500, Thale: Kreuzhülfe 10, Wernigerode: Ri. 5, Wuitz: P. Wei. 5, Zeitz: Dö. 2.

Schlesien:

Altjauernick: Hei. 3, Bernstadt: P. Schö. 5, Bienowitz: P. Deu. 5, Breslau: Hey. 4, Schles. Frauenhilfe 10, Bu. 3, Faulbrück: Gr. 5, Festenberg: P. Bü. 15, Floriansdorf: Hi. 5, Görlitz: We. 5, We. 5, Gremsdorf: P. Ge. 250, Groß-Reichen: P. Js. 4, Groß-Rosen: P. Kr. 92,37, Herischdorf: v. Za. 10, P. i. R. Tau. 10, Hindenburg: Fi. 2, Kohlfurt: P. Fl. 3, Krausenau: Gl. 2, Langenbielau: E. P. 3, Lauban: La. 20, Miss.-Komm. d. Chr. V. j. M. 1,90, Liegnitz: Dr. Wa. 2, Dr. Wa. 2, Jae. 5, P. Ge. 450, Löwenberg: Schm. 1,50, Mittelschreiberhau: Ku. 3, Oppeln: Wo. 5, Peterswaldau: Altersfrieden: 3 u. 3, Reesewitz: P. La. 5, Reichenbach: P. prim. Str. 4, Ka. 3, Reußendorf: Wä. 2, Rogau-Rosenau: P. Ge. 50, Rosen: Pa. 5, Sasterhausen: Ri. 2, Schönau: P. Mü. 6, Seidenberg: Ungen. 5, Seiferdau: P. Ki. 29,50, Steinau: P. em. Rei. 3, Steinseifersdorf: We. 3, Striegau: Schi. 20, Tepliwoda: P. Kr. 3, Weißstein: Ev. Miss.Nähverein 10.

Schleswig-Holstein:

Steinbergkirche: P. Reu. 3.

Thüringen:

Bad Berka: K. A. 3, Haßleben: Wö. 2, Klosterlausnitz: Lö. 5, Nöbden: P. Li. 5, Pfullendorf: P. Kau. 2.

Gossner Mission

Westfalen:

Bochum: P. Re. 3, Dankersen: Ad. 5, Gelsenkirchen: Wi. 3, Wi. 3, Kr. 48,90, Hamlingdorf: Pr. 10, Herford: Ha. 7, Mü. 15, Herne: Dau. 8, Höxter: P. Kr. 10, Kaan: Kl. 10, Kreuztal: Mü. 5, Marienborn: Bo. 5, Minden: Do. 4, Niederschelden: G. K. 10, Osnabrück: P. i. R. Sta. 3, Dr. 5, Rietberg: Go. 10, Siegen: Gei. 10, Si. 2, Steinhagen: Gemeindepflege 16,29, Voerde: P. Si. 3, Wanne: Mi. 3, Mi. 3, Weidenau: Fe. 3, — Miss. Go. Koll. v. Miss.-Vorträgen 583,37.

Westpreußen:

Deutsch-Eylau: P. Ho. 40, Freystadt: Sup. Boe. 5, Kaminke: Pe. 5.

Württemberg:

Amstetten: P. Hö. 9,80, Biberach: Hä. 5, Birkach: P. Mä. 10, Bühlenhausen: Schl. 10, Ebingen: Hau. 102, Eßlingen: Miss. Ho. 10, Fellbach: Stadtpf. a. D. Ei. 3, Klosterreichenbach: Ca. 3, Reutlingen: Gr. 10, Rielinghausen: P. Schu. 5, Stuttgart: Lu. 5, Str. 5, P. a. D. Lu. 10, P. Schm. 50, Trochtelfingen: P. Ba. 10, Tübingen: P. Ze. 5, Ulm: Ho. 10, Zwerenberg: Gemeinsch. 5.

Danzig:

Danzig: P. We. 18, Neuteich: P. Kr. 16, Zoppot: Danziger Miss.-Konf. 1016,26.

Ausland:

Indien: Madras: Dr. Ja. 3 £ = 60,45, Oesterreich: Freiling: Mi. 6, Polen: Orchowo: P. Gr. 70, Runowo: P. Hi. 3, Trzebosz: P. Wa. 25, P. Wa. 10, Schweiz: Zürich: Kä. 15, U.S.A.: Doland: Al. 5 $ = 20,70, Fredericksburg: Rev. Fl. 2 $ = 8,42, Hastings: Wa. 20 $ = 84, Peoria: Of. 5 $ = 21.

Eingegangene Liebesgabenpakete:

Demmin: Schw. Di. Wollsachen, Oppeln: Frl. Hi. Wollsachen, Berlin: Fr. Be. Verschiedenes.

Allen gütigen Gebern herzlichen Dank!



Gossner Mission

Mercedes-, Fordwagen usw.), dann Kraftdroschken, Pferdedroschken, Rikschahs. Ueberall sitzen Bettler jeden Alters und Geschlechtes, die über die Fremden herfallen. Oft jämmerliche Gestalten. Ich hatte den Eindruck: hier ist eine Hochburg des Heidentums. Ueberhaupt, als ich durch die Straßen von Kalkutta ging, sah ich noch so viel bigottes Heidentum, daß ich das Gefühl hatte, vor einem hohen Berg mit meinem Christentum zu stehen. Vielleicht sind die großen Städte die Hochburgen des Satans, in welchen er sein Volk sammelt und versucht zusammenzuhalten. Ueberall, wohin man blickt, Heidentum. Frühmorgens, wenn die Kaufleute ihr Geschäft aufmachen, räuchern sie erst die bösen Geister aus und bringen ihrem Gott ein Rauchopfer. Als ich mein Quartier aufsuchte, geriet ich versehens in einen solchen Laden, dessen Besitzer gerade räucherte. Sein entsetztes Gesicht werde ich nicht so schnell vergessen. Vielleicht habe ich seinen Laden entweiht, der in dieser Stunde von keinem Unreinen betreten werden darf. Als ich auf diesem Wege eine katholische Kirche in der Dhramdalah-Street besuchte, konnte ich mich eines traurigen Gefühls nicht erwehren: was soll dieser Popanz, den haben die Heiden auch. Und vielleicht riecht die Räucherei noch besser bei den Heiden, als die der Katholiken. Prachtbauten, ja, die findet man in Kalkutta, z. B. St. Pauls-Kathedrale. Auch daran hatte ich keine Freude. Doch diese Kirche ist ja wohl hauptsächlich für die Engländer da. — Nun, ich habe ja keinen rechten Eindruck von der Missionsarbeit, die in Kalkutta getrieben wird — hoffentlich.

Meine Wirtsleute gehören der Heilsarmee an, die in Indien einen gelben Rock und eine rote Jacke tragen, dazu einen Turban. Das Quartier war weniger sauber, dafür das Essen gut. Ich wußte nicht, daß man in Indien mit seinem Bett herumreist und so hatte ich nur die Decke mit. Doch für Kalkutta genügte sie, da es dort auch in der kalten Zeit recht warm ist. Die landlady war die Seele des ganzen Hauses und nahm mich recht herzlich auf. Da unser lieber Bruder John dort öfters ist, hatte ich gleich einen Stein im Brett. Er, Mr. Hayton, ist ein recht gemütlicher Herr, der rennt und macht, was Mutter sagt. Eigentlich hat er nur eine Position im Leben, in welcher er selbständig handeln darf, nämlich, wenn er des abends in den Versammlungen der Heilsarmee die Pauke schlagen darf. Das macht er so mit Gefühl, daß mir, der ich das Unglück hatte, direkt neben ihm und seiner Pauke zu sitzen, ganz feierlich zu Mute ward.

Als ich aus Kalkutta zurückgekehrt war, reiste am folgenden Dienstag Bruder Schiebe an seinen Bestimmungsort ab. Wir hier in Ranchi bereiteten uns auf das liebe Weihnachtsfest vor. Ich hatte fleißig zu üben für die gottesdienstlichen Feiern. Halb sechs machten wir uns auf den Weg. Wie herrlich erstrahlte die Kirche in ihrem Lichterschmuck! Ueberall hatte man kleine Lichtlein aufgestellt, und so sah es aus, als ob die Kirche in ein Lichtermeer eingetaucht worden wäre. Bruder Prehn hielt die Predigt und der Kirchenchor sang die Liturgie und einige Lieder. Dann hatten wir eine recht nette Feier in Bruder Prehns gastlichem Hause. Auch mich hat das Christkind beschenkt mit Dingen für meinen künftigen Haushalt. Zum ersten Male für mich eine Feier in Indien, inmitten derer, denen meine Kraft und Liebe gilt und doch inmitten derer, die mich und ich sie noch nicht verstehen. Viele meinen einem eine besondere Freude zu erzeigen, wenn sie statt des „Jesus sahai“ „good morning“ sagen; das mog ich gar nicht gerne hören und antworte mit dem Gruß ihrer Muttersprache. Als wir uns dann abends verabschiedet hatten, nahm ich meinen Hut und Stock und ging hinaus in die sternenklare Nacht. Ueberall, wohin ich hörte, erscholl Trommelklang. Zuerst ging ich auf unseren Kirchhof, um denen einen Besuch abzustatten, die da schlafen. Vor allen den Erstlingen der Missionare. Ich setzte mich still auf einen Stein und ließ das Erlebte an meinem Geiste vorüberziehen. Da war es mir plötzlich, als ob sich die Gräber der vier Ersten öffneten und einer nach dem andern stieg aus dem Grabe. Schweigend traten sie auf den Weg und lauschten in die Nacht. Dann wendten sie sich um, ein zufriedenes Lächeln lag auf ihren Gesichtern. Es war, als freuten sie sich mit ihren braunen Kindern und der Lärm, den sie machten, freute sie. Es waren noch dieselben wie damals, noch dieselbe kindliche Freude, daß ihnen der

Gossner Mission

Heiland geboren war. So konnten sie sich wieder ruhig hinlegen und weiter schlafen, bis der Herr sie riefe. — Und der Mond versilberte mit seinen Strahlen ihre schlichten Hügel. Ich stand auf und ging in die schmalen Wege der Eingeborenen Hütten. Wie lieblich war es anzuhören, als in den Hütten, oder besser, kleinen Häusern, die Weihnachtslieder erklangen, eines nach dem andern, unermüdlich bis in den grauen Morgen des Feiertages hinein. Was mich besonders freute, waren die Lieder, die ihre eigne Schöpfung waren, nach ihren eignen Melodien und der Text ihrer Denkweise entsprechend. Das gibt mir die Gewißheit, daß unsere junge Kirche, so schwach sie auch noch sein mag, auf dem Wege ist, eine echt indische Kirche zu werden. Man kann eben kein Baby zum Erwachsenen langziehen, das würde sein sicherer Tod sein, sondern wie ein Kind groß wächst, so muß auch unsere liebe Kolskirche langsam heranreifen. Es wird wohl noch mancher Fehler gemacht werden und mancher böse Schnitt vom Weingärtner getan werden, aber eins steht fest, sie ist eine Kirche Jesu Christi und ich bin gewiß, daß Paulus, käme er wieder, sie mit in die Reihen der Gemeinden einreihen würde, denen er zurufen kann: kletoi hagioi!*)

Mit dem Erlernen der Sprache habe ich angefangen und kann bald lesen. Leider habe ich erst wenige Stunden gehabt, da die Festtage dazwischen gelegen haben. Da Bruder Prehn nach Madras verreist ist, sind wir allein und haben den Anbruch des neuen Jahres erwartet mit Gebet und Flehen zu dem Herrn, in dessen Hand der Segen unserer Arbeit ruht.

Schulze.

Die Kisten sind da!

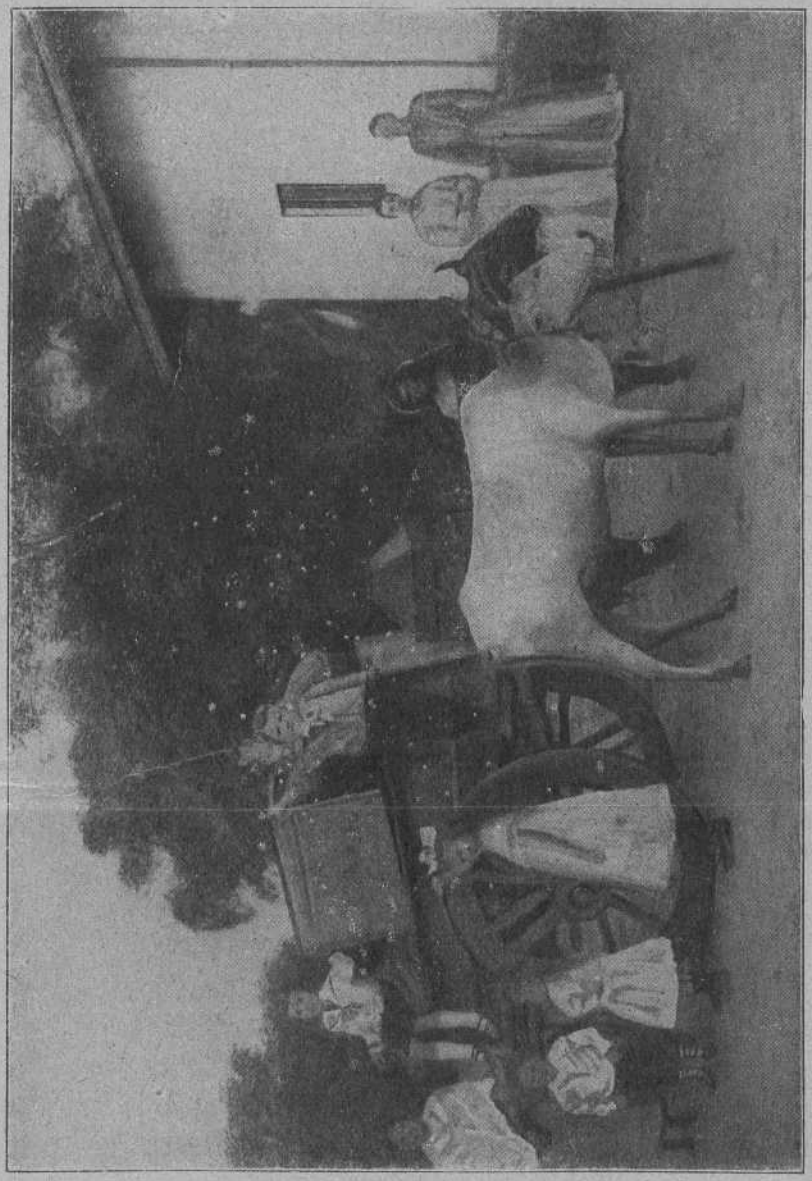
An alle die lieben Missionsfreunde in der Heimat, die so treulich an uns gedacht haben, einen herzlichen Gruß und vielen herzlichen Dank. Wie viel Liebe spricht aus allen den herrlichen Gaben, die aus den Kisten kamen, und wie viel Freude werden sie überall bringen. Ich mußte immer wieder Staunen über alle die herrlichen Schätze. Was werden alles für schöne Handarbeiten daraus entstehen! Noch haben es nicht viele gesehen, weil die Ferien noch nicht zu Ende sind, aber bald kommen sie alle zurück, dann heißt es fleißig sein. Zuerst will ich nun einmal Preise nach Chaibassa mitnehmen, da haben sie voriges Jahr nichts bekommen, und in allen andern Schulen war die Freude so groß, die kommen dann auch nach und nach alle wieder an die Reihe. Sehr schön sind auch die vielen Schreibhefte. Solche mit Doppellinien bekommt man hier überhaupt nicht, und sie sind so nützlich für alle, die lateinische Buchstaben schreiben lernen, ich wünschte sie mir oft im vorigen Jahr, nun haben wir für viele Jahre Vorrat. Die Jacken und Röckchen sind auch sehr nützlich, darf ich für nächstes Jahr den Rat geben, die Aermel etwas länger und enger zu machen, unsere Kinder sind ja so dünn, und besonders die Großen tragen die Aermel gern bis zum Ellbogen. Statt der Einfassung kann man auch eine kleine Spitze ansetzen, das ist manchmal leichter gemacht. Dann habe ich noch eine große Bitte, hoffentlich ist sie nicht zu unverschämt. Es ist um Püppchen. Sie glauben gar nicht, wie unsere Kinder die lieben. Keine großen, feinen. Ganz kleine tun es auch, mit bunten Kleidchen aus alten Resten. Ein kleines Beispiel dazu: Auf der Preisverteilung in der Ranchi-Mädchenschule bekamen 2 kleine Mädchen von etwa 5 Jahren feine, große Puppen. Ein anderes saß daneben und weinte, weil es auch eine Puppe haben wollte. Nachher wurden noch kleine Trostpreise verteilt, und sie bekam ein winziges Püppchen, etwa 5 Zentimeter groß, da war sie getröstet und strahlend glücklich, daß sie nun auch ein Püppchen hatte. (Vielleicht könnte man sie Großweise billig von der Fabrik einkaufen und den Nähvereinen zum Anziehen geben.) Es ist fein, daß nun alle Schränke und Kisten wieder voll sind und man überall Freude machen kann. Den lieben Gebern, deren Namen ich weiß, möchte ich gern noch extra einen Gruß schicken, ich weiß nur noch nicht, wann ich dazu komme. Es gibt immer so sehr viel zu schreiben.

Noch einmal vielen, herzlichen Dank und Grüße von Ihrer

Frieda Heintze.

*) Berufene Gottgeweihte.

Gossner Mission



Ankunft der deutschen Kisten in Kintel.

Missionsbasar.

Im November vorigen Jahres kündigten wir unseren Freunden einen Bazar an, der in unserem Missionshause veranstaltet werden sollte. Wir haben nunmehr den Termin für diesen Bazar festgelegt: er soll am 1. und 2. Mai d. J. stattfinden. Näheres über ihn wird noch bekanntgegeben werden. Wir wissen, daß dieser Bazar ein Versuch ist. Möge Gott dazu Seinen Segen geben!

Wir bitten nun unsere Freunde, im besonderen unsere Frauen-Missionsvereine, die Sachen, die sie uns für diesen Bazar gearbeitet und zugedacht haben, spätestens bis zum 15. April d. J. an unsere Adresse: Goßnersches Missionshaus, Berlin-Friedenau, Handjerystr. 19/20, z. H.: Frau Professor Borck, zu übersenden. Auch Lebensmittel (z. B.: Speck, Dauerwurst, Eier, Konserven usw.) sind sehr begehrte Bazarartikel. Sie sind oft auch leichter für die Mission zu sammeln als Geld; nur bitten

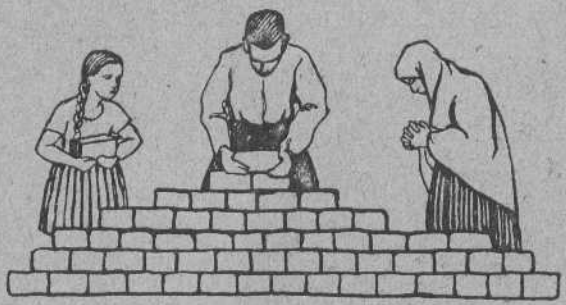
Gossner Mission

wir unsere Freunde, die sich zu einem solchen Lebensmittelpaket entschließen, ihre Gaben frühestens 8 Tage vor dem 1. Mai an uns zu schicken.

Gleichzeitig machen wir darauf aufmerksam, daß unsere nächsten Kisten nach Indien am 1. September abgehen. Die Arbeiten und Geschenke für diese Kisten müssen spätestens am 15. August bei uns sein.

Für alle Mühen und alle Liebe im voraus von Herzen dankend, grüßen:

Frau Prof. Bork, Frau Präses Stosch, Frau Missionar Mehl, Frau Missionsinspektor Lokies.



Te kort.

Mit diesem Wort wird in den niederländischen Missionsblättern das bezeichnet, wovon diese Zeilen Kunde geben müssen. Es ist immer eine fatale Sache, wenn etwas te kort, zu kurz ist, sei es ein Kleidungsstück oder eine Decke, so daß man lächerlich aussieht oder immer an einem Ende friert, sei es ein Seil oder eine Leiter, so daß man damit nicht weit genug reicht, um der Gefahr zu entrinnen oder einen Menschen zu retten. Wir lasen in diesen Tagen von dem Brande des Limburger Schlosses. Das Schloß brannte ab, weil das Wasser infolge des Frostes in den Schläuchen der Feuerwehr gefror und der Wasserstrahl nun zu kurz blieb und nicht den Burgfelsen hinaufreichte.

„Te kort" steht über der Abrechnung unserer vergangenen zwei Monate. Wie wir unseren Freunden in der vorigen Nummer der „Biene" vorlegten, bedürfen wir im Jahre 1929 328 400 Mark. Das wären für zwei Monate **54 733 Mark.** Unsere Eingänge betrugen aber nur **43 417 Mark.** Darin sind aber bereits 3000 Dollars = 12 600 Mark vom Amerikanischen National Lutheran Council für unsere Eingeborenen-Kirche enthalten, die dazu noch eigentlich zu der Beihilfe des vorigen Jahres gehören, und 4500 Mark aus einer verkauften Reichsschuld. Stellen wir das noch bei Seite, so wird das „Zu kurz" von 11 113 Mark noch viel bedeutender und bedenklicher.

Ueber der werdenden Wand auf dem Bilde oben hätte ich gerne angedeutet gesehen, woran gebaut wird. Der Versuch mißlang. Das Dach darüber war zeichnerisch unmöglich. Die Wand ist dazu zu knapp. Bleibt sie so, so gibt das ein Bild, das man vor etwa 25 Jahren in Friedenau sehen konnte. Da lag ein ganzes Viertel so mit solchen Wänden vermost und verkommen seit vielen Jahren da. „Te kort" hätte man dieses Viertel nennen können. Gelingt es nicht, eine Wand so hoch zu führen, daß sie das Dach trägt und das Dach sie deckt, so geht in Indien in der nächsten Regenzeit auch die Wand zu Bruch. Das könnte das Schicksal unserer indischen Kirche werden. Laßt das nicht geschehen! Helft, die Wand höher führen!

Wir woll'n uns gerne wagen,
In unsern Tagen
Der Ruhe abzusagen,
Die's Tun vergißt.

Wir woll'n nach Arbeit fragen
Wo welche ist,
Nicht an dem Amt verzagen,
Uns fröhlich plagen,

Und unsere Steine tragen
Aufs Baugerüst.

(Zinzendorf.)

Die Nummer unsers Postscheck-Kontos ist: Berlin Nr. 7950 Goßnersche Missionsgesellschaft; für die Buchhandlung Berlin Nr. 17 396.

Verantwortlicher Schriftleiter: Missionsinspektor Gernick, Berlin-Friedenau, Handjerystr. 19/20.
Für die einzelnen Aufsätze verbleibt die Verantwortung den Verfassern.
Verlag der Buchhandlung der Goßnerschen Mission, Berlin-Friedenau.

Gossner Mission



Ein Gruß aus der Goßnerschen Mission

1929 66. Jahrgang Nr. 11

O lieb', so lang Du lieben kannst!

1. Korinther 14, 1: Strebet nach der Liebe!

Hören wir recht, wenn wir aus dem Bußtags- und Totenfestgeläut dieses Monats November besonders den einen Klang heraushören:

O lieb', so lang' du lieben kannst,
O lieb', so lang' du lieben magst,
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Da du an Gräbern stehst und klagst —?

Im Blick auf unsere lieben Kinder möchten wir noch hinzufügen: „O lieb', so früh du lieben kannst" — — so früh, wie es jener Junge tat, den sie in der Schule immer das „Lumpenfritzchen" nannten, nicht aus unbarmherzigem Spott, wie ihn Kinder wohl üben können, sondern nur, weil — — nun, ja weil eben dieser Schüler der ärmlichste von allen war und mit zwar sauberen, aber doch immer geflickten Röcken ging. Und doch hatten sie ihn alle gern, Lehrer und Mitschüler. Wer hätte ihm auch bei seinem stillen, lieben Wesen unfreundlich begegnen können. In derselben Klasse befand sich auch ein älterer Knabe, der, was seinen Charakter betraf, gerade das Gegenteil von Fritzchen war, bösartig, von Herzen ungehorsam und zu allen schlimmen Dingen stets bereit. Eines Tages wurde dieser Schüler wegen eines besonders bösen Streiches aus der Schule entlassen und endgültig nach Hause geschickt. Man fürchtete sonst, er könnte auch die andern Schüler mit seiner Unart anstecken und verführen. Aber es dauerte nicht lange, da kam die Mutter des schlimmen Johann mit ihm wieder zurück und weinte und klagte: „Was soll nur aus dem Jungen werden; mir zu Hause gehorcht er schon gar nicht. Wenn irgendwo, so kann er noch hier, in dieser Schule, anders werden." Der Lehrer ließ sich durch die Klagen und Bitten der Mutter umstimmen. „Aber nur unter einer Bedingung will ich ihn behalten," sagte er, „wenn sich in seiner Klasse ein Junge findet, der die Verantwortung für ihn übernimmt!" Die unglückliche Mutter und ihr Sohn, sowie der Lehrer

Gossner Mission

richteten ihren Blick auf die Schar von Schülern, die von den Bänken aufgesprungen war und stand; aber keiner der Schüler rührte sich. Alle blieben stumm. Da, nach einer Totenstille löste sich aus den letzten Bänken — nun, wer? Das Lumpenfritzchen! „Herr Lehrer, ich will es tun!" „Weißt du denn, was das bedeutet, die Verantwortung für den Jungen da zu übernehmen?" so fragte forschend der Lehrer. „O ja," antwortete Fritz, „wenn er etwas Unrechtes getan hat, dann werde ich bestraft." Indes hängen die Augen des schlimmen Johann an den Augen und Lippen des kleinen Fritz, starr und weit geöffnet; aber dann geht ein Zucken über sein Gesicht. Das pflanzt sich durch seinen ganzen Körper fort. Und dann kann er nicht mehr anders, plötzlich schluchzt er auf und — was er noch nie getan hat, der schlimme Johann — er weint. Nein, das soll niemals eintreten, daß jener kleine Junge bestraft wird für ihn! Ganz weich geworden nimmt sich der Knabe das vor und — er hat es gehalten. Mit Fritzchens Hilfe, der fortan sein unzertrennlicher Kamerad wurde.

O lieb', so früh du lieben kannst!

Dann wird deine Liebe einmal stark und groß und weit, vielleicht so weit, daß sie ihre Flügel selbst über die ferne Heidenwelt spannt. Weißt du, was aus Fritzchen wurde? Ein Goßnerscher Missionar unter den Kols in Ostindien. Lokies.

Einige Bilder indischer Lebensweise.

Die Arbeit und Beschäftigung.

Wir finden hier alle lebenswichtigen Berufe, wie Bauer, Weber, Kaufmann, Schneider, Schuhmacher, Tischler, Zimmermann und Schmied. Die Maschine als Hilfswerkzeug hat hier noch keinen Eingang gefunden, so hat noch die Hand, das beste Werkzeug, ihr ureigenes Recht behalten. Wenn auch die Arbeit nicht nach Millimeter gemessen werden darf, so ist sie doch gut und haltbarer vielleicht, als die mit Hilfe der Maschine geleistete. Es ist für unsereins, die wir schon längst dem Zeitalter des Handwerks mit seinem goldenen Boden entwachsen sind, erstaunlich, was die Leute mit ihrem primitiven Werkzeug fertig bekommen. Die Erde selbst ist ihr Arbeitstisch, dort spannt der Tischler zwischen zwei kleinen Holzpfählen sein Brett zum Hobeln ein, wie auch der Drechsler, der sein Drehstück durch eine Schlingschnur angetrieben, sich drehen läßt; hier hat der Schmied auch seine Esse und den Blasebalg, der aus zwei Hälften eines Kürbisses besteht, die mit Rindsleder, das feucht gehalten wird, leicht bespannt sind und mit den Füßen des Lehrlings oder eins seiner Angehörigen getreten werden. Der Schmied gewinnt sein Eisen selbst. Die Flüsse, die vom Gebirge herunterkommen, führen Eisensand mit sich. In einem kleinen Hochofen bereitet er sich sein Schmiedeeisen zu, eine Einrichtung, die gewiß schon uralt ist. Der Wäscher ist eine besondere Erscheinung unter den indischen Berufsarten. Am Fluß- oder am Teichstrand schlägt er auf einem Stein die Wäsche sauber, die er dann der Sonne unterbreitet, welche mit ihrer bleichenden Kraft das übrige tun muß. Fast alle Handwerker auf dem Lande sind nebenbei auch Bauern. Jeder hat sein Reisfeld, das er zur Regenzeit (Juni-Oktober) bebaut. Das ist

Gossner Mission

auch die Hauptaufgabe des Bauern, daß er für eine gute Reisernte sorgt. Dieses Getreide bedeutet ja für den Inder das tägliche Brot. Auf Viehzucht legt er keinen Wert, weshalb es auch mit den Pferden und Kühen recht jämmerlich steht. Einem guten Landwirte würde angesichts dieser elenden Geschöpfe das Herz weh tun. Die Flüsse, Teiche und Reisfelder in der Regenzeit, geben hinreichend Gelegenheit zum Fischfang. Mit geschickter Hand verstehen sie es, sich ihre Wurfnetze selber zu knüpfen. Den Faden bereiten die Frauen, die hurtig den Wollfaden zu spinnen wissen. Auch sonst werden die Frauen gerne zur Arbeit mitherangezogen.



Kols beim Pflügen.

Man könnte in der Tat auch hier von der bei uns angestrebten Arbeitsgemeinschaft zwischen Mann und Frau sprechen. Und zwar ist es im wesentlichen „Kopfarbeit", die diese zu leisten haben. So vermögen sie oft große Lasten auf ihrem Kopf zu tragen. Zur Regenzeit pflanzt sich der Hausvater auch gerne etwas Gemüse, sonst aber überläßt er alle Arbeit in der Zubereitung von geernteten Früchten seiner Frau. Sie hat den Reis zu stampfen, das Oel aus den Früchten zu pressen, was auf einer besonderen Mühle geschieht, hat das Korn zu mahlen und die Baumwolle von den Früchtekapseln zu reinigen.

Nahrung, Hygiene und Gewohnheiten.

Auf dem Küchenzettel des Inders steht nur sehr wenig. Auswahl hat er fast keine. Zweimal am Tage hält er seine Mahlzeit. Der Reis wird tüchtig gekocht und gedämpft, bis er trocken und flockig geworden ist.

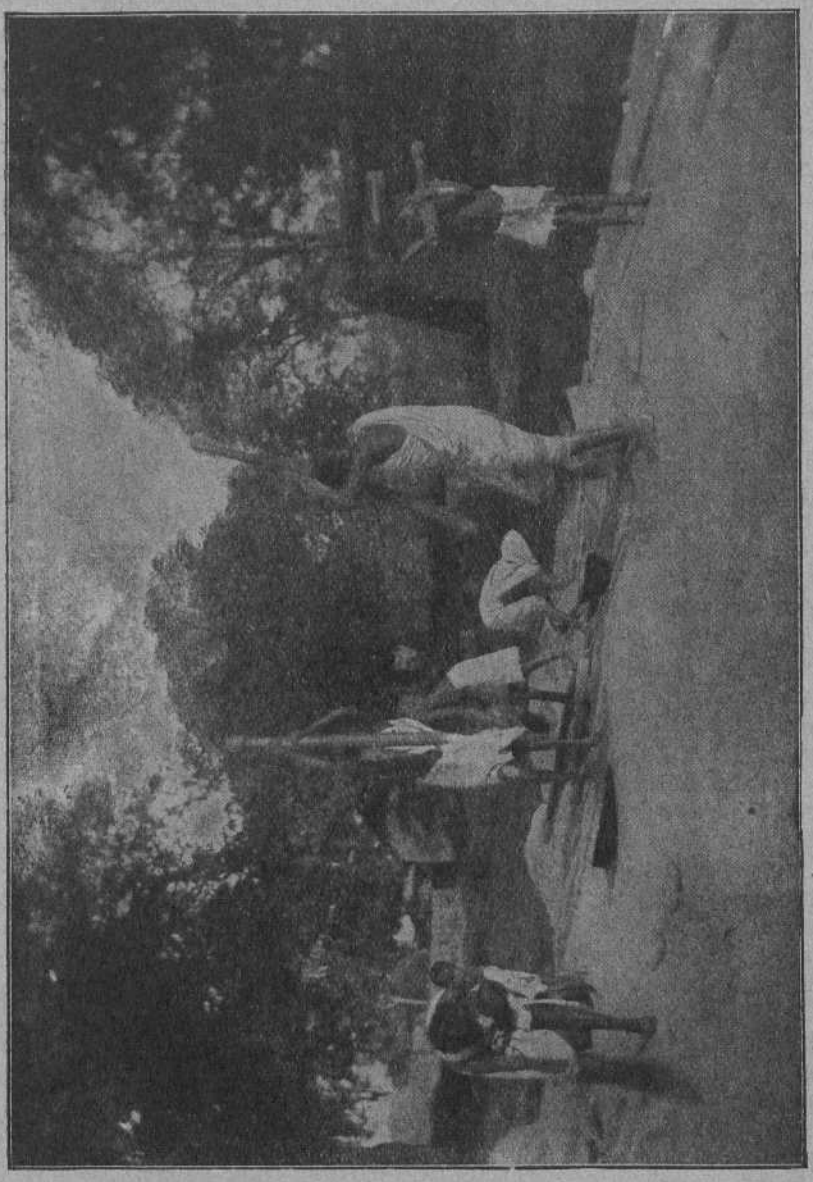
Gossner Mission

Dazu wird eine Tunke bereitet, zu der Dhal, eine Hülsenfrucht, verwendet wird. Kann man sich Fleisch leisten, so wird dieses in kleinen Stückchen gekocht und mit Curry scharf gewürzt. Die Fleischarten, die der Inder, nicht der Hindu, bevorzugt, können sehr verschiedener Art sein. Kalbfleisch würde zwar auch der Christ nicht essen, aber das der Kuh, Ziege, des Schweins, auch allerlei Wildbret, das er mit seinem Bogen zu erlegen vermag, wie Hase, Reh und Bär. Aermere Leute sind auch zufrieden mit kleinen Fischen, Schlangen und Ratten. Der Inder ist ein großer Freund von Süßigkeiten. Allerlei Früchte des Landes, die uns im Geschmack zuwider sind, liefern ihm zu seiner Mahlzeit eine willkommene Zutat. Die jungen Blätter gewisser Bäume dienen vielfach als Gemüse, wenn in der heißen Zeit nichts anderes wachsen will.

Ist das Essen bereitet, so setzen sich die Männer und Knaben mit untergeschlagenen Beinen auf einer Matte nieder oder hocken auch. Die Hausfrau reicht ihnen nun auf flachen Tellern von Holz, Messing oder in einem ärmeren Haushalt nur auf einem Pisangblatt, den flockig dampfenden Reis. Messer, Gabel und Löffel sind ihnen unbekannte Instrumente, statt dessen aber geben sie wieder der Hand als dem Urwerkzeug den Vorzug. Sie bedienen sich der ersten drei Finger der rechten Hand, mit denen sie den trockenen gekochten Reis zu einem Kloß formen und diesen dann in die Tunke tauchen. Der Bissen wird dann geschickt mit dem Daumen in den Mund geworfen. Nachdem der Vater mit seinen Söhnen gegessen hat, dürfen auch die Frau und die Töchter ihr Mahl einnehmen. Vor und nachher werden Mund und Hände tüchtig gereinigt. Sonst macht sich der einfache Mann nicht viel aus Sauberkeit, und Hygiene ist ihnen unbekannt. Ich konnte beobachten, wenn ich ihnen Medizin gab, daß der Löffel, ehe er mir zurückgegeben wurde, mit dem dreckigen Lendenschurz erst abgetrocknet wurde. Gewiß in bester Absicht! Seife ist vollends ein rarer Artikel. Morgens, nachdem die Leute erst einen hygienischen Gang auf die Felder gemacht haben, gehen sie zum Brunnen, ein langes Stück Holz im Munde tragend. Das ist ihre Zahnbürste, mit der sie ohne Zahnpaste ihre Zähne schneeweiß erhalten. Am Wasserloch wird nicht nur der Wasserbedarf für den Tag gedeckt, sondern auch gleich die Morgenwäsche gehalten. Die Mütter nehmen ihre Kinder her und gießen ihnen unbarmherzig das kühle Naß über den Kopf. Das muß für den ganzen Tag reichen, oft genug aber auch für die ganze Woche. Deshalb ist es auch begreiflich, obwohl ihre Haut der Luft und Sonne ausgesetzt ist, daß sie für allerlei Hautkrankheiten und für solche Krankheiten, die durch die Haut übertragen werden können, sehr empfänglich sind. Beingeschwüre, Krätze, Pocken, Ringwurm und Aussatz sind fast bei jedem dritten Mann zu finden. Aber sie sind darum nicht verlegen. Die Bäume und Pflanzen des Waldes liefern ihnen die Medizin. Und gewiß haben sie manches treffliche Mittel gefunden, das ihnen Linderung und Besserung schafft. Leider hat der Alkohol auch hier schon viele Freunde gefunden. Bei jedem Wochenmarkt befindet sich eine Schenke. Nachdem die Männer (diese sind aber ausschließlich Nichtchristen) ihren Hahnenkampf, der leider sehr gepflegt wird, haben beendigen lassen, suchen sie ihren Gewinn dort zu vertrinken. Der sogen. Wein, der dort ausgegeben wird, ist aus der sehr süßen Blüte des Mahuabaumes hergestellt. Ein viel allgemeinerer Genuß auch unter den Christen ist das Rauchen. Es

Gossner Mission

gehört zum guten Ton und zur Sitte, daß jedem Gast die Huka (indische Pfeife) gereicht wird. Frauen wie Männer kann man rauchen sehen. Sie nennen es zwar „trinken", denn der Rauch wird durch einen aus einer Kokusnuß bestehenden Wasserbehälter gezogen. Dadurch wird er ab-



Kolsfrauen beim Reisstampfen.

gekühlt und zugleich gemildert. Niemand „trinkt" eine Huka alleine. Nur dann, wenn er einen oder mehrere Mitraucher um sich hat, zündet er die Pfeife mit glühenden Holzkohlen an und läßt sie, nachdem er sie erst selbst angeraucht hat, herumgehen. So wirkt sie gleichsam als ein die Gemeinschaft unterhaltendes Mittel. Ja, diese Genügsamkeit könnte nie

Gossner Mission

den Gedanken an ein Unrecht in ihren Herzen aufkommen lassen, das sie an sich und ihrem Volke begehen würden, zumal auch der Tabak im Lande wächst. Wenn man als Mann in einem Hause einen Besuch macht, wird sich die Frau, nachdem sie höchstens den Gruß gewechselt hat, was geschieht durch vertikale Stellung der rechten Hand zur Brust oder Stirn, sogleich zurückziehen. Wird sie aber alleine angetroffen und erkundigt man sich bei ihr nach dem Namen ihres Mannes, so schweigt sie. Eine indische Frau wird nie einem Fremden den Namen ihres Herrn und Gebieters verraten. Dagegen haben dann die Kinder das Recht, Auskunft zu geben. Seltener passiert es einem heute, daß die Frau nach alter orientalischer Sitte das Gesicht verbirgt.

Es scheint, betrachtet man den Gang der Dinge hier in Indien, daß mit der fortschreitenden Volkserziehung die Bande alter Sitten und Gebräuche lockerer werden und daß die damit wachsende Erkenntnis das naturhaft Unbewußte zerstört. Magnus Schiebe.

Hast Du mich lieb?

Aus der Geschichte eines Hinduknaben.

Liebe Kinder, seht Euch einmal diesen jungen Inder an. Ihr werdet es wohl kaum erraten, daß dieser einem königlichen Geschlecht entstammt, sonst würde er doch sicherlich besser gekleidet sein. Nun müßt Ihr aber wissen, daß die Inder andere Kleidung tragen. Die meisten, die nicht viel Geld haben, begnügen sich mit einem solchen Tuch, wie Ihr es hier kunstgerecht um Schulter und Lenden geschlagen seht. Gewiß erinnert Ihr Euch dabei an die Bilder der Heiligen Schrift. Dort saht Ihr eine ähnliche Bekleidung.

Unser Freund hier auf dem Bilde, der so fleißig sein Buch studiert, heißt Hannuk. Von ihm will ich Euch ein wenig erzählen. Er ist in einem sehr wohlhabenden Hause aufgewachsen und in einem großen Geschwisterkreis. Mit dem Vater durfte er oft auf die Jagd gehen im eigenen Wald, konnte seinen Pony besteigen und spazierenreiten. Ja, was Euch wohl am allerschönsten dünkt, er brauchte nicht einmal zur Schule zu gehen. Hier gibt es noch keinen Schulzwang. Dafür müssen die Kinder sehr bald in Haus und Hof helfen. Aber nicht einmal das mußte er, denn sein Vater war ja reich und konnte sich Knechte und Diener halten. So hatte er alles, was sein Herz begehrte, und konnte herrlich und in Freuden leben. Und doch fehlte ihm das beste, was wir Menschen auf Erden besitzen können. Ihr werdet bald sehen, was ich damit meine.

In seinem Vaterhaus betet man nicht zu dem lieben Gott. Denkt Euch, den kennen noch viele Leute nicht! Zwar beten sie auch, aber nicht zu einem Gott, sondern zu mehreren Göttern, die sie sich selber aus Holz und Stein gemacht haben. Versteht Ihr wohl, daß das ganz unsinnig ist? Wie kann man denn auch eine Figur anbeten, sie um ihre Hilfe anflehen, von der man doch weiß, daß sie nur aus totem Material besteht?

Aber seht, solche Leute gibt es viele, die nicht nur in Indien wohnen. Das ist sehr traurig, daß soviele Menschen sind, die von unserem Heiland Jesus Christus nichts wissen oder nichts wissen wollen. Und er hat sie doch alle so lieb! Er allein kann ja nur die rechte Freude in unser Herz

Gossner Mission

geben. Diese Freude fehlte unserem jungen Freund. Er konnte wohl fröhlich sein, wenn er durch Feld und Wald streifen durfte, wenn er tun und lassen konnte, was er wollte. Und doch befiel ihn manchmal eine Traurigkeit; da war nichts, was ihn fröhlich zu machen vermochte. Was sollte er auch die stummen Götzen anbeten, die ihm ja doch nicht halfen.

Da, eines Tages kam er in die Nähe eines Missionsfestes. Er hörte Lieder singen, aber ganz andere als er kannte. Das zog ihn mächtig an, er wollte doch gerne hören, was da gesungen wurde. Wundersame, nie



Hannuk.

gehörte Dinge trafen sein Ohr. „Gott ist die Liebe, er liebt auch mich." — Unter all' seinen braunen Landsleuten sah er auch einen weißen Mann, den näher zu betrachten ihm besonders wichtig war. So sah er ihn nicht nur, sondern er konnte ihn auch hören, denn dieser redete in Hannuks Muttersprache. — „Also hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben." Und er machte nicht nur Augen und Ohren weit auf, sondern auch die Türe zu seinem Herzen.

Gossner Mission

Was da hineingeht, bleibt. Plötzlich empfand unser Freund Hannuk eine Freude, wie sie ihm bisher noch ganz unbekannt gewesen war. Er hätte laut aufjauchzen mögen. So schnell als er konnte, rannte er nach Hause, um dort zu erzählen, was ihm widerfahren war.

Aber, was denkt Ihr wohl, wie es ihm dort erging? Als er freudestrahlend berichtete, sah sein Vater sehr betrübt aus, seine Betrübnis aber verwandelte sich in Zorn, als Hannuk seinen Wunsch äußerte, Christ zu werden. — „Dann jage ich dich zum Hause hinaus, nichts soll dir mehr gehören. Du bist mein Kind nicht mehr, und wenn ich dich irgendwo antreffe, werde ich dich sofort töten." — Was sind das für schreckliche Worte! Wolltet Ihr, daß so Euer Vater zu Euch reden würde? — Nein, dann doch lieber kein Christ werden, Hannuk, diesen Rat geben wir Dir alle. — Auch seine Brüder erfahren, was er im Sinne zu tun vorhat, und sie lachen ihn aus und verspotten ihn. „Wenn Du zu den Christen gehst, teilen wir Deine Habe unter uns. Du kannst zusehen, wo du bleibst und bei den wilden Tieren im Walde wohnen." — Ihr könnt Euch denken, wie dem armen Hannuk zu Mute war. Was sollte er tun? Alle wollten sie ihn verstoßen, nur weil er ein Christ werden wollte, wie es soviele seiner Landsleute schon waren. Sein Vaterhaus sollte er verlassen und all' die Stätten, die er so lieb hatte. Da fühlte sich der arme Junge ganz alleine in der Welt, niemand war da, der ihn tröstete und Mut zusprach. Doch da war jemand ganz nahe bei ihm, das spürte er, sein bester Freund stand bei ihm, den er ja eben erst kennen gelernt hatte und um dessen Freundschaft willen er soeben geschmäht worden war. Mit einemmal wußte er, was er zu tun hatte, und freudig beharrte er auf seinem Vorsatze, Christ zu werden, und lieber Vater und Mutter zu verlassen, als den zu verleugnen, der ihn eben aufgefordert hatte, sein Jünger zu werden. — Da jagten ihn die Seinen von Haus und Hof, hinein in die Nacht, in den Wald zu den wilden Tieren. — Dort ist er nun umhergeirrt drei Tage und Nächte, hat gefroren und gehungert, aber kein Tier und kein Mensch haben ihm etwas zu Leide tun dürfen, denn es war bei ihm sein guter Hirte.

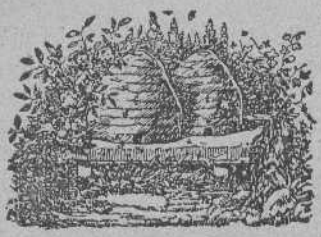
So kam er auf unsere Missionsstation und wurde aufgenommen und später getauft. Hier besucht er nun die Schule und möchte einmal Pastor werden. — Als er mir diese seine Geschichte erzählte, sagte er danach: „Es ist niemand auf der Welt, der mich lieb hat. Meine Eltern und Geschwister, die ich liebe und denen ich wünsche, daß sie auch Christen würden, hassen mich und stehen mir nach dem Leben." —

Liebe Kinder, wollen wir diesen Vorwurf so mitanhören: „Niemand auf der ganzen Welt hat mich lieb?" Wenn Ihr Euch da ein wenig hineindenken könnt, so ganz allein in der weiten Welt zu stehen und niemand zu haben, der einen lieb hat und für einen sorgt, dann greift noch heute in Eure Sparbüchse und zeigt auch mit der Tat, daß Ihr ihn lieb habt. M. Schiebe, Kinkel, am 18. 9. 1929.

Dieses Blatt ist in beliebig vielen Exemplaren von dem untenstehenden Verlag kostenlos zu beziehen.

Unser Postscheckkonto ist: Berlin Nr. 7950 Goßnersche Missionsgesellschaft.
Herausgeber Missionsinspektor Lokies, Berlin-Friedenau, Handjerystraße 19/20.
Verlag der Goßnerschen Mission, ebendort.
Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Heinrich Beenken), Berlin SW. 19, Wallstraße 17/18.

Gossner Mission



Die Biene auf dem Missionsfelde

Monatsblatt der Goßnerschen Missionsgesellschaft

Nummer 1 | Berlin-Friedenau, Januar 1929 | 96. Jahrg.

Sein Stern. (Matthäus 2, 2).

Was war damals gewesen? Was hatten sie gesehen? War ein Sternschnuppenfall vom Firmament niedergesaust? Hatte ein Komet seinen blutroten Schweif über den Zenith gezogen? War aus dem Dunkel hinter dem unzählbaren Schwarm des lichten Heeres ein bisher Ungesehener licht geworden, wie seitdem noch immer geschieht? Waren in dem Reigen der ewigen Lichter dort oben seit Anbeginn längst Bekannte sich irgendwie besonders begegnet? Matth. 2 sagt uns nichts darüber. Doch die großen Astronomen späterer Zeiten haben immerhin, in die Vergangenheit zurücktauchend, Auffälliges errechnet, so Keppler (1606), und Aehnliches soll aus alten chinesischen astronomischen Tabellen hervorgehen. Seltsam stimmt dazu, das eben jetzt in den Wochen vor Weihnacht ausgerechnet das rotefte Blatt der roten Presse mit einer gewissen Interessiertheit auf einen Vortrag im Planetarium zu Berlin über „Den Stern von Bethlehem und den Sternenhimmel zu Anfang unserer Zeitrechnung" aufmerksam machte.

Doch jene Weisen waren gewohnt, die Sterne mit besonderen Augen anzusehen. Nicht, wie sie standen oder gingen, auftauchten oder verschwanden, nicht ihre Rectascension und Deklination, Höhe und Azimut fesselte sie auf die Dauer, sondern was dahinter stand. Diese Astronomen trieben angewandte Astronomie. Aus dem Stand und Weg der Sterne meinten sie herauslesen zu können, wie es auf dieser Erde zuginge oder zugehen würde. Das glaubte man ja früher allgemein, und bis heute ist diese Meinung noch nicht verschwunden. Es sei an Wallenstein, den kaiserlichen Generalissimus zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges, uns durch Schillers Tragödien vertraut, erinnert, der meinte, sein Schicksal in den Sternen lesen zu können. Bis heute berücksichtigen die vornehmen Hindus bei allen wichtigen Dingen, vor allem für Hochzeiten, sehr sorgfältig den Stand der Sterne. Besonders fürchten sie den blutroten Schein des Mars. Der bringe ihnen immer die Hungersnot. Als 1910 der Halleysche Komet am Himmel Indiens sich zeigte oder zeigen sollte, brachte man den Tod König Eduards von England aber auch den Tod mehrerer unserer Missionare damit in Verbindung. Doch warum nach Indien blicken? Blüht das nicht gegenwärtig unter uns, und springen uns nicht aus Zeitschriften und von den Anschlagsäulen die Anerbietungen entgegen, uns das Horoskop zu stellen? Das ist ja Torheit, herausgeboren aus dem Wahn, daß Menschenschicksale so wichtig seien, daß die Sterne sich darüber in Bewegung setzen müßten. Auch was etwa bei diesen Beobachtungen und Berechnungen Wahres möglich wäre, ist, wie diese ganze Seite des Uebersinnlichen samt Okkultismus, Hell -und Fernseherei dermaßen ein Tummelplatz für Poföre, Schwindler und Hysterische beiderlei Geschlechts geworden, daß ein gradliniger Mensch sich lieber davon fern hält. Immerhin kann Gott auch solche Seitenwege der Menschen benutzen, um sie den richtigen Weg zu führen.

Gossner Mission

Was hatte ihnen der Sternenhimmel gesagt? Was hatten sie gesehen? Seinen Stern. „Wo ist der neugeborene König der Juden?“ Das ist ihre Frage. „Wo“, nur das ist noch die Frage. Geboren muß er sein. Sein Stern ist da. Der ist aufgegangen. Das haben sie gesehen. Gewiß, kein Name stand dort oben mit Menschengriffel geschrieben, weder der eines Kindes, noch eines Volkes, noch eines Ortes. Das stand in ihren Gedanken und in ihren Herzen als eine Hoffnung. Auch sonst wissen wir von ähnlichen Erwartungen außerhalb Judas. Wie uns Tacitus und Sueton berichten, soll man damals im Orient allgemein einen Weltherrscher aus Judaä erwartet haben. Das wäre kein Wunder. Bei der inneren Annäherung der Völker des Ostens, die Alexander der Große begann und seine Teilfürsten nach ihm fortsetzen und die römischen Weltherren von damals weiter förderten, konnte die Hoffnung auf das Kommen des Messias über die Grenzen Judas und der Synagogen der Zerstreuung hinaus sehr wohl zu anderen Völkern Funken hinüberfliegen lassen. Wie verbreitet das war, können wir nicht mehr ermessen. Wie viele sich daran hielten, wissen wir nicht. Diese Magier hier hat es jedenfalls mit magischer Gewalt gepackt. Was es alles für sie bedeutete, blieb uns verborgen; jedenfalls soviel, daß sie sich aufmachen, nach des Morgenlandes Weise mit Geschenken, die sprechende Symbole sein sollten, um ihn als ihrem Könige zu huldigen.

Wer waren sie? Wir wissen es nicht. Die christliche Sage hat Könige aus ihnen gemacht und ihre Dreizahl aus ihren Gaben geschlossen. Ums Jahr 700 weiß der fromme Angelsachse Beda Venerabilis ihre Namen zu nennen. So wandern sie weiter durch das christliche Gesichtsfeld: Kaspar, Melchior, Balthasar, die „heiligen drei Könige“. Matth. 2 weiß nur von Magiern aus dem Osten.

Wo sind sie geblieben? Im Dom zu Köln zeigt man ihre Gebeine, die, erst in Mailand hoch verehrt, durch Friedrich Rotbart dorthin gekommen sind und am meisten Köln zu dem „hilligen Köln“ gemacht haben, als das es bei den deutschen Katholiken gilt, — wie man auch heute noch am Wege von Jerusalem nach Bethlehem, hart vor dem Eliaskloster am Wadi el Kelt, den Brunnen zeigt, an dem sie damals rasteten. Was lag zwischen diesen beiden Stationen? Die christliche Legende weiß vieles davon zu melden, was man gerne hört und liest. Wir wissen nichts darüber.

Was sind sie uns? Seit alter Zeit sieht die Christenheit in ihnen die Repräsentanten der Heidenwelt, der fernsten Völker, die kommen sollen, Ihn anzubeten. Sie denkt sie sich so: schwarz, braun und gelb. Auch ein Brauner ist darunter. Indien ist gemeint. Ja, ein indisches Lied katholischen Ursprungs macht sie alle drei zu Indern:

„O Hindus! Selig seid ihr!
Denn Kön'ge von eurem Thron.
Die kamen heut zu schauen.
Voll Gnade Gottes Sohn.

Drei Hindukön'ge wurden
Gar selig zu dieser Stund.
Es schloß der Herr voll Gnaden
Mit ihnen seinen Bund.“

Wo sind die Weisen aus dem Morgenlande heute? Lesen sie noch in den Sternen oder rasten sie schon am Brunnen auf dem Wege nach Bethlehem? Darüber ließe sich sehr viel sagen. Aber eins ist klar wie die lichte Sonne, und dieses eine hat zwingende Geltung für uns. Seit damals sind fast 2000 Jahre verstrichen. Längst ist eine Christenheit da. Längst sind wir da. Wir haben sie nicht mehr an die Sterne zu verweisen, sondern an das, was die Christenheit seit ihren ersten Tagen von Ihm bezeugt. Das sollen sie lesen. Und wenn sie nach dem „neugeborenen König der Juden“ fragen, so brauchen wir nicht auf Pharisäer und Schriftgelehrte zurückzugreifen, sondern können ihnen den verkündigen, der mehr ist als das, nämlich der Heiland der Welt und der Menschen Licht und Leben. Und wenn unser Zeugnis echt ist, so werden sie in unserem Wort und Wesen lesen können, „wo Christus sollte geboren werden“ und wo unser Herr geboren ist, und werden kommen, Ihn anzubeten.

Zernick.

Gossner Mission

Aufgabestempel

Eingezahlt am ..... auf
Konto Nr. **7950**
Postscheckamt **Berlin**

..... RM ..... Rpf
Absender (Name, Wohnort, Straße, Hausnummer, Gebäudeteil, Stockwerk)

.....

.....

Das Postscheckamt sendet diesen Abschnitt dem Postscheckkunden

Eingezahlt ..... RM ..... Rpf für Konto Nr. **7950**

Absender: .....

.....

Zum Aufkleben der Freimarke durch den Absender

Zahlkarte

auf ..... RM ..... Rpf wörtlich: .....

..... Reichsmark ..... Rpf

für

Gossner'sche Missionsgesellschaft

in **Berlin-Friedenau**

Konto Nr.
7950
Postscheckamt
Berlin

Postvermerk

Nr. .....

Eingetragen durch: .....

am .....

Ankunfts-Nr.

Posteinlieferungsschein

..... RM ..... Rpf wörtlich:

..... Reichsmark ..... Rpf

für
Gossner'sche Missionsgesellschaft
in **Berlin-Friedenau**

Konto Nr.
7950
Postscheckamt
Berlin

Postanmahne .....

Postvermerk

Aufgabenummer .....

Aufgabestempel

Form. 41.

Gossner Mission

Das Postscheckamt leitet diesen Abschnitt dem Postscheckkunden

Bitte
diesen für
postdienstliche Zwecke
bestimmten Raum
nicht
mit Freimarken
zu bekleben

Jeder, der öfter Zahlungen empfängt oder leistet, sollte sich ein Konto beim Postscheckamt eröffnen lassen
Vordrucke für Anträge erhält er beim Postamt

Der Einlieferer hat eine Freimarke in Höhe der Gebühr auf die Zahlkarte zu kleben

Posteinlieferungsschein
(nicht zu Mitteilungen für den Empfänger zu benutzen)

Gossner Mission

Predigt zum Jahresfest der Goßnerschen Mission.

Gehalten von Rudolf Weber,
Pfarrer an der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, Berlin.

„Denn uns ist ein Kind geboren, ein Sohn ist uns gegeben und die Herrschaft ist auf seiner Schulter; und er heißt Wunderbar, Rat, Kraft, Held, Ewig-Vater, Friedefürst. Auf daß seine Herrschaft groß werde und des Friedens kein Ende auf dem Stuhl Davids und in seinem Königreich, daß er's zurichte und stärke mit Gericht und Gerechtigkeit von nun an bis in Ewigkeit. Solches wird tun der Eifer des Herrn Zebaoth."

Jesaia 9, 5—6.

Das ist ein Adventswort, das ist aber auch ein Missionswort. Beides ist dasselbe. Mission ist Jesu Advent in der Heidenwelt. Wir wollen reden erstens vom Wunder seiner Geburt, zweitens von der Herrlichkeit seines Wesens, drittens vom Reich seines Friedens.

I.

Wem Gott ein Kind auf den Arm legt, der mag fragen: „Was meinst Du, wird aus dem Kinde werden?" Die Geschicke der Menschen sind ungewiß, auch die der Könige. Selbst einem Thronerben kann man seine Geschicke nicht voraus sagen.

Nur einmal ist ein Kind geboren worden, von dem man voraus wußte, was es werden würde. Jahrhunderte vorher haben die Propheten des Alten Bundes seine Geburt und sein Geschick voraus gesagt, als hätten sie sich hineingedacht und hineinversenkt in sein Leben. Nein, nicht so, sondern Gott hat ihnen einen Blick gewährt in die selige Zukunft seines Volkes.

In den Adventsgottesdiensten haben wir die Zeitgeschichte der Propheten betrachtet, um ihre Predigt verstehen zu können. Angesichts dieses Wortes aber ist eine Geschichtsbetrachtung überflüssig. Das verlesene Wort ist zeitlos. Der Prophet hat seine Zeit vergessen, ist der Gegenwart entrückt. Er sieht nicht mehr die Kriegshorden der Assyrer, er hört nicht mehr Kriegsgeschrei und Waffenklang, sondern lebt in der fernen Zukunft und schreibt für kommende Geschlechter: „Uns ist ein Kind geboren, ein Sohn ist uns gegeben.

Er redet vom Wunder seiner Geburt. 700 Jahre vorher schaut er das Wunder von Bethlehem: „Euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr in der Stadt Davids."

Ein Kind und doch ein Herr in der Stadt Davids, Wunderbar, Rat, Kraft, Held, dem alle Gewalt gegeben ist. So ist das letzte Wort, mit dem der Heiland Abschied nimmt von der Erde, geweissagt von dem Propheten.

Wollen wir das erklären? Unmögliches Beginnen!

„Wenn ich dies Wunder fassen will,
So steht mein Geist vor Ehrfurcht still.
Er betet an und er ermißt,
Daß Gottes Lieb unendlich ist."

Dieser Sohn ist uns gegeben, nicht geboren wie andere Kinder. Wir sagen wohl: „Kinder sind eine Gabe Gottes". Hier ist die Gabe Gottes an die Menschheit: „Also hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingeborenen Sohn gab." In diesem Wort liegt die ganze Bedeutung, ich möchte sagen, die Wucht dieser Stelle.

Aber ist es denn wahr, daß uns dieses Kind gegeben wurde?

Daß dieses Kind geboren wurde, hat niemand ernstlich geleugnet; um die Narren, die bestreiten, daß Jesus gelebt hat, haben wir uns nicht zu bekümmern. Die Frage ist also nur, ob das Kind uns geboren wurde.

Wenn in einer befreundeten Familie ein Kind geboren wird, dann freuen wir uns mit ihr. Aber welch ein Jubel herrscht in dem Hause, dem es geschenkt wurde.

Gossner Mission

Die Familie sagt, es ist unser Kind, unser Eigentum, unsere Freude. Nun erhebt sich die Frage, haben wir einen persönlichen Anteil an dem Kinde von Bethlehem? Danach wird sich unsere Weihnachtsfreude bemessen, davon hängt unsere Seligkeit ab. Es ist gut, sich daraufhin zu prüfen! Es ist notwendig! Es ist selig!

Aber ist das Kind uns allein geboren?

Was tun die, denen ein Kind geschenkt wurde? Sie teilen es in ihrer Freude anderen mit.

Ihr merkt, worauf ich hinaus will. Ist uns das Kind geboren, so haben wir die Pflicht zur Mission.

Paulus sagt einmal: „Ich bin ein Schuldner Beides, der Griechen und Ungriechen, der Weisen und Unweisen." Ich will nur kurz die Frage streifen, was wäre aus uns Deutschen geworden, wenn nicht die irischen und angelsächsischen Mönche zu uns, wenn nicht die Missionare und Ritter nach Norden und Osten gezogen wären mit der Botschaft: „Uns ist ein Kind geboren, ein Sohn ist uns gegeben."

Wir dürfen nicht vergessen, daß der Heiland uns befohlen hat: Gehet hin in alle Welt und predigt das Evangelium aller Kreatur, das Evangelium, die frohe Botschaft: „Uns ist ein Kind geobren, ein Sohn ist uns gegeben."

II.

Und ist dieses Kind nicht wert, bekannt zu werden, nicht wert, daß wir uns zu ihm bekennen!

Wunderbar, Rat, Kraft, Held, Ewig-Vater, Friedefürst.

Es ist kaum zu begreifen, daß ein alttestamentlicher Frommer einem Kinde, dessen Geburt er erwartet, Namen beilegt, die nach Gesetz und Recht nur Gott zukommen. Wie ängstlich hüteten sich die Israeliten, die Majestät Gottes zu entweihen. Es ist nicht zu begreifen, wenn wir nicht anerkennen, daß hier mehr erwartet wird als ein Mensch. Es ist, als ob das ganze Herz des Propheten hingenommen ist von der Herrlichkeit dieses Kindes. Er kann sich gar nicht genug tun, sie zu schildern und zu verkündigen. Das ist der Grund aller Verkündigung noch heute. Das Kind muß den Predigern das Herz abgewonnen haben, sonst ist alles, was sie sagen Schall und Rauch und ihre Verkündigung ein tönend Erz und eine klingende Schelle.

Vor Jahren unterhielt ich mich mit einem halbwegs gebildeten Mann über die Mission. Er meinte, die Missionare, die hinauszögen, triebe irgend welcher Forschungsdrang oder Abenteuerlust. Ich sagte ihm damals nein, sondern sie haben ihre Heilandsliebe und können es nicht lassen, daß sie nicht reden sollten von dem, was sie gesehen und gehört haben. Kündlich groß ist ihnen das gottselige Geheimnis. Gott ist geoffenbart in Fleisch.

Was begehrt die Mission? Nicht unser Geld allein. Wir suchen nicht das Eure, sondern Euch. Als der Herr den Petrus prüft, fragt er nicht: „Hast du Geld?", sondern „Hast du mich lieb?" Wenn es allein auf das Geld ankäme, wäre kein einziger Heide bekehrt. Also nun die Frage, an dich und mich gerichtet: „Hast du mich lieb?" Und dann die Aufforderung: „Gib mir dein Herz."

Auch die Mission will unsere Herzen haben. Wie sollen die Sendboten des Evangeliums ihre Arbeit draußen leiten, wenn wir in der Liebe wanken.

„Wie soll der Pfeil das Ziel zersplittern,
Wenn seinem Schützen die Hände zittern!"

Hier treten Tausende aus der Kirche aus, dort draußen werden offene Türen ersehnt und Tausende stehen davor und sehnen sich danach, eintreten zu dürfen. Haben wir wirklich kein Herz für sie?

Gossner Mission

Warum treiben wir überhaupt Mission? Etwa um den Heiden die Türen aufzutun zu unserer herrlichen Kultur, zu unserer überschwänglich köstlichen Zivilisation. Wer lächelte nicht bei diesen Fragen. Unsere Kultur und Zivilisation sind so groß, daß unsere Zeitgenossen alle Mühe anwenden, die heidnische Kultur zu übernehmen, in Musik und Rhythmus und anderen Dingen. Wir aber müssen uns schämen!

Nein, die Mission will nichts anderes, als der Welt draußen Jesus Christus, den Herrn bringen. Man kann es jetzt öfter sagen hören, daß die Missionare verpflichtet wären, sich mit den Heiden über den Wert der verschiedenen Religionen zu unterhalten, also mit ihnen eine Art Religionskunde oder vergleichende Religionswissenschaft zu treiben. Dagegen halten wir fest an der ausschließlichen und heiligen Engherzigkeit: „Es ist in keinem andern Heil, ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben worden, darinnen wir sollen selig werden." Wenn das nicht festgehalten wird, so ist alle Missionsarbeit vergeblich und die Missionsgaben sind verschwendet.

Vor Jahrzehnten wurde das Gespräch eines Indianers mit einem Missionar berichtet. Der Indianer erzählte: „Vor dir waren Boten hier, die sagten uns: Es gibt nur e i n e n Gott. Da haben wir ihm gesagt: Das wissen wir selbst. Um das zu sagen, hättest du nicht kommen sollen. Dann kamen andere Leute. Die sprachen: Ihr sollt nicht stehlen, nicht lügen, euch nicht betrinken. Ihnen sagten wir: Das predigt nur euren eigenen Volksgenossen. Die haben das nötiger zu hören als wir. Aber nun bist du gekommen und hast uns gesagt, daß der Heiland als ein Kind geboren wurde und als Mann am Kreuze starb. Dich wollen wir hören."

In der Krippe und am Kreuz zeigt sich die ganze Herrlichkeit seines Wesens. Habt ihr schon einen Christen gesehen, der dazu geworden wäre, ohne Bethlehem und Golgatha? Er heißt Wunderbar, Rat, Kraft, Held, Ewig-Vater, Friedefürst, nicht anders.

III.

Als Paulus vor Festus stand, rief dieser ihm zu: „Paulus, du rasest!" Vielleicht sind Menschen hier, die das, was eben gesagt wurde, für Schwärmerei und Ueberschwänglichkeit halten. Sie haben die Frage zu stellen, was wird denn durch die Predigt erreicht? Stehen die Erfolge der Mission im Verhältnis zu den Mitteln, die sie aufwendet?

Dazu ist zunächst zu sagen: Die Heilige Schrift redet nie von Erfolgen, will aber Verheißung und Segen. Wer in Jesu Dienst steht, sollte sich nie seiner Erfolge rühmen. Vater Goßner, er ist diesen Tagen vor 155 Jahren geboren, schrieb an seine Missionare in Indien: „Ob die Kols sich bekehren oder nicht, ihr betet und predigt und wir wollen auch beten." Wir haben die Erfolge nicht in der Hand. Herr, auf Dein Wort und wäre es zunächst eine Tränensaat, durch ihn kommt noch eine Freudenernte. Zinzendorf singt:

„Es wurden zehn dahin gesät, als wären sie verloren.
Auf ihren Gräbern aber steht, das ist die Saat der Mohren."

Das alte Wort hat noch heute Geltung. Das Blut der Märtyrer ist der Same der Kirche und die Verheißung hat noch kein Ende: Auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. Wir haben unsere Arbeit zu tun, aber der Segen steht in Gottes Hand. Soviel steht fest, die Kirche, die nicht Mission treibt, ist eine tote Kirche und die Gemeinde, in der kein Missionssinn zu finden ist, fällt unter das Wort: „Du hast den Namen, daß du lebst und bist tot."

Gottes Verheißung geht ihren Weg in ewiger Folgerichtigkeit. Auch diese Verheißung: „Auf daß seine Herrschaft groß werde und des Friedens kein Ende in seinem Königreich. Solches wird tun der Eifer des Herrn Zebaoth.

Gossner Mission

Aber ist denn das wahr? Haben wir Frieden? Nein, wir haben ihn nicht. Ein Bruder ist wider den andern, ein Volk wider das andere, eine Partei, eine Kirche wider die andere, überall ist Hader und Streit. Wir sind vom Völkerfrieden, von dem man so viel redet, noch sehr weit entfernt und auf die Weise, wie man ihn erstrebt, werden wir ihn nie bekommen. Der Friede, auf den wir hoffen, muß von innen heraus wachsen, er wird nicht von außen herbeigeführt. Er kommt, wenn der himmlische Vater uns seinen heiligen Geist gibt, daß wir seinem heiligen Wort durch seine Gnade glauben und göttlich leben: dann kommt sein Reich und sein Friede. Und nun die Frage: Wer hilft dazu?

„Es kann nicht Frieden werden, bis seine Liebe siegt
Und dieser Kreis der Erden zu seinen Füßen liegt." Amen.

Der Festbericht

wurde von Missionsinspektor Lokies dargeboten. Von Jes. 40, 3 ausgehend erinnerte er daran, wie die Mission als Prediger des Evangeliums in der Heidenwelt ihre Botschaft in eine Wüste hinausruft, freilich auch in einer bereits vorgeschrittenen Missionsarbeit. Denn auch dort kann manches Wüste bleiben und wieder wüst werden. Auch auf unserem gesegneten Arbeitsfelde liegt manches wüste, vernachlässigt und verfallen seit und infolge der Vertreibung unserer Missionare und noch nicht wiederhergestellt und zurecht gebracht seit der Rückkehr unserer ersten Wenigen. Das gilt nicht nur von manchem Gebäude, so etwa von einem Missionarshaus, das früher inmitten seines Mustergartens wie ein Schmuckstück dalag und jetzt zu einer Ruine zu werden droht, „wie eine Nachthütte in den Kürbisgärten, wie eine verheerte Stadt", Jes. 1, 8, sondern auch von manchem anderen, was aus Mangel an Pflege geistlich zurückgegangen und noch nicht wieder aufgerichtet worden ist. Aber auf das Ganze gesehen, springt eins zunächst ganz deutlich in die Augen: was wir verließen ist nicht weniger, sondern mehr geworden. Aus den 100 000 von damals sind 114 000 getaufte Christen seitdem gewachsen — gewachsen also, und das allein würde schon davon zeugen, daß hier nicht die Wüste gewachsen ist, sondern das Fruchtgefilde. Aber das ist und bleibt ja eben unsere Aufgabe, dem Prophetenruf Folge zu leisten und in der Wüste dem Herrn des Advents den Königsweg zu bereiten, eine ebene Bahn unserem Gott zu machen, alle Täler zu erhöhen und, was ungleich ist, eben und, was höckerig ist, schlicht werden zu lassen (V. 4). Mehr können wir nicht als ihm den Weg bereiten, damit er Einzug halten kann. Das wollen wir tun. Das wollen wir weiter tun. Das wollen wir uns weiter ernstlich vornehmen. Unsere geistliche Tochter in Indien, die junge Kolskirche, hat sich in den Zeiten der schwersten Entscheidungen zu uns als zu ihrer Mutter bekannt, von der sie nichts trennen sollte. Wir müssen und wir wollen uns zu ihr als zu unsere Tochter bekennen, von der in der Zeit ihres jetzigen Ringens unsere Mutterliebe nicht lassen kann und lassen will.

Zk.

Die Nachfeier

begingen wir gemeinsam mit der Kirchgemeinde Friedenau, welche ja nach einem seit Jahren geübten Brauche an diesem Tage ihr Missionsfest hielt, an längst vertrauter Stätte in ihrem Gemeindesaal. Pfarrer Ziech-Gössitz, bis 1915/16 Goßnerscher Missionar unter den Kols, dann Pfarrverweser in der Heimat, darauf rund fünf Jahre Pfarrer in der deutsch-evangelischen Diaspora Südbrasiliens, fesselte die Gemeinde durch die Schilderung seiner letzten Arbeit in Uebersee. Er bezeichnete diesen

Gossner Mission

Tag als ein Erntefest, an dem „sich miteinander freuen, der säet und der da schneidet." (Joh. 4, 36.) Denn wir sind beides: Säeleute und Ernteleute. Er erinnerte daran, wie weit Goßners Welt gewesen ist und wie weit er seine Saatkörner ausgestreut hatte, ehe nach seinem Tode sich die Goßnersche Mission auf ihr Gebiet in Indien konzentrierte. Nun wurde es die merkwürdige Wirkung ihres Hinauswurfes aus ihrem Gebiet, daß Goßner-Boten wieder in die Weite hinausgeworfen, in die weite Welt hinausgestreut wurden. Dort wo Goßner als erster Deutscher einen schreienden Notstand erkannt und abzustellen begonnen hatte, dienten nun wieder bis zu neun Goßnersche Sendboten, nämlich an den deutschen-evangelischen Auswanderern in Amerika, dieses Mal in Südamerika. Für diesen Dienst waren sie durch ihre Missionsarbeit gerade besonders vorbereitet worden. Die weite Ausdehnung der Zerstreuung, die sie zu versorgen hatten, die Entfernungen, Strecken etwa von 200 Kilometern, die zu bewältigen sind, wie man das eben vom Missionsfelde her kennt, und anderes mehr, vor allem aber die Menschen, an die man gewiesen ist, sind eben ein Pendant zum Missionsfelde in der Arbeit dort. Menschen kaum anders als Heiden! Da sind Väter, die die Konfirmation ihres Sohnes ohne Konfirmandenunterricht, lediglich auf Grund seines Körpergewichts (50 Kilogramm) erzwingen wollen. Da ist eine kluge Frau, welche Kranke heilen will mit der Hilfe des Pfarrers, der als Nachwirkung ihres Hokuspokus eine Ansprache an den Patienten zur Herbeiführung der Heilung halten soll. Da ist ein verbummelter Student als „Pfarrer", der am Tage eine Flasche Schnaps, seine Frau sogar zwei davon konsumiert, ein Doktor-Pfarrer, der in Wirklichkeit keines von beiden ist, der mit starrem Blick die Leute — bis auf 3 — hypnotisiert und so in seine Gefolgschaft zwingt, ein „Kirchenvorstand", in Wirklichkeit ein Verband von Vorbestraften, ein Klub von Schwerverbrechern, der seine Dauersitzung mit griffbereiten Karabinern in einem Bräu abhält und dementsprechend eine Art Gewaltherrschaft in der Gemeinde entfaltet, sogar ihren langjährigen Pfarrer, einen alten Baseler Missionar, seines Amtes entsetzt. Da sind als Gegenstück dazu wieder Wolgadeutsche, deutsch-russische Auswanderer, welche ihre mit großen Opfern erbaute Kapelle nicht zu einem Lichtbildervortrag aus der Mission hergeben wollen, weil dadurch ihre heilige Stätte entweiht würde usw.

Das sind Typen aus dieser Welt, denen der Goßnersche Missionar zu begegnen berufen wird. Dem gegenüber ist die missionarische Schulung und Gewöhnung gut: die unendliche Geduld, die unbegrenzte Zeitdrangabe, die unberückbare Freundlichkeit, die unbezwingbare Zähigkeit, vor allem aber die eiserne Absicht, „keine Seele verloren zu geben", wie sie unsere alte kirchliche Ordinationsverpflichtung so schön auferlegt. Die sind notwendig. Aber wenn sie durch Gottes Geist in einem Manne gepflanzt und gepflegt worden sind, so ist er, aber eben nur ein solcher, fähig durch das alles sich hindurch zu finden und das alles zu überwinden und alles, was höckrig ist, schlicht und, was ungleich ist, eben zu machen und seinem Gott eine ebene Bahn und seinem Herrn den Königsweg in der Wüste zu bereiten.

Die einleitenden Ansprache hielt Pfarrer Förtsch, den Schluß Missionsinspektor Zernick. Die Gemeinde erfreute uns nicht nur durch eine reiche Kollekte, sondern auch ihr Missionsverein noch insbesondere durch eine Gabe von 150 RM., und die Konfirmanden durch 130 RM., welche mit Worten der Liebe und Treue überreicht wurden. Wir sehen mit Freude und Dank auf diesem Abend zurück.

Zernick.

Viel Anschauliches über Land und Leute bringt „Die Rußland Deutschen..., Festschrift zum 50jährigen Jubiläum ihrer Einwanderung." Von P. Jakob Rissel. Besonders instruktiv ist die ganz vorzügliche Broschüre des Direktors des landeskirchlichen Ausland-Predigerseminars in Stettin-Grünhof, Liz. Krieg „Aus d. Arbeit d. landeskirchl. Diasp.Semin. in Stettin."

Gossner Mission

Zum Gedächtnis Schwester Ida Palms.

Sie war ganz Missionarin. Nicht genug konnte sie die Herrlichkeit und das Vorrecht der Aufgabe rühmen, indischen Frauen die frohe Botschaft vom Heiland bringen zu dürfen. Ihre Lebenshingabe in diesem Dienst war eine völlige, und so wünschte sie von ganzem Herzen die Rückkehr nach Indien, um ihre letzte Kraft opfern und dort auch sterben zu dürfen. Gott hat ihr nicht erlaubt, Ihm dies letzte Freudenopfer zu tun. Stillesein und Leiden sollte ihr Teil werden.

Nun schauen wir der lieben Heimgegangenen dankbar nach; zugleich auch bittend auf zu dem Herrn der Ernte, daß Er treue Missionarinnen neu erwähle und berufe und sie uns zuführe.

Schwester Idas Freundin und Mitarbeiterin, unsere Missionarin Toni Steiner, gibt uns aus dem Schatz ihrer Erinnerungen einen Rückblick auf das Missionsleben von Schwester Ida Palm: „Sie hat getan, was sie konnte!" Dies höchste Lob, das unser Herr und Heiland während Seines Erdendaseins je jemandem gab, hat Er sicherlich auch unser Schwester Ida gegeben.

Blicken wir zurück auf ihre erste Ankunft in Indien Ende November 1899, so tauchen Namen und Gestalten vor uns auf, welche einst unseren Missionsfreunden lieb und vertraut waren, und welche nun schon längst eingegangen sind zu ihrer Ruhe. Durch Schwester Klara Thiede war Schwester Ida auf unseren Morgenländischen Frauen-Missionsverein hingewiesen worden. Sie meldete sich und trat im Herbst 1898 in unserem Heim ein, damals in Alt-Moabit unter der Leitung von Frau D. Eckhardt, späteren Frau Superintendent Breithaupt.

Noch lebhaft steht der Morgen ihrer Ankunft in Sikandra vor meinen Augen. Schwester Therese Schultz und der Stationsvorsteher, Mr. Pegg, waren trotz der sehr frühen Morgenstunde nach Agra gefahren, die beiden neuen Ankömmlinge, Schwester Ida Palm und Schwester Elisabeth Thalwitzer, abzuholen und ihnen den ersten Gruß der neuen Heimat zu entbieten. Wir anderen Schwestern erwarteten sie mit unseren Waisenmädchen vor Schwester Thereses Haus. Die Mädchen empfingen die beiden Schwestern mit altvertrauten Liedern. Zwar die Worte konnten die beiden nicht verstehen, aber die Melodien verrieten ihnen, was gesungen wurde. Der Morgentee wurde dann gemeinsam eingenommen bei Schwester Therese, an dem gemütlichen, runden Eßtisch. Ich fürchte, wir waren etwas grausam gegen die von der langen Reise müden Schwestern. Es war ein Sonntagmorgen, da drängte die Arbeit nicht so, und man hatte ja leider nur sehr selten die Freude, neue Mitarbeiterinnen begrüßen zu dürfen, welche mündliche Grüße aus der Heimat brachten. Die Kirchenglocken aber mahnten, daß auch diese schöne Morgenstunde ein Ende haben mußte. Wir hatten schon um 8 Uhr Gottesdienst in Sikandra. Nun erlebte Schwester Ida eine große Enttäuschung. Sie hatte gehofft, am nächsten Tage weiterreisen zu können nach Dharmsala, ihrer für sie bestimmten Arbeitsstätte, als Mitarbeiterin der Frau Missionar Daeuble, geb. Stöphasius, welche von unserem Verein ausgesandt, vor ihrer Verheiratung lange Jahre in Sikandra im Waisenhaus tätig war. Aus verschiedenen Gründen mußte Frau Daeuble in die Ebene reisen, die neue Mitarbeiterin, welche ja der Sprache nicht mächtig war, konnte sie nicht allein lassen, so hatte sie mich gebeten, Schwester Ida für etwa zwei Monate bei mir aufzunehmen, zumal auch in Sikandra bessere Gelegenheit war, die Anfangsgründe der Hindisprache zu lernen. So nahm ich denn Schwester Ida mit mir hinüber in unser abseits gelegenes Zananahäusle, wo unser zwar kleines, aber freundlich eingerichtetes und zum Willkommen geschmücktes Gastzimmerchen ihrer wartete.

In diesen ersten Wochen des Aufenthalts in Sikandra war es, daß wir uns näher kamen, uns verstehen lernten, und ich kann sagen, daß wir in all den langen Jahren in Treue zusammenhielten, Freud' und Leid miteinander teilten bis zu ihrem Ende. Sie begann mit großem Eifer das Sprachstudium, was nicht mehr so

Gossner Mission

ganz einfach für sie war, da sie schon beinahe 40 Jahre alt war. Obgleich der Vorstand von ihr, ihres Alters wegen, nur ein Sprachexamen erwartete, wollte sie doch hinter den jüngeren Schwestern nicht zurückstehen und alle Examen machen. Kaum gönnte sie sich Zeit zu den Mahlzeiten. Als Erholung begleitete sie mich einige Male in die Dörfer, in unsere Schulen und Zananas, Frauengemächer. Großen Spaß bereitete ihr, daß sie von einigen Frauen für meine Mutter gehalten wurde. Als Ende 1900 Frau Daeuble kam, Schwester Ida mitzunehmen nach der schönen Bergstation Dharmsala auf dem Himalaya, wurde ihr einesteils der Abschied von Sikandra doch



Schwester Ida Palm †

schwer. Wir konnten aber auf ein Wiedersehen im Juli in Dharmsala hoffen. Neben den Sprachstudien übernahm sie dann von April an die Aufsicht über die heidnische Mädchenschule unter den Gurkhas in Oberdharmsala. Bald fand sie auch den Weg zu den Aermsten der Armen, den Aussätzigen im Regierungs-Aussätzigenasyl. Es waren auch einige Christen darunter. Diesen Unglücklichen Gottes Wort zu bringen, war ihr ein besonderes Anliegen. Februar und Januar 1901 und 1902 verlebte sie dann wieder bei mir in ihrem alten Stübchen im Zananahaus, welches ihr längst ein Stück Heimat geworden war. Ich begleitete sie auch nach Muttra zu unserem gestrengen Herrn Examinator, Herrn Zenker. Zur Feier der bestandenen Examen nahm uns Herr Zenker nach Brindaban mit, um uns die hervorragendsten und größten Tempel Nordindiens zu zeigen. Unter seiner kundigen Führung war die Besichtigung doppelt interessant und belehrend. Da ging auch Schw. Ida ganz aus sich heraus. Frei von den täglichen Pflichten und Sorgen der Arbeit war sie voll Interesse für die alten Kunstbauwerke und für alle Naturschönheiten; ihre feine Beobachtungsgabe entdeckte überall noch etwas Schönes und Interessantes, an dem man sonst wohl achtlos vorübergegangen wäre. Auch ihr feiner Humor trat dann mehr und mehr hervor, und Ferien, mit Schwester Ida verlebt, waren doppelt genußreich und erfrischend. Vor-

Gossner Mission

trefflich verstand sie ihre Erlebnisse, auch die in der Arbeit, in Worte zu kleiden und übermittelte sie uns in anschaulichen, packenden Berichten.

Im Frühjahr 1902 mußte Schwester Ida Abschied nehmen von dem traulichen Marienheim, Frau Daeubles Heim, der wunderbar herrlichen Berglandschaft und, was das Schlimmste war, von der ihr ans Herz gewachsenen Arbeit. Sie war gerade dabei, mit Frau Daeuble ihre zweite Zeltreise anzutreten, als ein Brief des Vorstandes sie für mehrere Monate nach Sikandra an das Waisenhaus berief. Schwester Elisabeth Thalwitzer war zusammengebrochen, und der Arzt riet zu einem längeren Aufenthalt in den Bergen. So hieß es schnell alles umpacken, und statt der Zeltreise in den Bergen des Himalayas ging es hinunter in die heiße Ebene zur Arbeit an den Waisenkindern hinter hohen Mauern. Aus einigen Monaten Vertretung wurde dann ein bleibender Aufenthalt von mehreren Jahren. Da keine Schwester da war, ihre Arbeit in Sikandra zu übernehmen, blieb sie freiwillig. Wie schwer ihr damals dieser Weg der Pflicht war, erfuhr ich erst einige Jahre später, als Frau Daeuble mit ihrer Mitarbeiterin Schwester Marie Lorbeer im Erdbeben umgekomen waren. In einer stillen Stunde erzählte sie mir, was für Kämpfe es sie gekostet hatte, als der Brief des Vorstandes sie damals nach Sikandra rief. Auf der Zeltreise das Jahr vorher hatte sie den Frauen ein frohes Wiedersehen im nächsten Jahre zugerufen. Die Sprache mehr beherrschend, wollte sie in noch ganz anderer Weise ihnen von unserem Heiland als auch ihrem Erlöser sagen. Dann kamen wieder schwere Kämpfe, als sie sich entschied, in Sikandra zu bleiben. Das Herz zog sie nach Dharmsala, die Pflicht hielt sie in Sikandra. Nun, nach drei Jahren durfte sie erfahren, welch ein Segen darauf ruht, wenn wir nicht eigene Wege gehen, sondern uns in Gottes Willen fügen. Es war ihr, als ob ihr Leben neu geschenkt worden wäre; denn hätte sie den ihr genehmen Weg gewählt seinerzeit, dann hätte sie mit Frau Daeuble zusammen den Tod gefunden. In großer Treue und eifriger Pflichterfüllung arbeitete sie dann im Waisenhaus Sikandra bis März 1909, wo sie den sehr nötigen Urlaub in die Heimat antrat. Beim Abschied dachte sie nicht, daß sie Sikandra nicht wiedersehen sollte. Während ihres Urlaubs war die Verbindung unseres Vereins mit der Goßnerschen Mission zustande gekommen. Die Arbeit in Sikandra wurde von uns aufgegeben. Im Januar 1910 kam sie nach Indien zurück, und zwar nach Ranchi an die Hauptstation der Goßnerschen Mission. Nach Jahren war ihr nun ihr Herzenswunsch erfüllt worden, indischen Frauen in Dörfern und Weilern oder in Zananas der Stadt die frohe Botschaft bringen zu dürfen. Auch in dieser Arbeit stand sie mit ganzem Herzen. Vergessen wurden Müdigkeit, Hitze und Durst, wenn sie mit ihren Bibelfrauen nach oft beschwerlichen Wanderungen durch Reisfelder die Frauen zum Heiland weisen konnte. Unsere Internierung im August 1915 setzte dieser ihrer Tätigkeit ein Ende. Als wir dann heimreisen mußten und zusammen auf dem Deck der „Golconda“ standen und mit umflorten Augen die Küste Indiens verschwinden sahen, gab sie den Gedanken unserer Herzen Ausdruck mit den Worten: „Wann werden wir dich, Indien, wiedersehen, und wann werden wir zu unseren Frauen, Mädchen und Kindern zurückkehren können?“ Daß dies nicht mehr geschehen sollte, dieser Gedanke lag ihr fern auch in all den langen Jahren des Wartens. Um nur ja die Sprache nicht zu vergessen, übte sie sich täglich im Schreiben und Lesen. Im Jahre 1927 schien es, als sollte ihre Sehnsucht, nach Indien zurückzukehren, doch noch gestillt werden. Sie wollte selbst die Reisekosten tragen und hoffte dort in Ranchi, in ihrer geliebten Arbeit, ihr Leben zu beschließen. Gott führte sie aber anders. Am 9. April, abends, als sie sich eben fertig machen wollte, um in Aalen in Württemberg einen Missionsvortrag zu halten, hatte sie einen Schlaganfall, die ganze linke Seite wurde gelähmt, und sie war zunächst bewußtlos. Ihre Cousine, Fräulein A. Palm, pflegte sie für die ersten Tage mit großer Treue, dann drang der Arzt darauf, daß sie in das Krankenhaus nach Aalen gebracht wurde. Das Bewußtsein kam wieder zurück, aber sie blieb gelähmt, und ihre Gedanken waren meist

Gossner Mission

wirr. In ihren Phantasien wollte sie immer packen und nach Indien reisen. Im Herbst 1927 fand sie dann Aufnahme in Winterbach in Württemberg im Siechenhause Bethesda, wo sie von Schwestern des Stuttgarter Diakonissenhauses bis einige Tage vor ihrem Ende treu gepflegt wurde. Ein langes Krankenlager wurde ihr zuteil, aber Gott legt uns nicht mehr auf, als wir tragen können. Die drohende Erblindung blieb ihr erspart. Sie durfte auch noch erleben, daß unser Verein die Arbeit in Indien wieder aufgenommen hat. Mein Brief mit dieser frohen Nachricht erreichte sie kurz vor ihrer Abreise nach Stuttgart in das Wilhelms-Spital am 18. Oktober. Am Freitag, den 19. Oktober, machte sie noch eine schwere Operation durch, welche sie gut überstanden hat. Es kam aber Lungenentzündung dazu, der ihre schwachen Kräfte nicht mehr gewachsen waren. Statt nach Indien zurück, durfte sie Dienstag, den 23. Oktober, nachts um einhalbein Uhr heimgehen zu ihrem Herrn und Meister, dem sie so treu und gern gedient hat an den armen Frauen und Mädchen Indiens. In Aalen in Württemberg, wo sie ihre Kinder- und Jugendjahre verlebt hat, ruhen ihre sterblichen Ueberreste und harren der Auferstehung. Dann wird auch Schwester Ida die Wunderwege unseres Gottes preisen können und bekennen müssen: „Gott hat es alles wohl bedacht und alles, alles recht gemacht!"

„Missionsblatt d. Frauen-Ver. f. chr. B. d. w. G. i. Morgenlande."

Im ruhigen Fortschritt.

Es gibt jetzt nicht viel aus der Frauenarbeit zu erzählen. Die Schule geht ihren Gang weiter, Verbesserungen einzuführen, habe ich keine Macht. Allerdings hat der Church Concil jetzt eingegriffen und befohlen, die Schulzeit von 10—3 zu legen, statt 7¼—10½ und 1—3 Uhr, da die Wege zu weit sind für die Tagesschülerinnen, um sie zweimal zu machen und die Hochschule auch ungeteilte Schulzeit hat. Für die Mütter war es mit dem Essen zu schwierig, auch mußten die Kinder im Halbdunkel und Kälte, die sie hier viel mehr empfinden, weil sie keine warme Kleidung haben, von Hause fort.

Die dringend nötige Reise nach Khutitoli und Takarma mußte ich aufgeben. Ich kam nur bis Gumla, weiterhin waren die Wege zu schlecht, da der Regen immer wieder alles aufweichte. Ob ich nun vor Neujahr dazu komme, ist sehr fraglich, da das Auto gründlich nachgesehen werden muß, was einige Zeit in Anspruch nimmt, und wir die Kostschulen gleich nach den Examen am 6. und 8. Dezember schließen müssen. Dann tun die Kinder doch nicht viel, das Interesse fehlt, denn die Versetzung geht allein nach dem Examen. Ich habe es hier voriges Jahr gesehen, sie übten nur für Aufführungen und Feiern, das ist nett für sie, aber nicht notwendig, wenn die Gelder überall fehlen. Die Kosthäuser brauchen trotz aller Bemühungen noch Zuschuß, da der Reis 5 Kilogramm für 1 Rupie steht, trotzdem die Ernte fast eingebracht ist.

Unter den Frauen hier um Ranchi sieht es ziemlich traurig aus. Es ist eine Oberschicht, die durch die Schulen gegangen ist, und in der Bibel Bescheid weiß, auch zu Versammlungen kommt, aber sich noch nicht der Verantwortung für ihre Schwestern bewußt ist. Ganz getrennt davon sind die andern, die auf dem Felde arbeiten, kein Hindi können, nie eine Schule besucht haben, und von der Predigt nichts verstehen. Zu ihnen gehen die Bibelfrauen jetzt regelmäßig einen bestimmten Wochentag und versuchen, die Christenfrauen in einem Hause zu versammeln. Jetzt ist es sehr schwer, da alles bei der Ernte ist, viele Häuser finden wir verschlossen, aber im Dezember wird es schon besser. Wir müssen mit dem Unterricht ganz von vorne anfangen, die Frauen behalten von einer Woche zur andern kaum etwas. Meine 2 Bibelfrauen von Pathalkudwa arbeiten sich allmählich ein. Die alte Mariam bleibt bei ihrem predigen, es geht wie ein Mühlrad, und alles läuft ab. Johanna, die so nett arbeitete, hat jetzt ein Baby und muß natürlich aufhören. So brauchen wir dringend eine neue Bibelfrau

Gossner Mission

für Ranschi, die Liebe zum Herrn und zu ihren Schwestern hat, und tüchtig und geschickt ist. Ich halte jetzt morgens um 7 Uhr Andacht mit den Bibelfrauen, um sie etwas tiefer in Gottes Wort einzuführen und gehe, so viel ich kann, mit ihnen. Wir gehen zu Christen und Heiden.

Auf den Außenstationen geschieht noch wenig für die Frauen, außer in Khutitoli, von dort schicke ich Karnna Barlas Bericht. Die Gebetsstunden auf den Stationen werden meist von besseren Frauen besucht, aber es kommen auch einfache. Viel Freude hatte ich an der Gumla-Frauenversammlung, am Erstlings-Erntefest. Es gehören auch junge Mädchen dazu, und sie singen mit großer Freude und können viele Lieder und Bhajans, die sie abgeschrieben und gesammelt haben.

Es ist noch einiges angefangen, was hoffentlich wachsen und gedeihen wird, aber ich möchte noch nicht darüber schreiben, erst abwarten, aber alle, besonders die lieben Schwestern daheim bitten, daß sie der armen Frauen und derer, die sie lehren sollen, in treuer Fürbitte gedenken. F. Heinze.

Frauen-Gebetsstunden im Distrikt. (Khutitoli).

Von Karnna Barla. (Wortgetreue Uebersetzung von F. Heinze.)

In häuslichen Angelegenheiten hat die Frau allein keine Macht, auch der Mann nicht. So ist auch jede weltliche und geistige Arbeit unvollkommen ohne die Frau. Die Arbeit in der Gemeinde auszuführen, müssen auch wir Frauen nicht still sitzen und die Hände waschen (ind. Ausdruck) und zusehen. Deshalb haben wir Schwestern im Herrn es für gut befunden in der Ausbreitung des Evangeliums zu helfen.

Diese Arbeit hat angefangen, als am Ostermontag alle Mädchen und Lehrerinnen und der Hauptlehrer nach Krukela gingen. Dort unter den christlichen Brüdern und Schwestern wurde die Gebetsstunde angefangen und darüber weiter beraten.

In der April-Gemeindeversammlung legten wir die Sache vor und sprachen über unsere Pläne. Da sie gebilligt wurden, fingen wir an, in die näheren Gemeinden zu gehen.

Die Arbeit wurde Ende Juni mit Begeisterung in Angriff genommen. Gott dem Vater Dank, daß Er in diesem Jahr hier den nötigen Regen geschickt hat, und die Arbeit nicht gestört wurde.

Mit Dank gegen Gott möchte ich etwas von den Gebetsversammlungen erzählen.

Die Gebetsversammlungen halten wir 5 Lehrerinnen und die Ortspastoren. Zwei von uns gehen abwechselnd jeden Sonntag auf die Dörfer. Nach entfernter liegenden Orten gehen wir Sonnabends und kommen Sonntag Abend zurück.

Im Anfang wählen wir einen Bibelabschnitt und erklären ihn den Frauen, Lieder werden auch gelehrt. Sicher danken unsre Schwestern Gott und freuen sich, daß durch den heiligen Geist, sie aus dem Mund ihrer Schwestern über weltliche und geistliche Dinge hören.

Manchmal wenn wir zu den Versammlungen gehen, sind die Kirchen übervoll und draußen sitzen noch Frauen, die hören wollen. An manchen Orten wollen die Schwestern Sonntag nur Gottes Wort hören. Wir wundern uns, wann sie ihr Essen kochen. Oft wollen sie uns in ihre Straßen und Häuser mitnehmen, um mehr zu hören. Zu schade, daß wir nicht zu allen gehen können. So wie sie gern hören, nehmen sie uns auch mit Freuden auf. Durch Gottes Segen, sind überall, wo wir zu erst hingekommen sind, Gebetsversammlungen eingerichtet. In drei Bezirken sind wir noch nicht gewesen. Mit Freuden und Dank gegen Gott teile ich mit, daß von 11 Bezirken, ausgenommen 4, in allen die Frauengebetsversammlungen weitergehen.

Frauen, die lesen können und nicht lesen können, leiten die Versammlungen. Sie setzen ihre ganze Kraft für diese neue Arbeit ein. Schade, daß diese

Gossner Mission

Arbeit nicht früher angefangen wurde. Sie singen 1—2 Lieder, lesen einige Stellen aus der Bibel und 2—3 Schwestern beten. Wie es ihnen am Besten paßt, setzen sie einen Tag für die Versammlung fest. Aus den verschiedenen Straßen (Tolis) kommen sie mit Lichtern zur Versammlung. An dem Abend haben die Brüder Gelegenheit nach dem Essen zu sehen. Einige Bezirke haben wir zweimal gesehen. Diesmal haben die Katechisten den Zustand der Gemeinden geprüft, und berichtet über Gaben, Trinken, Schulen, nämlich die Pflicht der Eltern an den Kindern, Erziehung, Sonntagsheiligung und Sonntagschulen.

Jetzt werden in 5 Sonntagschulen auch Kollekte eingesammelt. In Lattakhamhun sind uns 2 Rs. als Dankopfer eingehändigt. Nach drei Monaten sehe ich, daß Gott des Herrn Barmherzigkeit in dieser Arbeit unvergleichlich ist. Es ist auch eine Freude, daß die Schulkinder Liebe für diese Arbeit zeigen, auch wenn wir gehen, beim Essen für die Schwestern beten. So bitten wir Euch alle, daß Ihr jeden Tag für diese Arbeit beten möget. Es gibt doch keine größere Freude, als wenn Gott selbst solche Arbeit regiert. Ihm sei Dank, daß Er uns Gelegenheit gibt, Sein Werk zu treiben.

In den Fußspuren meines lieben Vaters nach Bamra.

Bevor ich von der eigentlichen Reise erzähle, möchte ich zurückgreifen auf den Brief an die Königin von Holland, den meine liebe Mutter schrieb mit der besonderen Bitte um Hilfe für unsere armen Bamra-Katechisten und -christen. Unter viel stillem Gebet hat dieser Brief seine Reise angetreten und vollendet und unsere Zuversicht war fest, daß der Herr unser Gebet erhören wird. Da kam das Wunderbare: Der Herr hörte uns — nicht. Wohl waren wir enttäuscht und fragten uns, warum Er es nicht getan. Wir wurden aber wieder ruhig und getrost in dem Losungswort, das gerade für jenen Tag gewählt war: „Meine Hilfe kommt von dem Herrn..." (also nicht von der Königin von Holland). So beschlossen wir, nichts mehr eigenmächtig zu unternehmen, sondern auf den Herrn zu warten.

Der Tag meiner Abreise nach Bamra kam. Mit viel stillem Gebet war die Reise vorbereitet und der Herr hat sie über alles Bitten und Verstehen gesegnet. — Am Montag, den 29. Oktober, brachen wir, unser Pastor Johann, ein früherer Katechist Harun und ich nach Bamra auf. Es ging zuerst mit der Bahn 4 Stationen weit. Von da aus wollte der Superintendent[1]) sein Auto schicken, das uns in 3½stündiger Fahrt nach Deogarh bringen sollte. — Nun kam gleich beim Aussteigen aus dem Zug das Unerwartete. Ein hoher heidnischer Beamter, den der Superintendent gütigerweise zur etwaigen Hilfe geschickt hatte, brachte mir die Einladung eines englisches Ehepaares, Mr. und Mrs. Walker, zum Tee. Den ungefähr 20 Baheilogs[2]), die zur Begrüßung an die Bahn gekommen waren, konnte ich eben nur die Hand geben. Dann gings mit dem Auto zu Mr. Walkers Haus. Da mein Vater dort schon einmal Besuch gemacht hatte, war ihnen unsere Familie und Arbeit nicht unbekannt. Sehr freundlich nahmen sie mich auf, ich mußte von diesem und jenem erzählen, und voll, wie das Herz eben war, sprach ich auch von der Not unserer Brüder in Bamra und daß ich auf dem Weg nach Deogarh sei, um dort mit dem Superintendenten zu verhandeln. Ich hätte gehört, daß unsere Christen dort eine Kirche bauen wollten, wozu ihnen der Superintendent auf die Bitte meines Vaters hin einen Platz geschenkt hatte. Wenn sie aber mit dem Kirchbau nicht Eile machten, wäre Gefahr, daß ihnen der Platz wieder genommen würde. So wollte ich nun dem Superintendenten klarmachen, daß wir augenblicklich kein Geld hätten, eine Kirche zu bauen und ihn bitten, daß er den Platz nicht einziehen möchte. Da, urplötzlich fragte Mr. Walker: „Wieviel Geld wollen Sie für den Kirch-

[1]) Politischer Beamter, kein Pastor.
[2]) „Brüder".

Gossner Mission

bau haben?" Ich war so überrascht über diese Frage, daß ich nicht gleich Antwort geben konnte — mein Herz jubelte. Ich bat, mir erst die Sache ansehen und dann die Antwort geben zu dürfen. Dann (ich weiß nicht, wie es kam, ich erzählte von dem Brief an die Königin von Holland, von unserer Enttäuschung, von der Not und Tapferkeit unserer Bamrakathechisten) kam für mich eine zweite Ueberraschung — fast zuviel auf einmal, dachte ich. Mr. Walker meinte zu seiner Frau: „Dear, wollen wir nicht etwas für die Bamra-Kathechisten geben? Es ist aber besser, wir geben nicht einmal, sondern schicken Frl. Diller monatlich eine Summe." Dann fragte er mich: „Wann starb Ihr Herr Vater?" Ich antwortete: „Am 14. März." „Gut," sagte er, „jeden 14. im Monat geht Ihnen eine Geldsumme zu, die Sie dann am 15. erhalten." — Mein Herz war so voll Lob und Dank, daß ich nicht viel Dankesworte fand. Unser Herr Gott hilft eben viel gründlicher und weit besser, als wir armen Menschen es uns denken. Was hätte eine einmalige Gabe von der Königin genützt? Wir wären vielleicht dadurch noch in die Gefahr gekommen, das Geld auch anderweitig Hilfsbedürftigen zu geben. — Mit bewegtem Herzen nahm ich Abschied von dem englischen Ehepaar. Sie luden mich noch herzlich ein, auf meiner Rückreise bei ihnen einzukehren. Mit überglücklichem Herzen und wie im Traum gings dann mit dem Auto nach Deogarh zu. Es war landschaftlich die schönste Gegend, die ich bis jetzt in Indien gesehen. Bamra ist ein bergiges Land und in seinen dichten, undurchdringlichen Urwäldern hausen Elefanten, Tiger, Leoparden und anderes Wild in großer Anzahl. Zwei wilde Pfaue, die auf der Autostraße geruht hatten, flogen auf, sonst aber begegneten wir keinem Djangelbewohner. Es war eine herrliche Fahrt, auch meine beiden Begleiter genossen sie sehr.

Abends um 6 Uhr fuhren wir vor das Haus des Superintendenten. Die Dienerschaft, ungefähr 7 oder 8, waren für den Empfang feierlich aufgereiht. Sehr freundlich empfingen mich auch Mr. und Mrs. Mac Pherson, und noch nie wurde ich so komfortabel aufgenommen als in jenem Haus. Keinen Finger durfte man rühren. Mein Schlafzimmer wurde durch 3 Diener bedient. Es war mir schon beinahe unheimlich und doch mußte man sich wohlfühlen bei Superintendents, die, in der Einsamkeit und von jeglichem europäischen Verkehr abgeschlossen lebend, jeden Besuch dankbarst begrüßen.

Am nächsten Morgen sah ich unsere kleine Gemeinde von ungefähr 50 Seelen. Ihr Anblick rührte mich sehr: Ein kleines Häuflein, umringt von finsterem Heidentum, einsam und ohne geistlichen Zuspruch, weil Deogarh zu abseits liegt und die Fahrt zu beschwerlich und teuer ist. So kam höchstens alle Jahre einmal ein Pastor, um sie zu besuchen. Aber dennoch halten sie treu und fest zum Glauben. Als wir unsere Besorgnis aussprachen, daß sie durch das Einsamstehenmüssen wieder in das alte Heidentum zurückfallen würden, da antwortete der Katechist: „Das ist unmöglich, wir sind ja getauft!" Seliger Glaube! Dort sah ich die ärmste Gemeinde bis jetzt — aber auch die sauberste. So kleine Häuschen auf einen Haufen habe ich noch nie gesehen. Trotz allen tiefen Bückens stieß ich dennoch mit meinem Kopf hart an. Und wie klein war das Kirchlein! Nachmittags versammelten wir uns zum Gottesdienst und heiligen Abendmahl, es war das erste, das die kleine Gemeinde feierte.

Es ist dies verwunderlich. Doch hörte ich folgendes darüber: 1923 bat die Gemeinde, daß ein Pastor sie besuchen möchte. Dieser wiederholte Ruf aber blieb unerhört, man scheute die gefahrvolle Reise. So kam endlich 1926 ein Pastor nach Deogarh und konfirmierte diejenigen, die fertig waren, und da er keinen Wein und keine Abendmahlsgeräte hatte, blieben die Neukonfirmierten ohne Abendmahl. 1927 besuchte mein lieber Vater Deogarh, dem haben sie aber anscheinend den Mißstand verschwiegen und so kam es, daß erst in diesem Jahr die Neukonfirmierten das heilige Abendmahl erhielten. — Es war so eng im kleinen Raum, weil zwei Stühle für den Pastor und mich hineingesetzt waren und ein kleines Tischchen für die Abendmahls-

Gossner Mission

geräte, daß die Kinder rausgehen mußten, um Platz zu schaffen. Der Gesang war auch nicht gerade erbaulich, jeder machte sich seine eigene Melodie zurecht, sodaß man nicht wußte, was eigentlich die rechte Singweise sein sollte. Dazu stieß sich unser Pastor bei der heiligen Handlung viermal so gewaltig seinen Kopf, daß die Gemeinde ein mitfühlendes „ah, ah" ausstieß. Die Balken, auf dem das winzige Kirchlein ruhte, waren nämlich so niedrig, daß sie bis an mein Kinn reichten. Kurz, die äußeren Umstände für ein feierliches Abendmahl fehlten völlig, und dennoch spürte man es der Gemeinde an, daß sie etwas Sonderliches erlebte. Wir kamen ganz unerwartet für



Frau Missionar Prehn mit ihrer Bibelklasse.

unsere Christen. Die Anmeldung erreichte sie erst, als wir sie schon wieder verlassen hatten. Vier Tage muß man rechnen für einen Brief von hier bis nach Deogarh. — Leider war ich durch die Einladung von Superintendents zu sehr gebunden und ich tröstete die Christen, wenn ich, will's Gott, noch einmal nach Deogarh kommen sollte, wollte ich im Zelt mitten unter ihnen wohnen. Mein Hals konnte beinahe keine Guirlanden mehr fassen, soviel hatten sie mir umgehängt. Es war eine große stille Freude und ich bekam nachher einen Brief, in welchem stand, daß unser Kommen nach Deogarh „ein großes Licht für die Heiden" gewesen sei.

Wieder voll Lob und Dank gegen Gott schieden wir am nächsten Morgen von unserer Gemeinde. Und wieder hatte der Herr eine Freude für uns bereit. Als ich auf Wunsch noch einmal bei Walkers einkehrte, fragten sie voll Interesse nach allem Erlebten. Ich erzählte von meinen Eindrücken und das bewegte das Herz der guten Leute so, daß Mr. Walker ein Freibillet für unsern Pastor und den Katechisten von Deogarh für die Autobusfahrt zwischen der Bahnstation und Deogarh ausstellte, sodaß nun kein Hindernis mehr besteht, die einsame Gemeinde zu besuchen. Es ist eine Fahrt von 5 Stunden mit dem Autobus und kostet 8 Rupie für eine Person. — Eine Hiobsbotschaft ist leichter zu ertragen, als eine Freudenbotschaft nach der andern. Mein Herz war so froh gestimmt, daß es mir meine Nachtruhe raubte.

Gossner Mission

Von Dewgarh ging's nach Rengapara, einem kleinen Christendorf mitten im Djangel. Dort leben beinahe nur neue Christen und solche, die sich zur Taufe vorbereiten. Nur vieren konnte unser Pastor das heilige Abendmahl austeilen, die andern sind noch nicht konfirmiert. — Wir blieben 2 Nächte unter ihnen. Dann trennten sich unsere Wege. Der Pastor fuhr mit der Bahn nach Raj Gangpur zurück und wir zogen weiter nach Nauapali zu. Wieder brachte uns Mr. Walkers Auto ein Stück Weges und dann gings hinein in den Urwald, den ich zum ersten Mal in seiner Ursprünglichkeit gesehen habe. Unterwegs bemerkten wir frische Bären- und Elefantenspuren. Ich habe immer gedacht, wie können nur solche Ungeheuer wie Elefanten satt werden. Aber in Bamra sah und konnte ich es verstehen: Ein Urwald, undurchdringlich und wild, reiht sich am andern. Diese ziehen sich über die Berge hin, auf denen die Elefanten hausen. Des Abends steigen sie hinunter ins Tal und sind dann der Schrecken der Leute, weil sie die Reisfelder verwüsten. Nur durch Feuerbrände sind sie mühsam zu vertreiben. — Unter munterem Erzählen meiner Begleiter erreichten wir gegen Abend Nauapali. Unterwegs besuchten wir die einsam wohnenden Christen.

Auch Nauapali ist ganz von Urwald umgeben und die Christen erzählten uns, daß in der vergangenen Nacht 2 Elefanten in ihre Felder eingebrochen seien. Wie sauer müssen sie sich's doch werden lassen, bis sie ihr bißchen Reis in ihre Häuser bergen können. — Der Gemeindezustand ist ein trauriger. Der Katechist ist zu sanft und durch seine Schuld ist ein ganzes Dorf zu den Römern übergegangen. — Viele waren dort am Fieber erkrankt, da war es recht gut, daß wir die „Drehorgel" (das ist mein Medizinkasten, der sehr einer Drehorgel gleicht) mit uns hatten. — Als ich mich in mein Zelt zur Ruhe niederlegte, hörte ich in den Feldern die Leute mit Blechen und irdenen Gefäßen Radau machen. Hie und da flammten die Feuer auf, um die wilden Elefanten zu vertreiben. Wir hatten die Brüder und Schwestern (denn wenn Not am Mann ist, müssen auch Frauen und Kinder mit auf die Elefantenjagd) in Gottes Schutz befohlen und am andern Morgen erzählten sie uns, daß in jener Nacht kein Elefant eingebrochen sei. — Nach dem Gottesdienst wurde wieder das Zelt abgebrochen und weiter ging die Reise nach Masrikhani. Wieder gings durch Urwald und wieder Urwald, besonderer Aufenthalt der Tiger, und manches gruselige Geschichtchen wußten sich meine Begleiter zu erzählen. Ich sah, daß der Weg teilweise repariert war und drückte mein Erstaunen darüber aus. Da erzählten sie, das hätten die Baheilogs extra für mich gemacht, damit, wenn ich mich im Tigerjangel fürchten würde, ich schnell mit meinem Rade hindurchfahren könnte. (Ungefähr 1½ Stunde!) Die guten Leute! Der Weg war aber trotz allem wohlgemeinten Reparieren unfahrbar und da ich mich nicht fürchtete, gingen wir selbander. Besonders Leopardenspuren konnten wir im Sand beobachten.

In Masrikhani, dem größten Christendorf in Bamra, blieben wir 2 Nächte. Dort trafen wir wieder mit unserm Pastor zusammen. Die neue Kirche wurde eingeweiht, Taufe und Abendmahl gehalten und am Abend sangen die Brüder vor dem Zelt ihre schönen Mundarilieder. Da die Baheilogs nur Mundari oder Oriya verstehen, war es mir leider versagt, mit ihnen einige Worte zu sprechen.

Wieder wurde das Zelt abgegebrochen und wir gingen unserm letzten Ziel entgegen: Philingibhal, dem zweitgrößten Christendorf, nahe der Bahnlinie. Von dem dortigen Katechisten hatte ich durch den hohen heidnischen Beamten und Mr. Mac Pherson nur Gutes gehört, nämlich, daß er seiner Gemeinde energisch und wohl vorsteht. Trotzdem lebt er im Kampf mit dem heidnischen Oberhaupt, und mein Aufenthalt war beinahe nur ausgefüllt mit der Polizei und dem heidnischen Häuptling zu verhandeln. Letzterer, ein vornehmer Heide, ist ganz im Bann des Heidentums. Ich bat ihn, seine Frau sehen zu dürfen. Sie wußten von Geistern zu erzählen, die täglich im Hause herumspukten und bat, ob ich ihnen dafür „Medizin" geben könnte. Das war die beste Gelegenheit, ihnen von d e r einzigen Medizin zu sagen. — Es ist der

Gossner Mission

Heide, der sowohl meinem Vater als auch mir gegenüber behauptet, die Christen wären nur dran Schuld, daß seine 3 einzigen Söhne gestorben seien.

„Wenn in Bamra eine Missionsstation gebaut würde, würden sofort viele Heiden zu uns kommen," so sagte man uns dort. Der Herr, der die Herzen der Menschen lenken kann wie Wasserbäche, wie wir es jetzt so spürbar erlebt, wird auch zur rechten Zeit die Mittel darreichen, die nötig sind zum Bau einer Missionsstation.

A. Diller.

Unsere Freunde im Memelland.

„Ich hätte gern der Dangen Strand noch einmal gern gegrüßt,
Gern dich, du liebes Vaterland, zu guterletzt geküsset,
Ich bin auf andre Lust bedacht, die Gott mir dort wird geben,
Du werte Mümmel, gute Nacht, du müsseſt glückhaft leben;
Kein' Wehmut, kein Verlust, kein Leid geb' Ursach dir zu trauern,
Empfinde Fried' und gute Zeit stets inner deiner Mauern."

Simon Dach, geb. 1605 in Memel.

Mehr als 10 Jahre sind es her, daß unsere Freunde im Memellande besucht worden sind. Im vorigen Jahre war es unser lieber Bruder, Missionar Schütz, der einen Versuch machte, die alte Missionsliebe der memelländischen Gemeinden neu zu beleben. Die allgemeine wirtschaftliche Notlage und die Politisierung auch des religiösen Lebens hat das Missionsinteresse des Memellandes bisher lahmgelegt. Gott gebe, daß das „werte Mümmel" wieder „Fried' empfinde" und dadurch auch die alte Treue zur Mission aufs neue erwache! Im November vorigen Jahres habe auch ich das Memelgebiet bereisen dürfen, habe vor Deutschen und Litauern gesprochen und die ganze Arbeit in dem alten litauischen Bauernhause abgeschlossen, in dem meine liebe Mutter als junge Missionarsbraut durch meinen Großvater, einen ehrwürdigen Sakytojis (Laienprediger), in einem Surinkims (Gebetsversammlung) nach Indien ausgefeiert worden ist. Für alle Goßnerliebe, die ich auf dieser Predigtreise erfahren habe, Goßners Dank!



Die **lutherische Kirche zu Leer** (Ostfriesland). Irrtümlich war in der November-Nummer Seite 133 für dieses Bild das des Schlosses Jever in Oldenburg, welches allerdings einer Kuppelkirche ähnlich sieht, gebracht worden. Deswegen dieses zur Berichtigung.

Ferner berichtigen wir, daß das von Herrn Superintendent D. Schaaf-Potshausen herausgegebene Sonntagsblatt nicht „Ostfriesisches Sonntagsblatt", sondern „Ostfriesischer Sonntagsbote" heißt.

Gossner Mission

Man gestatte mir nur einige wenige Worte über die litauische Bevölkerung des Memelgebietes.

Der memelländische Litauer ist durch die litauischen Geschichten eines Ernst Wichert und Hermann Sudermann in die deutsche Literatur eingegangen. Doch wer ihn nur durch diese Dichter kennt, kennt ihn nicht ganz. Ohne die dichterische Kraft ihrer Erzählungen anzutasten, müssen wir doch sagen: Wichert hat den Litauer ganz einseitig kriminell und Sudermann sexual verzeichnet. Wer den Litauer diesseits der großlitauischen Grenzen ganz kennen lernen will, der frage einmal bei den Diakonissenmutterhäusern, den Anstalten der Inneren Mission und bei der Berliner, der Rheinischen und unserer Missionsgesellschaft nach, und man wird erstaunt sein, welch einen hohen Prozentsatz von Reichsgottesarbeitern und -arbeiterinnen das litauische Volk, ein Volk von glühender Religiosität, gestellt hat.

Wir lassen hier die Beschreibung eines litauischen Surinkims (Wort- und Gebetsversammlung) aus der Feder der memelländischen Heimatdichterin Lisbeth Purwins-Irrittié (aus dem Roman „Der Kampf um die Heimaterde", Verlag von W. Härtel u. Co. Nachf., Leipzig) folgen, um unsere Leser einen Blick in die fromme litauische Sitte tun zu lassen:

„Auf der anderen Seite ist eine Versammlungsstube. Lange, hölzerne Bänke sind hier in Reihen hintereinander aufgestellt. In einer Ecke des Zimmers, der Eingangstür gegenüber, steht ein Tisch. Dahinter ist der Platz des Sakytojo.

Am Abend vor Ostern ist schon die erste Versammlung gewesen. Am ersten Feiertag frühmorgens folgt die zweite*). Und nun kommen sie nacheinander, langsam und feierlich, gemessenen Schrittes, die breite Landstraße hinauf und schmale Feldwege, alle die dunklen Gestalten, litauische Männer und Frauen in Faltenröcken, Jopen und Kopftüchern, alles schwarz oder in dunkelsten Farben, das Gesangbuch unter dem Arm, den Kopf zur Erde geneigt. Sie sprechen fast gar nichts — oder sehr leise miteinander. Unaufhörlich lang ist der Zug, immer wieder und von allen Seiten strömen die Gestalten dem Gehöft zu. Auf Zehenspitzen schreiten sie über den Flur, in die Versammlungsstube. Heiliger Ernst liegt auf allen Gesichtern und eine ehrfürchtige Scheu, gemessenes Zurückhalten und eine zarte, behutsame Vorsicht, als läge das Jesuskindlein irgendwo in süßem Schlummer und als fürchteten sie, den heiligen Schlaf zu stören. So schreiten sie und so machen sie beim Eintritt nach der Richtung des Tisches hin eine tiefe, ehrfürchtige Verbeugung. In ihren Gedanken steht das Kreuz des Heilandes dort, wo der Sakytojis das Wort Gottes verkündet. Auf der einen Seite des Raumes sitzen die Männer, auf der anderen die Frauen, strenge getrennt von einander. Und nun kommt der Sakytojis. Die Stube ist dicht gefüllt, sogar auf dem Flur und draußen vor den weitgeöffneten Fenstern stehen Andächtige. Die Versammlung singt ihre schwermütigen litauischen Choräle. Voll und klangreich, in langgezogenen, getragenen Tönen, von ungeschulten Stimmen doch so klar und rein gesungen, rauschen die vielstimmigen Lieder dahin, durch die Fenster hinaus, über den Garten hinweg und steigen empor in die Wolken, die weiß und federleicht über den blauen Osterhimmel fliegen. Eine goldene, zarte Leiter von Tönen baut sich auf von der staubigen Erde empor, gerade hinein in das strahlende Blau, auf deren Sprossen die feiertagsfrohen Seelen aufwärts steigen.

Gewaltig predigt der Sakytojis und eindringlich. Seine Worte sind volkstümlich und einfach. Sie verstehen es alle und so lieben sie es. Ist es doch einer von ihnen. Aus dem Volke hat er seinen Weg gefunden zum Worte Gottes. Und er geht ihn auch umgekehrt zu ihren Herzen. Aus dem Volke stammt der Sakytojis. Aber er ist einer seiner Besten. Die hohe Stirn mit dem weißen Haar, das scharf geschnittene, markante Gesicht verraten Intelligenz und Güte. Lautlose Stille liegt in dem Raum, lautlose Stille vor den Fenstern. Nur die klare Stimme des Redenden und hin und wieder leises Weinen und ergriffenes, halb unterdrücktes Schluchzen von den Frauen,

*) Im Anschluß an die Gebetsversammlung erfolgt der Kirchgang.

Gossner Mission

in weiße Taschentücher hinein. Und hin und wieder einer Lerche jubelndes Morgenlied, die dasselbe singt, was in all den Herzen jubelnd zittert. Ostern, Ostern. Auferstehen!"

Lokies.

Das Wunder.

Von Wundern der Liebe soll jetzt die Rede sein.

Ist es nicht ein Wunder, wenn Eltern und Kinder zehn Jahre lang von einander getrennt waren, bei ihrem Wiedersehen feststellen müssen: „Die Liebe höret nimmer auf?" Da sitzen die Eltern, altgediente Missionsleute, nach ihrer Rückkehr aus Indien in einem Vorzimmer und lauschen auf den vierstimmigen Gesang, mit dem ihre Kinder sie begrüßen. Eine Tür trennt sie voneinander, sehen können die Eltern nicht; aber sie suchen die Stimmen zu unterscheiden. Und dann tut sich die Tür auf, und das Wunder ist da: zwar haben sich die Kinder ihre Eltern größer und diese ihre Kinder kleiner und anders vorgestellt als sie sind, aber — obwohl die Verbindung während dieser langen zehn Jahre nur unvollkommen, nur brieflich war und langsam, langsam zu einem ganz dünnen Faden wurde: jetzt spüren sie es alle im Herzen, das selige Wunder: „Die Liebe höret nimmer auf."

Wenn alles aufhört, sie hört nicht auf. Missionsleute wissen es! Da sitzen Mutter und Sohn nach Jahren der Trennung nebeneinander. Die Mutter, jahrzehntelang Missionarsfrau in Indien, hatte sich nach und nach von allen ihren Kindern losreißen müssen. O ihr Mütter, wißt ihr, was das bedeutet?! Und als die Eltern dann in ihre alte Heimat wiederkehrten, war Krieg. Ein Sohn fiel, und dann starb der Vater. Das war zuviel für der Mutter Herz. Ihre zarte Seele verwirrte, ihr Geist umnachtete sich. Nun sitzen sie nebeneinander, Mutter und Sohn. Aber die Mutter sieht an ihrem Sohn vorbei,, so fremd, ach, so fremd. Sie starrt und starrt auf einen Punkt an der Wand. Alles scheint zwischen ihnen verschüttet. Der Sohn sieht sie immer wieder an. Ist es möglich, daß ein Mensch solchen Schmerz erträgt! Er streichelt über ihr krankhaft gespanntes Gesicht. Da — da geschieht das Wunder. Die Mutter wendet ihm ihr Antlitz zu, und der Sohn sieht, wie ein Licht in ihrer Seele aufglimmt. Ein kleines Flämmchen, irrt es zwischen den Trümmern ihrer verstörten Seele hin und her — und nun — nun tritt es in ihren Blick. Der wird groß und hell und warm, und jetzt — ist das Wunder, das große Wunder geschehen: die Mutter hat den Sohn erkannt — und eine Güte, eine unsagbare Güte verklärt ihr Gesicht. „Die Liebe höret nimmer auf."

Liebe Missionsfreunde! So und nicht anders ist es der Goßnerschen Missionsleitung im vergangenen Jahre mit ihren alten Freunden ergangen. Die alte Goßnerliebe lag verschüttet unter Bergen von Gleichgültigkeit und Mißtrauen, auch unter Bergen eigener Not. Wenn wir nach unseren alten Freunden hinsahen, blickten viele, ach so viele an uns vorbei, starr, teilnahmslos, ja manche oft feindselig. Eine tiefe Kluft der Entfremdung hatte sich zwischen uns aufgetan. Das rührte noch von den langen Jahren her, als wir draußen in Indien kein Arbeitsfeld hatten und darum auch die Werbearbeit in der Heimat nicht wirksam genug betreiben konnten. Das rührte auch von den tiefgehenden Aufregungen und Erschütterungen der Kriegs- und Nachkriegszeit her, die unsere Freunde persönlich durchleben mußten. Unsere Aufrufe verhallten fast ungehört. **Und nun — nun ist das Wunder der Liebe geschehen!** Unsere Freunde sehen uns wieder an. Die alte, verschüttete Liebe hat sich neu entzündet. Eine Flamme, die uns wärmt und zu neuer Arbeit belebt, ist sie in den Blick unserer Freunde getreten, immer größer und immer heller — o Herr, Herr, Dir sei Dank!

Wir hatten zur Deckung unserer Bankschuld eine doppelte Bitte an unsere Freunde gerichtet: eine öffentlich an die Leser der „Großen Biene" um 3 Mark für den einzelnen Leser und eine zweite, fast unbescheiden große Bitte, so groß, daß wir zuerst selbst über ihre Größe erschraken, um 100 Mark an solche Missionsfreunde, von denen wir annahmen, daß sie uns ein solch' großes Geschenk machen könnten.

Auf die erste Bitte sind eingegangen (und viele, viele haben 6 und 9 M. und noch mehr geschickt, immer an Stelle solcher Freunde, die auch diesen Notruf nicht hören sollten)	10 250,00 Mark
auf die zweite Bitte	3 277,00 Mark
im ganzen	13 527,00 Mark

Gossner Mission

Im Namen von Bruder Stosch und Bruder Zernick, sowie im Auftrage des gesamten Goßnerschen Kuratoriums habe ich unseren Freunden für dieses Wunder der Liebe herzlichsten Dank zu sagen. Ja, für ein Wunder der Liebe! Handelt es sich doch dabei nicht nur um das Geld, das für unser indisches Werk geopfert worden ist, sondern um die mehr als 2000 Zuschriften mit Worten des Vertrauens, der Freundschaft, der Gemeinschaft. Wir bitten uns zu entschuldigen, wenn wir nicht wegen unserer übergroßen Reisetätigkeit auf jedes Wort der Liebe antworten können, wir bitten aber uns zu glauben, daß wir uns durch jedes dieser Worte getröstet, gestärkt und getragen fühlen. Wir wissen uns nicht mehr allein, auch dann nicht, wenn wir nun an die große Aufgabe des kommenden Jahres herantreten. Wir haben uns vorgenommen — so Gott es will — unsere Freunde nicht mehr durch die Ankündigung von Bank- und Wechselschulden, sowie Rottelegrammen aus Indien zu erschrecken, sondern ihnen ganz planmäßig — und zwar in der kommenden Nummer der „Großen Biene" — die Größe unserer Aufgabe aufzuzeigen. **Sie ist so groß, daß Menschen an ihr verzweifeln müßten; handelt es sich doch kurz gesagt, darum, die Einnahmen von 1927 bis zum Jahre 1930 zu verdreifachen, wenn wir das Goßnersche Missionswerk in Indien behalten sollen.** Die Aufgabe ist verzweifelt groß und doch nicht hoffnungslos, **wenn wir nur, — wenn wir nur Fühlung miteinander behalten,** die Fühlung mit unseren Freunden, die uns das alte Jahr geschenkt hat. **Wenn nur nicht die Liebe aufhört!** Gott verhüte es in Gnaden!

Lokies.

Schwester Marie Vorköper

ist am 16. 12. in Tating fu (Provinz Kwei tschan, W.-China) entschlafen. Ein Telegramm aus Shanghai meldete es an Frau Oberin Eva von Thiele-Winckler in Friedenshort-Miechowitz.

Sie war eine der Treuesten! Ihre erste und letzte Missionsliebe gehörte Indien. Gern wäre sie bald dorthin zurückgekehrt. Nun darf sie ruhen von ihrer Arbeit und ihre Werke folgen ihr nach!

„Patriae inserviendo consumor" *) stand auf der Denkmünze, die uns bei der Studentenhuldigungsfahrt der 80 jährige Bismarck in Friedrichsruh zur Erinnerung mitgab. „Domino inserviendo consumor" **), diese Variation eines Fürstenwahlspruches bedeutete den Inhalt des Lebens dieser Dienerin unseres Herrn Jesu Christi.

Ihrer soll noch besonders gedacht werden.

Zernick.

---

*) Im Dienste des Vaterlandes verzehre ich mich.
**) Im Dienste des Herrn verzehre ich mich.

Die Nummer unsers Postscheck-Kontos ist: Berlin Nr. 7950 Goßnersche Missionsgesellschaft; für die Buchhandlung Berlin Nr. 17 396.

Verantwortlicher Schriftleiter: Missionsinspektor Zernick, Berlin-Friedenau, Handjerystr. 19/20.
Für die einzelnen Aufsätze verbleibt die Verantwortung den Verfassern.
Verlag der Buchhandlung der Goßnerschen Mission, Berlin-Friedenau.
Gedruckt in der Buchdruckerei Gutenberg (Heinrich Beenken), Berlin SW. 19, Wallstr. 17/18.

Gossner Mission



Die Biene auf dem Missionsfelde

Monatsblatt der Goßnerschen Missionsgesellschaft

Nummer 2 | Berlin-Friedenau, Februar 1929 | 96. Jahrg.

„Tönendes Erz — nichts nütze."

1. Kor. 13, 1—3.

Die schwäbische Schriftstellerin Ottilie Wildermuth erzählt von einem württembergischen Pastor; der sei eines Sonntags auf die Kanzel gestiegen und habe das Evangelium (oder die Epistel) des Sonntags verlesen. Danach habe er gesagt: „Liebe Gemeinde! Das Verlesene ist so schön, daß ich nichts besseres hinzufügen kann. Wir wollen es noch einmal hören." Dann habe er es noch einmal vorgelesen und noch einmal und noch einmal und damit habe er Schluß gemacht. Bei diesem Kapitel hier könnte man das. Wie kaum ein anderes Stück des Neuen Testaments hat es etwas unüberbietbares und bezauberndes zugleich, nicht nur dem Inhalte nach. Wer imstande ist, es wörtlich, so wie es Paulus geschrieben hat, in seiner Sprache auf sich wirken zu lassen, weiß das und weiß, daß es immer eine Stunde tiefster Weihe und höchsten Genusses zugleich ist, den keine Kunst des Vortrages mehr zu steigern vermag, wenn Augen und Gedanken diesen Sätzen folgen, als ließe man Perlen von seltenstem Glanz und unschätzbarem Wert durch die Hände gleiten.

Wem gilt der Lobgesang des Apostels? Der Liebe. Der zum Ruhme hat das Menschengeschlecht von jeher die Saiten gerührt. Durch all sein Singen und Sagen rauscht es hindurch wie der Sturmgesang auf dem Höhepunkt von Sophokles[1]) Antigone: „Eros[2]), unbesiegbar im Streit, Eros, der auf Beute sich stürzt . . .", und wenn man die Summe der Lieder aller Zeiten und Völker auf eine kurze Formel bringen wollte, so könnte sie der Vers des Anakreon[3]) sein: „Meiner Leier Saiten ertönen nur von Liebe."

Davon spricht der Apostel nicht. Er denkt an etwas ganz anderes, hat auch hier ein anderes Wort dafür wie jene, wenn es auch im Deutschen dasselbe ist. Darum geht es ihm und das ist sein Lied: was Menschen verbindet, die nicht der Zug des Herzens oder der Rausch des Blutes zueinander geführt hat, die Fleisch und Blut nicht verband, die nicht einmal ein Volk oder Vaterland gemeinsam zu haben brauchten, die einstmals alle einander fremd waren und sich vorher garnichts angingen, die aber jetzt eine Gemeinschaft geworden sind, weil sie einen Herrn über sich bekennen und einen Glauben und eine Hoffnung gemein haben. Und was ist das, was hier Liebe heißt? Es ist der ruhige Altruismus, der Sinn für den andern, der Wille und die Fähigkeit, des anderen Last und des anderen Lust mit auf sich zu nehmen und danach zu tun. Eigentlich etwas ziemlich nüchternes!

Damit tritt der Apostel korinthischer Ueberschwänglichkeit entgegen. Schwung und Begeisterung waren in Korinth genug, soviel sogar, daß sie sich in der Extase überschlugen und die Zungen unverständliches redeten, sodaß erst die besondere Gabe eines anderen eintreten mußte, um zu sagen, was jener gemeint hatte (Kap. 14). Die

1) Der Schiller Griechenlands, † 403 v. Chr. i. Athen. 2) Cupido-Amor. 3) Lyrischer Dichter i. Theos, bei Polykrates v Samos und in Athen. 6tes Jahrh. vor Chr.

Gossner Mission

Korinther schätzten das sehr hoch, der Apostel nicht. „Wenn ich mit Menschen — und er überbietet das noch — mit Engelszungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz und eine klingende Schelle." Das sind seelenlose Instrumente, denen der Musikus erst seine Seele geben muß, um durch sie den Menschen etwas sagen zu können, dazu nicht einmal die wertvollsten Instrumente. Denn wenn sie auch zum Orchester gehören, so könnte man doch nur im äußersten Notfall durch den ärgsten Platzmangel veranlaßt werden, sich in ihre Nähe zu setzen. Wer liebte auch gerade das Getöse von „schallendem Erz und gellendem Becken"!.

Es ist etwas Großes um das Wissen. Wer das Gegenteil behaupten würde, käme lediglich in den Verdacht des Stumpfsinnes oder der Trägheit oder daß er es anders meint, als er sagt. In die Tiefen der Gottheit zu tauchen, die Geheimnisse zu wissen, von Gott und Mensch und wie und warum diese Welt geworden ist und was es um die Erlösung sei und, was Gott noch mit uns vor hat, — welch ein Reichtum! Und das in Worte kleiden zu können und auszubauen und vor Menschen aufzubauen — welch eine Gabe! Erkenntnis (Gnosis), das war ein Lieblingsstück für die Korinther und das wurde ein Tummelplatz für den griechischen Geist. Aber vor den meisten dieser Kunstwerke, die sie bauten, stehen wir schlichten Leute aus dem Westen von heute und schütteln den Kopf und über fast allen ist das Wort des Apostels stehen geblieben: „Nichts". Es hat Zeiten in der Geschichte der Kirche gegeben, die besonders groß waren im Ausbauen der Erkenntnis, im Bauen von Lehrgebäuden — wirklich groß — und in die wir uns doch nur ungern im Geiste zurückbegeben, weil uns ein Eiseshauch aus ihnen anweht und die größte Gelenkigkeit der Beweisführung das Eine nicht ersetzen kann, was eben fehlt und damit das Andere zum Nichts degradiert: der blutwarme Herzschlag der Liebe. Darum konnten solche Zeiten zum Tummelplatz des haßerfülltesten Gezänkes und des trostlosen Zerfalles herabsinken, tiefer noch als zum „Nichts".

Das Christentum der ältesten Christenheit war ein Christentum der Tat. Das Zeugnis hatte es. Wir wissen das aus heidnischem Munde. So behauptete es sich gegen den heidnischen Staat und so setzte es sich durch. „Die Armen die Schätze der Kirche", dieses Wort des Märtyrer-Diakons Laurentius von Rom vor dem heidnischen Konfiskator ist keine Redensart gewesen. Je weiter die Zeit vorschritt, desto mehr verstärkte sich das und — konnte schließlich doch dabei das werden, was Paulus hier als Möglichkeit ins Auge faßt und einem fast widersinnig erscheint und doch geschehen ist: „nichts nütze". „Wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe", sie haben es oft genug wörtlich erfüllt und haben die eigenen Kinder womöglich noch dazu aus dem Erbe gestoßen und den Bettelsack auf die Schulter genommen — und haben nichts genützt, weil ihnen bei allem Heroismus des Wegschenkens und Wegwerfens das Eine fehlte, was nötig ist, um zu nützen, das, was Paulus Liebe nennt. Die Geschichte des Bettlerwesens und des Landstreichertums usw. bis in die neuste Zeit hinein zeigt das. Das Gegenstück dazu heißt: Vater Bodelschwingh und Wilhelmsdorf und Bethel, heißt: Purulia und Vater Uffmann. Diese Namen nennen heißt andeuten, was Liebe bedeutet.

Von den „geistlichen Gaben", die in der Gemeinde walten, redet der Apostel. Inmitten davon steht dieses hohe Lied der Liebe. So kennt er sie: als eine Gabe. Wille und Fähigkeit zugleich, dem Bruder in Christo zu helfen und zu nützen, was ihn niederdrückt und ihn erhebt, was ihn schmerzt und was ihn freut, was ihn hemmt und was ihn fördert, auf die eigene Seele zu nehmen, und zwar nicht in dem Sinne, den der Herr Matthäus 7, 3 geißelt, sondern fernab von Ueberhebung wie Neid und Schadenfreude — Wille und Fähigkeit dazu sind eine Gabe, gegeben von oben, geboren aus der inneren Wiedergeburt eines Menschen. Nur so kann das werden und nur da kann das sein, was der Apostel meint, wenn er „Liebe" sagt. Wer zurückblickt auf Namen, wie die genannten, und wer Menschen kennt, die nicht genannt werden und doch gleicher Art begabt sind, weiß, daß es so ist. Das Beste in der Welt und das Größeste unter dem, was bleibt, ist eine Gabe der Gnade. Zernick.

Gossner Mission

„Ohne Barmherzigkeit". Agua Bendita.

Von Nino Marchesich-Bordon.

In Riga behauptete letzthin ein Professor, ein Mittel gegen den Aussatz gefunden zu haben; um das Mittel zu erproben, suchte er Menschen, die bereit waren, sich mit Lepra infizieren zu lassen. Etwa 20 Meldungen liefen ein, darunter die eines Mörders, der sich durch die Impfung vor der Todesstrafe retten wollte.

Im Jahre 1923 weilte ich als Sonderberichterstatter in Südamerika und hatte Gelegenheit, auch die Republik Kolumbien zu besuchen, die unter den südamerikanischen Republiken die eigentliche Heimat der gräßlichen Lepra, des schon im Altertum und in der Bibel so oft erwähnten Aussatzes ist. Die ersten Anzeichen dieser Krankheit gleichen einem Todesurteil, das oft in kurzer Zeit, oft auch erst nach langen Jahren durch langsames Verfaulen der Glieder vollstreckt wird. Da die Lepra schon durch einen Händedruck ansteckend wirkt, verfahren die Behörden in der Republik Kolumbien mit größter Strenge gegen die Erkrankten. Sobald man an irgend einem Bewohner, welchen Standes er auch sei, die ersten Anzeichen der beginnenden Lepra entdeckt, **wird er ohne Barmherzigkeit oder Aufschub sofort isoliert** und gewaltsam in die zum Aufenthalte der mit Lepra Behafteten bestimmte Stadt Agua Bendita abgeschoben, die er dann nie mehr im Leben verlassen darf, und wo er dann allmählich seinem Ende entgegensieht. Ein Wachkordon schließt diese traurige Stadt in großem Umkreis ab.

Die Lepra äußert sich zunächst durch Bildung harter Knoten unter der Haut und den Schleimhäuten, die allmählich erweichen und in fressende, die benachbarten Weichteile zerstörende Geschwüre übergehen. Einzelne Hautstellen werden mißfarbig (rotbraun) und empfindungslos, wobei dann ein Glied nach dem andern brandig abstirbt und sich aus dem Gelenk ablöst. Einzelne Gliedmaßen zeigen auch zuweilen eine anormale Anschwellung, namentlich die Beine oder die Arme, die dann eine dem Elefantenbein ähnliche, baumstammartige Form annehmen — ein wirklich ganz entsetzlicher Anblick! Während meines Aufenthalts in Kolumbien hatte ich Gelegenheit, Agua Bendita, diese Stadt des Grauens, zu besuchen. Da die Stadt, um ein Entweichen der dort Internierten zu verhüten, durch einen sehr strengen Ueberwachungsdienst von der Außenwelt abgesperrt ist, so bedarf es einer besonderen Erlaubnis der Behörden, um der Stadt einen kurzen Besuch abzustatten. Ich und noch zwei Berufskollegen erhielten die Erlaubnis eines Besuches; man machte uns jedoch darauf aufmerksam, daß wir **beim Verlassen des Ortes einer rigorosen Quarantäne unterworfen würden.** Um jeden Kontakt mit der unglücklichen Einwohnerschaft zu vermeiden, mußten wir vorher zubereitete Mahlzeiten, Konserven, Getränke usw. mitnehmen. Als Führer wurde uns ein Funktionär des Zentralen Sanitätsdepartements in Bogota, der Arzt Dr. Don Pablo Predonzau, zugeteilt. Nach mühseliger Fahrt hielt endlich unser Auto am Wachkordon der Stadt, und nach überaus strenger Prüfung durften wir die Fahrt in die Stadt Agua Bendita fortsetzen. Gegen 10 Uhr vormittags kamen wir an. Wir verließen das Auto in der Piazza Colon, und schickten uns zu einem kleinen Rundgang durch die sauber gehaltenen Gassen des Ortes an. Plötzlich grüßte uns ein elegant gekleideter junger Mann. Ich wollte auf ihn zueilen und mich vorstellen, aber er trat rasch einige Schritte zurück und hob abwehrend die Hände in die Höhe. „Mein Herr! Sie vergessen, daß Sie es in mir mit einem Aussätzigen zu tun haben!" rief er französisch aus. „Was, Sie sind von dieser fürchterlichen Krankheit ergriffen?" fragte ich verwundert. „Ja, leider! Ich bin erst seit kurzer Zeit hier, aber ich merke schon, wie die Krankheit allmählich Fortschritte macht." Ich sah ihn mir näher an und gewahrte merkliche Anschwellungen an den Ohren. Die Hautfarbe war von einer sonderbaren aschgrau-rötlichen Farbe. „Ich war Ingenieur beim Straßenbau," sagte der junge Mann. „Vor acht Monaten bemerkte ich eine eigentümliche Schwere in den Gliedmaßen, die sich gleichzeitig versteiften und zu verhärten schienen. Als ich ahnungslos einen Arzt konsultierte, stellte er sofort den Beginn der Lepra bei mir fest und machte dann sofort die behördliche

Gossner Mission

Anzeige, zu der er verpflichtet ist. Am selben Tage wurde ich dann polizeilich abgeholt und hierhergeschafft. **Ich habe mich von dem anfänglichen Schrecken bald erholt und mich eben in mein Schicksal ergeben.** Was ist auch da zu machen? Schmerzen habe ich einstweilen keine; daß ich langsam absterben werde, weiß ich; es wird eben nur etwas schneller gehen, als es ohne Lepra gegangen wäre... Materielle Sorgen haben wir hier in Agua Bendita keine, denn die Regierung sorgt für alles, was für unseren Aufenthalt nötig ist. Mit etwas Philosophie läßt sich auch dieses Schicksal ertragen, zumal wenn man keine andere Wahl hat... Kommen Sie, ich werde euch unser Städtchen zeigen... Wir waren in der gebotenen Entfernung von zwei Metern voneinander entfernt durch die reinlich gehaltenen Straßen dahingegangen. Ich konnte keinen großen Unterschied von irgendeiner sonstigen kleinen Provinzstadt wahrnehmen; es gab da hier und dort kleine Läden und Geschäfte der Handwerker, ganz wie überall; manche der Vorübergehenden zeigten mehr oder weniger auffällige Gebrechen, angeschwollene oder fehlende Gliedmaßen, aber die Mehrzahl der schwerer Erkrankten mochten wohl ihre Häuser nicht verlassen oder konnten sie nicht mehr verlassen. Unser unglücklicher Cicerone teilte uns mit, daß diese Leute sich im allgemeinen nach einer Zeit der Verzweiflung bald mit ihrem traurigen Los abfinden, sich vergnügen, so gut sie eben können, und durchaus nicht, wie man denken sollte, sich immer der bitteren Trübsal hingeben. Materielle Sorgen haben sie alle nicht; da der Staat für sie sorgt, indem er auf alle Erbschaften einen gewissen Prozentsatz als Steuer für Agua Bendita und seine Einwohner legt. Plötzlich fragte uns unser Führer, der unglückliche Straßenbauingenieur: „Kennen Sie das Tageblatt „El Imparzial"?" „Ja, gewiß," sagte einer meiner Kollegen. „Gut! Dann besuchen wir seinen Gründer und den ersten Chefredakteur Don Manuel X." „Ist er etwa..." unterbrach ich. „Ja, er ist auch hier, und Sie werden ihn gleich sehen. Er wird sehr erfreut über den Besuch seiner Berufskollegen sein." Wir traten in eine kleine Nebenstraße und begaben uns in ein kleines, höchst sauber gehaltenes Häuschen. Zur ebenen Erde öffnete sich eine Tür in ein freundlich ausgestattetes Zimmer, in das wir eben eintreten wollten, als uns, von kräftiger Männerstimme vorgetragen, Verse eines heimischen Dichters entgegenschallten... Auf einem Diwan in der Mitte der Stube lag der Gründer des „Imparzial", Don Manuel, der bei unserm Anblick sich sogleich in seinen dichterischen Ergüssen unterbrach und uns freundlich entgegenrief: „Holla! Das ist schön, daß ich auch einmal Besuch bekomme!" Nachdem wir unsere Namen nannten, war er doppelt erfreut zu hören, daß wir Journalisten sind. „Ja, sagen Sie uns, Herr Kollege, was machen Sie denn hier? Sie schauen doch noch ganz menschlich aus, soweit wir sehen können, und zum bloßen Vergnügen wohnt doch niemand in Agua Bendita!" „Warten Sie, Verehrtester, ich werde Ihnen sofort meine Berechtigung zu meinem Aufenthalt hier damonstrieren." Mit diesen Worten hob er die Decke in die Höhe und drehte sich auf dem Diwan halb nach uns zu. Ich glaubte vor Schreck umfallen zu müssen, als ich nun **ein unförmiges, baumstammähnliches Bein und seinen linken Arm zu sehen bekam.** Der Unglückliche litt an der „Elefantiasis", die sich in der ungeheuerlichen Anschwellung der Gliedmaßen zeigt. Sonst war an ihm weiter keine Verunstaltung wahrzunehmen. Er erzählte uns, daß er schon seit beinahe drei Jahren hier interniert ist... Nach kurzer Unterhaltung verabschiedeten wir uns. Es war inzwischen Mittag geworden und wir lenkten unsere Schritte wieder zu unserem Auto. Plötzlich hörten wir **lustige Tanzmusik** erschallen. Unser Straßenbauingenieur erklärte uns, das seien Uebungen der städtischen Musikkapelle für abendlichen Ball, der im Kasino stattfindet. „Ja, sagen Sie mir um alles in der Welt, sind das alles Aussätzige, die im Kasino tanzen werden?" „Sicher," antwortete er. „Weil wir zu einem langsamen Absterben verdammt sind, sollen wir kein Recht haben, uns zu amüsieren, so lange es „geht"? Sie können diese Tanzvergnügungen jede Woche dreimal sehen. Aber interessant ist es, sich morgen früh beim Auskehren des Tanzsaales einzustellen. Sie würden dann ihre Erfahrungen um einige recht merkwürdige Details bereichern können." „Wie meinen Sie das?" „Nun, ich will es Ihnen verraten, damit Sie,

Gossner Mission

Die Biene auf dem Missionsfelde

Monatsblatt der Goßnerschen Missionsgesellschaft

herausgegeben von

Missionsinspektor P. F. K. Zernick.

95. Jahrgang 1928

Gossner Mission

Inhalts-Verzeichnis:

Biblische Betrachtungen.

	Seite
Was soll diese Biene?	1
Werfet Euer Vertrauen nicht weg!	9
Uebersehen	21
Er trug sein Kreuz	33
Zeugen der Auferstehung	46
Neue Zungen	61
Harmonie	73
Die Botschaft von Jerusalem	89
Die Botschaft von Jerusalem (Das Missionsmotiv)	105
Der Andere	113
Ruhe	129
Der Tag	141

Aus dem heimatlichen Missionsleben.

Pastorenfreizeit in Ostpreußen	8
Jahresabschluß	20
Die Freunde der Goßnerschen Mission auf der Missionskonferenz in Halle	41
Die Missionsfreizeit für Pastoren vom 6. bis 8. Februar im Hause des Grafen Dohna-Waldburg in Ostpreußen	43
Bilder aus der Heimatarbeit	58
Alte Goßnerfeste	106
Weihnachtssammelkarte für Kinder	127
Tagung der Vertreter der Deutschen Evangelischen Missionsgesellschaften	132
Dank an Ostfriesland	132
Predigt bei der Ordination und Abordnung	142
Rede zur Abordnung	146
Abordnung und Ordination	148

Von dem Goßnerschen Missionsfeld.

Wie wir Sadhus kennen lernten	2
Das Ramlila Fest der Inder in Suriname	3
Besuch bei den Christen in Bamra und Banai	5
Zur Stelle	10
Schwester Fr. Heintze an Pfarrer Liz. Stosch	13
Tagebuchblätter aus Radschgangpur	14

Gossner Mission

Seite
Ein halbes Jahr vielseitiger Tätigkeit (3. Bei den Mundas in Assam) . . . 22
Erste Umschau . . . 28
Weihnachtsausflug . . . 30
Ein Schritt vorwärts . . . 36
Unser erstes Weihnachtsfest unter unseren Kolschriften nach zwölf Jahren . . 39
Missionar Diller † . . . 44
Zum Gedächtnis Missionar Dillers . . . 47
Um Sambalpur . . . 49
Wie ich unsere Kolsgemeinden wiedersah . . . 51
Rundreise Rantschi-Lohardagga-Gumla-Khutitoli-Takarma-Govindpur-Rantschi 55
Eine Reise nach Chechari . . . 63
Mahnung des Kirchenkassenrendanten Babu Nirmal Soy . . . 75
Meine erste Distriktreise . . . 77
Nach Hazaribagh-Singhani . . . 79
Eine indische Thronbesteigung . . . 91
Die Weiterarbeit in Radschgangpur . . . 110
Ein neuer Census der Kolsmission . . . 115
Schularbeit im August . . . 117
Ein Brief von Pastor Andreas Barthelomai aus der Gangesmission . . . 118
Nachschrift hierzu von Pfarrer Stauber . . . 121
Ein halbes Jahr vielseitiger Tätigkeit. 4. Auf der Suche nach unseren Christen in Bhutan . . . 121
Eine Tigerjagd in Ginabahar . . . 137
Frauenbewegung in Indien . . . 139
Von Hamburg bis Port Said . . . 148

Kurze Nachrichten aus der Goßnerschen Mission.

An unsere Leser! Ein Wort zu unserer gegenwärtigen Not . . . 35
Gefahr!!! . . . 72
Was dies Jahr von unseren Freunden noch erwartet wird . . . 74
Zum Gedächtnis Missionar Ernst Wüstes . . . 83
Worte des Gedächtnisses an Miss. Dir. D. Kausch . . . 86
Letztes Gedenken . . . 87
Nachruf . . . 103
Die Abordnung . . . 127
Adressen unserer Missionsgeschwister . . . 128
Schwester Ida Palm † . . . 130
Ein indischer Gast . . . 139
Lieber Leser! . . . 140
Elisabeth Hahn † . . . 155
Jahresfest . . . 156
Einen herzlichen Dank . . . 156

Allgemeines.

Gegenwärtig herrscht in Indien große Aufregung . . . 44
Rückschau auf Jerusalem . . . 62
Zahl der Christen in Indien . . . 71
Indischer Besuch in Berlin . . . 90
Die indischen Einwanderer in Holländisch-Suriname . . . 98
Mahabir (Der große Held) . . . 106
Islam . . . 127
Im Flugzeug nach Mekka . . . 127
Kurze Nachrichten . . . 19 104 112

Gossner Mission

Bilder.

	Seite
Bücherbesprechungen	88 112 156
Christliche Uraun Kinkel-Biru	15
Karte von Indien	23
Flußlandschaft in Assam	31
Uraun-Morgenrot	45
Simdega Autobus-Haltestelle	57
Ueber den Sankh (mit Auto)	59
Sadhu Julius Tiga (nach dem Gottesdienst in Bisrampur	61
Lager in Chechari	64
Karte von Jaspur	65
Kinkel Pastorsfamilie	71
Kirche zu Hazaribagh-Singhani	79
Missionshaus in Hazaribagh-Singhani	81
Missionar Wüste	85
Wohnhaus Missionar Johns in Kinkel	95
Raja Deo Saran Singh Deo	95
Blick auf Paramaribo	101
Hanuman	107
Missionsschule in Darjiling (Himalaja)	113
Miss. D. Dr. Nottrott auf dem Kirchhof in Ranchi	131
Altfriesische Stube in der alten Wage zu Leer	133
Ostfriesischer Bauernhof	133
Marienhafe mit Kirchturm	134
Ostfriesische Frau in der alten Festtracht	134
Esens (Ostfriesland) Partie an der Kirche	136
Wachthütte auf dem Felde	136
Der Schütze und seine Beute	137
Motorschiff „Fulda" des Norddeutschen Lloyd	149
Kabine zu vier Mann	153

Gossner Mission

Unsern Jahresbedarf für 1929

haben wir in der Januarsitzung des Kuratoriums in sorgfältiger Beratung auf **328 400 RM.** festgestellt.

Dieser Bedarf ist bedeutend über die Ausgaben des vergangenen Jahres hinausgewachsen, aus drei Gründen:

1. Wie weit wir in diesem Jahre noch auf die Hilfe unserer lutherischen Glaubensbrüder in Amerika rechnen können, läßt sich nicht sagen. Es lag in ihrer Absicht, sich gänzlich zurückzuziehen, weil wir ja nach unserem Wiedereintritt und ihrem Ausscheiden aus der Arbeit in Chota-Nagpur die ganze Fürsorge für die junge Eingeborenen-Kirche restlos übernehmen müßten, wenn wir freilich auch hoffen, daß sie noch nicht gänzlich sich versagen werden.

2. Wie weit die junge Kirche selbst imstande sein wird, für ihre Bedürfnisse beizusteuern, können wir nicht überschlagen, da seit 1925 eine Uebersicht hierüber nicht zu erlangen war. Siehe hierzu den Artikel John Seite 39 f., sowie Stosch 1928 Seite 116.

3. Es ist unumgänglich notwendig, unsere geringe Missionsliteratur zu ergänzen. Unsere kleinen Missionsschriften sind so gut wie sämtlich vergriffen. Wie sollen unsere Freunde Kenntnis über unser Missionsgebiet und die Arbeit und die Menschen dort gewinnen und bewahren, wenn wir hier nicht fürsorgen. Hierfür sind allein mindestens 6000 RM. für das Erste nötig.

Wir bitten unsere Freunde herzlichst, uns auch im neuen Jahre mit alter Treue und neuer Liebe die Hände und die Herzen zu stärken.

Ueber die eingegangenen Gaben wollen wir von jetzt ab in diesem Blatte, wenn es nicht anders gewünscht wird, quittieren.

Der Herr helfe uns allen!

Quittungen über Missionsgaben.

Vom 1. bis 19. Januar 1929 eingegangen.

Anhalt:

Dessau: Ge. 6, Dessau-Ziebigk: Diok. De. 10, Koll. a. Vortr. v. Miss. Pa. 105,06.

Baden:

Baden-Baden: v. Sy. 10, Pforzheim: Scha. 15,20.

Bayern:

Ansbach: We. 3, Le. 8, Aschaffenburg: Diak.-Station 5, Auernheim: P. Fe. 5, Auskirchen: P. Schm. 3, Augsburg: Schw. Po. 8, Bamberg: Po. 50, Coburg: Pe. 5, Dietersdorf: P. En. 5, Erlach: P. Schm. 6, P. Schm. 2, Fessenheim: P. Me. 20, Guttenberg: Schö. 3, Hagenbüchech: Pfa. 50, Heidenheim: Scha. 3, Heilsbronn: Pfa. 10, Landshut: Pfa. 5, Leerstetten: P. Pl. 10, Lehrberg: P. Scho. 20, Lindau:

Gossner Mission

Pfa. 3, Memmingen: P. Boe. 10, Bü. 5, Mitteldachstetten: P. Pf. 3, Mühlhausen: Pfa. 15, München: Pfa. Christuskirche 10, Diak. Kr. 25, Be. 3, Niederhochstadt: Diak. Br. 10, Nürnberg: Bo. 3, Str. 5, Ev.-luth. Zentr.Miss.-V. 120, Passau: Scha. 4, Pegnitz: P. Fl. 20, Petersaurach: P. Dä. 5, Rasch: P. Ho. 10, Rittersbach: P. Bü. 40, Rothenburg: Dekan Sch. 10, Stierhöfstetten: P. Schi. 2, Volkratshofen: P. Bo. 4, Weidenbach: P. Ei. 40, Wettelsheim: P. Be. 3, Wiesenbronn: Dekan Fi. 100, Windsheim: Gr. 5, Schw. Schi 10, Pf. 2, Wunsiedel: Schw. Ka. 20.

Brandenburg:

Altglietzen: Gr. 15, Bad Schönfließ: Sp. 5, Berlin: Sup. i. R. Str. 5, P. Kr. 2, P. Ke. 3, Fr. 3, Elisabeth-Diak. u. Krankenhaus 78,32, Schu. 3, Po. 1,50, Diak.-Hs. Bethanien 100, Me. 3, P. Wi. 6, Gr. 10, So. 20, Gr. 6, Berlin-Biesdorf: Sup. Pl. 95,01, Berlin-Bohnsdorf: Dr. 2, Berlin-Charlottenburg: Mi. 4, Sche. 10, Str. 10, We. 3, Je. 8,06, Ho. 95,53, Miss.-Hilfsv. d. Kaiser-Wilh.-Ged.-Kirche 60, Berlin-Cöpenick: Ba. 3, Gem.-Kirchenrat 50, Berlin-Friedenau: Tr. 3, Wö. 2, Missionsstunde 5,35, P. No. 25, Kü. 5, Schw. 10, Miss.-V. 109,95, Fa. 3, Jn. 6, Berlin-Lichterfelde: Ka. 5, Berlin-Neukölln: Kr. 5, Berlin-Oberschöneweide: Schw. He. 84, Berlin-Pankow: Geschw. Be. 15, Berlin-Schlachtensee: P. Lic. An. 40, Berlin-Schöneberg: Ju. 3, P. Ro. 206,65, Berlin-Spandau: Re. 2,28, Berlin-Steglitz: Reg.-Rat Ha. 10, Zi. 5, Se. 3, Berlin-Wannsee: P. Lic. St. 162,40, Jo. 30, Berlin-Wilmersdorf: Prof. Dr. De. 5, Mü. 2, Ja. 2,03, Berlin-Zehlendorf: Ma. 10, Wo. 5, Cottbus: Bö. 10, Crossen: P. Schu. 6, Dossow: P. Wue. 7, P. Wue. 16, Dröbel: P. Lo. 1, Frankfurt (Oder): Stu. 5, Geltow: P. He. 5, Groß-Kreutz: P. Pe. 10, Groß-Särchen: P. Ba. 5,50, Guben: Za. 3, Rö. 10, Hohenneuendorf: Ti. 15, Kohlow: Pa. 12,75, Landsberg: Kö. 5, Laubow: P. Le. 10, Lebus: Me. 5, Mahlow: Fi. 5, Mittenwalde: Sto. 7,50, Möstchen: Ka. 8, Pförten: Pfa. 6,43, Putlitz: Schw. Wi. 10, Quitzow: P. Gr. 13, Reetz: Lü. 1, Reppen: Wi. 20, Rosenhagen: P. Gr. 5, Schwiebus: Kirchenk. 96,89, Sorau: P. Ke. 50, Le. 10, Stahnsdorf: Ko. 3, Teltow: Diak. Ra. 3, Trebbin: P. Ku. 5, Ziesar: Ungen. 5, Züllichau: Wi. 22, 75.

Grenzmark:

Latzig: Pfa. 5, Sampohl: P. Gr. 3, Koll. a. Vertr. v. Miss. Pa. 335,53.

Hannover:

Barsinghausen: P .Kl. 9, Bockhorst: P. Ju. 20, Göttingen: Ha. 3, Markoldendorf: P. Hü. 3, Meppen: Ge. 60, Neustadtgödens: P. Li. 5, Rheden: Ei. 45, Ueffeln: Bo. 9,75, Koll. a. Vortr. v. Miss. Schü. 655,21.

Hessen und Nassau:

Alsheim: P. Sa. 3, Arolsen: W. H. H. 5, Bad Ems: Diakonissenheim 5, Bad Wildungen: Mü. 103, Darmstadt: Wa. 3, Frankfurt (Main): P. Kr. 10, Franfurt-Eckenheim: Diak. Ge. 10, Gießen: Prof. Dr. He. 3, Grossalmerode: P. Ho. 17,50. Großen-Buseck: P .Ka. 4, Hadamar: P. Schn. 4, Kassel: Landesk. Gemeinsch. 20, Kirchhain: P. Fl. 10, Laubach: Dek. Bo. 20, Lauterbach: P. Kn. 2, Lohra: P. Wo. 65,80 und 14,70, Marburg: Sup. i. R. Go. 10, De. 50, Seeheim: Ungen. 3, Solz: P. Pf. 5, Wiesbaden: Esch. 2, Winnen: Be. 5, Wölfersheim: Kö. 3.

Lippe:

Bad Salzuflen: Br. 10, Detmold: Geschw. Fo. 15, Lemgo: P. Ei. 126 und 56,50, P. He. 202, Probsthagen: Kirchenrat Hä. 100.

Gossner Mission

Mecklenburg:

Rostock: Ad. 3, Schwerin: P. Schm. 5, Volkenshagen: P. Ge. 3.

Memelgebiet:

Dittauen: Pl. 83,33, Heydekrug: Za. 4, Saugen: P. Ok. 337, Schudnaggem.: Ka. 20, Wannaggen-Neustadt: P. Ju. 48,70.

Ostpreußen:

Bartenstein:: Miss.-V. 3, Borken: P. Zi. 50, Carlshof: Kl. 3, Ne. 3, Deutschendorf: P. Bo. 28, Deutsch-Eylau: Sup. Wa. 30, Elbing: Schi. 2, Gerdauen: Sup. v. Ma. 40, Goldap: Sup. Bu. 13, Groß-Körpen: v. Te. 5, Jucha: P. Ste. 8,45, Kaukehmen: P. Bu. 54, Königsberg: P. Pa. 100, Ba. 3, Schw. Wi 10, Kraupischken: P. Ga. 54,30, Kruglanken: P. An. 5, Minchenwalde: Sz. 10, Petershagen: P. Ur. 5, Popelken: Wi. 34,50, Preußisch-Holland: Diak. Schw. 5, Radlauken: Me. 2,25, Rogahlen: Mo. 2,50, Saalau: P. Bu. 9, Schwarzstein: P. i. R. Ro. 3, Stilgen: Gu. 0,20, Gu. 0,20, Stirkallen: Ra. 8,10, Szillen: P. Ha. 5, Tilsit: Ka. 1, Koll. a. Vortr. v. Miss. Schü. 253,76.

Pommern:

Altwerder: P. Schm. 9,40, Bast: P. Mü. 3, Caseburg: P. He. 4, Demmin: Ste. 10, Frauendaorf: P. Pl. 5, Greifswald: Me. 5, Groß-Justin: P. Kn. 25, Groß-Raddow: P. Ke. 5, Grupenhagen: He. 50, Güdenhagen: Kirchenk. 45, Karolinenhorst: Ma. 3, Klein-Dubberow: v. d. Ha. 50, Köslin: P. Bae. 25, Kreitzig: Schw. Ma. 10, Kublank: Ma. 3, P. Bü. 5, Liebenow: St. 3, Neustettin: v. Wa. 3, Pagenkopf: Pfa. 10, Petershagen: P. Schr. 7, Pritzig: Or. 5, Schivelbein: Str. 10, Schmolsin, P. Ba. 103, Stettin: Geschw. Gi. 5, Kr. 8, He. 25, Mo. 25, Bo. 10, Schw. Ha. 16,50, Schw. Wi. 2, Stettin-Grabow: Ma. 11, Pfa. Friedenskirche 103,32, Stettin-Grünhof: P. i. R. Ko. 5, Streitz: P. Bu. 51, Sydowsaue: We. 3, Zechlin: Li. 3, Zettin: P. Th. 7,36, Koll. a. Vortr. v. Miss. Schü. 132,28.

Rheinprovinz:

Baumholder: P. Fi. 2,50, Düsseldorf: Zo. 5, v. St. 1,50, Eckweiler: P. Ju. 4, Essen: Bö. 5, Köln: Bo. 3, Kreuznach: Kö. 10, M.-Gladbach: Pa. 30, Gr. 10, Neuwied: Bü. 10, Nierstein: Mü. 10, Winterburg: Wwe. Gu. 3.

Sachsen (Freistaat):

Chemnitz: P. Gr. 3, Dresden, Me. 20, Ha. 3, Düben: O.-P. Gr. 3, Köstritz (Bad): P. i. R. Mü. 10, Meißen: Rö. 5, Mülsen St. Niclas: Gö. 5, Plauen: Hu. 5, Radefeld: P. H. 6,70, Waldenburg: Kr. 50, Wartenburg: P. La. 8.

Sachsen (Provinz):

Ammendorf: He. 8,50, Baben: P. Sch. 5, Borne: Pfa. 10, Dölau: Eu. 20,30, Eickendorf: P. Ah. 4, Gladigau: P. Mü. 10, Goslar: Sche. 3, Groß-Schierstedt: Sup. 46,35, Hadmersleben: P. Bo. 3, Hagenau: Mü. 10, Halle: P. i. R. St. 2, Hausneindorf: P. Me. 3, Hundisburg: P. Fö. 5, Ilsenburg: Eberhardinenhaus 27, Klötze: Schw. Ne. 10, Könnern: Sup. Br. 120,20, Krippehna: P. St. 13,60, Lostau: P. Pe. 3, Magdeburg: Fi. u. v. He. 3, Naumburg: Pf. 3, P. i. R. Ki. 2, Oschersleben: Sup. 37,72, Rackith: P. Mö. 10, Rieda: P. Be. 30,25, Roßla: Kons.-Rat Ho. 10, Schleusingen: Kreissynode 52, Thale: P. Br. 30, Trusen: P. Tr. 3, Wernigerode: Ri. 5, P. i. R. Kö. 5, Za. 5, Wittenberg: Sup. 29,75, Zeitz: Ste. 4.

Gossner Mission

Schlesien:

Auras: P. Ha. 10, Breslau: Sup. Kl. 5, He. 2, P. Me. 20, He. 3, Bunzlau: Lü. 14, Gräfin Lü. 3, Ebersdorf: P. Po. 5, Frankenstein: Diak. Th. 5, Freiburg: Nz. 10, Görlitz: Li. 3, La. 3, Gremsdorf: Pr. V.f.d.G.M. 400, Grottkau: Po. 3, Haynau: Jungfr.-Verein 10, Heyersdorf: P. Mu. 50, Jannowitz: Jo. 3, P. Re. 3, Kraschnitz: P. Schi. 3, Krausenau: Gl. 3, Lauban: Kr. 3, Diak. Mi. 13, Liegnitz: Pe. 3, v. Kn. 5, Lüben: Sup. Tr. Michaldorf: P. Hu. 15, Namslau: P. Fu. 10, Oberweistritz: Ve. 2, Striegau: Li. 8, Trebnitz: P. Fi. 3, Koll. a. Vortr. v. Miss.-Schü. 247,11.

Thüringen:

Eisenach: Li. 10, Görmar: P. Fl. 5, Greiz: Ju. 40, Hainspitz: Schm. 30, Kleinschmalkalden: P. em. Be. 10.

Westfalen:

Asendorf: Pfa. 3, Bethel: Hi. 3, Borgholzhausen: No. 3, Brackwede: P. Mü. 6, Bürbach: Miss. Fr. V. d. Gemeinsch. 50, Exter: P. Br. 110, Freudenberg: Lö. 10, Gelsenkirchen: Wi. 3, Wi. 3, Wi. 3, Hersbruck: Schi. 13, Hilchenbach: Bl. 2, Th. 5, Holtrup: Va. 20, Kamen: Ev. Gemeindeamt: 10, Kirchlengern: P. E. 5, Kreuztal: Mü. 5, Minden: Do. 4, Seelbach: Mü. 30, Soest: Bo. 3, Steinhegen: Gemeindepflege: 2 u. 6,35, Stockhausen: Miss.Go. 890,25 u. 704,20, Koll. a. Miss.-Vortr., Tengern: Br. 20, Valdorf: P. Bu. 568,30, Veltheim: P. Ni. 5,80, Vorhalle: Lue. 5, Weidenau: Nö. 10, Wissen: Ab. 20.

Westpreußen:

Zamborst: P. Hae. 10.

Württemberg:

Brackenheim: P .a. D. Koe. 10, Bühlenhausen: Ru. 3, Deizisau: Schm. 20, Göppingen: We. 2, Heilbronn: Kl. 5, Kirchheim: Ev. Bezirksm. 5, Korntal: Bo. 100, Mühlhausen (Enz.): Za. 3, Oberboihingen: Ha. 5, Obersteinach: P. Sche. 18, Ottenhausen: Re. 3,10, Schnaitheim: We. 5, Stuttgart: Pi. 3, Gu. 3, Ev.-Gesellsch. 40, Re. 10, Ulm: P. De. 9, Vöhringen: Le. 10.

Danzig:

Re. 3, P. He. 5, Kü. 10.

Argentinien:

Campinho: P. Gr. 66.

Polen:

Josefowo: P. Schm. 3, Trzebosz: P. Wa. 9, Wolsztyn: Ev.-Miss.-Verb. 89,93.

U. S. A.:

Deshler: P. Pe. 112.— $ = 468.60; Woodville: Bu. 2.— $ = 8.20; Boston: 50.— $ = 207.55.

Allen gütigen Gebern herzlichsten Dank!

Gossner Mission

wenn Sie aus Neugier doch sich das ansehen werden, nicht allzu sehr erschrecken. Sie wissen doch, daß sich der Aussatz ja beinahe in allen Fällen darin äußert, daß den damit Befallenen allmählich **die Gliedmaßen absterben?** Sie würden nun Gelegenheit haben, gerade beim Auskehren des Saales sich von dieser traurigen Erscheinung zu überzeugen; denn unter dem Kehricht finden sie dann fast immer einige abgefallene Finger und Zehen! ...

Schrecklich! Das Auskehren wollten wir uns nicht ansehen, und alle drängten wir den Arzt Don Pablo Predouran, diese Stätte des Grauens, wo die unglücklichsten der Menschen hausen, zu verlassen. Nach zwölftägiger Quarantäne sind wir wieder zur gesunden Menschheit zurückgekehrt. Der Besuch in Agua Bendita ist mir tief in der Seele eingegraben für mein ganzes Leben.

Dieser Artikel ging im Herbst vorigen Jahres durch die Sowjet-Presse. Die groteske Vorstellung von den Tanzvergnügen der Aussätzigen hatte auch einmal über unserem Purulia-Asyl orientalische Phantasie wohlmeinend zusammengefabelt (s. „Paradies"). Bemerkenswert ist, daß der Verfasser nichts davon weiß, daß schon 1917 der deutsche Universitätsprofessor Dr. Olpp in Tübingen, ein früherer Rheinischer Missionsarzt in China, einen aus Brasilien zurückgekehrten Landsmann, der bisher auf Malaria, Dysenterie, Gelbfieber, Beri-Beri und schließlich auf Lues behandelt worden war, als aussätzig erkannte und ihm zur Heilung verhalf. Die von Olpp vor kurzem herausgegebene Broschüre (243 Seiten) **„Die Deutsche Evangelische ärztliche Mission nach dem Stande des Jahres 1928"** ist über die in ihrem Titel liegende Einschränkung hinaus eine Fundgrube für alles, was man darüber wissen möchte, und für jeden, der sich über irgendetwas derart informieren will. Der Passus über die „Leprafrage" S. 181 bis 190 ist ein besonderes Glanzstück darin und so lehrreich und interessant zugleich, auch für den Laien, daß man ihn am liebsten hier zur Wiedergabe gebracht hätte. Zk.

Im Thronsaal der Barmherzigkeit.

Purulia.

Purulia, dieser Name verbindet sich für uns mit den schönsten Erinnerungen an unvergeßliche Zeiten. Um so mehr sehnten wir uns schon lange darnach, mal wieder dort Einschau zu halten und all die lieben Stätten, und soweit als dies möglich, auch lieben Menschen wieder zu sehen. Mir selbst bot sich eine Gelegenheit im Anfang der Regenzeit. Da es aber gerade in diesen Tagen noch sehr warm und vor allem sehr schwül war, konnte ich meine Frau nicht mitnehmen um ihrer Gesundheit willen. So ging ich damals allein und fühlte aber sehr wohl, es fehlte eben in meiner Frau das verbindende Glied. Ich selbst war der Gemeinde zwar ein gern begrüßter Vertreter der deutschen Missionare, aber alle näheren Beziehungen zu mir kämen doch erst zustande, wenn die Memsahib auch da wäre. Ich versprach, sie, wenn irgend angängig, das nächste Mal mitzubringen. Und so geschah es denn einige Zeit später, als die Luft schon mehr abgekühlt war.

In schneller Autofahrt erledigten wir den einst mehr als zweitägigen Weg in knappen 3½ Stunden. Es ging wieder durch die ganze paradiesmäßige Schönheit Chota-Nagpurs in der Regenzeit. Das Auge kann sich kaum satt sehen an all den weiten Reisfeldern mit ihrem saftigen Grün, an all der Pracht des indischen Dschungels. Kein Stäubchen stört den Blick. Alles sauber gewaschen und von Sonnenglanz überstrahlt. Hier und da tauchten aus all der grünen Pracht mächtige Felsgruppen resp. Felskegel auf, die so aussehen, als hätte sie ein Riese dort gleichsam zum Schabernack in all das Grünen und Blühen hineingestellt. Unterwegs ändert sich die Landschaft, sobald man die Grenze des Ranchidistrikts überschritten hat und nun nach Singhbum ins Bengalengebiet kommt. Unsere Kolsdörfer hören auf und weniger nette Hindudörfer begegnen einem. Die dunklen Urao- und Mundatypen verschwinden immer mehr und geben Raum den mehr hellen, etwas braungelben Bengalengesichtern. Auf den ersten Blick merkt man's, wir haben es mit einer gehobeneren Rasse zu tun, mit jenem Volksschlag, aus dem so viele der Intelligenz Indiens hervorgehen; aber auch der aufrührigen Elemente Indiens. Hier sitzen mehr denn anderswo die Zwaradjleute,

Gossner Mission

die die englische Herrschaft am Liebsten heute noch abschütteln und meinen, dann käme, natürlich unter Leitung bengalischer Weisheit, die Blütezeit Indiens, das Emporwachsen in die goldene Freiheit.

Anstelle der vielen Dorfhaine bei den Kolsdörfern findet man jetzt fast bei jedem Dorf einen oder mehrere große Fischteiche. Der Bengale liebt sehr den Fisch und pflegt ihn mit Liebe. Auch zum Baden werden die Teiche reichlich benutzt. Besonders die Frauen baden dort in der Morgenfrühe, denn keine von ihnen darf ungebadet in ihre Küche eintreten, das Essen zu bereiten, eine für Indien ganz gewiß löbliche Sitte, die sich unsre Kols nur auch aneignen sollten. Bei ihnen sieht es nicht immer ganz so proper aus. Allerdings das Kleid, resp. der Ueberwurf solch einer Bengalihausfrau sieht auch gerade nicht sehr appetitlich aus. Auch gefällt einem nicht gerade, wenn man sieht, wie sie mit ihren schmutzigen Kleidern ins Wasser steigen und dann sich auch den Mund ausspülen. Merkwürdig verworrene Begriffe von Reinlichkeit. Doch weiter! Es gilt ja Purulia. Also keine langen Aufenthalte. Endlich ist's in Sicht, und bald biegt das Auto wieder in der Nähe der Kirche zum Haupthaus hin ein. Der Pastor begrüßt uns und ein alter Bengale, der sich dort inmitten unserer Gemeinde als Regierungspensionär festgesetzt hat. Da das große Bungalo augenblicklich nicht benutzt wird (es ist zwar vermietet, aber der Mieter, ein reicher englischer Bahnbauunternehmer, sitzt schon seit mehreren Monaten in Darjeeling und hat sein Haus in der Obhut seiner Diener zurückgelassen. Es sieht dort bei all den zusammengestellten Möbeln wie eine Wüstenei aus), hatte man uns in einem der Räume ein einigermaßen wohnliches Quartier zurechtgemacht, soweit dies nach indischen Begriffen nötig war. Nach deutschem Hausfrauenmaß gemessen, sah es erbärmlich aus, denn auch die deutschen Missionarsfrauen sind ja leider auch noch fast alle zu Hause und werden wohl auch nur in sehr wenig Exemplaren wieder herauskommen und mit sich ein Stück deutscher Ordnung und Reinlichkeit und Gemütlichkeit herbringen. Der alte Herr hatte jedenfalls sein möglichstes getan, um uns gut unterzubringen und zu bewirten. Er hat es uns an nichts fehlen lassen, außer an Ruhe. Er hat uns mit einem Strom von Reden übergossen, so daß wir uns wirklich nach Stille sehnten. Wir brauchten sie, besonders die Mamsahib, die einst in diesem Hause schöne Jahre mit ihren Eltern und dann mit ihrer Schwester und ihrem Schwager zugebracht hatte. Ja, als Hahns und Wagners hier waren, wie sah es da so ganz anders aus, das Haus, die Umgebung, der Garten, die Wege. Wo sind sie hin, die guten Geister, wo die Liebe, die alles pflegte, wo die Umsicht, die nichts verkommen ließ? Alles weg, alles leer! Wo einst das Zentrum, das Herz von Purulia, wo sie sich Rat und Hilfe holen konnten, wo treue Gastfreundschaft gepflegt wurde, wo selbst die Engländer gern einkehrten, wo sind sie geblieben? Man wandert durch die Räume. Erinnerungen werden wach und leise schleichen die Tränen über die Wangen. Gott sei Dank, die hier einst walteten, sehen nichts mehr von der Wüstenei. Sie sind daheim und ruhen von ihrer Arbeit. Andere sind an ihre Stelle getreten und haben mit ihren geringen Kräften, ihrem geringen Wissen, auch ihrer indischen Gleichgültigkeit die leeren Plätze auszufüllen gesucht und erhalten, soviel sie konnten. Daß sie nicht alles konnten, wer will's, wer kann's tadeln. Gott sei gedankt, daß Er uns wieder die Türen geöffnet hat. Vielleicht daß auch Purulia mal wieder schönere Tage sehen wird. Vielleicht daß mal wieder dort ein deutscher Missionar seinen Platz finden wird. Uns scheint das sehr wichtig zu sein, weil dies eben unsere einzigste Bengalistation ist und wir unter den eingeborenen Pastoren keinen Bengali haben. Auch ließe sich von Purulia aus vieles bereisen, was an der Bahn liegt. Dann würden viele der Schwierigkeiten, die uns jetzt wieder und wieder die Puruliagemeinde bereitet, aus dem Wege geräumt werden. Einem Munda- oder Urao-Pastor gegenüber nehmen sich diese Bengali, noch dazu diese Mischlingsbengali, wie sie in Purulia viele sind, leicht etwas heraus. Der Pastor soll nach ihrem Willen tanzen. Vor einem Europäer haben sie doch wohl mehr Achtung. Die Rassenfrage spielt hier eine Rolle. Die Bengali halten sich für etwas wertvolleres Menschenmaterial als die Aborigenes von den

Gossner Mission

Chota-Nagpur-Bergen. Auch wäre ein deutscher Missionar wohl der Mann, um schließlich wieder die Asylarbeit übernehmen zu können, die jetzt in den Händen der C.M.S.[1]) liegt. Diese versucht aber gerade die Unstimmigkeiten in der lutherischen Gemeinde dazu, um Schäflein zu sich hinüber zu ziehen. Und es ist ihnen schon bei allerlei Leuten gelungen, die, um nicht ihre Anstellung zu verlieren, sich der C.M.S. angeschlossen haben. Soll man es ihnen so sehr verargen? Allerdings, der anderen Treue ist uns ja lieber.

Man mag von der Gemeinde Purulia heute nicht allzu viel Rühmenswertes zu berichten haben. Es herrscht viel Parteigeist hier, der dem Pastor das Leben ungeheuer schwer macht, obgleich er nach meiner Meinung wirklich nicht der Schlechteste ist und allerlei tut, um der Gemeinde wirklich zu dienen. Er mußte als älterer Mann noch Bengali lernen, um den Leuten in ihrer Sprache zu dienen. Sie nehmen's ihm übel, daß er die Sprache noch immer nicht so kann, wie einer der Ihren. Allerlei kleine Nörgeleien machen ihm das Leben schwer. So gibt uns Purulia viel Anlaß, wieder und wieder als Vermittler und Streitschlichter einzugreifen. Vielleicht hört das mal auf, wenn wir ihrem Wunsche gemäß einen Pastor aus ihrer Mitte heraus zu bekommen suchen. Vielleicht, ich glaube allerdings, all diese Mittel verfangen nicht, solange nicht der heilige Gottesgeist in einer Gemeinde all die stolzen Herzen zerbricht und die Menschen um ihre Seelen bangen läßt. Das wissen aber eben kaum der eine oder andere in Purulia. Sie sind alle sehr reich und haben gar satt. Das tut einem bitter leid, besonders wenn man bedenkt, mit welcher Innerlichkeit hier Br. Hahn und Wenzlaff und die treue Schwester Marie Vorköper gearbeitet haben. Aber andererseits ist's auch nicht zu verwundern. 14 Jahre ohne treue Pflege, ganz auf sich angewiesen, ganz im Kampf gegen Außenmissionen, die am Liebsten alles an sich reißen wollten. So wurde mehr das Bewußtsein des Lutheraners, als gerade das ernste christliche Denken gepflegt. Man freute sich seines lutherischen Besitzes, hielt das Gut der Reformation hoch, ohne selbst dabei darauf zu achten, ob man es auch im tiefsten und wahrsten Sinne selbst hätte oder noch hätte. So verteidigte man die Hülle, das Gerüst, und vergaß den Inhalt selbst vor dem Verlust zu schützen. Gebe Gott, daß wir hier bald wieder jemand hinsetzen können, der in der Vollmacht des Geistes dort wieder wirken darf, damit die lieben Stätten wieder voll werden des Glanzes früherer Zeiten.

Selbstverständlich statteten wir auch dem Aussätzigen-Asyl[2]) unseren Besuch ab. Schon der Anfang ganz anders als früher. Der aufsichtführende Beamte des Ganzen, früher der deutsche Missionar der Gemeinde Purulia, jetzt seit dem Weggang der Deutschen ein englischer Missionar der englischen Kirchen-Mission, Rev. Sharp, wohnt in einem prachtvollen, ganz modernen neuen Bungalow, das ihm die Mission an den Aussätzigen dorthin gebaut hat. Großzügig, gesund gelegen, kann es mithelfen, in dem an sich sehr heißen Klima den Aufenthalt bedeutend zu erleichtern. Wir wurden sehr freundlich aufgenommen und uns gern Information über den Stand der Aussätzigenpflege in der heutigen Zeit gewährt. Der Unterschied zwischen früher und jetzt fällt auch darin ganz besonders in die Augen, daß man jetzt einen täglichen poliklinischen Verkehr haben kann. Täglich kommen von fern Motorautobusse mit vielen Kranken, die nicht wie früher hier ganz im Asyl aufgenommen und nun dort bleiben müssen. Nein, sie bekommen ihre Injektion und fahren dann wieder bis zu einem nach einigen Tagen zu erfolgendem nächsten Besuch wieder heim.

Aussatz ist nicht mehr unheilbar. Ein großer Prozentsatz ist im Anfangsstadium zu heilen. So kommt es darauf an, daß die Kranken so schnell wie möglich Behandlung bekommen. Und da sie wissen, daß ein großer Teil des Schreckens gewichen ist, so verstecken und verbergen sie auch nicht mehr so lange als möglich die Krankheit, sondern kommen bald damit heraus. Weit ausgedehnte Vortragsarbeit mit Lichtbildern

---

1) Church Mission Society, engl. Kirchen-Mission.
2) Beschreibung des Asyls und seiner Entstehung in: Zernick „Ein Paradies" und „Peter Heinrich Uffmann".

Gossner Mission

zeigt den Leuten die Gefahr verborgen gehaltenen und die Heilung schnell behandelten Aussatzes. Das ist nicht ohne guten Erfolg.

Die Zahl der Asylkranken ist geringer geworden[3]) und wird weiterhin geringer werden. Stattdessen ist der Einfluß des Asyls auf das ganze Land noch viel weitergreifend geworden. Der Arzt, der im Asyl die Arbeit besorgt und sich auch ganz besonders an der Aussatzforschung beteiligt, ist ein junger Eurasier, halb Inder, halb Deutscher. Sein Vater war einst als Deutscher im Dienst der C.M.S. Der Arzt ist selbst aussätzig und studiert die Krankheit am eigenen Leibe.[4]) Die äußere Struktur des Asyls ist noch dieselbe wie einst. In der Mitte, genau auf der Grenze der Männer- und Frauenabteilung liegt die schöne Kirche, in der gerade wieder während unseres Besuches eine große Zahl Aussätziger um einen Lehrer versammelt war, um von ihm in das Verständnis unseres Glaubens eingeführt zu werden.

Rechts und links von der Kirche liegen die niedrigen, kleinen Häuschen, mit drei bis vier Räumen, in denen sich die Aussätzigen in kleinen Familiengemeinschaften gruppiert aufhalten. Alles zu ebener Erde, weil vielen mit ihren verkrüppelten Füßen das Steigen schwer würde.

Hier und da sind auch einige neue Gebäude entstanden, wie die beiden Hospitalbauten für Männer und Frauen getrennt. In der Mitte eine schöne, sauber von den Händen der Kranken gepflegte Gartenanlage mit bunter Blumenpracht, ein liebliches Fleckchen in dem sonst so etwas düster blickenden Aeußeren. Es fehlte allerdings an unserem Besuchstage auch die sonst alles übergoldende Sonne. Regenwetter macht solche Stätte des Leids ja immer noch trüber. Abgesehen von dem Krankenhaus ist auch ein Gebäude errichtet, daß sonderlich Forschungszwecken dient, um der Krankheit mit immer besseren und wirksameren Mitteln entgegentreten zu können.

Die Kranken begrüßten uns herzlichst. Es war rührend, zu sehen, wie sie, teils auf ihrem kleinen Schiebkarren sitzend, herbeikamen, um die Memsahib zu begrüßen. Wie leuchteten die Augen auf, wie klang es so stolz und froh auf die Frage Herrn Sharps: „Kennt ihr denn die Dame?" „Wie sollte ich sie nicht kennen. Sie ist doch meine Freundin, Gufhimiß." Wieder und wieder gab es freudiges, überraschtes Wiedererkennen. Ganz erstaunt meinte unser englischer Begleiter: „Wieviel alte, liebe Freunde haben Sie doch hier. Ueberall Freunde, die mit Freuden den ihnen vertrauten Mädchennamen nennen und damit all die alten Zeiten wieder zurückrufen." Besonders nett war es, als eine uralte, blinde Aussätzige sich ans Raten machte, von wem sie wohl angeredet sei. Allerlei Namen der Hahnschen Familie kamen zum Vorschein, bis endlich das Richtige dämmerte und nun die kindliche Freude sich mit Tränen im Auge Bahn brach. Schön, aber angreifend für unsere lieben Aussätzigen und uns. Ja, sie sind auch jetzt wohl versorgt, aber wieder und wieder klang's: „Wenn wir der alten Zeiten gedenken, dann müssen wir weinen. Unsere Väter sind tot." Es scheint doch vielfach dem Engländer nicht so gegeben zu sein, sich mit Leib und Seele und seinem ganzen Gemüt den Armen zu nähern. Das ist eine Gottesgabe, für die wir Deutschen nicht genug dankbar sein können. Vor den Toren des Asyls liegen noch die großen Heime für gesunde Kinder von aussätzigen Eltern, die hier eventuell angeerbter Krankheit wegen beobachtet werden. Das Knabenheim ist fast noch dasselbe wie

---

3) In Purulia sind von der Einführung der Injektionsbehandlung 1923—1927 99 Asylisten als symptomenfrei in die Heimat entlassen worden. (Olyp.)

4) „Mitte Januar 1914 schlug auch ein früherer Regierungsarzt mit Majorsrang, ein Ha'b- oder Fast-Europäer dem Blute nach, mitten im Purulia-Asyl seine Zelte auf. Im Regierungsrasthaus in der Stadt durfte er nicht wohnen, denn er kam als Forscher — und als Patient zugleich. Schon länger leichtkrank, hat ihn im Juni 1913 in Darjiling im Himalaya der offene Ausbruch des Aussatzes aus seiner Bahn geworfen. Die Regierung beur'aubte ihn nach Kaschmir, wohl dem gesündesten und idyllischsten Stück Indiens, und stellte ihm dort auf dem Dschelam ein Hausboot zur Verfügung. Da sie ihn als Arzt freilich pensionieren mußte, verwandte sie ihn nun im Dienste des Kaiserlichen Bakteriologischen Institutes, und sie meinte, daß ein Mann, wie er, sicherlich der Wissenschaft große Dienste leisten könnte, gerade wenn er die Frage der Entstehung der Krankheit und die eventuelle Möglichkeit ihrer Heilung in einem Asyl studierte. Dazu bot sich Puru'ia, das größte in Indien, mit seinen 711 Kranken, als der geeignetste Platz. Bei dem bereits an einer Hand und an einem Arm verkrüppelten Manne mit dem schon durch tuberkulose Knoten entstellten Gesicht hält sein Weib, eine reinblütige Engländerin, aus und teilt sein schweres Los mit ihm. Leider kann ich ihren Namen nicht nennen. Freilich wäre Papier und Druckerschwärze nicht das Geziemende dafür, sondern Marmor und goldener Griffel." (Ein Paradies".)

Gossner Mission

in unserer Zeit, das Mädchenheim dagegen hat einem großen Gebäude mit Oberstock Raum gemacht. Eine große Anzahl von Kindern leben hier, wirklich sehr reinlich und ordentlich, fast mit etwas Komfort untergebracht. Man hat es weder beim Bau, noch bei der inneren Einrichtung an Mitteln fehlen lassen. Alles ist modernsten Ansprüchen entsprechend. Ganz in der unmittelbaren Nähe wohnt die englische Doktorin, der die ganze Frauenabteilung untersteht. Für alles ist so Bestens gesorgt. Die Insassen sind wohlaufgehoben. Aeußerlich viel, viel besser als in unseren Tagen der geringeren Dinge. Es ist ja jetzt alles großartiger geworden. Und doch, die früheren Zeiten waren seelenvoller. Jetzt ist alles fein geordnet nach Regierungsvorschriften, aber der freundliche Familiengeist ist gewichen. Es ist jetzt eben eine große hygienische Anstalt geworden. Das zeigten auch die Gesichtszüge und das Gebahren der Menschen, die doch einen großen Teil ihres lieblichen Wesens eingebüßt hatten.

Dennoch, dennoch, in Purulia leistet man Großes. Und tut auch gewiß alles, um seelsorgerlich diesen armen Menschen zu helfen. Und so gehen wir dankbaren Herzens von dannen. Im Herzen bleibt allerdings der stille Wunsch: daß wir doch wieder diese schöne Arbeit übernehmen könnten, nicht, um es besser zu machen, nein, um ein verlorenes Gebiet wieder zu gewinnen, auf dem so mancher unserer Führer, Missionare, seine Kraft geopfert hat im Dienst an diesen Aermsten.

Auch wäre eine Rücknahme der Arbeit wohl deshalb zu wünschen, weil sonst die C.M.S., die englische „Kirchenmission", dort immer mehr an Boden gewinnen würde und die Einheitlichkeit des christlichen Gemeindelebens würde noch mehr gefährdet werden. Es sind so wie so schon allerlei Leute aus unserer Gemeinde zu ihnen übergegangen, weil sie nur so ihre Arbeit und ihren Lohn behalten würden. Die C.M.S. hat ziemlich rigoros all unsre Arbeiter vor die Frage gestellt: Entweder der anglikanischen Kirche sich anschließen oder die Arbeit aufgeben. So ist in der Nähe ein ganzes Dorf zu ihnen übergegangen, weil sie sonst ihr Brot verloren hätten. Wir wissen es von einigen, sie haben es nicht gern getan. Sie fühlen noch heute einen Stachel im Herzen, wenn sie uns begegnen, aber andererseits, verdenken kann man es ihnen nicht. Sie haben ja nicht ihren Glauben drangegeben, sondern nur die Kirchengemeinschaft gewechselt. Aber dennoch wäre es gut, wenn wir durch unser Wiedereinsetzen dort auch diesen inneren Zwiespalt beseitigen können. Vielleicht schenkt es uns Gott noch einmal. Purulia war doch nun einmal ein besonderes Schmuckstück in unserer ganzen Arbeit, wo uns Gott, der Herr, besonders viel die Wunder seiner helfenden Gnade an den Herzen müder, wunder Menschen sehen ließ. Martin Prehn.

Zum Ziel.

(Port Said — Colombo — Rantschi.)

Am Sonntag, den 18. November, kamen wir in Port Said an. Am Vormittag hielt uns Dr. Voskamp die Predigt über 2. Kor. 4 mit dem Thema: Daß durch uns entstünde die Erleuchtung im Angesichte Jesu Christi, die ihren Höhepunkt, durch ein am Schluß erzähltes Beispiel vom Sterben des eigenen Sohnes bei der Belagerung von Tsing tau, erhielt. Immer wieder klang es durch: Gott hat einen hellen Schein in unser Herz gegeben. — Gott möge uns diese Gnade schenken, daß durch uns entstünde die Erleuchtung im Angesichte Jesu Christi. Eine unvergeßliche Feierstunde, die Gott uns durch diesen alten Frontsoldaten geschenkt hat.

Gleich nach Ankunft des Schiffes in Port Said kamen allerlei Händler und Geldwechsler an Bord. Wir waren ja auf afrikanischen Boden. Welch buntes Durcheinander: Araber, Türken, Mischlinge, die alle ein Ziel haben, nämlich recht viel von ihren meist recht minderwertigen Waren zu verkaufen. Da kam es ihnen auf ein bißchen Betrug garnicht an. So mußten wir z. B. für die Briefmarken den doppelten Wert zahlen, ohne daß man es uns vorher gesagt hätte, wenn wir uns nicht zu-

Gossner Mission

fälligerweise bei Simon Arzt erkundigt hätten, wäre ein schönes Strafporto entstanden. Auch wurden wir mit allerlei Gauklerkunststücken bedacht. Man muß wirklich staunen, mit welcher Geschicklichkeit diese Burschen arbeiten. Da hatte z. B. einer von ihnen ein lebendes Kücken auf der Hand, dann strich er mit der andern darüber, und siehe, zwei standen, oder er ließ sich ein größeres Silberstück zeigen, um es dem verdutzten Dummen auf Nimmerwiedersehen verschwinden zu lassen. Doch brachte man diese Gesellschaft glücklicherweise bald von Bord. Es mußte sehr scharf aufgepaßt werden, denn sonst wäre wohl manches verschwunden. Natürlich waren auch gleich einige Taucher da, doch auch diese verschwanden bald wieder, da die Passagiere nicht viel Lust hatten, ihr Geld „ins Wasser" zu werfen. Gegen 5 Uhr machten wir uns auf den Weg, um unsere Einkäufe zu erledigen. Das Schiff blieb mitten im Hafen liegen



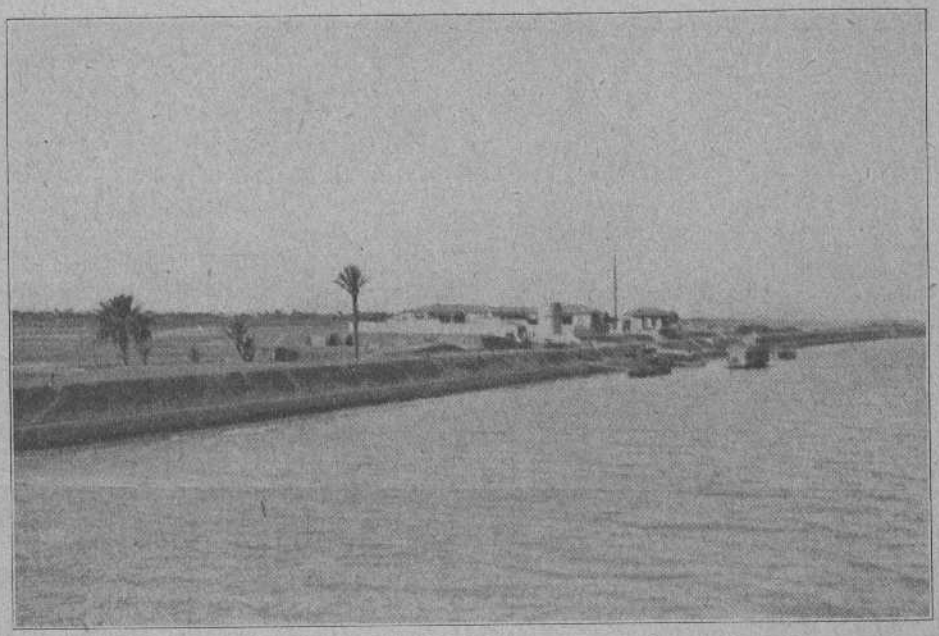
Bei der Ankunft in Port Said.

und so mußten wir ausgebotet werden, wofür man 2 Mark bezahlte. Wir wurden mit schnellfahrenden Motorbooten zum Kai gefahren, die Boote wurden mit großer Geschicklichkeit von den Eingeborenen gesteuert, sie alle trugen, obwohl, wie mir erinnerlich ist, der Fez abgeschafft, eine solche Kopfbekleidung. Auch da scheint mir die Reformation an Haupt und Gliedern noch nicht recht zum Durchbruch gekommen zu sein. Das Volk hängt eben an den alten Sitten und Gebräuchen. Kaum hatten wir die Stadt betreten, als auch schon die Händler an uns herantraten, um in recht aufdringlicher Weise ihren Kram los zu werden. Doch wir taten garnicht dergleichen, sondern gingen gradewegs zu Simon Arzt.*) Jedes Geschäft hat seine Anreißer, die die Vorübergehenden mit aller Gewalt in ihren Laden bringen wollen. Da gibt es nur ein Mittel dagegen, man muß sich immer wieder zurufen: Landgraf werde hart! Die Tropenhelme waren recht teuer, doch habe ich mir den Besten genommen um sicher zu sein, etwas Gutes zu haben. Jetzt, wo ich diese Zeilen schreibe, mitten im Roten Meer, krönt er mein Haupt und schützt mich gegen die liebe Sonne. Von Simon Arzt aus gingen wir in ein Kaffee, um einmal echt türkischen Kaffee zu trinken, doch oh weh, Kaffee haben wir bekommen, ob es aber türkischer war, möchte ich stark bezweifeln,

*) Kaufhaus.

Gossner Mission

er schmeckte nach garnichts und war recht teuer. Sobald wir am Tisch saßen, umschwärmte uns eine Anzahl Stiefelputzjungen, die unentwegt nach unseren Beinen haschten. Wir hatten zu tun, sie uns vom Halse zu halten, diese Quälgeister. Da meine weißen Schuhe einen bösen schwarzen Fleck hatten, gab ich mich zum Opfer hin. Der Junge öffnete feierlich seinen Kasten und fuhr mir, ehe ich es verhindern konnte, mit seiner schwarzen Schuhbürste über meine weißen Schuhe. Resigniert gab ich mich meinem Schicksal hin, und der Knabe endete sein Werk mit großem Ernste. Als er mit einem fertig war, klingelte er mit einer an seinem Schuhputzkasten befestigten Klingel. Ich gab ihm eine Kleinigkeit und ließ ihn gehen. Ich hatte doch wenigstens noch einen weißen Schuh. Doch der Schlingel hatte seine Sache ganz gut ge-



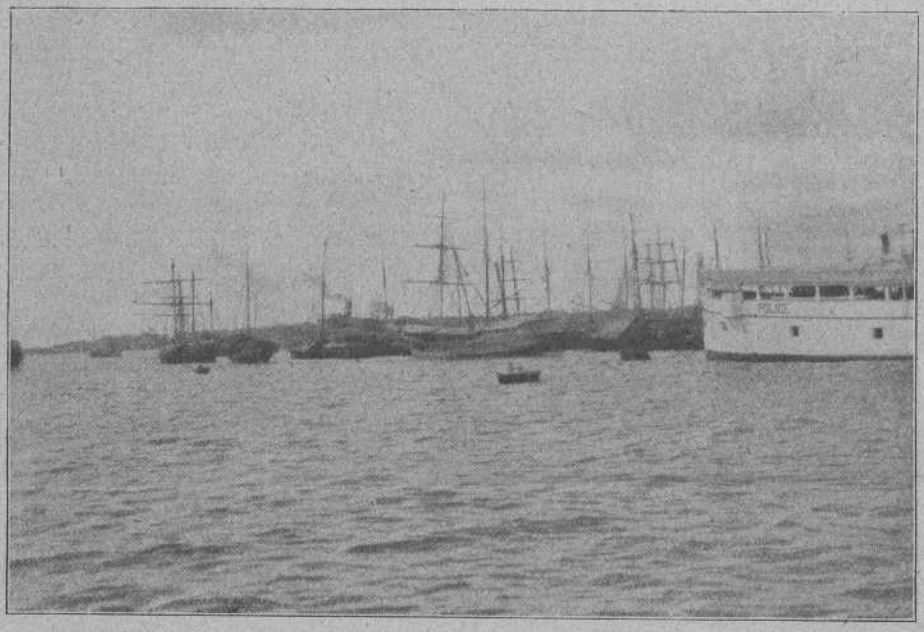
Suezkanal. Afrikanische Seite.

macht. Ich hätte ihm den andern auch ruhig anvertrauen können. Dann gingen wir noch in den Straßen ein wenig spazieren; viel ist nicht zu sehen als nur Menschen, die für uns in ihrer orientalischen Tracht etwas neues waren. Abends kehrten wir dann rechtzeitig auf das Schiff zurück. Gegen 9 Uhr sollte es weiter gehen, aber es wurde 11 Uhr. Langsam glitt das Schiff in den Suezkanal. Zwei mächtige Scheinwerfer warfen ihr blendend weißes Licht auf beide Ufer. Der Kanal ist so schmal, daß, wenn sich zwei Schiffe begegnen, eins von beiden festmachen muß. Als wir früh erwachten, hatten wir einen prächtigen Blick auf die Wüste, soweit das Auge blicken konnte, Sand, Sand und immer wieder Sand. Doch wurde dieses Bild oft durch liebliche Oasen unterbrochen. Wie gut kam uns nun unser Baedecker zu passe. Eifrig wurde er studiert, und nicht nur von uns, sondern auch von unseren Mitreisenden hat mancher eine Auskunft erhalten können, ob sie immer richtig war, bezweifle ich. Doch geschah dies immer nach bestem Wissen und Gewissen. Am Ende des Kanals liegt die Stadt Suez, dort wurde uns nun eine besondere Freude zuteil. Auf der Reede lag der deutsche Dampfer „Derflinger", der mit Musik begrüßt wurde. Er war auf der Heimreise begriffen. Hinter Suez kam dann der Golf von Suez. Da haben wir zum ersten Male Haie gesehen. Gegen 4 Uhr tauchte das Bergmassiv des Sinai auf. Schon das ganze Gebirge ist ein überaus ödes, ohne Baum, ohne Strauch, nicht einmal Vögel habe ich durchs Glas sehen können. Es ist so recht der Ort, wo

Gossner Mission

Gott zum Menschen reden konnte, wo der Mensch einmal nichts um sich sieht, was ihn ablenkt, wo er gezwungen ist, auf den Allmächtigen zu hören, wo er vor der Heiligkeit Gottes erbebt, wo ihm einmal klar wird, daß er ein Nichts ist, ein Stäublein vor Gott. Und da konnte Gott seinen Heilsweg mit der Menschheit beginnen. Wie lebte da das Alte Testament auf, wie sah man da das Volk wandern, frohlocken, jubeln, zweifeln, schreien, murren, es ist begreiflich, daß das Volk, wenn es sich von Gott wendete, in dieser wüsten Einöde der Sinai-Halbinsel zur Verzweiflung kommen mußte und sich nach den Fleischtöpfen Aegyptens sehnte. Gott aber ging seinen Weg und hat uns von der Furcht des Sinai zum Jubelruf des „Abba, lieber Vater" gebracht.

Als wir dann in das Rote Meer hineinkamen, begann es ganz nett warm zu



Colombo. Hafen.

werden. Doch war die Hitze erträglich. Das Rote Meer bietet nicht besonders Bemerkenswertes, selten ein Schiff, hier und da eine kleine Insel.

Nun sind wir mitten im Indischen Ozean. Seit Freitag nur Wasser. Um den Passagieren die Fahrt recht angenehm zu machen, hat man ein Sportfest veranstaltet. Auch wir haben uns beteiligt. Es macht viel Freude, sich einmal recht körperlich zu betätigen. Gestern hatten wir eine besondere Freude. Wir bekamen mitten auf hoher See Besuch. Eine Schwalbe war's, die plötzlich angeflattert kam und sich ganz erschöpft niederließ. Sie brachte einen Gruß aus der Heimat. Oft sitzen wir vorn auf dem Bug und sehen hinaus in das sonderbare Mondlicht. Wie herrlich! Immer und immer wieder wird es der Seele bewußt, daß über dem allen ein Vater wohnt, der in seiner undenklichen Liebe diese erhabene Natur geschaffen hat, um seinen Kindern zu zeigen, wie lieb er sie hat. Wenn dieser Bericht die Heimat erreicht, ist es Weihnachten. Sonderbar, ich denke, es müßte ein rechtes Weihnachtserlebnis sein, hier auf hoher See, ganz allein, Stille und Ruhe rings umher, nur der silberne Mond am Himmel und die herrlich leuchtenden Sterne, dazu groteske Wolkenbildungen mit dem intensiven Weiß-schwarz. Stille Nacht, heilige Nacht — „und das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns!"

Am Freitag, den 30. November, erreichten wir endlich Colombo. Schon vorher galt es das Gepäck fertig zu machen und für die Bahnfahrt zu rüsten. Merkte man

Gossner Mission

es doch gleich, daß man in den Tropen war, denn kaum ein Auge hat man vor Hitze schließen können. Noch ehe wir den Hafen erreichten, kam uns der Blütenduft vom Festlande her entgegen. Am Morgen kam auch gleich der Hafenpolizeioffizier und revidierte die Pässe, und dann konnten wir an Land gehen. Für uns war es ja nun ein neuer Abschnitt der Reise, da wir das eine Ziel erreicht hatten. Nunmehr ging mit den Planken des Schiffes das letzte Stück unserer Heimat verloren. Bis jetzt hatten wir es noch nicht so gemerkt, daß wir uns fern von unserem lieben Vaterlande befanden, nun aber kam es uns klar zum Bewußtsein. Nachdem wir uns von all den lieben Menschen verabschiedet hatten, die uns gute Kameraden geworden waren, ging es an Land. Mitten hinein in indisches Leben und Treiben. Wir blieben nicht



Bahnsteig Madura.

lange in Colombo, da unser Zug, der uns an unseren Bestimmungsort bringen sollte, schon am Abend weiter ging. Wir nahmen uns, um uns die Stadt anzusehen, eine Rikscha und ließen uns spazieren fahren. Alles, alles war neu und mutete uns fremd an, und doch konnte ich mich eines leisen Gefühles, daß dieses die Menschen seien, denen meine Liebe gilt, nicht erwehren, obgleich unsere lieben Kols doch ganz weit weg wohnten. Wenn ich mir die Menschen ansah, so sah ich selten unsympathische Gesichter, höchstens die wohlbeleibten buddhistischen Priester können einem auf die Nerven fallen und doch . . . sind auch sie nicht Menschen, für die Christus gestorben ist? — Wir hatten es gut mit unseren Rikschakulis getroffen, denn sie fuhren uns beinahe zwei Stunden umher und wir sahen eine Menge Sehenswürdigkeiten. Es ist unmöglich, alles wiederzugeben. Für uns war ja alles neu und staunenswert, was wir sahen. Hier waren es die Geschäftsstraßen der Eingeborenen mit ihrem bunten Krims-Krams, dort ein Friseurladen, in welchen man ohne Seife rasiert wird. Dann sahen wir den Botanischen Garten mit seiner Fülle von Blumen, Bäumen und Bambusstauden. Doch hielten wir uns nur kurze Zeit darin auf, um unsere kostbare Zeit recht auszunutzen. Mußten doch unsere lieben Freunde schon um 12 Uhr wieder auf dem Schiff sein. Nunmehr ging der Weg zu einem buddhistischen Tempel. Wenn man in die große Halle hineintritt, in welcher dieser Gewaltige Indiens liegt, sitzt und steht, muß man seine Schuhe ausziehen, und nur auf Strümpfen diese heiligen Hallen betreten.

Gossner Mission

Wenn auch dieser Tempel für die Fremden zugeschnitten war, so trat einem doch das Heidentum in seiner ganzen Ungebrochenheit entgegen. Sind diese Menschen aber nicht doch noch besser als die, die über jede Religion erhaben sind? Diese hier haben noch ein Gefühl dafür, daß ein Gott etwas heiliges ist, etwas, dem man sich mit Ehrfurcht nahen muß. Sie ziehen die Schuhe aus vor ihrem Gott — unwillkürlich mußte ich an Moses denken, der auch in seiner Berufungsstunde von Gott gemahnt wird, seine Schuhe auszuziehen.

Colombo ist ein kleines Paradies, voll aller möglichen Sorten von Palmen und tropischen Bäumen. In der Mittagszeit wurde es so heiß, daß man sich mühsam durch die Straßen schleppte. Leider mußte ich nach der Polizei, um meinen Paß auszulösen. Dort ging es nach echt indischer Art „immer mit der Ruhe“. Hungrig kehrte ich zu unserem Treffpunkt zurück, um das erste echt indische Mahl einzunehmen. Die Kellner sind alles Eingeborene, die barfüßig umherlaufen und schweigend die Sachen auftragen. Es gab nicht weniger als 8 Gänge und sehr reichlich, zuletzt saftige Ananasschnitten. Der Nachmittag brachte wenig Abkühlung und dafür manche Mühe mit unserem Gepäck. Freudenberg*) hat in dieser Beziehung sehr versagt und uns eigentlich nur die Fahrkarten nach Calcutta gegeben. Zuerst waren wir auf einem falschen Bahnhof und mußten dann zu Fuß ein großes Stück gehen. Auch die Sorge um unser Gepäck, das von Eingeborenen besorgt wurde, machte uns zu schaffen. Doch war sie schließlich unnötig, da alles zur rechten Zeit an Ort und Stelle war. Nur daß die Träger unverschämt viel Geld verlangten. Doch hatten wir es mit der Zeit gelernt, mit den Leuten umzugehen und daß man beileibe nicht den geforderten Betrag zahlt, sondern höchstens die Hälfte. Aber erst durch Schaden wird man klug. Ich glaubte meinen Augen nicht trauen zu dürfen, als ich auf dem Bahnhof meinen lieben Freund Dr. James aus Madras wiederfand. Leider haben wir uns dann in dem Gedränge verloren und, da ich seine Anschrift in Madras nicht hatte, konnte ich ihn nicht besuchen. Es soll eine schöne Fahrt durch den Ceylonischen Urwald sein, die wir antraten, doch war es ja Nacht, und wir sahen von all den Herrlichkeiten nichts. Die Züge sind ganz bequem eingerichtet. Ein jeder bekommt seine Schlafgelegenheit. Am Morgen trafen wir dann am Schiff, das uns nach Indien bringen sollte, ein. Nach zweistündiger Fahrt erreichten wir das Festland. Der Zug stand schon da, der uns nach Madras bringen sollte.

Der Zoll machte uns weiter keine Schwierigkeiten, und alles ging glatt. Die Fahrt war sehr schön. Immer und immer wieder sahen wir Neues und Schönes. Bald waren es indische Dörfer, bald Palmenwälder oder Plantagen, Reisfelder, die unsere Aufmerksamkeit fesselten. Das war also das Wunderland, von dem wir soviel gehört hatten, und in der Tat, es war für uns ein Wunderland. Was mir auffiel, war, daß wir nur sehr wenig Kirchen gesehen haben. Es mag ja sein, daß sie nicht so dicht an der Bahnstrecke gelegen haben, doch stimmte mich das etwas traurig, denn sehr oft sahen wir dagegen die Tempelanlagen irgend eines Gottes, meistens Hindutempel. Am anderen Tag, gegen Morgen, kamen wir in Madras an und erfuhren, daß der Zug am Abend nach Calcutta weiterginge. Auch hier in Madras haben wir uns umgesehen und, auf einer Rikscha sitzend, manch Schönes gesehen. Was mir hier besonders auffiel, war die strenge Trennung der Kasten. Die Holzhacker, die Wäscher, die Schneider, sie alle wohnten besonders für sich allein. Am Abend, als es etwas kühler geworden war, gingen wir noch einmal ans Meer, um von ihm Abschied zu nehmen, vielleicht auf lange, lange Zeit. Ich konnte es nicht unterlassen, mir Schuhe und Strümpfe auszuziehen, um am Strande entlang zu waten, wie ich es früher so gerne an meiner Ostsee getan hatte. Doch eine böse Welle näßte mich unterwärts ziemlich durch und so hatte der Spaß bald ein Ende. Wir kamen dort mit einigen Studenten in ein Gespräch und konnten mit Freude feststellen, wie viel Sympathie wir Deutschen bei den Indern haben.

---

*) Reisebüro

Gossner Mission

Die Reise nach Calcutta war ganz angenehm. Wir fuhren mit einer deutschen Dame, die an einen Inder verheiratet ist, zusammen. So hatten wir doch jemanden noch, mit dem wir deutsch sprechen konnten. Wir wurden es bald gewahr, daß wir immer mehr dem Norden entgegen gingen. Die Landschaft veränderte sich. Palmen kamen nicht mehr so häufig vor, dagegen mehr Mangobäume. Auch wurde das Gelände teilweise bergig.

In Calcutta wurden wir von Herrn Firpos, einem Freund Br. Schiebes, abgeholt. Es war rührend, mit welcher Liebe wir aufgenommen wurden. Firpos ist der Inhaber der größten Konditorei Calcuttas, hat über 350 Angestellte, mehrere Autos usw. Auch seine Gattin, die das Auto, mit dem sie uns abholten, selbst steuerte, nebenbei bemerkt eine Französin, tat alles, um uns den Aufenthalt in Calcutta so angenehm wie möglich zu machen. Da wir einige Besorgungen zu machen hatten, stellte er uns ein Auto mit Führer zur Verfügung, der uns überall den Weg zeigte. Auch hier in Calcutta paßte es mit dem Anschluß wieder ganz gut, am Abend ging der Zug weiter, endlich dem Ziele zu. Mit Lob und Dank im Herzen gegen Gott, der uns auf dieser Fahrt so recht gezeigt hat, daß er seine schützenden Hände über uns gebreitet hat, ging es weiter. In Meru stiegen wir in die Kleinbahn nach Ranchi. Vor uns lag das Hügelland Chota Nagpurs. Wie erstaunt waren wir, als wie in eine Gegend kamen, die unserer deutschen Heimat sehr ähnlich sah, zeitweise so verblüffend ähnlich, daß man meinen könnte, in Thüringen oder im Württembergischen zu fahren.

In Ranchi angekommen, empfing uns auf der Bahn Frau Missionar Prehn mit ihrem Töchterchen und Joel Lakra. Leider war Bruder Prehn krank und konnte infolgedessen nicht da sein. Es tat uns schrecklich leid. Jeder von uns mit einem Strauß Rosen bewaffnet, bestiegen wir ein Auto, das uns zur Station brachte. Hier hatte sich die Gemeinde aufgestellt, um uns zu begrüßen. Ich werde diese Stunde nie vergessen. Zuerst wurden uns die Hände gewaschen und wir bekamen jeder einen Kranz umgehängt. Dann schritten wir die Reihe ab, immer unter dem Zuruf: „Jisu sahai!" Die Schüler sangen uns das Lied: „Lobe den Herren, den mächtigen König" und die Mädchen: „Ich bete an die Macht der Liebe!" Darauf sprach Joel Lakra ein Gebet und Vater Unser. Dann durfte auch ich noch einige Worte des Dankes sprechen, welche Lakra ins Hindi übersetzte. Das war ein Einzug, der uns alle Müdigkeit der Reise vergessen ließ. Und nun gebe Gott, der Herr, daß unsere Arbeit nicht vergeblich sei!

Felix Schulze.

An der Zentralstelle unserer Arbeit.

Obwohl die Kolsmission sich seit langem nicht im Osten, sondern nach dem Südwesten von Ranchi ausgebreitet hat, ist doch diese Stadt immer der Mittelpunkt der Arbeit geblieben. Hier hat die Regierung der großen Provinz Bihar und Orissa ihren Sitz, von hier aus leiten die drei großen Missionen ihre Arbeit, zu denen in erster Linie unsere Goßnersche, als die älteste, gehört. Kirchen- und Schulwesen hat hier seine obersten Behörden. Vier Hochschulen für Knaben und eine für Mädchen sorgen für höhere Bildung und den Bedarf an Lehrpersonal. Auch das Raiffeisenbankwesen, das sich unter der Oberaufsicht der Regierung immer mehr von einer Angelegenheit unserer Christen zur Sache der Allgemeinheit ausgewachsen hat, ist hier mit seinen Zentralbanken vertreten. Nach Ranchi muß also immer wieder ziehen, wer mit all diesen Dingen zu tun hat. Da ich längere Zeit der einzige deutsche Missionar nach dem Kriege in Chota-Nagpur war, so wurde ich in alle möglichen Körperschaften berufen. Es gibt kaum eine von den Einrichtungen zum Wohle unserer Kirche und unserer Christen, an der ich nicht beteiligt sein muß. Das macht meine öftere Gegenwart bei Sitzungen in Ranchi nötig.

Kinkel, meine Station, ist aber 170 km*) von Ranchi entfernt. Reisen zwischen

*) etwa = Berlin-Merseburg.

Gossner Mission

den beiden Orten sind äußerst beschwerlich, in der Regenzeit beinahe unmöglich. Zwei große und viele kleine Flüsse stellen sich uns oft als unüberwindliche Hindernisse entgegen. Wohin ich mich auch wende, es sei nach Süden zur großen Bahn, oder nach Norden, um eine Autoomnibuslinie zu erreichen, auf denen ich dann auf Umwegen nach Ranchi gelangen kann, immer muß ich zwei Tage reiten, über die Berge auch zu Fuß wandern, und meine Sachen müssen von Trägern befördert werden. Nur in den fünf trockensten Monaten des Jahres, wenn höhere Beamte reisen und die in der Regenzeit zerrissenen Wege und weggeschwemmten Brücken für sie wieder hergestellt sind, kann ein Kraftwagen bis nach Kinkel gelangen und mich in acht Stunden nach Ranchi bringen. Das ist dann freilich sehr bequem, wenn Berge und Wälder sich von der schönsten Seite zeigen, und der Weg so zusammenzuschrumpfen scheint, als ob man weder Tagereisen brauchte, noch Schweiß und wunde Füße nötig wären, ihn hinter sich zu bringen.

Wehe aber, wenn wir in der Regenzeit den Weg zur Bahn nach dem Süden suchen müssen, wenn der Sank zu unserer Linken braust und brodelt, wenn seine gelben Wassermassen donnernd zu Tale gehen und stellenweise einen großartigen Anblick gewähren, wenn die Berge zu beiden Seiten sich mit Wolken bedecken, die dann alles in Grau hüllend ihre tropischen Fluten über uns ergießen, ja, wenn dann kein schützendes Haus in der Nähe ist, so vermag weder die dichteste Baumkrone, noch auch der Regenschirm das alles durchdringende Naß abzuhalten. Es bleibt kein Faden trocken. Schuhe und Strümpfe zieht man am besten aus, da jedes Rinnsal zum reißenden Flusse wird. Man stolpert in dem gelben Gewässer über Steine, fällt auch wohl in Löcher, rutscht von den schmalen, schlüpfrigen Dämmen in den Schlamm der Reisfelder. So krabbeln wir stundenlang dahin, und ich bewundere die Träger, die, ihre Lasten auf den Schultern, sich mit den Zehen in den glatten Boden wühlen, um Halt zu gewinnen auf unebenem Gelände. Mitunter lacht uns wohl auch mal die Sonne an und trocknet uns freundlichst etwas ab.

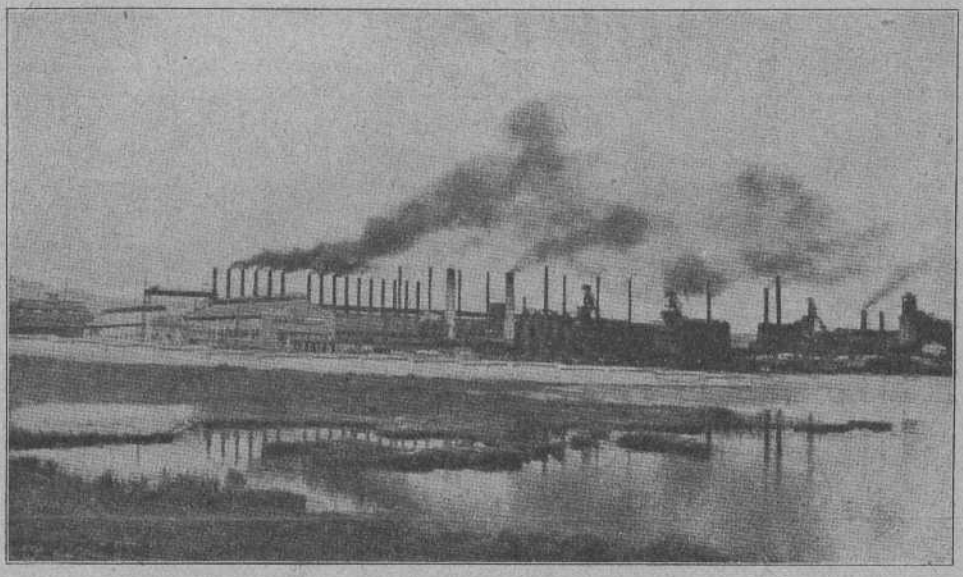
Wo aber bleiben wir, wenn es Abend wird, und wir unser Ziel nicht erreichen können? Gelangen wir in ein Christendorf, so hat alle Not ein Ende. Dort sind wir einer guten Aufnahme sicher. Und wenn der nächste Tag gar ein Sonntag ist, so ist uns ein gesegneter Feiertag gewiß, an dem wir uns mit ihnen um Gottes Wort sammeln. Wie dürftig ist es oft mit der geistlichen Versorgung in den Walddörfern bestellt! Der Katechist ist vielleicht ganz treu, manchmal ist er auch das nicht, wenn er in der Sorge um seine Felder untergeht, und oft genug versteht er es nicht, altes und besonders neues aus dem Schatze der Heiligen Schrift seinen Gemeindegliedern darzubieten. Kinder laufen bereits herum, die noch nicht getauft sind, und das Heilige Abendmahl ist seit vielen Monden nicht ausgeteilt worden, wenn der Pastor nicht herum kommen konnte. Andernorts ist es wohl auch besser, und die Leute suchen in aller Schwachheit sich doch zu fördern. Rührend ist es, wie sie darauf achten, daß alles so gehandhabt werde, wie es einst die Missionare taten. Sie denken, da müßten sie doch auf rechten Wege sein.

Wenn wir aber kein Christendorf finden, so kehren wir wohl auf einer Polizeistation ein, wo die Beamten immer freundlich sind und uns helfen. Oder wir bitten einen heidnischen Dorfbesitzer, uns auf seiner Veranda nächtigen zu lassen. Alle Inder sind äußerst gastfrei. Am Feuer oder bei schwelendem Laternenlichte wird vor dem Essen erzählt, und es bietet sich wohl auch Gelegenheit, von dem zu reden, was der Missionar dem heidnischen Indien ja so gerne bringen möchte. Wenn aber der Reis abgekocht ist und aufgetragen wird, so verschwinden alle, die da herum hockten, denn beim Reisessen kommt die Kaste zum Ausdruck. Wie man selbst nicht dabei durch die Nähe anderer verunreinigt werden möchte, so schont man auch den andern, wenn er essen will. Man läßt ihn allein. Nach dem Essen schaut niemand lange in den Regen, der in dicken Schnüren vom Dache rinnt, oder horcht auf das Gequake der Frösche, sondern wickelt sich zum Schlafe so kunstvoll in sein Kleid, daß eine etwa des Weges

Gossner Mission

daherkommende Schlange auch über den Schlafenden hinweg kriechen kann, ohne ihm Schaden zu tun. Draußen aber mögen Leoparden das Walddorf umkreisen, oder Schakale ihr Konzert anstimmen, man weiß, die da in ihre Kleider und Decken gehüllt herumliegen, denen geschieht so leicht nichts.

Sind wir am ersten Tage nicht weit genug gekommen, so ist am zweiten unser Weg um so länger. Da heißt es dann früh aufbrechen. Oft finden uns die noch am Himmel leuchtenden Sterne schon unterwegs. Führt uns aber der Weg durch dichten Wald, so müssen wir das Tageslicht abwarten. Tiger und Bären sind in den Grenzwäldern von



Jamshedpur.

Die **Tata-Stahlwerke**. Die Direktion, das Kapital und die Arbeit sind indisch. In 20 Jahren ist hier eine Industrie welche 100000 Arbeiter beschäftigt, aus der Erde gestampft. In ganz Indien giebt es 5 Millionen **Fabrikarbeiter** (Revue Missionäre).

Biru und Gangpur gar zu häufig, als daß man es wagen dürfte, sie ohne Not im Dunkeln zu durchwandern. Nach der Regenzeit durchnäßt uns der starke Tau in kurzer Zeit, der von Gras und Laub rinnt und macht die sonst so schönen Morgenwanderungen äußerst unangenehm.

In Indien eilt man mit Weile. Wer das nicht beobachtet, kann böse bestraft werden. Der Reisende hat Rücksicht zu nehmen auf seine Träger, die gegen Nässe, Kälte und große Hitze empfindlich sind. Sie können sehr schnell krank werden, und dann sitzt er hilflos da. Auf meiner letzten Reise zur Bahn hoffte ich in Rajgangpur den Zug am zweiten Tage schon erreichen zu können, der nachmittags um ½5 Uhr von dort in der Richtung nach Ranchi abgeht. Wir wanderten über Mittag. Es war Anfang Oktober und noch sehr heiß. Um 3 Uhr waren wir schon in Rajgangpur. Ich stieg vom Pferde, begrüßte Frau Diller und wanderte sofort ins Bett. Der Zug fuhr ohne mich ab. Heftiges Fieber hatte mich gepackt, das vielleicht nicht gekommen wäre, wenn wir über Mittag im Schatten gerastet hätten.

Haben wir aber erst die Bahn erreicht, so wird Reisen wieder mehr Vergnügen. Du sitzt im Abteil auf der Polsterbank entschieden bequemer als im Sattel. Die tückischen Flüsse mit ihrem verräterischen Triebsand und ihren unheildrohenden Löchern überfliegen wir auf hochgewölbten Bogen. Vom Fenster aus sehen wir nur des Waldes Schönheit. Fast höhnisch können wir auf die schrecklichen Acheln des hohen Grases und auf die spitzen Dornen schauen, die so manches Mal unsere Strümpfe spickten

Gossner Mission

und uns die Beine blutig rissen. Wie schnell eilt der Zug auf hoher Brücke über den Sank, während wir weiter oben eine Stunde brauchten, um uns und unsere Sachen mühsam durch Wasser und Sand zu schleppen, und uns glücklich priesen, wenn keiner der Träger stürzte, und Kleider, Wäsche und Bücher kein ausgiebiges Bad bekamen. Und man reist nicht allein. Da sitzt ein Jesuit, der seinen Rosenkranz betet, wenn er sich mit uns nicht freundlich unterhält. Vom bittern Gegensatz zu der lutherischen Ketzermission ist hier keine Rede. Oder da sitzen 6 Soldaten, Briten und Inder. Sie spielen Karten. Nach jedem Spiel holen sie ihre Whiskyflaschen hervor und trinken, bieten auch freundlichst an und staunen, daß man dankend ablehnt. Es ist kein Unterschied zu merken zwischen dem, der sich Christ nennt und dem, der Heide ist. Die Engländer fluchen vielleicht noch mehr als die Inder. „Damned" und „bloody" schlägt alle Augenblicke an unser Ohr, die Empfindung des Ekels erst dann in unserer Seele hervorrufend, wenn wir uns das deutsche Equivalent ins Gedächtnis rufen. Sind wir hungrig oder durstig, draußen auf den Haltestellen werden Früchte und Tee billig angeboten, sind wir müde, so strecken wir uns auf den Lederpolstern aus. Wir können bis 12 Uhr schlafen. Dann fahren wir in den hellen Schein von Feuersgluten hinein. Wir sind in Jamshedpur, der größten Eisenindustriestadt Indiens, wo über 30 000 Arbeiter Höllengluten entfachen, die auf weit hinaus das Land in ein auf und abwogendes Lichtmeer hüllen. Das ist ein Krachen, Kreischen, Zischen und Brodeln, als ob der Menschen Nerven mit Gewalt zerrissen werden sollten, so daß selbst das Rattern des Zuges in dem Lärm untergeht. Die Station verschläft man nicht, so sollte man wenigstens meinen, und doch, die Soldaten schnarchen ruhig weiter. Der Schlaftrunk war wohl zu stark.

Der Zug fährt weiter hinunter nach Calcutta. Wir aber müssen 3, vielleicht auch 4 Stunden auf den Expreß warten, der von Calcutta nach Ranchi fährt. Das ist nicht grade angenehm zur Zeit, wenn jedermann sonst der Ruhe pflegt. Auf einer hohen Bahnüberführung schauen wir hinüber nach dem Schein der Werkstätten, wo niemand schläfrig werden darf, dem sein Leben lieb ist. Gar mancher ist dort schon von den Gluten flüssigen Eisens verzehrt worden.

Endlich kommt unser Zug, und wenn man Platz findet, so kann man noch einige Stunden schlafen, bis wieder eine Umsteigestation kommt, von wo uns die Schmalspurbahn hinauf nach Ranchi bringt. Niemand ahnte 1910, daß der Bau einer Kleinbahn nach Ranchi ein Fehler war. Es hätte gleich eine sich dem entwickelnden Verkehre besser anpassende Breitspurbahn sein sollen, denn Chota-Nagpur mit seinen Bodenschätzen ist kein Hinterland mehr wie einst, als die ersten deutschen Missionare hierher kamen.*)

Und nun sind wir in Ranchi. Unsere Missionsstation ist zwar immer noch der schönste Platz, aber seine Gebäude sind längst überflügelt von den Bauten des Staates, der Stadt und der reichen Bengalen, überflügelt auch von denen der römischen und englischen Mission. Arm waren wir immer, aber nun sind wir ärmer als je. Kaum daß der Verfall der alten Häuser aufgehalten werden kann. Wie dürftig sieht unsere einst so schöne Aula des ehemaligen Predigerseminars aus, wie verwahrlost und baufällig das große alte Knabenhaus, der Stolz der Missionare, die hier als Hausväter Generationen betreut haben! Zwar erhebt sich daneben ein neues stattlich anzuschauendes Knabenhaus, das Stosch-Hostel, aber es will sich so gar nicht recht bewähren. Die Schulbehörde hat sich von Unternehmern zu sehr betrügen lassen. Wir Missionare hätten für mehr als 60 000 Mark etwas anderes dahin gestellt. Unsere Christuskirche ist noch immer das schönste Gotteshaus in Ranchi, aber auch hier mangelt es an der

*) Tschota Nagpur ist Großindustrieland geworden. Jamschedpur und Kutti rauchen mit ihren Schloten, und die Eisenbahnzüge rumpeln mit ihren schwerbeladenen Kohlen- und Eisenzügen über die Berge. Die Tatawerke von Jamschedpur gehören zu den größten der Welt; sie konkurrieren mit den Kruppwerken in Essen. Auch Kupfer, Glimmer, Mangan, Kaolin und Backstein finden sich in abbauwürdigen Lagern. Auch da ist das größte Problem, die Schulen für die vielen Kinder der Engländer und Angloinder zu beschaffen. Wir haben die Westkoti-Schulen in Namkum bei Ranschi für Knaben und die Mädchenschulen der Warminster-Schwestern. Ranschi ist die Sommerresidenz der Provinz Bihar und Orissa, und das bringt dorthin jedesmal sechs Monate lang eine große englische Gesellschaft.
Neue Allg. Miss. Zeitschr. 1929 S. 29. The Church overseas 1928, 256 ff.

Gossner Mission

baulichen Pflege. Der Treuhänderrat der Regierung ist dafür verantwortlich, behauptet aber, auch kein Geld für Reparaturen zu haben. Ueber diesen Rat kann man nur seufzen.

Hier ist nun der Mittelpunkt der Kolskirche, die jetzt etwa 120 000 Gemeindeglieder zählt. Hier laufen die Fäden der gesamten Verwaltung zusammen. Hier versammelt sich einmal im Jahre die Generalsynode. Hier erledigt der Kirchenrat alle laufenden Arbeiten. Hierher schauen die Gemeinden und erwarten von hieraus Leitung und Anregung. Im Jahre 1919 ist die Kolsmission eine selbständige Kirche geworden. Diese Selbständigkeit ist aus der Not der Zeit, aus dem Kampfe um die evangelische Eigenart unserer christlichen Kols hervorgegangen. Und wir glauben



P. Hanukh Dato Lakra im Kreise der Missionsgeschwister.

auch, daß das Gottes Fügung war. Aber dieses Kirchengebilde trägt nicht nur ein recht armseliges Kleid, es ist auch selbst noch recht schwach und hilfsbedürftig. Die finanzielle Lage ist geradezu beängstigend. 120 000 Gemeindeglieder können 150 000 Mark nicht aufbringen. Woher kommt das? Die Kols sind ein armes Volk, das ist wahr. Wir wissen, daß Tausende und aber Tausende zu Zeiten nicht zweimal am Tage ihren Reis zur Mahlzeit haben, aber wir wissen auch, daß manche Rupie von einzelnen in die Branntweinschenken der Regierung getragen werden, und daß viele andere ihren Reis im Hause zu berauschendem Tranke verbrauchen. Das üble römische Beispiel hat unsere Bemühungen nach dieser Richtung hin zumteil zuschanden gemacht. Und wir wissen, daß der Stand des Glaubenslebens in Hunderten von Dörfern kein hoher ist, wissen, wie armselig oft der Dienst der Arbeiter an den Gemeinden ist. Die Kolsmission ist trotz alledem autonom geworden, weil eben doch Lebenskräfte in ihr wirksam waren, die sich wenigstens ein Ziel gesetzt haben. Wenn jetzt zuerst so viel Dürftigkeit im äußeren und inneren Leben in die Erscheinung tritt, so muß das eben überwunden werden. Aber wir bedürfen dabei der Hilfe unserer Heimatsmutterkirche noch für eine Weile. Die Mission kann auch nicht zu den Eingeborenen sagen: „Seht, wir haben für alles gesorgt, haben euch das Evangelium gebracht, haben euch Pastoren, Lehrer und Katechisten gegeben, die Unterrichtsanstalten sind da, nun baut allein weiter!“ Wir haben ihnen alles das gegeben, es ist wahr, aber es war doch vieles davon mit

Gossner Mission

großer Schwachheit behaftet. Selbst das Evangelium vermag den Charakter eines Volkes nur allmählich umzuwandeln. Und wie seufzen wir noch über so manche üble Eigenschaft im Charakter der Kols! Als die Missionare weg waren, da wollte die Tragfähigkeit der Einrichtungen und Personen nicht recht ausreichen, und es geht jetzt immer nur grade hart am Zusammebruch vorüber. Ja, manchmal ist uns recht bange um den Bestand der Kolskirche. Wir kommen noch nicht aus ohne die betende und gebende Liebe der heimatlichen Missionsfreunde, um diese harte Erkenntnis kommen wir nicht herum.

Aber es sind nicht nur trübe Gedanken, die uns an der Zentralstelle unserer Arbeit eingeprägt werden, wir sehen auch sehr wohl, wie die Kräfte des Evangeliums wirksam sind. Gegen das Ende der Regenzeit versammeln sich die Pastoren zu einem Unterrichtskursus. Sie sind es, denen unsere Gemeinden in erster Linie anbefohlen sind. Ihre Ausbildung ist nicht immer eine sehr hervorragende gewesen. Mit Treue und dem guten Willen zum Dienst im Weinberge des Herrn ist zwar viel, aber doch nicht alles getan. Die Leute bedürfen dauernder Fortbildung. Des Englischen nur dürftig mächtig, steht ihnen nur wenig christliche Literatur zur Verfügung. Da kommen sie denn alljährlich 3 oder 4 Wochen in Ranchi zusammen, um sich in allem, was zu ihrem Amte gehört, fördern zu lassen. Obenan steht natürlich die Heilige Schrift, die Quelle unserer Kraft. Voriges Jahr konnte auch diese kleine Ausgabe zu unserm großen Leidwesen nicht bestritten werden, und der Kursus mußte ausfallen. Aber dies Jahr konnten wir wieder zusammen sein. 46 Pastoren waren von auswärts gekommen. Das waren segensreiche Tage für Lehrende und Lernende. Die Rollen werden wohl auch manchmal vertauscht und aus den Lernenden werden Lehrende. Es sind alte, würdige Herren dazwischen, die ihre eignen Erfahrungen in der Welt des Glaubens gemacht haben. Jeden Abend hörten wir bei den Andachten zumteil hervorragend gediegene Ansprachen der Kolspastoren. Ich selbst durfte über unser Kirchenlied, seine Dichter, seinen Inhalt und seine Segensspuren in der Geschichte und in unserem Leben unterrichten.

Alle Pastoren und Kandidaten bilden zusammen das Ministerium. Auch dieses kommt in Ranchi zu seinen Sitzungen zusammen, und bei Gelegenheit des Unterrichtskursus fanden lange Beratungen darüber statt, wie der Dienst an den Gemeinden fruchtbringender zu gestalten sei, wie wir der finanziellen Nöte Herr werden könnten, wie wir uns zu den Anglikanern, Römern und Adventisten stellen sollten, wie den Ehenöten zu steuern und der Jugend zu helfen sei. Man konnte spüren, wie den Leuten die Not und das Wohl ihres Volkes am Herzen liegt. Immer wieder klang es hindurch: „Schafft Gemeinden voll geistlichen Lebens, gegründet auf Gottes heiliges Wort.“ Mit besonderer Freude wurden an einem Abende die Berichte über die Ausbreitung des Christentums in den Außenbezirken Jaspur, Gangpur und Bamra entgegen genommen. Es braucht dort nur gearbeitet zu werden, so sind uns die Früchte gewiß. In geradezu ergreifender Weise sprachen am letzten Abende die alten Pastoren Hanuck und Kristogrih zu ihren braunen Brüdern, und man sah manches Auge feucht werden, als Kristogrih und Joel das Lied „Gott ist die Liebe“ nach indischer Melodie anstimmten, immer mit dem dreifachen Schluß bei jeder Strophe: Er liebt auch mich, er liebt auch dich, er liebt auch uns.

In den Sitzungen des Church Council, des Kirchenrates, kommt das ganze kirchliche Leben zur Sprache. Wenn auch die Mahasabha, die Generalsynode, die oberste Behörde der Kirche ist, die alles genehmigen muß, so liegt doch die eigentliche Leitung bei dem Church Council. Hier wird jede Maßnahme gefunden, durchdacht und angeordnet. Auch was der Mahasabha vorgelegt werden soll, das findet meistens der Kirchenrat, wenn auch aus den Gemeinden Anträge für die Mahasabha eingereicht werden können. Das Church Council tritt in der Regel alle 3 Monate zusammen. Die Sitzungen dauern 3—4 Tage mit je 6, 7 auch 8 und mehr Stunden. Meist stehen mehr als 100 Gegenstände zur Beratung. Vieles davon muß Ausschüssen zur Erledigung überwiesen werden, die dann oft weite Reisen an Ort und Stelle zu

Gossner Mission

machen haben. Das letzte Mal lag eine Eingabe des Ministeriums mit der Bitte vor, doch die Pastoren vor dem Hunger zu bewahren. In einer langen Abendsitzung haben wir dann darüber beraten, wie wir ihre berechtigte Bitte mit unserer leeren Kasse in Einklang bringen könnten. Es tauchte die Frage auf, ob wir nicht bei der Schularbeit abbauen sollten, um den Pastoren helfen zu können. Wir haben uns bei unserer Notlage schon entschließen müssen, 96 Missionsschulen in den Dörfern der Regierung auf 2 Jahre zu übergeben. Diese hat sich von der Gesetzgebenden Versammlung der Provinz 12 000 Rupien pro Jahr bewilligen lassen, um nur solch ein Wohlfahrtswerk nicht zu Grunde gehen zu lassen. Unsere Christen sind mit dieser Maßnahme durchaus nicht einverstanden. Sie fürchten, daß der Religionsunterricht aus den Schulen verbannt werden könnte. Die Römer schreien: „Seht, wie die Lutheraner ihre Schulen schon dem Heidentume ausliefern müssen!“ Wir haben infolgedessen allerlei Bedingungen gestellt, die den christlichen Charakter der übergebenen Schulen wahren sollen. Sie sind auch genehmigt worden. Eine böse Folge hat die Sache bereits gezeitigt. Die Jesuiten haben eine Eingabe des Inhalts eingereicht, daß die Lutheraner wohl jetzt kein eigenes Lehrerseminar mehr brauchten, da sie ja ihre Dorfschulen der Regierung übergeben hätten. Sie bäten deshalb, daß das Lehrerseminar (Guru Training School) in Govindpur aufgehoben und auf eine katholische Missionsstation verlegt werde. Wir hoffen jedoch, haben auch sofort Schritte dazu getan, daß das nicht geschieht. Man sieht aber, wie gefährlich es ist, abzubauen. Deshalb konnte sich das Church Council nicht dazu entschließen, weiterer Einschränkung des Schulwesens näher zu treten, trotz der Not unter den Pastoren. Es wurde jedoch beschlossen, daß alle Lehrer, ja alle Angestellten der Kirche auf 5 Prozent ihres Gehaltes zugunsten der Pastoren verzichten sollen, da diese seit einem Jahre von uns keinen Pfennig Zuschuß mehr erhalten konnten. Ferner wurde eine Kommission ernannt, die eine Neuordnung der Einkünfte vorbereiten soll. Jetzt ist es etwa so: Eine Parochie mit einem Pastor an der Spitze besteht aus vielen oder wenigen Katechistenschaften mit je einer Kapelle. Die Einkünfte in den Katechistenschaften dienen der Besoldung der Katechisten, reichen aber in der Regel auch dazu nicht aus. Für den Pastor bleiben nur die Tauf- und Abendmahlskollekten, von denen er nicht leben kann, wenn er nicht eignes Feld besitzt oder Kirchenland in Bearbeitung hat. Als die Amerikaner unsere Mission in Verwaltung hatten, konnte das Church Council einen Zuschuß an die Pastoren machen. Seit die Goßner-Mission eingetreten ist, mußte er wegfallen. Daher die große Not in den Pastorenfamilien. Es soll nun mehr darauf hingearbeitet werden, die Einkünfte zu zentralisieren, um so eine gerechtere Verteilung an die Kirchenbeamten möglich zu machen. Auch das wird schwierig genug sein, denn wie die Verhältnisse nun einmal liegen, sind ohne die Hilfe aus der Heimat Ein- und Ausgaben nicht in Einklang zu bringen. Aber mutlos wollen wir drum noch nicht werden. Es ist am Ende nicht unser, sondern des Herrn Werk, das wir treiben. Er weiß auch, weshalb er die junge Kolskirche so sich'et. Sie muß trotz aller Schwierigkeiten es lernen, auf eigenen Füßen zu stehen. Es kann sehr leicht geschehen, daß die Europäer einmal Indien verlassen müssen. Man schreit diese Forderung bereits von den Dächern und durch alle Gassen. Wohl dann der indischen Kirche, die laufen gelernt hat.

Ranchi ist auch der Mittelpunkt des Raiffeisenbankwesens. Früher war das eine Sache unserer Christen. Ueberschüsse sollten der Gemeinde zugute kommen. Das ist nun alles anders geworden. Die Regierung hat die Bewegung unter ihre Flügel genommen und über ganz Indien ausgebreitet. Gewisse Beamte wollten auch Nichtchristen mehr daran beteiligt sehen. So ließen sich unsere Leute bewegen, von ihren früheren Bestimmungen abzugehen. Zum Segen ist das nicht ausgeschlagen, denn mit den Heiden ist noch mehr Unehrlichkeit in die Sache gekommen, als etwa früher schon mitunter vorkam. Ueberschüsse können gemeinnützigen, aber nicht spezifisch christlichen Bestrebungen zugute kommen. Doch davon kann noch lange nicht die Rede sein. Eine Menge Beamte sind angestellt, so daß die Verwaltung die 15 Prozent, welche an Zinsen genommen werden (bis voriges Jahr waren es sogar 18¾ Prozent), völlig

Gossner Mission

verschlingt. Daß bei so hohem Zinsfuß viel Gemeinnütziges übrig geblieben wäre, kann man nicht behaupten. In Ranchi ist die Zentralbank, die die Anleihen für die Dorfbanken bei der Regierungsbank vermittelt. Diese sind weit über Chota-Nagpur zerstreut. Immer je 12 davon sind zu einer Union zusammengefaßt. Da unsere Christen immer noch das Rückgrat der Banken sind, so hat man auch uns Missionare in das Direktorium gewählt. Im Hintergrunde liegt der Gedanke, daß unter unserer Mitaufsicht Treue und Ehrlichkeit mehr gewährleistet sein werde. Viel Arbeit wird uns damit zugemutet. Zu den Sitzungen des Direktoriums soll ich eigentlich immer nach Ranchi reisen.

In Ranchi wimmelt es auf unserer Station von vielen Hunderten von Knaben und Mädchen, die hier die Hochschulen besuchen, oder ihre sonstige Ausbildung erhalten. Wenn man einen Einblick in das Getriebe dieses weit verzweigten Unterrichtswesens bekommt, das uns auch an die Regierung mit ihren Schulgesetzen und Ordnungen bindet, so will uns der Gedanke fast unerträglich werden, daß hier abgebaut werden sollte. Wer die Jugend hat, hat die Zukunft, und mit Abbau könnten wir sehr leicht unsere Zukunft in die römische Kirche jagen, denn auch die anglikanische Kirche ist von der römischen nicht mehr weit entfernt.

Wenn aber wieder einmal alle Sitzungen erledigt sind, dann kommt der schöne Sonntag in Ranchi. Mit dieser unserer ältesten Gemeinde in die herrliche Christuskirche wallen, dort mitfeiern oder gar von der Kanzel predigen zu dürfen, ist mir immer wie ein besonderer Vorzug gewesen. Die Orgel wartet zwar schon lange auf Reparatur, aber Posaunen begleiten den Gemeindegesang, der ganz anders braust und klingt als oftmals daheim. Die Kirche ist immer überfüllt, und von der Kanzel schaut man auf ein Meer von schwarzen Köpfen. Das allein erhebt die Seele. Sie alle verwenden keinen Blick von ihrem Prediger, wenn er etwas zu bieten hat. Ja, in Ranchi ist es bereits so, daß Predigten sehr kritisch aufgenommen werden können.

Wie erhebend ist eine Abendmahlsfeier an dieser Stätte, wenn sich oft Hunderte daran beteiligen, oder ein liturgischer Abendgottesdienst, bei dem man die Stimmen der jungen Kols beinahe in Vollkommenheit hören kann, oder eine Konfirmationsfeier in der alsdann festlich geschmückten Kirche. An alledem teilnehmen zu dürfen, das entschädigt reichlich für alle Mühe, Not und Sorge in den unendlich langen Sitzungen. Was die Väter mit Tränen gesät haben, worüber sie oft in ein frühes Grab gesunken sind, wir Nachfahren sehen es blühen und gedeihen. Möchte ihr Erbe bald wieder die alte Liebe der Heimat besitzen, die opfernde und betende, da man von der Kolsmission als von der Perle unter den Missionsfeldern sprach. Denn noch haben wir eine Zukunft. Von weit, weit drüben im Westen und Süden hören wir den Ruf: „Kommt herüber und helft uns!“

A. John.

Am Grabe von Elisabeth Hahn.

Von Prediger Spörri.

„Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen“ — dieses Wort aus Offenb. 24, 4 hat sich die Entschlafene in den letzten schweren Leidenswochen ihres Lebens auf die Gedenktafel ihres Grabes gewünscht. Es läßt einen tiefen Blick tun in das hinter ihr liegende kurze Erdenleben und in ihren Glauben an Gottes Verheißung dessen, was ihrer droben wartet.

Lassen wir unter diesem Gesichtspunkt in kurzen Zügen ihr Leben an uns vorüberziehen. Am 16. Dezember 1892 schlug sie ihre hellen Augen auf im fernen Indien, als jüngstes Kind des Missionarpaars Hahn in Ranchi. Sie war das 12. Kind. Ihrem Vater lag die Leitung und seelsorgerliche Pflege eines Aussätzigen-Asyls*) ob. So hatte das Kind schon von früh auf einen Blick tun können in menschliches Leid, aber auch in das Mühen der Liebe, das Leid zu lindern. Tränen des Schmerzes und der hereinbrechenden Todesnot, — und die linde Hand, die sie abzuwischen sucht.

Acht Jahre alt war die kleine Elisabeth, als der erste große Schmerz sie traf: sie mußte Eltern und Heimat verlassen, um in Deutschland die Schulen zu besuchen. Ihr Schwager

*) Lohardagga, dann Purulia.

Gossner Mission

brachte sie in ein Missionskinderheim in Bielefeld und ließ sie plötzlich allein, um ihr und ihm den Abschied zu erleichtern. Die brennende Liebe zur fernen Mutter mußte das Kind in sich verschließen, ohne sie äußern zu können. In diesen zarten Kinderjahren wird sie es gelernt haben, ihre Liebe als verborgenen Schatz in sich zu tragen, eine starke, treue Liebe, ein heißes Verlangen zu lieben und geliebt zu werden. Aber nur die wenigen, denen es gegeben war, den Schlüssel zu dieser Schatzkammer zu finden, durften sehen, wie reich ihre Liebe war. — Und ebenso hat sie es gelernt, ihr Weh verborgen zu tragen. Viele der Tränen, von denen ihr Spruch redet, mögen nach außen unsichtbar geblieben sein. Das tapfere Herz ist im Verbergen seines Reichtums und seines Wehs in früher Jugend geübt worden.

Als Elisabeth 12 Jahre alt war, kam die Mutter nach Deutschland auf Urlaub. Mit ihr verlebte das Kind die beiden schönsten Jahre seines Lebens in Berlin und Kiel. Und dann durfte es, 14 Jahre alt, die Mutter nach Indien begleiten, wurde dort weiter ausgebildet, und dann war sie als Lehrerin tätig an einer Schule für eingeborene Mädchen. Sie hatte den sie befriedigenden Beruf gefunden. Und wie geschätzt die junge Lehrerin bei den Eingeborenen war, zeigte sich noch nach Jahren daran, daß Elisabeth Hahn eine der ersten Deutschen war, die von den Indiern nach dem Krieg zurückgefordert wurden.

Und dann kam das Ereignis, das so viele Tausende aus ihrer Bahn geschleudert hat: der Weltkrieg. Auch die friedlichen deutschen Missionare in Indien wurden wie Feinde behandelt und in Internierungslager abgeführt. Elisabeth Hahn entging diesem Los nur deshalb, weil sie ihre kranke verwitwete Mutter pflegte. Im November 1915 wurden sie auf dem von Frauen und Kindern überfüllten gebrechlichen, schmutzigen Dampfer „Golkonda" nach Europa abgeschoben. Dort hat sie sich den Anfang ihrer Krankheit geholt: den Gelenkrheumatismus, der das Herzleiden und alles weitere zur Folge hatte. So hat der unselige Krieg auch in dieses junge Leben den Todeskeim gesenkt. Sie wurde als Schwerkriegsbeschädigte anerkannt.

In Wernigerode fanden Mutter, Tochter, Schwester und Schwager Unterkunft. Mit hingebender Liebe pflegte Elisabeth die schwächer und schwächer werdende Mutter. Dort lernte ich sie bei einem kurzen Besuche kennen. Ich konnte in all den Jahren den Blick innigster Liebe nicht vergessen, mit dem die Tochter zur Mutter aufsah. Was muß es für diese fein angelegte, stark empfindende Seele bedeutet haben, in einem Jahre am Sarge der Mutter, ihrer Schwester und ihres Schwagers zu stehen. Nun war sie allein in der weiten Welt; weit entfernt von den Geschwistern, von denen einige in Amerika wohnen. Welche Stürme mögen da ihr Herz bewegt haben! Tränenland!

Sie hatte sich, schon zum Teil bei Lebzeiten der Mutter, an der Frauenschule für Innere Mission in Berlin und auf der Haushaltsschule Bethel bei Bielefeld auf einen neuen Beruf vorbereitet. Tapfer griff sie das Leben unter so veränderten Umständen an. Gerne folgte sie einem Rufe an die Schriftenmission der Evangelischen Gesellschaft, mit deren Leiter schon die Mutter in Briefwechsel gestanden hatte. Ihre schwankende Gesundheit legte ihr einen Wechsel des Berufs bald nahe; eine Zeitlang war sie Lehrerin, dann wirtschaftliche Leiterin des Kinderheims in Elberfeld.

Gleich zu Anfang ihrer Elberfelder Zeit im Oktober 1917 führte sie Gottes Vaterhand zusammen mit Fräulein Else Vogel. Ihr ward der Schlüssel gegeben zur Schatzkammer dieses reichen Herzens. Bei ihr durfte die dem Heimatboden entrissene Pflanze neu Wurzel schlagen, grünen und blühen. Die beiden Freundinnen gründeten ein gemeinsames Heim, verbunden durch eine Liebe, die sich in Freud und Leid, in Not und Tod bewährte. Mit zäher Tapferkeit trug die Entschlafene ihr zunehmendes Leiden, daß ihr eine regelmäßige Berufsarbeit immer mehr unmöglich machte. Schon Ende 1918 lag sie Wochen lang auf den Tod krank im Städtischen Krankenhause; man konnte kaum mehr mit ihrem Aufkommen rechnen. Auch 1923 war sie so nahe am Tode, daß sie ihren letzten Willen niederschrieb, desgleichen drei Jahre später. War's ihr starkes Herz, war's ihre tapfere Liebe, die teure Freundin nicht allein zu lassen, was ihrem längst zum Leben zu schwachen Leib immer wieder neue Kraft gab, noch eine Zeitlang dem Ansturm der Todeskräfte standzuhalten? Daß sie so lange lebte, war denen ein Wunder, die sie näher kannten.

Wahrlich, sie hat des Todes Bitterkeit in ungewöhnlicher Weise gekostet und ist wieder davon weggeführt worden. Und wie lange, ach so gar schmerzlich lange dauerte das allmähliche Zernagen der Leibeskräfte, bis schließlich am 5. November die Stunde der Erlösung schlug. Am 14. Oktober hatte sie zum letztenmal die Augen geöffnet; seither blieben sie geschlossen. Es war, wie wenn sie sie bewußt geschlossen hätte für diese Welt und sich für den Abschied bereitet hätte. Ihre Seele war bereit und geborgen im Glauben an ihren Heiland, dem ihr Leben gehörte, der ihr Halt und ihre Hoffnung war. Nun wartete sie auf das Sterben des Leibes. Ach, wie wurde es so qualvoll! Wie sehnten sich mit ihr, die sie liebten, nach einer baldigen Erlösung! Es war, als müßte der Tod Stück um Stück des zarten Lebens brechen. Bis dann endlich nach langen qualvollen Tagen und Nächten am Nachmittag des 5. November, sie im Schlafe hinübergehen durfte aus dem Lande der Tränen in die Welt der Vollendung.

Du kannst durch des Todes Türen träumend führen
Und machst uns auf einmal frei.

Auf einmal frei! Das Auge noch feucht von der letzten Träne des Erdenleids, durfte sie erwachen am Anblick ihres herrlichen Heilands. Und durfte vereinigt werden mit Vater,

Gossner Mission

Mutter und Geschwistern. Und darf danken, danken und loben. Nun sind die Tränen abgewischt. Gott hat seine Verheißung an ihr erfüllt.

Wir aber stehen tief erschüttert vor diesem kurzen Lebenslauf, und die Fragen stürmen auf uns ein: Warum? Warum? Die Fragezeichen heischen Antwort, — und wir finden keine. Wir sehen nur einen der tausend Fälle vor uns, da ein unschuldiges Menschenleben hineinverkettet ist in des Lebens Leid, Schwäche und von Geschlechtern her gehäufte Schuld. Wo aber ist Gott? Der Gott, auf den auch die liebe Entschlafene vertraut hat? Hat Er sich vor ihr ganz verborgen? —

Das setzt Tränen und Ursache zu Tränen voraus. Gott läßt das Böse mit all seinen Folgen sich auswirken bis zur Zeit der Ernte. Und wie sein freundlicher Sonnenstrahl auf den Acker des Gerechten wie des Ungerechten fällt, so trifft auch der sengende Strahl den Frommen wie den Gottlosen. Gottes Kinder haben keine Verheißung, daß sie von dem Leid des Lebens verschont werden. Und doch dürfen sie erfahren, daß der Vater bei ihnen ist. Wie es in einem Lieblingsliede der Entschlafenen heißt:

Wenn ich auch gleich nichts fühle von deiner Macht;
Du bringst mich doch zum Ziele auch durch die Nacht.
So nimm denn meine Hände und führe mich
Bis an mein selig Ende und ewiglich.

Das hat Er getan. Er hat sie geführt: auch durch die Nacht. Er hat ihr immer wieder kleine Freundlichkeiten zuteil werden lassen; Er hat ihr Stärkungen zugeführt, liebe Menschen an die Seite gestellt, ihr innern Halt und Kraft der Seele gewährt, ihr seinen tiefen Frieden geschenkt in all der Unruhe der Zeit, Er hat ihrem schwachen Herzen geheime Kraft zugeleitet und ihren zarten Fuß gestählt, den schweren Weg unverzagt zu gehen: sie hat immer wieder merken dürfen: des Vaters Hand hält sein Kind. Ihr Konfirmationsspruch ist auch in all dem durchkosteten Erdenleid wahr geworden: Es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen; aber meine Gnade soll nicht von dir weichen und der Bund meines Friedens soll nicht hinfallen, spricht der Herr, dein Erbarmer (Jes. 54, 10). Gott hat ihr seinen Bund der Gnade und des Friedens gehalten. Und Er hat ihr schon während ihres Lebens manche Träne sanft abgewischt. So daß in ihr trotz allem Schweren die Zuversicht erhalten blieb: Er wird sein Wort voll einlösen; Er wird abwischen alle Tränen von meinen Augen. In der letzten bangen Zeit stand dies Wort vor ihren sehnenden Augen.

Und nun danken wir mit ihr unserm Gott, der ihr Treue und Gnade gehalten hat. Und daß Er nun, unsern Augen unsichtbar, sein Verheißungswort voll an ihr erfüllt hat. Ihr Leben ruft uns zu:

Halt fest an Gott, sei treu im Glauben,
laß nichts den starken Trost dir rauben:
Gott ist getreu.

Jetzt, da sie im Lichte der Ewigkeit auf ihr Leben zurücksieht, jetzt, da Gott alle Tränen von ihrem Angesicht gewischt hat, würde sie uns die Wahrheit des Apostelworts bezeugen: Ich halte es dafür, daß dieser Zeit Leiden der Herrlichkeit nicht wert sei, die an uns soll offenbart werden.

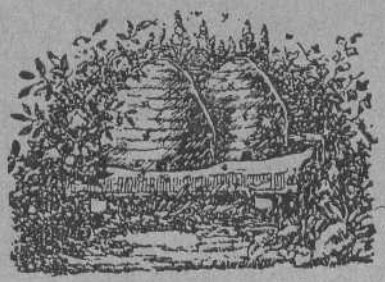
Wie wird uns sein, wenn endlich nach dem schweren,
doch nach dem letzten ausgekämpften Streit
wir aus der Fremde in die Heimat kehren
und einziehn in das Tor der Ewigkeit;
wenn wir den letzten Staub von unsern Füßen,
den letzten Schweiß vom Angesicht gewischt
und in der Nähe sehen und begrüßen,
was oft den Mut im Pilgertal erfrischt.

Wie wird uns sein, wenn nun dem Liebeszuge
zu dem, der uns den Himmel aufgetan,
mit ungehaltnem, sehnsuchtsvollen Fluge
die freigewordne Seele folgen kann;
wenn nun vom Aug des Glaubens lichte Hülle
wie Nebel vor der Morgensonne fällt
und wir den Sohn in seiner Gottesfülle
erblicken auf dem Thron als Herrn der Welt!

Die Nummer unsers Postscheck-Kontos ist: Berlin Nr. 7950 Goßnersche Missionsgesellschaft; für die Buchhandlung Berlin Nr. 17 396.

Verantwortlicher Schriftleiter: Missionsinspektor Gernick, Berlin-Friedenau, Handjerystr. 19/20.
Für die einzelnen Aufsätze verbleibt die Verantwortung den Verfassern.
Verlag der Buchhandlung der Goßnerschen Mission, Berlin-Friedenau.
Gedruckt in der Buchdruckerei Gutenberg (Heinrich Beenken), Berlin SW. 19, Wallstr. 17/18.

Gossner Mission



Die Biene auf dem Missionsfelde

Monatsblatt der Goßnerschen Missionsgesellschaft

Nummer 8 Berlin-Friedenau, August 1930 97. Jahrg.

Jesus nimmt die Sünder an.

Es nahten aber zu ihm allerlei Zöllner und Sünder, daß sie ihn hörten. Und die Pharisäer und Schriftgelehrten murrten und sprachen: Dieser nimmt die Sünder an und isset mit ihnen. Luk. 15, 1—2.

Jesus nimmt die Sünder an. Das ist ja selbstverständlich, dazu ist er da. Sagen wir etwa so? Ach, daß wir uns doch in heiligen Dingen das Wort „selbstverständlich" abgewöhnen wollten! Es ist alles eher als selbstverständlich, daß sich der Heilige, Reine zu den Sündern neigt und mit ihnen Gemeinschaft sucht. Einmal, vor 1900 Jahren, da war es jedenfalls nicht selbstverständlich. Wir hören, die Schriftgelehrten murrten darüber. Wir spüren noch heute das Entsetzen aus diesen Worten: Dieser nimmt die Sünder an und isset mit ihnen. Er nimmt sich ihrer nicht nur an, um sie zu belehren, zurechtzuweisen, zu strafen — das hätte man ihm erlauben können — nein, er isset mit ihnen, er sucht ihre Gemeinschaft, er stellt sich brüderlich zu ihnen. Das gemeinsame Essen ist im Morgenlande der Ausdruck und der Vollzug der Gemeinschaft. Wir erleben es heute noch auf dem Missionsfelde, wenn Heiden kommen und um Aufnahme in die christliche Kirche bitten. Wenn man sie auf die Probe stellen will, ob sie es ernst meinen, dann sagt man ihnen: eßt mit uns. Wenn sie das nicht wollen, dann suchen sie auch nicht die christliche Gemeinschaft, sondern irgendetwas anderes, vielleicht Hilfe aus einer augenblicklichen Not.

Jesus nimmt die Sünder an und isset mit ihnen. Das ist etwas ganz wunderbares. Gilt denn das Wort nicht mehr, mit dem der Psalter beginnt? „Wohl dem, der nicht wandelt im Rat der Gottlosen, noch tritt auf den Weg der Sünder, noch sitzet, da die Spötter sitzen." Doch, es gilt noch. Es gilt auch heute noch für alle die, in denen der Wille zum Guten schwach ist, es gilt für alle, die durch den Umgang mit Gottlosen selbst gottlos werden und die selbst mitspotten über das Heilige, wenn sie mit Spöttern zusammensitzen. Aber für Jesus bestand diese Gefahr nicht, er ließ sich nie herunterziehen, er zog empor.

Jesus nimmt die Sünder an. Damit ist das gesagt, was Jesus Neues in die Welt gebracht hat. Einmal, da hieß es: wer reines Herzens ist und reine Hände hat, der nahe sich zum Heiligen und wer unrein ist, der reinige sich zuvor, und dann komme er. Die alten Bestreiter des Christentums, im ersten und zweiten Jahrhundert, die haben diesen Punkt deutlich gesehen, sie haben gesagt: jede andere religiöse Gemeinschaft wendet sich an die anständigen Leute und lädt die wertvollen Menschen ein und sagt zu ihnen: kommt zu uns! Die Christen wenden sich an die, welche ihren Wert verloren haben, an das Gesindel. Aber, indem die Christen das taten, hatten sie ihres Meisters Sinn erkannt. Warum tat denn Jesus das? Glaubte er an den verborgenen Adel in jeder Menschenseele? Ach nein! Er hat einmal ganz beiläufig gesagt, wie er über uns Menschen denkt. „So denn ihr, die ihr arg seid, könnt euren Kindern gute Gaben geben . . ." Er tat es aus Liebe zu dem Verlorenen. Liebe hat kein Warum, sie kann nicht erklärt werden. Es ist das ewige Erbarmen, das in Jesus Fleisch geworden ist. Das hat einmal die Welt erobert und das ist heute noch

Gossner Mission

der Grund unserer Missionsarbeit. Das ist die frohe Botschaft: Jesus nimmt die Sünder an. Das ist das Evangelium, das wert ist hinausgetragen zu werden in alle Welt. Stosch.

Kurze Nachrichten vom Missionsfelde.

Der Mai ist in Indien der heißeste Monat. Die Schulen machen in der Regel Anfang Mai Ferien und beginnen dann wieder, wenn der Regen einsetzt, gegen Mitte Juni. Es ist nicht Bequemlichkeit, sondern durch den Willen, nachher wieder besser arbeiten zu können, begründet, wenn unsere Missionare in dieser Zeit einmal für einige Wochen kühlere Plätze aufsuchen. Prehns reisten Mitte Mai von Ranchi über Gumla nach Netrhat. Dieser Ort ist von der Regierung der Provinz als Sommerfrische ausgebaut worden und liegt nicht weit von unseren Stationen Gumla und Chainpur. Für 100 Mark bekamen sie dort oben ein stattliches Haus für einen Monat zu Miete, so groß war das Haus, daß auch Missionar John und Missionar Schiebe einige Tage später für etwa 2 Wochen Platz darin fanden. Die Hitze war um einige Grade geringer als in Ranchi und es wehte immer Wind dort oben. So war es ein rechtes Ausspannen und eine Möglichkeit der gegenseitigen Aussprache in brüderlicher Gemeinschaft. Leider stellte sich aber nach zwei Wochen bei Frau Prehn und Barbara Prehn Fieber ein und nach der Rückkehr nach Ranchi auch bei Missionar Prehn. Ob es am Wasser liegt, oder an der Luft — jedenfalls wird der Versuch, die Sommerferien in dem nahen und gerade darum so verlockenden Netrhat zu verbringen, nicht wiederholt werden.

Missionar F. Schulze verbrachte den Ferienmonat in Ranchi, bis er gegen Ende Mai von Herrn Paulmann in Anspruch genommen wurde, der von China nach Indien gekommen war, um auch auf unserem Missionsfelde Filmaufnahmen zu machen. Mit ihm hat Missionar Schulze Gaya besucht, die Stadt mit den Erinnerungen an Buddha, das Ziel vieler Wallfahrer, und dann Benares, eine der heiligen Städte Indiens. Es war eine heiße Fahrt, aber wieviel bedeutsames hat er zu sehen bekommen. Dann war Darjeeling in den Vorbergen des Himalaya eine angenehme Abkühlung. Im ganzen dauerte die Fahrt nur 10 Tage etwa; schon eine Woche vor Schulanfang war Missionar Schulze wieder in Ranchi. Mit dem Schulbeginn am 16. Juni trat in der Hochschule die alte Regel wieder in Kraft, die sich uns in der Vorkriegszeit schon bestens bewährt hatte, daß kein Schüler wieder zugelassen wurde, der nicht das Schulgeld und Kostgeld bis Ende Juni wenigstens mitbrachte.

Auf dringendes Bitten von Fräulein Anni Diller ist ihr die Verantwortung für die Stationsleitung in Raj-Gangpur jetzt abgenommen worden, sie will sich nun ganz der Frauenarbeit zuwenden. Die Stationsarbeit ist vorläufig in die Hände von Missionar Schiebe gelegt worden, der am 9. Juni in Raj-Gangpur eingezogen ist und die Zeit vor den anhaltenden Regen dazu benutzt hat, sein neues Gebiet kennen zu lernen und sich von Fräulein Diller die Arbeit übergeben zu lassen. Stosch.

Die Vorgänge in Indien.

Mit größter Aufmerksamkeit beobachtet nicht nur die politische Welt, sondern auch die Mission die Entwicklung des indischen Aufstandes gegen die Britische Regierung. Zum Verständnis der Lage erinnern wir kurz an die Vorgänge, die zu der gegenwärtigen, noch laufenden Aufstandsbewegung geführt haben. Gandhi hatte auf dem Nationalkongreß zu Weihnachten 1928 die radikale Partei, die schon damals die völlige Loslösung vom Englischen Reiche forderte, und die vermittelnde Partei, die nur die indische Selbständigkeit, aber durchaus im Rahmen des englischen Weltreiches, anstrebte, nur dadurch zusammenhalten können, daß er versprach, sich an die Spitze der radikalen Bewegung zu stellen, wenn die Britische Regierung nicht bis zum 1. Dezember 1929 Indien die gleiche selbständige Stellung wie etwa Australien und Kanada be-

Gossner Mission

willigt hätte. Das ist nicht geschehen; im Gegenteil: die Regierung hatte statt dessen die nur aus Briten zusammengesetzte Simons-Kommission nach Indien gesandt, die von den Indern schroff abgelehnt worden ist. Seit Anfang dieses Jahres ist nun der Aufruhr in dem gänzlich entwaffneten Lande im Gange. Vorläufig handelt es sich um Demonstrationen gegen das Salzmonopol, gegen englische Wareneinfuhr usw. Doch ist nicht abzusehen, was weiter werden mag. Es scheint, daß die Mohammedaner z. Zt. nicht geneigt sind, die Aufstandsbewegung mitzumachen. Ohne ihre Hilfe ist



Die Nachfolgerin Gandhis.

diese aber zur Erfolglosigkeit verurteilt. Auch scheint Mahatma Gandhi durch sein Eintreten für die Kastenlosen bei den rechtgläubigen Bramahnen an Einfluß verloren zu haben.

Seitdem Mahatma Gandhi und alle männlichen Führer ins Gefängnis gewandert sind, hat die Dichterin Saorodschini Naidu die Führung übernommen. Sie, die Dichterin, Patriotin und Präsidentin des Kongresses von 1925, Frau eines Arztes aus Hyderabad, ausgestattet mit glänzender europäischer Bildung, sprengte schon früh für sich selber den Kerker, in dem ein indisches Frauendasein gefangen ist, um dann mit Schrift und Tat auch für ihre schwächeren, unterdrückten Schwestern einzutreten. Ein Band ihrer Gedichte, in englischer Sprache verfaßt, spiegelt das ganze Hoffen und Sehnen der heutigen indischen Frau wieder. Sein Titel lautet: „Der gebrochene Flügel", Worte, dem Traum von Heute und der Hoffnung von Morgen gewidmet. Wir bringen unsern Lesern, damit sie den Ton heraushören, auf den diese Gedichte gestimmt sind, eins von ihnen mit der Ueberschrift: „Unbesiegbar" zu Gehör.

„O Schicksal, mit den Mahlsteinen des Schmerzes
Hast du mein Leben wie Korn zermalmt.
Laß es mich säuern mit Tränen und kneten
Ein Brot der Hoffnung, des Trostes, des Lebens,
Das Tausende stillt, denen die Ernte nur bringt
Bittere Kräuter des Wehs.

Gossner Mission

Ob du mich in das Feuer der Leiden geworfen
Und meine Seele zu Staub zertratest,
Sieh, neuerblühen wird sie wie ein Hain,
Um belebende Zweige der Liebe schützend zu breiten
Ueber die Tausende, für die kein Garten blüht
Als bittere Knospen schwerer Verhängnisse."

Seitdem Mahatma Gandhi für Hindi, die Verkehrssprache des Nordens, Propaganda macht, schreibt die Dichterin auch in der einheimischen Sprache. Ihre Gedichte sind keineswegs der Ausdruck eines großen schöpferischen Geistes, aber sie sind erfüllt von tiefem, leidenschaftlichem Gefühl. Die Dichterin bleibt ganz Weib, auch in ihrer politischen Tätigkeit. Auch hier beruht ihre Stärke in der gefühlsbetonten Begeisterung und Herzenshingabe für das eine große Ideal ihres Lebens: für Indien, dessen Verkörperung ihr der Mahatma ist. Wenn sie auf der Tribüne steht in der faltigen Shari (dem indischen Frauengewand), leuchtenden Auges, eine Frau, die in ihrer Jugend von selten hoher Schönheit war, und wenn sie dann mit kräftigem, schwingenden Arm das Feuer ihrer Rede schürt, vermag sie Tausende zur Begeisterung und zum Opfer hinzureißen.

Um unsere Leser den Geist solcher Reden spüren zu lassen, ihre Kraft und auch ihren Irrtum, bringen wir hier eine Probe aus einer Rede, die Saorodschini Naidu in einer Versammlung in Bombay 1919 hielt:

Geist triumphiert über Gewalt.

„Man hat Ihnen die Botschaft Mahatma Gandhis an das indische Volk mitgeteilt: daß der nächste Sonntag als ein Tag des Fastens und der Trauer gehalten werden müsse. Zynische Politiker haben mich gefragt, ob die Politiker Indiens zurückverfallen seien in abergläubischen Wahn und veraltete religiöse Formen. Wie denn? Hat es nicht auch in dem so fortschrittlichen Europa Bittage gegeben, Tage, wo Männer der Wissenschaft und der Literatur, Arbeiter und Vornehme in den Kirchen ihre Hände gefaltet haben, um für den Erfolg ihrer Waffen zu beten? Sollen wir nicht — wir Söhne und Töchter der Religion, die der Wahrheit gewidmet ist — sollen wir nicht in unserem Lande einen großen Tag begehen, einen Tag, nicht im Wunsche nach Vernichtung unserer Feinde, sondern im Geiste der Selbstaufopferung, so daß unser Tod die unvergängliche Saat der Freiheit sein kann, wenn es nötig ist? Denn Freiheit, nichts als Freiheit ist das Ziel unseres Betens und Fastens. Was ein einzelner Mensch, Buddha, der Erleuchtete, getan hat mit seiner Vision des Mitleides, der Menschheit eine Religion allumfassender Liebe zu schenken, das sollen wir, flammend vor Empörung über die Ungerechtigkeit und Gottlosigkeit der Gesetzgebung, nicht tun für das große Weltideal der Demokratie?

Sollen wir, hundert Menschen, tausend Menschen, zehntausend Menschen, nicht die Kraft haben, nicht den Mut haben, nicht den reinen Eifer für die Wahrheit haben, daß die Hand des Feindes innehalten muß, daß das Herz des Feindes zum Bessern gewandelt wird, daß das Schwert unseres Geistes triumphiert über alles Schlimme, daß eine fremde und einsichtslose Regierung uns aufzuerlegen wünscht?

Nicht mit Gewalt, nicht mit Erbitterung, nicht mit Rachegefühl, sondern als echte Kinder des Ostens geduldigen Mutes und ausdauernd bis zum Ende, verzeihend bis zum Ende und triumphierend am Ende, laßt uns die große Armee des Geistes formen; und wie der Geist manches Propheten, der Verfolgung über Verfolgung, Prüfung über Prüfung mit seiner Sendung erlitt und am Ende doch den Sieg davontrug, so wollen auch wir in unserer Generation der Welt beweisen, daß der Geist triumphiert, daß der Geist unsterblich ist, und daß wir würdig sind, die Ahnen eines zukünftigen Geschlechtes zu sein, weil wir die wahren Hüter und Wächter der Wahrheit sind!"

Lokies.

Gossner Mission

Die dringende Notwendigkeit europäischer Missionskräfte auf dem Goßnerschen Missionsfelde.

(Aus einem Briefwechsel.)

Dem Kuratorium der Goßnerschen Missionsgesellschaft bestätige ich auf Wunsch und auf Grund meiner persönlichen Kenntnis des Goßnerschen Arbeitsfeldes in Britisch-Indien, besonders in Tschota Nagpur, gern, daß die Zahl der dort zur Zeit eingestellten Arbeitskräfte völlig unzureichend ist. Da es sich um eines der am reichsten gesegneten und blühendsten Missionsfelder der deutschen evangelischen Mission handelt, wäre es ein gar nicht wieder gut zu machender Schade, wenn nicht bald Nachschub hinausgesandt werden kann, besonders auch von solchen — wenn sie irgend noch zur Verfügung stehen — die Sprache, Land und Leute kennen und sich des Vertrauens der eingeborenen Christen erfreuen. Es handelt sich um mehr als 100 000 Christen, die in einem heute noch ziemlich weglosen Lande über hunderte von Dörfern, oft in weltentlegenem Tigerdschangel, zerstreut sind. Sie tauchen eben aus primitivstem Heidentum auf und sind von der hochkirchlichen anglikanischen und der Jesuiten-Mission umschmeichelt und verlockt. Sie bedürfen noch sorgfältiger geistlicher Pflege und Beratung, gerade weil sich allerlei Anzeichen unreifen Selbständigkeitsdranges regen. Zudem öffnen sich immer mehr im Westen und Südwesten neue Türen, die in heidnische Schutzstaaten hineinführen und große Ernte versprechen, wenn nur einige Missionare den Vormarsch der sich zur Verfügung stellenden eingeborenen Helfer leiten können. Diese Türen können sich bald wieder schließen; es kommt also darauf an, die „occasio" beim Schopf zu greifen, wie Luther sagte.

Mit dem dringenden Wunsch, daß der Herr der Ernte Ihrer Mission die unentbehrlichen Kräfte, wenn es sein muß, auch auf Kosten der Heimatkirche gewährt, ehrerbietigst. gez. Prof. D. Julius Richter.

Bemerkung: So Gott will, geht Ende Oktober d. J. Pfarrer Radsick-Hermsdorf, Bez. Magdeburg, früher Goßnerscher Missionar in Assam, wieder hinaus, leider ohne seine Frau, die nicht mehr tropenfähig ist, und ohne seine drei noch unerwachsenen Kinder; ferner reisen zur gleichen Zeit aus unsere frühere insbesondere auch um das Wohl unserer Missionsgeschwister so hochverdiente Missionskrankenschwester Auguste Fritz und Fräulein Eva John als Braut unsers jungen Missionars Schiebe; endlich geben wir die Hoffnung nicht auf, daß das Memelländische Konsistorium unsern früheren Kolsmissionar Pfarrer Kerschies-Prökuls freigibt, der sich mit seiner Frau Hanna geb. Nottrott wieder hinauszugehen bereit erklärt hat. Leider konnte die Frage des Nachfolgers für ihn, der als geborener Litauer in einer litauisch sprechenden Gemeinde steht, noch nicht ganz geklärt werden. Wird Bruder Kerschies abgeordnet, was wir immer zuversichtlicher hoffen, dann nimmt er auch seine Pflegetochter Irene Storim, die in der Bibelschule des Morgenländischen Frauenvereins ausgebildet ist, als Missionsschwester mit. Wir befehlen unsere Missionsgeschwister der treuen Fürbitte unserer Freunde.

Die Kosten der Ausreise betragen gegen 9 000 Rmk.! Wer hilft uns sie aufzubringen?

Missionswirklichkeit.

Ein Bild aus den inneren Nöten einer Kolsgemeinde.

Die Welt hallt heutzutage mal wieder von allerlei schönen, flimmernden Schlagworten. Viele bewundern sie und berauschen sich an ihrem Klang. Andere wollen ihnen noch immer nicht recht glauben und lehnen sie entschieden ab. Zwei solcher weltbeglückender Worte sind Demokratie und Autonomie. Man redet von der großen demokratischen Welle, die über die Erde geht. Man redete einst stärker als gerade jetzt von der Autonomie, von der Selbstbestimmung der Nationen. Man hat heute vielfach darin schon allerlei Häkchen gefunden, besonders wenn Autonomie und Demokratie nun auch den Verkündern derselben gegenüber auf ihre Rechte bestehen wollen. Autonomie und Demokratie, zwei Worte, die auch Jungindien begeistern und in

Gossner Mission

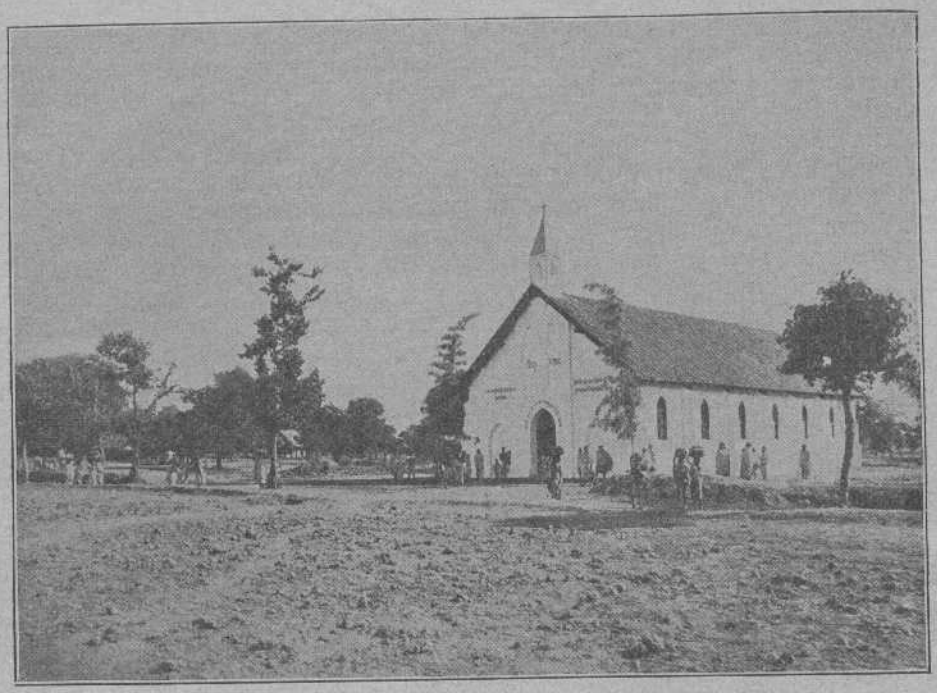
schnellere Bewegung versetzen. Wie diese Bewegung hier ihren Ausgang finden wird, wer kann's sagen? Sie wird jedenfalls noch viel Schmerzen erzeugen und ernste Sorgen machen. „Die Geister, die ich rief, die werd' ich nun nicht los".

Auch unsere junge Chota-Nagpur-Kirche führt heute neben anderen Beiworten dies klangvolle „autonom". Manche Glieder derselben, besonders die Intelligenz, betonen es etwas gar zu sehr und die anderen Beiworte „evangelisch" und „lutherisch" werden dabei übertönt. Zuerst machte das uns Kopfschmerzen. Heute denkt man dabei an Kinderkrankheiten, die überwunden werden müssen. Mögen wir Missionare jetzt hier auf dem Feld der jungen aufstrebenden, ihre Unabhängigkeit betonenden Kirche ihr ruhige, sachliche Helfer und Berater bleiben! Wir stehen dabei mit unserer ganzen Sympathie auf dem Boden der Autonomie. Ist's doch nichts anderes als eine ganz natürliche, gottgewollte Sache, das Mündigwerden des Kindes, das Sichaufrecken eines, der eigene Kraft in sich fühlt. Wenn die Bewegungen auch erst eckig und ungestüm sind, wenn der junge Mensch auch zuerst wer weiß wie viel klüger sein will als seine Erzieher. Gärender Wein, er muß durch die Gärung, guten Wein zu geben. So auch mit der Kirche hier. Auch in ihrem Verhältnis zur Heimatkirche oder wie man heute so gern sagt, zur Mutterkirche. Auch in ihrem Verhältnis zu den Missionaren, die eben heute nicht erziehende Missionare sein sollen, sondern gleichberechtigte der autonomen Kirche und unter der autonen Kirche dienende Pastoren. „Missionar" klingt unsren Freunden immer wieder wie etwas sie Bevormundendes. Die Zeit der Erzieher und Vormünder aber ist vorüber. Missionare, d. h. Sendboten an die Heidenwelt, sollen nicht nur die Weißen sein, nein, unsere braunen Brüder nehmen diesen Titel mit demselben Recht auch für sich in Anspruch. Nicht, daß sie schon sehr viel missionarischen Sinn entwickeln, ganz gewiß nicht; aber recht haben sie doch. Sie ergreifen damit das natürliche Ziel und werden gewiß auch allmählich lernen, damit Ernst zu machen. Nur müssen sie erst mal mehr mit ihren inneren Kämpfen fertig geworden sein. Vorerst geht es der jungen Kirche noch zu sehr wie in den Zeiten nach der Reformation. Da dachte man auch nicht so sehr an Missionierung der Umwelt wie an Stärkung und Ordnung der eigenen Kirche.

Es ist noch bei Weitem nicht überall der rechte Sinn für Autonomie oder der Sinn für die rechte Autonomie vorhanden. Das sind Wahrheiten, die die Zentralbehörde der Kirche hier, das Church Council oder verdeutscht „der Kirchenrat" immer wieder schmerzlich zu fühlen bekommt. Und wenn nicht anders, dann müssen sich einige der Mitglieder auf den Weg machen und in den Gemeinden hier und da beratend und aufklärend wirken. Auf solche Reisen zur Aufklärung und Beruhigung etwas stürmisch gewordener Gemeinden nimmt man dann gern einen von uns deutschen Brüdern mit, damit wir als Vertreter der früheren anderen Zeit die lieben Unzufriedenen resp. Uebereifrigen zur Vernunft bringen. Man sagt es uns natürlich nicht, wird es auch nie zugeben, aber dennoch — sie fühlen sich wohler, wenn wir mitgehen, weil draußen unsere Autorität noch stark in Geltung ist und man auf unsere Worte noch etwas mehr gibt als auf das der eigenen braunen Landsleute. Das ist ja etwas ganz Natürliches. Und wir wollen gern mit unserer Autorität helfen, auch die neue Zeit zu bauen. Ein Beispiel dafür will ich gern mal geben, um dadurch das Gesagte zu illustrieren.

Unsere Reise führt uns im schnellen Auto nach Diyankel, etwa 54 Kilometer von Ranchi entfernt. Wir sind schon um 9 Uhr Morgens da, um unsere Arbeit so bald als möglich zu beginnen. Wir wissen, es wird viel Zeit kosten. Aber wir kamen zu früh. Wieder die alte, für Indien typische Erfahrung: „Geduld aber ist euch not." Man ist noch nicht versammelt, obgleich alle, möglichst schon am Vorabend dort einzutreffen, gebeten worden waren. So fuhren wir erst noch mal nach einer 12 Kilometer weiter abliegenden Gemeinde Marcha, besonders verbunden mit dem hier im Mundaland vielgenannten und geehrten Missionar Kiesel, der hier in Indien für die Mundas sein Leben verzehrt hat. Er liegt in Ranchi begraben. Er hatte mit Drangabe vieler eigener Mittel den Leuten in Marcha eine sehr schöne Kirche hingestellt, die sehr wohl heimatwürdig ist. Sie ist von einem deutschen Architekten entworfen. Dieser

Gossner Mission



Kirche in Marcha

hat aber weder die Wetterverhältnisse, noch das hiesige Dachmaterial noch auch den tiefgewurzelten Gleichmut vieler Söhne Indiens gekannt oder in Betracht gezogen. So ist das Dach für unsere Verhältnisse hier zu steil geworden, und die selbstgemachten halbrunden Dachziegel, die keinen rechten Stützpunkt auf der schiefen Ebene haben, werden bei starken Winden einfach heruntergefegt. Wir wollen nun endlich — und müssen es mal — etwas Gründliches tun, um größeren Schaden von diesem schönen Kirchgebäude fern zu halten. Erste Schritte dazu zu tun, das war unser Begehren an jenem Morgen. Dann ging's zurück nach Diyankel. Wir konnten unsere Arbeit etwa gegen 2 Uhr Nachmittags beginnen. Die Kirche war gepackt voll, und die da saßen, waren fast alles Leute mit starkem Kampfessinn.

Diyankel war von jeher eine besondere Gemeinde, ein Denkmal reicher Arbeit unseres früheren Missionspräses D. Dr. Nottrott, gleichsam sein Lieblingskind oder doch wenigstens eins davon, denn er hatte viele. Er liebte ja seine Mundas vor allem, dieses willensstarke, konservative, auch etwas stark selbstbewußte Völkchen. Hier hatten auch tüchtige eingeborene Helfer gearbeitet. Vor allem der Vater des jetzigen grauhaarigen Pastors, Nathanael, aus Tuyu, dessen Lebensbild der Heimatgemeinde wohl aus dem Büchlein „Braune Hirten" und aus dem ihm besonders gewidmeten Missionsschriftchen „Pastor Nathanael" bekannt sein wird. Diyankel wie auch seine ganze Nachbarschaft ist dem Christentum gewonnen worden, ein verhältnismäßig seltener Fall. Unsere Christen sind hier auch ganz frei von irgendwelcher Obergewalt heidnischer Großbesitzer. Diese haben das Feld räumen müssen, und Christen sind an ihre Stelle getreten. Aus den einst armen Mundahörigen sind freie Bauern geworden, die teils in gewissem Wohlstand leben und teils rechtes Ansehen gewonnen haben. So ist Pastor Johann Topno der Dorfbesitzer, dem hier viel Land eignet. Er selbst, ein früher ungemein energischer und kluger Mann, ist jetzt der Präsident der Kirche. Heute ist er schon etwas müder geworden. Das jetzige Amt zehrt an seiner Kraft. Er ist ein großer Mann. Und das heißt vielfach auch ein stark befehdeter Mann. Zumal hier in seinem Dorf. Ihm gegenüber steht ein anderer Mann von Bedeutung, der alte Pastor Masihdas, der mit seinen 40 Dienstjahren in Diyankel in der Gemeinde seines Vaters einen großen Einfluß hat. Neben diesem steht dann noch ein, ebenfalls schon

Gossner Mission

alter Recke Mansidh, Gemeindeältester im benachbarten Torpa. Aeußerst angesehen und wohlhabend. Seine Söhne haben fast alle studiert und haben gute Stellungen inne. Er ist ein Mann, der schon frühe den Wert guter Schulbildung erkannt hat und viele Opfer für die Ausbildung seiner Söhne gebracht hat, ein weltkluger Mann. Johann Babu, Masihdas Babu und Mansidh Babu sind die alle überragenden Häupter der dortigen Dorfgemeinschaften, alle drei Christen. Wie fein, wenn all ihr Denken und Sinnen zusammenklingen würde in guter Harmonie. Leider ist es nicht so. Die beiden letzteren sind starke Gegner des Dorfbesitzers und Präsidenten Johann. Um sie herum gruppiert sich nun die Gemeinde. Um sie tobt der Kampf. Das ist die tiefste Wurzel der Unruhe in dieser einst so schönen Gemeinde. Beide, Masihdas wie auch der Präsident erklären einstimmig, wenn wir mal die Hand einander reichen werden, dann wird der Friede wieder einkehren. Sie haben wohl auch hier und da Versuche gemacht, aber gelungen sind sie ihnen noch nicht. Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach. Und hier heißt Fleisch: Feldbesitz und Ansehen in der Dorf- und Stammesgemeinschaft. Auch uns ist es nicht gelungen, Frieden zu stiften in dieser grundlegenden Sache. Wir konnten nur ernst ermahnen und bitten und auf das Gemeindewohl wie auf ihre Verantwortung vor Gott hinweisen. Starre, konservative Mundas. Wir wollen sie dem empfehlen, der auch Felsen zerschmettern kann.

Unsere Arbeit bestand mehr in der Schlichtung einiger Mißgriffe in der Gemeindeleitung, die allerdings unter dem Einfluß des obengeschilderten Streites zustande kamen.

Der Ausgangspunkt des Kampfes gegenwärtig ist übertriebener und irregeleiteter Eifer um die Reinhaltung der Gemeinde. Ein Mann Dayadham mit Namen, nebenbei ein naher Verwandter des erwähnten Präsidenten und Dorfbesitzers, hatte für seinen Sohn in der Schwesterkirche der S. P. G. (englische Gemeinde) eine Braut gesucht. Man hatte ihn gewarnt, dies nicht zu tun, da dort in der englischen Gemeinde bei den Hochzeitsbräuchen nicht so streng und entschieden gegen den Gebrauch der sehr wüstklingenden, heidnischen Nageratrommel gekämpft wird wie bei uns. Er beugt sich dieser Warnung und läßt von seinem Vorhaben ab. In der Zwischenzeit ist gegen das Haus eines anderen Verwandten des Präsidenten von der Mundastammesleitung der Volksbann ausgesprochen worden, weil sich dessen Tochter mit einem Schulbeamten, der englischen Kirche angehörig, zu dem auch noch von einer sehr niedrigen Hindukaste abstammend, sittlich vergangen hat. Der Vater ist vollkommen schuldlos, war garnicht anwesend, um die Sünde zu hindern und seine Tochter zu schützen. Aber des Stammesgesetzes wegen. Die Mundaversammlung unter der Leitung des heidnischen Mundagrafen spricht einstimmig den Volksbann aus. Es darf fortan niemand im Hause des Gebannten und seiner Familie sitzen, sich mit ihm und den Seinen unterhalten oder gar mit ihnen essen, es sei denn, sie verfallen ebenfalls mit ihnen dem Bann. An sich ist dies eine gute Stütze der Sittlichkeit und bewahrt gewiß manch einen vor übereilten und unüberlegten Schritten. Heiden und Christen gehen in dieser Sache Hand in Hand: Kampf gegen die Unsittlichkeit, Brandmarkung des Uebeltäters. Zu dem kam hier für die Mundaleute erschwerend hinzu, daß das Mädchen sich an einen Mann einer niederen Kaste weggeworfen hatte. Das geht gegen Mundastolz. Hier können wir Christen allerdings nicht mit, unsere Mundachristen aber stehen in der Mehrheit ganz auf diesem Boden. Was Wunder, das Kastensystem ist eben sehr tief gewurzelt und bei weitem noch nicht überwunden. Also Bann über Elias, den Bruder des Präsidenten, und sein Haus. Ein geachteter Mann geächtet, weil es die Sippe will und die alte Stammesgesetzgebung oder vielleicht besser die Stammesfeme. Uebrigens hätte der Mann sich und die Seinen sehr leicht dadurch lösen können, wenn er nach Anordnung der Stammesältesten dann eine bestimmte Anzahl von Leuten der Sippe gespeist hätte. Er tat es nicht, aus Trotz und im Bewußtsein seiner Unschuld. Er wußte bei der Beratung der Sippe hatte sogar der heidnische Stammgraf erklärt: Ihr Christen mögt diesen Unzuchtsfall nach euren christlichen Gesetzen aburteilen; wir wollen uns damit zufrieden geben. Christliche Gemeindevorschrift aber erheischt in solchem Fall Ausschluß von der Abendmahlsgemeinschaft (kleiner Bann) für den Gefallenen selbst bis er nach getaner Buße und öffentlichem Sündenbekenntnis

Gossner Mission

vor der versammelten Gemeinde wieder in die Vollgemeinde aufgenommen werden kann. Auch hier gelten dann die Ausgeschiedenen als abseits der Gemeinde stehend und das Gesetz erwartet, daß man keine Tischgemeinschaft mit ihnen pflege, auch nicht sie mit dem Christengruß grüße, und falls sie, ohne Buße getan zu haben, sterben, müssen sie außerhalb der Christengräber sang- und klanglos begraben werden. Eine strenge Zucht, die aber heute doch allerlei ihrer Schärfe in der Praxis verloren hat. So hat die Christengemeinde auch ihre gute Zuchthaltung, aber sie schließt doch nicht die Familie aus, sondern nur den Uebeltäter. Hier schloß man alle aus trotz der entgegenkommenden Stellungnahme der heidnischen Mundas, die in gewissem Sinne das christliche Sonderrecht zu respektieren bereit waren. Aber unsere Leute und zumal der Pastor wie auch der Torpa-Aelteste wollten als echte Mundas ohne Rücksicht auf christliche Sonderhaltung das ganze Gesetz angewandt wissen. Warum? Mag es Volksbewußtsein gewesen sein, es kann aber auch, und das liegt leider näher, Feindschaft gegen den Präsidenten gewesen sein; denn Elias war dessen Bruder. Darum auch Elias' Ablehnung, eine Sühnemahlzeit zu geben. Diese kann übrigens von gehässigen Feinden auch so hoch und groß angesetzt werden, daß sie einen Mann ruinieren kann. Elias, des Präsidenten Bruder, blieb mit seiner Familie im Volksbann, zudem mußte die Tochter nun auch der kirchlichen Sitte gemäß unter Abendmahlsausschuß gestellt werden. Elias erkrankte ernstlich. Einige seiner Verwandten und Bekannten nahmen sich seiner an und sorgten für sein Essen. Unter andern auch der genannte Dayadham. Die Folge davon? Nach Stammesgesetz wurden auch sie feierlich aus der Stammesgemeinschaft ausgeschieden, boykottiert. Ein Brief des christlichen Mundagrafen, des Aeltesten Mansidh aus Torpa kündete es ihm an. Dieser teilte es auch den anglikanischen Christen mit und warnte vor einer Verheiratung ihrer Glieder mit diesem Boykottierten. Diese, beschämend für unsere Christen, antworten: wir erkennen keinen solchen Volksbann als für uns Christen an, zumal er auch ausgesprochen wurde, weil das Mädchen sich mit einem Christen niederer Kaste vergangen hatte; wir kennen nur Christen, nicht aber Christen höherer und niederer Kaste. (Unsere Leute resp. unsere Kirche kennt das selbstverständlich auch nicht, aber wie vielfach beobachtet, alte Vorurteile leben im Verborgenen doch noch immer weiter und werden wohl auch dann von gehässigen Leuten um ihrer besonderen Ziele willen wieder mal gern herausgeholt.) Dayadham, erbost über die niedere Haltung seiner lutherischen Glaubensbrüder, denkt nun nicht mehr an die Warnung seiner Dorfgenossen, sich nicht mit den Anglikanern zu verbinden, weil diese im Kampf gegen heidnische Sitten laxer seien als die Lutheraner. Nein, befürchtend, daß unter dem Bann stehend, er anderwärts aus der Mundasippe keine Braut für seinen Sohn erhalten werde, macht er nun das Bündnis fest. Zu der Verlobungsfeier lädt er alle seine Dorfgenossen, also auch seine Gegner ein. Aber niemand erscheint, abgesehen von seinen wenigen mit ihm zugleich um Elias willen Gebannten. Die Anglikaner kommen und bringen nach ihrer laxeren Gewohnheit auch die bei uns verfemte Nagera (große Trommel) mit. Sie ist im Allgemeinen bei unseren Gemeinden deswegen verboten, weil sie zu wüsten Lärm macht, der wie auf dem heidnischen Tanzplatz der Aakra oftmals beobachtet wurde, die Leute in einen wüsten Sinnentaumel versetzt und sie dann vielfach zu bösen, unsittlichen Orgien verleitet. Bei unseren Christen wird dieser Brauch bekämpft, leider jedoch besonders unter den Uraos mit sehr wenig Erfolg. Hier wetteifert die Jugend geradezu in der Herstellung möglichst großer Trommeln, die selbst die Heidentrommeln noch übertreffen. Die Christengemeinde Diyankel kämpft dagegen einen ernsten Kampf und belegt Uebertreter mit Geldstrafen oder gar mit dem kleinen Kirchenbann. Dayadham kämpft auch gegen den Lärm in seinem Hause und verbietet seinen Festgenossen das Getrommel. Diese ziehen aber unter Protest, daß das Gesetz der Lutheraner für sie nicht bestehe, unter einen benachbarten Baum und trommeln und tanzen weiter. Keiner von den Gemeindeobersten hilft dem verbannten Dayadham, nein, aber nachher wollen sie ihn wegen Nageraschlagens gar noch in den Bann tun und die Hochzeit seines Sohnes hindern, solange er, der Vater, unter Kirchenbann stünde.

Der junge neubestellte Pastor der Gemeinde gibt auf Bitten Dayadhams ein

Gossner Mission

Schreiben an seinen Kollegen in Burju, worin er erklärt, daß der Hochzeit nichts entgegensteht. Nachher erklärt er unter dem Druck der Gemeindeversammlung, daß er damit gegen die Gemeinde gefehlt hat; obgleich es durchaus gegen keine kirchliche Ordnung verstoßen hat. Es ist nirgends geboten, daß die Kinder eines unter Kirchenbann stehenden Mannes nun auch mit bestraft werden müßten. Das ist eben nur Spezialansicht der Gegner Dayadhams, die ihm übel wollen, und die ganze Gemeinde unter ihrem Terror schweigt dazu. Der Hauptpastor des dortigen Kirchenkreises kümmert sich selbstverständlich nicht um diesen harten Beschluß der Diyankeler, sondern traut das junge Paar. Darob Entrüstung in Diyankel. Man berichtet an das Kirchenkonzil in Ranchi und droht mit Gemeindeaustritt. Alle Gemeindeabgaben wie Kollekten usw. werden gesperrt. Man geht auch nicht mehr zum Abendmahl, solange der Hauptpastor seine Schuld nicht bekannt und dafür Buße getan habe. Große Unruhe in der Gemeinde. Und alles wartet auf den Schiedsspruch von Ranchi her. Die Diyankeler wünschten besonders auch mich bei sich zu sehen, um ihnen im Kampf gegen die Verderber der Gemeinde, d. h. Dayadham, den Präsidenten und die beiden schuldigen Pastoren zu helfen. So reisten wir hin. Ich mußte auf Bitten der anderen Kirchenkonzilmitglieder den Vorsitz übernehmen. Wir saßen lange zusammen. Mit Gotteswort und Gebet wurde begonnen und dann durften sie alle, ohne sich Zwang an zu tun, ihr Herz ausschütten. Das nahm bei der Erregung der Gemüter lange Zeit in Anspruch. Leider konnte ich den Hoffnungen der Leute nicht entsprechen, sondern mußte ihnen immer wieder aus der Schrift und aus unseren Gemeindeordnungen ihr Unrecht, ihre Uebergriffe nachweisen. Sie hatten, verblendet von bösem Haß gegen unseren Präsidenten, das Gesetz in ihre Hand genommen und waren mit der Verhängung der Ausschließung vom heiligen Mahl auch überaus leichtfertig und willkürlich umgegangen. Wir mußten ihnen nachweisen, daß sie in anderen, ihre eigene Seite angehenden Fällen, ganz anders, viel milder umgegangen waren. Während sie hier und da mit Kirchenbann vorgingen (eine der Gebannten ist inzwischen sogar gestorben und als solche ohne christliche Ehren begraben worden) hat man andere Uebeltäter derselben Art, wenn sie mit ihren eigenen Familien Zusammenhang hatten, entweder garnicht bestraft oder nur mit einer geringen Geldstrafe von 1,75 RM. belegt. So hatten wir in Diyankel das Bild wüstester Verdrehung der Autonomie (Selbstständigkeit), die sich mit der häßlichsten Autokratie eines alten Pastors paarte.

Unser Entscheid fiel darnach aus. Wir ermahnten sie, ihr Unrecht einzusehen und baten dringend, daß die beiden Hauptfeinde und Urheber alles Unfriedens doch die Hand des Friedens einander reichen sollen. Mit einer ernsten Ansprache und Gebet schlossen wir um die 10. Abendstunde unsere Versammlung in der Hoffnung, doch ein klein wenig zur Befriedigung der Gemeinde beigetragen zu haben. Nachts um 1 Uhr kamen wir bei herrlichstem Mondlicht wieder in Ranchi an. Möge Gott der Herr unsere Arbeit dort segnen und wenigstens die Einsichtigeren unter den Christen zu gerechter Beurteilung der Lage kommen lassen.

Vielleicht bin ich manch einem in der Heimat zu ausführlich und dadurch langweilig geworden. Doch ich wollte gern einmal zeigen, welche Kämpfe hier die junge Kirche in ihrer eigenen Mitte zu kämpfen hat. Wohl ist es eine Freude, zu sehen, wie selbst auch hier in Diyankel alles kirchlich, gemeindlich sich ausrichten will und im Kampf um die christliche Reinheit sich müht (gegen Nagera und heidnische Tänze wie auch gegen Unsittlichkeit). Das haben wir auch anerkannt und hervorgehoben. Doch schade, daß sich in dies gute Streben immer wieder niedere Selbstsucht und Herrschsucht einnisten darf, die unter dem Banner der Autonomie ihre niedrigen Gelüste sich austoben läßt. Ferner war es mir noch niemals so stark entgegengetreten, wie doch besonders unter den Mundas noch eine starke Herrschaft der alten Stammesgesetze Geltung haben. So tragen heute noch der Aelteste von Kotbo, ein schlichter Mann, den stolzen Titel Parharaja (König der Stammgemeinschaft, Stammeshäuptling, Herzog) und der oben öfter genannte Torpa-Aelteste nennt sich Thakur oder auch manchmal gar Raja, also auch Graf resp. König und wird als solcher vom ganzen Stamme

Gossner Mission

geachtet. Der von ihm an Dayadham gerichtete Brief mit der Ankündigung des Banns klingt ganz wie die unheimlichen Femebriefe des Mittelalters.

Wir haben in der Diyankelangelegenheit nicht gegen die Parha (Bann) als solche geredet, da es eine an sich nicht üble soziale Einrichtung ist, die unter den Mundas auf Ordnung achtet, nur haben wir darauf hingewiesen, daß ein Gemeindeausschluß und Boykott durch die Parha wegen Vermischung mit einer Person niederer Herkunft durchaus nicht vom christlichen Standpunkt aus geduldet werden kann.

Für mich war die Fahrt trotz der wenig erfreulichen Zustände in der Gemeinde doch überaus lehrreich gerade durch diese Mischung christlicher und rein sozialer Verhältnisse, deren Ausgleichung und Angleichung, das ist mir klar, nicht rigoros, sondern allmählich durch Ueberwindung von Innen heraus angestrebt werden muß.

Möge Gott unser Herr der jungen autonomen Kirche durch Seinen heiligen Geist stets den rechten Weg weisen zu wahrer, edler Selbständigkeit und Freiheit.

Möge keiner unserer Freunde daheim durch diesen Blick in innergemeindliche Verhältnisse auf dem Missionsfelde in seiner Liebe zur Arbeit hier draußen Anstoß nehmen, sondern mit uns in treuer Fürbitte vereint mithelfen, daß auch hier wie daheim die Gesinnung Christi mehr und mehr Raum gewinne.

M. Prehn, Ranchi.

Die Santals.

Die Santals gehören zu den Ureinwohnern Indiens und sind den Munda- und Larka-Kols in Chota-Nagpur, unter denen unsere Goßnersche Mission arbeitet, in Sprache, Religion und Sitte nahe verwandt. Man könnte sie Santal-Kols nennen. Infolge ihrer fortwährenden Verdrängung durch die Hindus und ihrer oftmaligen teilweisen Auswanderungen, sind die Santals in ihren Wohnsitzen sehr verstreut und versprengt. Wir richten unseren Blick nur auf die Santals, die in den sogenannten Santal-Parganas (Kreise) rechts vom Ganges wohnen. Diese Santals stehen schon mehr als 100 Jahre unter englischer Herrschaft. Die Engländer fanden zwischen Hindus und Santals fast einen förmlichen Kriegszustand vor. Die von den Hindus beraubten Santals waren nämlich nun auch ihrerseits zu gefürchteten Räubern geworden, die fast jährlich große Raubzüge in die Ebene unternahmen. Noch schrecklicher wurde der Zustand durch die entsetzliche, viele Millionen dahinraffende Hungersnot von 1770. Seit dieser Zeit waren die Länder wie ausgestorben, und unter der mangelhaften Regierung nahm Raub und Plünderung überhand. Fruchtbare, früher bebaute Landstriche wurden in 10—20 Jahren zu wüsten, wilden von Tigern, Elefanten und Räubern bewohnten Waldstrecken. Da nahm die englische Regierung die Zügel fest in ihre Hand und beruhigte das Land durch ein Gesetz, das von neu urbargemachtem Lande keine erhöhten Steuern verlangte. Sie lud die Santals ein, die verlassenen Gegenden zu bebauen. Dies taten diese nun auch und wurden bald wieder, solange man sie in Ruhe ließ, ein fleißiges und friedliches Volk. Doch war diese Besserung der Lage keineswegs eine endgültige. Sobald die unwissenden Santals etwas wohlhabender geworden waren, kamen die Hindus und Mohammedaner, um sie nicht mehr mit Gewalt, sondern mit Betrug und List unter dem Schein des Rechts zu betrügen und zu einem besitzlosen elenden Volk und, wie schon soviele Ureinwohnerstämme, zu einer der niedrigsten und verachtetsten Hindukasten zu machen. Gegen diese Blutsaugerei der hinduistischen Wucherer erhoben sich die Santals in dem sogen. großen Santalaufstand von 1855, und seit dieser Zeit rückten die Santals in den Vordergrund des Interesses, sowohl der Regierung als auch der Mission. Der Aufstand, der etwa 30 000 Mann unter die Waffen rief, wurde von den Engländern trotz tapferer Gegenwehr blutig niedergeschlagen. Aber gerade durch diese gegen die Santals gerichtete Expedition bekam die englische Regierung Kenntnis von der Unterdrückung und Entrechtung der Besiegten und begann seit dieser Zeit die Santals mit mehr Sorgfalt und einer gewissen Vorliebe zu behandeln. In jener Zeit schrieb ein höherer englischer Beamter seine Meinung über die Zustände unter den Santals nieder, die wir hier unseren Lesern deswegen wiedergeben wollen, weil sie in aller

Gossner Mission



Santals

Aufrichtigkeit das schildert, was nicht nur das Los des Santalstammes allein, sondern auch anderer Ureinwohnerstämme wie z. B. unserer Kols gewesen ist und zum Teil noch ist. Es heißt dort: „Man sollte sich nicht darüber wundern, daß der zutrauliche, leidenschaftliche und gedankenlose Santalstamm für seine Freiheit zu den Waffen gegriffen hat. Schuld daran war der Brauch des indischen Kaufmanns und Wucherers, kleine Summen auf ganz unverschämten Zins auszuleihen und dann durch Bestechung der Polizei den Schuldner ganz auszuplündern. Der arme verschuldete Santal kehrte mit verzagtem Herzen zu seiner Hütte zurück und fand Frau und Kinder hungernd und sein Vieh verkauft zur Deckung einer ursprünglich ganz kleinen Geldschuld, die durch Zinseszins zu einer sehr hohen Summe aufgeschraubt war. Wenn gegen solche Unterdrückung keine Hilfe zu finden war, wenn die Leute die Früchte ihrer Arbeit vernichtet sahen und ihre Verderber dabei von Polizeileuten in Regierungskleidern unterstützt wurden, wenn sie viele Meilen weit hergekommen und ihren letzten Groschen ausgegeben hatten, um zu den Füßen des Richters Hilfe zu erlangen, und wenn nun alle ihre Klagen nicht gehört oder abgewiesen waren — so muß man sich nicht wundern, daß sie die Hilfe in solchem Elend bei den Waffen suchten, daß sich der ganze Stamm wie ein Mann erhob, um nicht allein für ihre Rechte zu streiten, denn sie hatten längst die Hoffnung auf Erlangung derselben aufgegeben, sondern um *für die bloße Existenz* zu kämpfen. Sie hatten kein Zutrauen zu einer Regierung, deren Wirksamkeit sie bloß in der Polizei und ihren Streitigkeiten mit den Kaufleuten gesehen hatten, und die sie deshalb nicht ohne Grund für tyrannisch, ungerecht und aussaugerisch hielten. Die Ursachen, welche diese Rebellion hervorriefen, und die den Santals vorenthaltene Abhilfe und die harten Maßregeln, die nachher ergriffen wurden, bilden einen schwarzen Fleck auf den Seiten der englischen Geschichte in Indien."

Wie gesagt, mit dem Augenblick, in dem der Santalaufstand unterdrückt war, setzte eine Zeit ein, in der sich die britische Regierung mit besonderem Eifer der Santals annahm. In jene Zeit fallen auch die ersten Missionsversuche unter den Santals. Seit 1857 arbeitet unter ihnen die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft, seit 1866 die von den beiden Missionaren Skrefsrud und Börresen begründete sogenannte skandinavische Santal-Mission, seit 1871 die Mission der schottischen Freikirche und seit 1860 die Goßnersche Mission unter den in Chota-Nagpur zerstreuten Santals von der

Gossner Mission

Missionsstation Hazaribagh aus (heute 330 Santal-Christen). Die älteste Mission aber unter den Santals ist die der amerikanischen Baptisten, die schon im Jahre 1844 ihre Arbeit begann.

Die Leiterin unseres Mädchenschulwesens, Frl. F. Heintze, hat in diesem Jahre einen Besuch in diese benachbarten Missionen gemacht und einen Einblick gewonnen vor allem in die Arbeit der skandinavischen Santal-Mission und der englischen Kirchen-Mission. Wir veröffentlichen untenstehend ihren Bericht. Hier fügen wir nur noch in Beziehung auf die skandinavische Santalmission, die uns deswegen nahesteht, weil ihr Gründer Lars Olsen Skrefsrud aus der Goßnerschen Mission hervorgegangen ist, und die heute durch ein neugeschriebenes Lebensbild des Begründers*) auch allgemeines Interesse gefunden hat, einige kurze Notizen hinzu. Die skandinavische Santal-Mission wird von drei Komittees getragen, einem in Norwegen, einem in Dänemark und einem in den Vereinigten Staaten; aber die Missionare, die von den drei Ländern ausgesandt werden, arbeiten auf dem Missionsfelde als eine Einheit. 17 169 Christen sind schon aus den Santalen gesammelt. Die durchschnittliche Zahl der Kirchenbesucher ist 6205; 51 Missionare, 22 Pastoren, 225 Aelteste, 70 Bibelfrauen und 143 Lehrer sind in den Gemeinden tätig. Von der strengen Kirchenzucht, die geübt wird, zeugen die 124 Exkommunizierten, denen 69 Wiederaufgenommene gegenüberstehen.

Lokies.

Bericht von Fräulein Heintze:

Was ich in anderen Missionen sah und hörte:

Als Ende Dezember die große allindische lutherische Konferenz in Ranchi war, wohnte Mrs. Nielsen von der skandinavischen Santalmission bei mir. Bei der Gelegenheit blieb aus Versehen ihre Reisedecke zurück, und das war mit ein Grund zu einer Einladung nach den Santal-Parganas.

Da ich mich vor der Einsamkeit in den Osterferien fürchtete, beschloß ich, um diese Zeit meinen Besuch auszuführen, und trotz der Hitze bereue ich es nicht; denn ich habe auf der Reise viel Interessantes gesehen und gehört. Am Mittwoch Nachmittag vor Ostern fuhr ich von Ranchi ab, erreichte Jassidi um 3 Uhr morgens. Von da ging es mit dem Autobus weiter. Es war früh morgens tüchtig kalt, und ich ärgerte mich, daß ich meine Decke nicht ausgepackt hatte. So lag sie wohlverpackt oben auf dem Autobus und war unerreichbar, und ich fror. Um 7 Uhr war ich in Maharo. Dort ist Miß Jensen, sie ist eine alte Freundin unserer Mission und verbrachte früher einmal ihre Ferien in Ranchi, war auch im Herbst einmal wieder dort. Sie wird jetzt die Arbeit aufgeben und in den wohlverdienten Ruhestand treten. Ihre Arbeit ist die Zentralmädchenschule der Santalmission mit einer Ausbildungsklasse für Lehrerinnen, ähnlich wie unsere Ranschischule. Die Santals sind ja ein unsern Kols verwandter Volksstamm. Die Mission arbeitet dort noch nicht so lange, daher sind noch keine größeren Gemeinden vorhanden. Die Schule hat etwa 200 Schülerinnen, meist Töchter von Missionsangestellten. Sie bezahlen ein kleines Schulgeld, aber fast gar kein Kostgeld. Aller Unterricht ist in Santali, darauf haben die Missionare von Anfang an Wert gelegt. Hindi wird nur als zweite Sprache gelehrt. Englisch gar nicht. Das ist aber nur dadurch möglich, daß die Schulen nicht der Regierung unterstellt sind. Welche Schwierigkeiten haben wir, weil wir in der untersten Klasse Mundari unterrichten wollen, und es ist durchaus nötig, besonders weil die Kirchensprache Mundari ist, sonst geht es so wie bei meiner einen Bibelfrau: sie versteht Hindi nicht recht, und Mundari kann sie nicht lesen und schreiben. Doch zurück zu den Santals, sie wollen jetzt ihre Schulen von der Regierung anerkannt haben. Ob sie es nicht bereuen werden, wenn sie merken, wieviel die Leute in alles hineinreden und Vorschriften machen, und wieviel Zeit mit Schreiben und dergleichen hingeht?

Das Schulhaus in Maharo ist wie ein Palast. Es liegt etwa fünf Minuten vom Wohnhaus entfernt. Das Grundstück ist groß. In der Mitte der Front sind

*) Lars Olsen Skrefsrud, der Gründer der Santalmission (6 Rmk.), durch unsere Buchhandlung erhältlich, in der Jugendarbeit gut verwendbar.

Gossner Mission

eine Reihe luftiger, geräumiger Zimmer als Lehrerinnenzimmer, Bibliothek, Aula u. dergl., davor ist eine breite Veranda, von Säulen getragen. Die Eckzimmer haben einen zweiten Stock, so daß sie wie Türme aussehn. Nach hinten schließt sich rechts und links ein Flügel mit Klassenzimmern an, und das Viereck wird von einer Kindergartenhalle abgeschlossen, aber so, daß an beiden Seiten vor derselben etwas Platz ist. Man sieht an Gebäuden und allem, daß die Mission eine von den wenigen ist, die Geld hat. Die Mädchen sind in Familienhäusern untergebracht, wie es Wichern in Deutschland einführte. Es wird jetzt hier als Cottagesystem, das Allerneuste, empfohlen. In jedem Hause leben 20—30 Mädchen mit einer Lehrerin. Sie müssen die Häuser selbst in Ordnung halten, und haben kleine Gärten dabei, in denen sie Gemüse und Blumen ziehen. Eine Hausmutter ist für alle da, und in jedem Haus eine Kochfrau. (Miß Jensen war viele Jahre allein, jetzt hat sie wieder eine Mitarbeiterin, die besonders bei den Kranken hilft.) Dies ganze System ist sehr schön, aber auch sehr kostspielig. Wir haben für 120 Kinder zwei Kochfrauen, und dort sind etwa zehn. Allerdings werden auf diese Weise die Witwen versorgt, und das ist mindestens ebenso billig, als wenn man für sie Beschäftigung und Unterkommen oder ein Witwenheim einrichtet. Dafür sind immerhin Häuser und Aufsicht nötig. Die Löhne und Gehälter, die sie dort zahlen, sind nicht hoch, das ist ein Vorteil, den sie davon haben, daß sie nichts mit der Regierung zu tun haben. Sie halten ihre Leute überhaupt einfach. Am Sonnabend vor Ostern fuhren wir alle zusammen, auch Mrs. Nielsen, nach ihrem Aussätzigen-Asyl. Es liegt weitab von der großen Straße am Abhang eines kleinen Berges. Auch dort leben die Kranken alle in einzelnen kleinen Häusern. Leider konnte ich nicht mit herumgehen, alles zu sehen, weil es in der Mittagszeit war und ich die Sonne fürchtete. An der Spitze des Ganzen steht ein Missionsarzt mit seiner Frau, der allerhand aus der Arbeit erzählte. Sie behandeln die Leute dort natürlich auch mit dem neuen Mittel, und haben manche Erfolge, aber mitunter hat es auch böse Folgen. Alle Kranken, die irgend können, werden zur Arbeit angestellt, die Jungens tun Gartenarbeit, und der Leiter sagte, daß sei nicht genug für sie, sie müßten noch einige Felder hinzunehmen, um ihnen genug zu tun zu geben. Die Frauen nähen, flicken u. dergl. Um ihnen zu helfen, ist noch eine Missionarin dort. In der Santal-Mission haben sie überhaupt viele einzelne Missionarinnen hier und dort auf den Stationen. Aber die Stationen sind so dicht beieinander, nur etwa 8—9 englische Meilen voneinander entfernt, daß sie leicht mit Motor, Wagen oder Fahrrad zueinander kommen können, und dadurch nicht einsam sind.

Am Abend kehrte ich nicht nach Maharo zurück, sondern blieb mit Mrs. Nielsen in Koroya. Sie leitet dort ein kleines Waisenhaus von etwa 50—60 Kindern, Knaben und Mädchen. Die Knaben bleiben bis zum 3. Schuljahr dort, dann kommen sie in die große Zentralknabenschule, die Mädchen länger, nur die begabtesten werden nach dem fünften Schuljahr nach Maharo geschickt. Die andern werden gleich von dort verheiratet, oder erst eine Zeitlang anders in der Mission beschäftigt. In der Schule haben sie auch Tagesschüler, besonders Hindujungens aus der Umgegend, mancher würde denken, das geht hier in Indien nicht, aber in unsern gemischten Schulen, wie in Gumla, ist es dasselbe, und dort macht es auch keine Schwierigkeiten. Besonders schön ist der Gesang der Santalis, ihre Stimmen scheinen noch weicher und reiner zu sein als die unsrer Kols. Es klang wunderschön, als die Kinder am Ostermorgen in aller Frühe uns einige Lieder sangen. Im ganzen werden die Kinder auch dort, wie in Maharo, einfach gehalten. Einen oder zwei Tage in der Woche geht Mrs. Nielsen in die Dörfer zu den Frauen. Sie hat zwei Bibelfrauen, aber beide haben eine Reihe Kinder, und können deshalb nicht jeden Tag ausgehn. Ueberhaupt habe ich dort trotz der vielen Missionarinnen wenig von Frauenarbeit gehört und gesehn. Sie scheinen mehr Gewicht auf die Schularbeit zu legen.

Auf dem Rückwege blieb ich noch einen halben Tag in Deoghar, wo eine ganze Anzahl von unsern Mädchen sind. Die Schule gehört der C.M.S. (englischen Kirchen-Mission) und ich kannte die Leiterin (Miß Orme) schon von früher. Nicht nur unsere fünf Lehrerinnen-Klasse-Mädchen sind dort, sondern auch einige, die in der Hochschule

Gossner Mission

sind und einige, die bei uns in der Mittelschule nicht weiterkommen konnten. Sie freuten sich natürlich sehr, daß ich kam. Sie machen einen fröhlichen Eindruck und scheinen alle gern dort zu sein. Ganz anders wie in Patna, wo die andern Kinder auf unsre herabsehen, weil sie keine Schuhe und nicht so feine Kleider tragen. Ueberhaupt schienen mir die Mädchen in Patna etwas frech zu sein, was in Deoghar nicht der Fall ist. Die Kinder sind einfacher und werden auch mehr angehalten, bei allerlei Arbeit zu helfen. Miß Orme widmet ihre ganze Kraft der Schule. Die Hochschule hat sie dies Jahr mit einer Klasse angefangen und hofft sie nach und nach aufzubauen. Seit ich Deoghar gesehen habe, halte ich es nicht mehr für so notwendig, daß wir unsre eigne Lehrerinen-Klasse anfangen, denn wir haben dort, was wir uns wünschen, und wenn die Brüder einer indischen Lehrerin die Sache in die Hand geben wollen, so wird es einfach zu teuer. Denn dann müssen wir zwei so teure Lehrerinnen wie Miß Sokay haben, die 100 Rupies bekommt, und sie würden auch nicht die Mädchen der Lehrerinnen-Klasse für die Schule ausnutzen und auf diese Weise Lehrerinnen sparen. Eine deutsche Kraft kann gut Schule und Lehrerinnen-Klasse leiten. Ferner wird eine Inderin vielleicht ganz gute Lehrerinnen heranbilden, aber keine Gehilfinnen für die Mission, und das ist, was unsre Lehrerinnen doch sein sollen, und manche in den Außenstationen sind es auch.

Dann sah ich auf meiner Reise in die Berge noch das Waisenhaus von Benares, wo Schwester Gertrud Götze früher so lange gearbeitet hat. Ich hatte viel davon gehört und wollte es deshalb gern einmal selbst sehen. Es heißt jetzt nicht mehr Waisenhaus, sondern Industrial School (Industrie-Schule) und ist eine Art Haushaltungsschule. Alle Mädchen gehen erst in die Mittelschule nebenan, aber nur die begabtesten werden zu Lehrerinnen und Krankenpflegerinnen ausgebildet. Die andern lernen Haushalt. Sie werden in Gruppen von 4—6 Kindern eingeteilt, die je ein Zimmer bewohnen und eine Küche haben. Eine von den älteren ist für Reinlichkeit und Ordnung verantwortlich und hat den Haushalt zu leiten. Jede Gruppe hat auch sonst eine bestimmte Arbeit zu tun, für die sie bezahlt werden. Einige machen feine Handarbeiten, die verkauft werden; von dem Erlös wird ein kleiner Laden unterhalten, dabei lernen sie Rechnung führen. Einige tun Gartenarbeit. Der Garten war sehr schön in Ordnung und trotz der heißen Zeit lieferte er noch Tomaten, Sellerie, Gurken u. dergl. Das ist nur dadurch möglich, daß das Badewasser der Mädchen für den Garten nutzbar gemacht wird. Außerdem lernen sie noch Maschinenähen, Krankenpflege, Turnen und Schwimmen. Wenn sie nach vier Jahren Lehrzeit heiraten, wissen sie einen Haushalt zu führen. Aber etwas gibt doch zu denken. Wird ein solches Mädchen als Mutter von 3—4 kleinen Kindern allein fertig werden? Und wird sie sich in einfachen ländlichen Verhältnissen wohl fühlen? Was wir brauchen und die C. M. S. braucht es auch für ihre großen Massenbewegungs-Distrikte, sind nicht so sehr Frauen für Pastoren und Lehrer mit gutem Gehalt, sondern Frauen für Katechisten und Landarbeiter, die auf den Dörfern ihren unwissenden Schwestern eine Hilfe sind. Diese Mädchen in hellen modernen Kleidern, den Chadder*) nur als Shawl um den Hals gelegt, kann ich mir nicht in einfacher, ländlicher Umgebung vorstellen, weder als Lehrerin oder Bibelfrau noch als Katechistenfrau. Für die Mädchen ist diese Schule nach Sikandra und Benares-Waisenhaus ein großer Fortschritt, aber die Frage ist die, welchen Nutzen hat es für die Gemeinden? Darauf sollen wir doch in unserer ganzen Schularbeit sehen. Der Herr schicke uns auch dazu die rechten Arbeitskräfte und Weisheit und Verstand.

Frieda Heintze.

Missionar Wilhelm Kiefel zum Gedächtnis.

Am 15. August dieses Jahres werden es 25 Jahre, daß Missionar Kiefel in Ranchi für immer die Augen schloß. In ihm trat einer der treusten und tüchtigsten Pioniere der Goßnerschen Mission vom Kampfplatze ab. Er glich wirklich einem Soldaten, der aus aller Kampfes- und Arbeitsfreudigkeit heraus aus den Reihen

*) Chadder = handgewebtes Tuch.

Gossner Mission

seiner Kameraden durch den Tod gerissen wurde. Von ihm galt auch das Wort des Psalmisten: „Der Eifer um dein Haus hat mich gefressen." So hat er sein nicht geschont und ist vermutlich auf seiner letzten Reise, die dem Kapellenbau in Churdag galt, einem Ort in fieberreicher Gegend, zu Tode erkrankt. Jedenfalls verließ ihn von der Zeit an bis zu seinem Tode das Fieber nicht. Trotz der hingebenden Pflege seiner Frau Magdalene Kiefel (geb. Quistorp) und Missionars Schütz konnte der Kranke nicht wieder zu Kräften kommen und mußte nun sein geliebtes Govindpur, das er mit soviel Liebe und Geschick erbaut hatte, verlassen, um in Ranchi im Krankenhaus untergebracht zu werden. Er stand kurz vor seiner Urlaubsreise in die Heimat und freute sich wie ein Kind auf die Heimreise und das Rauschen des Meeres! Der Wunsch ist ihm erfüllt worden, aber im Sinne der ewigen Heimat und des ewigen Meeres.

Das, was er der Goßnerschen Mission und seinen Kols gewesen ist, mag von anderer Seite besser gewürdigt werden. Mir ward, als einem Fernverwandten, die Aufgabe zuteil, sein an seinem 25. Todestag in der Biene zu gedenken. Ich traf hier viele, die mit und unter seiner Anleitung gearbeitet haben und die die persönlichen Eindrücke von ihm dankbar in ihren Herzen tragen und verwerten. So bat ich den Präsidenten der autonomen Kirche von Chota-Nagpur, der viele Jahre mit Missionar Kiefel zusammen gearbeitet hat und ihn sehr verehrt, daß er etwas für die Biene aus dem Leben Missionar Kiefels berichte, was er mir sehr gerne versprach.

Ich glaube, daß es nicht im Sinne des Verstorbenen ist, seiner in besonderer Weise zu gedenken. Dazu war er ein zu echter Knecht Gottes, der treu seiner Pflicht oblag und ein Haushalter Gottes, der mit dem ihm anvertrauten Pfund wucherte. So wird er mit vielen gesprochen haben: „Wir sind unnütze Knechte; wir haben getan, was wir zu tun schuldig waren."

Es ist recht und billig, wenn wir um unseretwillen seiner gedenken und ihn hier erwähnen als einen treuen und tüchtigen Knecht Gottes, dem die Verheißung in Erfüllung gegangen ist: „Ei, du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenigem getreu gewesen, ich will dich über viel setzen, gehe ein zu deines Herrn Freude!" Es ist unserer Zeit gut, wenn sie derer gedenkt, die mit gutem Beispiel vorangegangen sind, derer, die einen guten Grund mit legen halfen, auf dem wir heute weiter aufbauen können. Deshalb darf und soll dieser Tag für unsere Goßnersche Mission und die Kolskirche ein Danktag sein im Blick auf das, was Gott durch seinen Knecht Kiefel an seiner Kirche und Mission getan hat.

M. Schiebe.

Basar und indische Kisten.

Freundliche Gaben zum Missionsverkauf des Missionshauses und für die indischen Kisten werden spätestens bis zum 15. September erbeten. Für unseren Missionsverkauf sind außer den Handarbeiten (Wäsche, Schürzen, Wollsachen, Weißstickerei) auch Lebensmittel, wie Konserven, Dauerwurst usw. sehr willkommen. Wir bitten unsere Freunde, trotz der wirtschaftlichen Schwierigkeiten, mit denen auch sie zu kämpfen haben, uns nicht im Stich zu lassen.

Unsere Blätter.

Wir bitten alle unsere Freunde, im besonderen die uns befreundeten Pastoren, Gemeinschaftsleiter, Vereinsleiter und Lehrer um freundliche Bestellung und tatkräftige Verbreitung unserer Blätter: der großen „Biene" an alle, die unserer Mission schon näher stehen, des „Kindergrußes" im Kindergottesdienst und in den Schulen und der „Kleinen Biene" als Verteilblatt für Sammler und Sammlerinnen unter missionsinteressierten Laien zu Werbezwecken.

Die Nummer unsers Postscheck-Kontos ist: Berlin Nr. 7950 Goßnersche Missionsgesellschaft; für die Buchhandlung Berlin Nr. 17396.

Für diese Nummer verantwortlich: Missionspräses Lic. Stosch, Berlin-Wannsee, Florastr. 3.
Für die einzelnen Aufsätze verbleibt die Verantwortung den Verfassern.
Verlag der Buchhandlung der Goßnerschen Mission, Berlin-Friedenau.
Gedruckt in der Buchdruckerei Gutenberg (Heinrich Beenken), Berlin SW. 19, Wallstr. 17/18.

Gossner Mission

Quittungen über Missionsgaben

Vom 16. Juni bis 15. Juli 1930.

(Besondere Quittung durch die Post versenden wir gern auf ausdrücklichen Wunsch.)

Anhalt:

Dessau: Zi. 50, Dröbel: Lo. 1, Harzgerode: P. Ha. 15, 25, Zerbst: Ri. 8.

Baden:

Hägelberg: Schö. 20, Pforzheim: Schai. 16.

Bayern:

Ansbach: Le. 8, Brand: Li. 5, Erlangen: Diak. Ce. 50, Fürth-Burgfarrnbach: Kinderschule 6, Gundelsheim: P. Roe. 10, Hemhofen: P. Gr. 5, Hof: Stadtvikar Hei. 1, 50, Schw. Dr. 5, Hohenberg: Schm. 10, Katzwang: Schw. Lo. 25, v. Da. 10, Kleinmeinfeld: Schm. 10, Krautheim: Pfa. 10, Lichtenau: Pfa. 20, Meckenheim: Oh. 2, München: P. i. R. May. 3, En. 3, Nemmersdorf: P. Schm. 10, Nürnberg: Str. 6, Fr. 3, Ev. luth. Zentral-Missionsv. f. Bay. 6, Pf. 3, Oberferrieden: P. Bo. 10, Roth: Dr. Scho. 50, Schwimbach: P. Schl. 20, Selgenstadt: Ba. 13, Thalmässing: Ha. 20, Wörth: Kn. 3, Würzburg: P. Schm. (Ev. Sonntagsblatt f. Bay.) 50.

Brandenburg:

Altdöbern: P. Be. 10, Altglietzen: Gr. 15, 75, Berlin: Ro. 3, Sup. Ri. 9, 90, Mei. 10, Si. 3, Schä. 10, Sup. Ko. 8, 90, We. 3, Le. 3, Fr. 5, Gr. 10, Ha. 5, Fr. 2, Me. 2, P. Bu. 5, M. 10, Na. 5, Hi. 9, Kü. 10, Br. 6, Berlin-Biesdorf: Sup. Pl. 78, 89, Berlin-Britz: Schw. Ki. 40, Berlin-Charlottenburg: Schr. 8, Str. 10, P. i. R. Rö. 10, Wi. 5, Ko. (dch. O.-P. Ri.-Nei.) 50, Kr. 5, Berlin-Dahlem: Gmde.-Kirchenrat 150, Berlin-Friedenau: He. 2, Bo. 9, 45, Gmde. z. guten Hirten 100, Wö. 1, Missionsverein 120, Ha. 8, 85, Mö. 2, 50, P. He. 3, So. 4, Li. 5, Jn. 6, Berlin-Frohenau: Fr. Sup. Wu. 5, Berlin-Halensee: Pe. 3, Berlin-Lichterfelde: Superint. Kölln-Land I 197, 64, Sup. i. R. Pe. 5, Ka. 5, v. Gae. 10, Berlin-Rahnsdorf: Ev. Kirchengemeinde 5, Berlin-Schlachtensee: Schw. Rh. 10, Weggenossenkreis 6, Stae. 3, He. 9, 25, Berlin-Schöneberg: Mey. 2, 50, Sup. Ra. 100, P. Ro. 100, Be. 3, Berlin-Siemensstadt: So. 1, Berlin-Steglitz: P. i. R. Ku. 5, Berlin-Tegel: Ho. 5, Berlin-Zehlendorf: Mu. 4, 20, Mey. 5, Bernsee: Do. 3, Brandenburg: Sup. Scho. 41, 74, Brück: F. K. 40, Calau: Sup. Wi. 17, 93, Cürtow: Gmde.-Kirchenrat 7, Döbern: P. Scho. 3, 47, Dossow: P. Wue. 22, P. Wue. (aus Herzsprung 11,60, Papenbruch 10,40, Wernikow 7,20, Flecken Zechlin 6, Dorf Zechlin 2, Hütte Zechlin 2,40, Dranse 14,60) zus. 54,20, Eberswalde: P. i. R. Be. 5, Fahrenwalde: P. Po. 6,50, Falkenberg: Gr. 5, Finow: P. Nei. 55, Frankfurt: P. i. R. Ju. 5, So. 3, Gehren: Ar. 3, Geltow: P. He. 5, Guben: Ba. 2, Rechn.-Rat Za. 3, Halbe: Chr. Gemeinschaft (dch. Bo.) 1 und 2,72, Havelberg: P. Pau. 42, 89, Heinersdorf: He. 10, Kahsel: Do. 3, Kohlow: Hei. 5, Lebus: Schw. Schu. 3, Lehnin: Th. 3, Luckenwalde: Schw. Wu. 10, Markersdorf: P. Lü. 10, Mittenwalde: Stoy 8, Nauen: P. i. R. Cr. 1,50, Nowawes: Oberlinhaus 30, Peitz: Ma. 40,90, O.-P. Ste. 55, De. 20, Ju. 41,35, Pitschkau: P. Pe. 5, Potsdam: Pa. 3, Sup. Nei. 27,30, Prenzlau: Schi. 5, Reetz: Lü. 1, Reinswalde: Pfa. 30, Sachsenhausen: Schm. 11,50, Schwiebus: Neu 2, Seifersdorf: Schr. 3, Wi. 3, Sommerfeld: Ta. 10, Steinitz: P. Schö. 2, Storkow: Sup. Bau. 10, Teltow: Se. 10, v. Schu. 3, Trebendorf: Schi. 12, Triebel: Schu. 3, Wittstock: Sup. Ri. 5, Züllichau: Diak. Schu. 15,50, Pädagogiumsgmde. 7, Wi. 26,45.

Braunschweig:

Bad Harzburg: P. Ba. 3.

Danzig:

Danzig-Oliva: Go. 5.

Gossner Mission

Grenzmark:

Baldenburg: D. Dr. Be. dch. Miss. Be. 1, Brausendorf: Ju. 5,35, Grunau: Schw. Sp. 3, Königsdorf: Se. 7,99, Latzig: P. Mü. 33,65, Schneidemühl: P. i. R. Ge. 1, Unruhstadt: Pl. 5, Gr. 3, Zützer: P. Ca. 6.

Hamburg:

Hamburg: Schw. Wi. 10.

Hannover:

Abelitz: Mü. 2, Bockenem: Rei. 16,90, La. 4, Bodenteich: P. Gr. 20, Burhafe: P. B. 10, Gütersloh: Be. 20, Hameln: Miss. Ei. 15,10, Hannover-Döhren: Be. 3, Moordorf: Sup. Ki. 15, Norden: Ha. 10, Nortmoor: Ostfries. Miss.-Ges. 8000, Osnabrück: Dr. 5, Osteel: Ge. 3, Scheeßel: Pfa. 58, Schellerten: Sup. Ki. 6, Wechold: P. Al. 3, Wittmund: Fi. 10.

Hessen:

Dahlsheim: P. Hi. 35, Darmstadt: P. Wa. 5, Dr. Wa. 5, Eberstadt: P. a. D. Kay. 5, Fuhlen: P. Bü. 20, Gießen: Schi. 5, Hanau: P. Ul. 2, Hassenhausen: P. Stau. 310, Hattendorf: P. Dr. Hoe. 2, Helsen: Hei. 5, Hofgeismar: Lö. 225, Horsten: Ba. 2, Kassel-Wilhelmshöhe: Ste. 10, Lang-Göns: P. Wa. 206, Lohra: P. Wo. 40,50, Kirchenvorst. Dö. 20,40, Marburg: De. 30, Ha. 10, Melsungen: Dr. Ka. 20, Bad Nenndorf: Stü. 20,95, Al. 23, Niedenstein: P. Tr. 3, Oberflörsheim: Diak. Kl. 20, Rehren: Schu. 13, St. Goarshausen: Schae. 5, Strinzmargarethae: P. Schi. 5, Treysa: Se. 15, Weinotsheim: Feu. 3, Wohnbach: Wo. 3, P. Le. 10, Worms: Uh. 8,08. — Miss. Be., Koll. b. Missionsvorträgen 333,85.

Lippe:

Bergkirchen: P. Wi. 67,75, Detmold: Fr. 5, Br. 3, Fo. 10, P. i. R. Bo. 20, Br. 3, Friedrichshöhe: v. Esch. 10, Bad Salzuflen: Br. 16 (davon 6 f. Ghogor), Schötmar: P. Hu. 20. — Miss. Go., Koll. b. Missionsvorträgen 23,08.

Memelgebiet:

Dawillen: P. Ra. 48, Kugeleit: Str. 12, Memel: Ev. Konsistorium 334,28, Jd. 16,50, P. Sche. 60, Prökuls: P. Ke. 210, Trakseden: Ke. 40.

Ostpreußen:

Allenstein: Ja. 3, Alt-Weynothen: Ungenannt 10, Brohnen: Ke. 2,50, Budupönen: Pe. 14,30, Cranz: Bo. 3, Deutschendorf: P. Bo. 3, Eydtkuhnen: Kue. 15, Ri. 6,50, Friedland: Gr. 1,50, Schu. 5, Greißings: Schu. 5, Groß-Lasdehnen: Sei. 5, Groß-Skaisgirren: La. 5, Jodlauken: P. Ku. 25, Königsberg: Qui. 10, We. 5, Schn. 5, Le. 6, P. Wi. 15, Ne. 3, Kraupischken: P. Gau. 4,50 und 13,55, P. Lic. Dr. Mo. 46, Paiszeln: Du. 8,50, Palmnicken: P. Lic. Wi. 2, Petershagen: P. Ur. 5, Rhein: Schn. 2, Rotwalde: P. Kue. 104,60, Schwirblienen: Sk. 22,50, Siegmuntinnen: Sta. 20, Taplacken: Neu. 10, Tilsit: P. Ki. 50, Fe. 3, Uszelxnen: We. 7,20, Wormditt: P. Lic. Ha. 3, Willkawischken: Sz. 12,85. — Miss. Schü., Koll. b. Missionsvorträgen 655,25.

Pommern:

Bergen: Sup. Gn. 3,20, Bublitz: Sup. Spr. 28,60, Caseburg: P. He. 2, Drawehn: P. Ur. 8,45, Greifenberg: Superint. 50, Greifswald: We. 3, Groß-Dubberow: v. d. Ha. 50, Groß-Garde: P. Ky. 450,90, Groß-Spiegel: P. Hey. 5, Jarmen: Me. 6,25, Köslin: Wo. 8,50, Naugard: P. i. R. Ri. 2, Nesekow: Kü. 8, Odermünde: P. We. 20, Rathsdamnitz: Zi. 16, Ratzebuhr: Sup. Vo. 20, Schivelbein: Sup. Fr. 20, Semlow: P. Li. 3,71, Stettin: P. i. R. Sp. 3, Mo. 20, Kr. 5, P. Br. dch. Miss. Be. 20, Schw. Ha. 20, Superint. Stettin-Stadt 115,96, Stettin-Grabow: Stettiner Miss.-Hilfsv. f. G. (dch. Ma.) 504,14, Stiefelsberg: Ha. 5, Stolpmünde: Ungenannt 10, Swinemünde: Pe. 5, P. Poe. 20.

Rheinprovinz:

Almersbach: P. Scha. 5, Düsseldorf: v. Stei. 1, Eckweiler: P. Ju. 3,50, Essen: Ka. 3, Kirchberg: P. Ri. 2,50, Köln: Bo. 3, P. We. 3, Köln-Sülz: P. i. R. Schm. 3, Mülheim-Ruhr: Neu. 5,50, Oberhausen: Hö. 3, Ratingen: Salem 5, Rengsdorf: Wei. 5, Rheinhausen: Hei. 2, Sterkrade: Fr. 10, Winterborn: Hei. 5.

Freistaat Sachsen:

Chemnitz: Sei. u. S. 3,25, Ar. 3, Dresden: Mey. 5, Dresden-Laubegast: Me. 10, Freiberg: Di. 3, Kötzschenbroda: Ri. 10, Lehn: Oberst a. D. Gy. 5, Lichtentanne: Wu. 2, Ungenannt: 3, Oybin: Wi. —,20.

Gossner Mission

Provinz Sachsen:

Dobbrun: P. Lü. 5, Domersleben: Ot. 3, Großbodungen: Lo. 3, Großtöpfer: Pfa. 36, Groß-Wulkow: Schu. 15,60, Halberstadt: Wi. 5, Klötze: Schw. Neu. 25, Loburg: Ge. 7, Lützkendorf: Ri. 2,10, Mücheln: Schw. Bo. 7, Naumburg: P. i. R. Ke. 10, Neuhaldensleben: Br. 5, Ostingersleben: P. Sp. 3, Ostrau: P. Jl. 68,82, Quedlinburg: Eck. 6,60, P. v. St. 3, Reesen: P. Di. 2, Rieda: Sächs. Prov.-Hilfsverein (dch. P. Be.) 538,44, Salzwedel: P. i. R. Bu. 10, Sangerhausen: Stau. 3, Schwanebeck: O.-P. Str. 3, Schwarza: Sup. Sa. 5, Tangerhütte: Schu. 22, Wartenburg: P. La. 10, Wernigerode: v. Br. 5, Sup. i. R. Deu. 5, Ev. 10, Wormsdorf: Sup. De. 3, Zeitz: Ste. 5, Dö. 12,15 Zethlingen: Sup. a. D. Me. 6, Ziesar: P. Ne. 5.

Schlesien:

Volkenhain: Lic. theol. Ro. 5, Breslau: Bresl. Miss.-Hilfsverein (dch. Gu.) 100, Sup. i. R. Kl. 5, Pr. 11, Breslau-Ot. Lissa: Mü. 0,20, Brockau: P. i. R. Lo. 3, Driebitz: Sup. Ho. 26,20, Bad Flinsberg: Schl. 5, Friedersdorf: P. Bu. 7,50, Görlitz: Sup. An. 3, Gremsdorf: Ri. 3, Guhrau: Pfa. 2, v. Schl. 3, Herzogswaldau: Ho. 10, Hindenburg: Fi. 2, Liegnitz: P. Ge. 310, Scha. 5, Dr. Wa. 2, Ku. 1, Neu. 5, Lüben: Schw. 3, Naumburg: Gr. 3, Reichenbach: P. prim. Str. 50, Ruhland: Li. 15,30, Sasterhausen: Ri. 2, Schnellewalde: Ot. 2, Schweidnitz: Ke. 10, Tr. 3, Striegelmühle: Me. 5, Bad Warmbrunn: Senatspräs a. D. Br. 5, Bl. 5.

Schleswig-Holstein:

Kiel: Fa. 5.

Thüringen:

Hainspitz: Schm. 5, Oelze: Ka. 3, Bad Salzungen: Schw. Dau. 5, Thörey: P. Ku. 1, Uhlstädt: Mü. 3, Weimar: Jt 1, Weißensee: Sup. Dr. Pl. 5.

Westfalen:

Bethel: Hi. 2, Betzdorf: Missionsgmde. 6, Bielefeld: P. i. R. Tr. 5, Biersdorf-Daaden: Frauenverein 15, Dankersen: Ad. 5, Ferndorf: Li. 5, Hilchenbach: Rechn.-Rat Th. 5, Hörste: Re. 1, Niederschelden: G. K. 5, Nürnberg: Rau. 5, Ochtrup: P. Ho. 10, Seelbach: Mü. 30, Siegen: Si. 2, Steinhagen: P. Sp. 14,50, Tecklenburg: v. d. Be. 3, Valdorf: P. Bu. 100, Vlotho: P. v. Pa.-Ra. 20, Wanne-Eickel: Mi. 3, Werther: P. Toe. 484,62, Witten: P. De. 3. — Miss. Go., Koll. b. Missionsvorträgen 387,22.

Württemberg:

Biberach: Hä. 5, Brackenheim: P. a. D. Ro. 10, Fellbach: P. a. D. Say. 5, Ludwigsburg: P. Schu. 5, Bad Mergentheim: P. i. R. Feu. 3, Plochingen: Fi. 10, Stuttgart: Hahn'sche Gemeinsch. 1200, Olgaschwestern 10, Stuttgart-Degerloch: P. Je. 5, Waiblingen: Schm. 8, Weiler: Bau. 5.

Ausland:

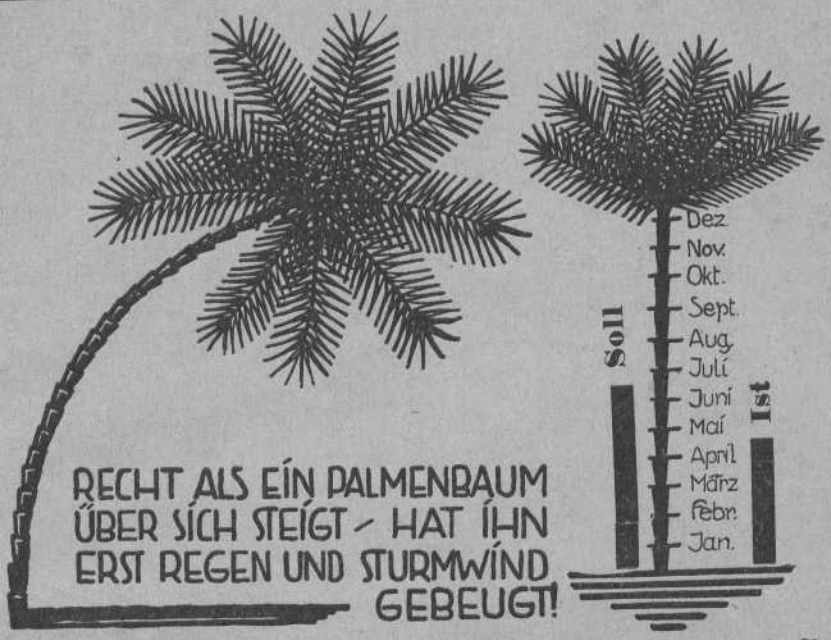
Frankreich. Straßburg: Dü. 50 Frcs. = 8,10. — **Litauen.** Wirballen: P. Lo. 14,70. — **Oesterreich.** Judenburg: P. Ta. 3. — **Polen.** Wollstein: Ev. Missionsverband f. P. 236,49. — **Rumänien.** Kastenholz: P. Schei. 8,05. — **Schweiz.** Kreuzlingen: Be. 40,40. — **U.S.A.** Indianapolis: Js. 20,89.

Liebesgabenpakete:

Bartenstein: Fr. Ma. (1 P. Socken, 5 Schultaschen, Püppchen, Stanniol und Briefmarken), Berlin: Fr. Lo. (2 Regale, Büromaterial und 2 Bilder), Frl. Sp. (1 Rmk. und 6 Kleidchen für Indien), Berlin-Friedenau: Frl. Va. (1 Schürze), Breslau: Fr. Miss. Pa. (Brillen und Leinwand für Indien), Domersleben: Frl. Ot. (2 bemalte Kinderkleider), Hattendorf: P. Dr. Hoe. (Abendmahlsgeräte), Liegnitz: Fr. Ri. (1 Kiste mit 126 Basarsachen, ferner 24 Basarsachen und 1 Gedeck für Eva John).

Allen gütigen Gebern herzlichen Dank!

Gossner Mission



**Nur frisch an allen Enden die Arbeit angefaßt!
Mit unverdrossnen Händen sei wirksam ohne Rast:
Das ist der rechte Mut. Streu aus den edlen Samen,
Arbeit in Gottes Namen, So keimt und wächst es gut.**

Für den Aufbau der Goßnerschen Kolsmission

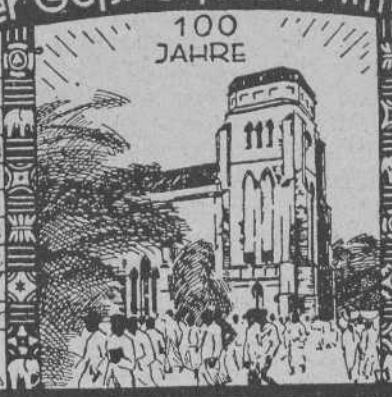
**müssen wir uns für das Jahr 1930 an Gaben aus der Heimat erbitten: 240 000 RM.
Das macht im Monat 20 000 RM. aus.**

Vom 1. Januar bis zum 15. Juli hätte unsere Einnahme wachsen sollen bis auf	130 000,—	RM.
Sie ist gewachsen auf	83 422,80	RM.
Demnach sind wir im Rückstande mit	46 577,20	RM.

Gossner Mission

Die Biene auf dem Missionsfelde

Monatsblatt der Goßnerschen Missionsgesellschaft



findet die Biene auf ihrem fluge viel / bringt sie Ergiebiges von ihrem weiten felde zurück / und kann sie Köstliches daraus bereiten / so bringt sie es u. fordert zum Danke auf u. zum Preise des Herrn / der es gegeben / dem der Weinberg u. alles / was darinnen ist / gehört

findet sie wenig oder Nichts / findet sie es mager und kommt leer zurück / so kann sie auch nichts geben / als etwa zum eifrigen inbrünstigen Gebete erwecken / daß der Herr das feld mehr bethaue und Pfingstregen darauf fallen lasse

Der Herr / deß die Erndte und das ganze Arbeitsfeld / so wie die Ehre und die Schande ist / wolle die geringe Arbeit der Biene segnen / an ihr selbst u. an Allen / die von ihrer Arbeit etwas genießen werden. Amen / Joh. Goßner

105. Jahrg. Berlin-Friedenau, April 1938 Nummer 4

Vom Segen eines bekümmerten Weibes.

Matthäus 26, 6—13.

Vor den Toren Jerusalems liegt ein stilles Dörflein, Bethanien. Klein und unbedeutend. Und doch weltbekannt. Jesus ist dort eingekehrt. Liebe Menschen haben ihn aufgenommen. Lieben Menschen hat er Großes geschenkt. Von Bethanien ist viel Segen ausgegangen. Auch das Kleine ist bedeutungsvoll im Reiche Gottes.

Vor der Pforte zur Leidenswoche steht eine kleine Geschichte. Jesus ist zu Gast bei Freunden in Bethanien, als er hinaufzog nach Jerusalem, um zu leiden und zu sterben. Da trat zu ihm ein Weib.

Das Weib hat viel Segen von ihm empfangen. Sie hat bei ihm das Eine gefunden, das not ist. Sie hat seine Macht über den Tod erlebt, ja, mit Augen gesehen. Darum hat sie den Herrn lieb. So lieb, daß sie ihm gerne etwas Ganzes, etwas Großes schenken, ein wirkliches Opfer bringen möchte. Sie hat ihn gesalbt mit einer überaus köstlichen Narde. Das ganze Haus war voll von dem wunderbaren Duft.

Die Menschen haben sich darüber geärgert. Die Jünger schüttelten die Köpfe. „Was soll dieser Unrat? Höchst überflüssig!“ Und einem tut das viele Geld leid. Das hätte man besser anwenden können. Für die Armen etwa. Sie hatte es so gut gemeint. Ihr Herz war übergeflossen von Liebe. Und nun machten sie ihr das Herz so schwer.

Aber er, der eigentlich gemeint war, verstand sie, verstand das Weib noch viel besser und tiefer, als sie selbst sich und ihre Tat kannte. Er stellt sich schützend vor die geschmähte Frau: „Was bekümmert ihr dies Weib?“ Er deutet ihre Liebestat: „Ein gutes Werk hat sie an mir getan. Und eine große Tat hat sie getan, sie ist die erste Botin meiner Königsherrschaft am Kreuz. Sie hat den König gesalbt. Sie hat mich zum Tode gesalbt.“ Sie hat des Herrn Tod verkündigt und ist so die erste gewesen, die das Heil gepredigt hat in der Welt.

Gossner Mission

„Wahrlich, ich sage euch: Wo dies Evangelium gepredigt wird in der ganzen Welt, da wird man auch sagen zu ihrem Gedächtnis, was sie getan hat."

Evangelium gepredigt in der ganzen Welt. Das ist Mission. Die Mission klingt hinein in diese Geschichte vor den Toren der Karwoche. Das ist unverkennbar. Aber sieh doch einmal genauer hin: Wenn du an die Mission denkst und du siehst das Weib an, das von der Seite angesehen wurde, weil es Segen brachte und das der Herr dann zum Segen setzte, fällt dir dann nicht auf, wie ähnlich dieses Weib der Mission ist? Seit mir das einmal aufgefallen ist, läßt mich diese Aehnlichkeit nicht los. Und wenn ich an der Pforte der Karwoche von der Mission spreche, dann muß ich es tun in dem Bilde aus der kleinen Geschichte an der Pforte der Leidenswoche, dann muß ich reden vom Segen eines bekümmerten Weibes.

Es ist ein stattlicher Segen, den die Mission zusammenträgt. Allein die deutsche Mission bringt jährlich gegen 6 Millionen Mark zusammen. Das ist schon ein Opfer, besonders wenn man an einzelne Missionsgaben denkt, von denen so manche an die in großer Liebe aus einem überströmenden Herzen mit vielen Opfern zusammengesparte wertvolle Narden-Gabe erinnert. Und gerade darüber wird sehr abfällig geurteilt. „Was soll der Unrat? Was soll der Unsinn? Das ist doch höchst überflüssig! Wie kann man nur an minderwertige Rassen die hohe Gabe der christlichen Religion verschwenden? Sie werden doch nie den Kern erfassen, werden höchstens das Christentum in ihre Rassenminderwertigkeit hineinziehen und verzerren. Zudem haben sie ja ihre der Eigenart ihrer Rassenseele entsprechende Religionsform. Höchst überflüssig, dieses Opfer der Mission. Was soll solche Vergeudung? Heute, in dieser Zeit, da unser Volk, ganz auf sich angewiesen, alle Kräfte zusammennehmen muß, auch alle Geldkräfte! Heute, wo wir dazu übergegangen sind, im größten aller Liebeswerke den Kampf gegen alle Arten der Not im deutschen Volke die Liebesopfer des Volkes zusammenzufassen? Das Geld, das für die Mission geopfert wird, könnte wirklich für andere Dinge in der Heimat verwendet werden!" Wer kennte nicht diese Stimmen? Müssen solche Stimmen der Mission nicht das Herz schwer machen?

Aber sieh, der Herr, dem diese Liebesopfer gelten, hat ein freundliches Wort für das bekümmerte Weib: Was bekümmert ihr das Weib? Laßt sie doch in Frieden. Sie trägt ja Segen hinaus in die Welt! Die Mission ist die Künderin des herrlichen Geheimnisses von der Königsherrlichkeit des Gekreuzigten. Sie verherrlicht den Herrn und weist damit den Völkern den Weg ins Reich Gottes, hinein in den Frieden mit Gott, sie verkündet den Völkern das Heil. Sie hat ein gutes Werk getan und sie tut ein gutes Werk!

Die ganze Welt ist voll von der Botschaft; allüberall wird sie bekannt, die Güte und Freundlichkeit und Leutseligkeit Gottes, des Heilandes; gleichwie damals das ganze Haus voll war von dem Duft der köstlichen Narde. So wird die Mission auch heute noch trotz aller Kümmernis ein Segen für die Welt.

Am Eingang der Karwoche steht die Mission in überströmender Liebe und freudvoller Opferbereitschaft, von Menschen verkannt, von Christus freundlich angesehen, ja von ihm anerkannt als Bote seiner Herrlichkeit bis ans Ende der Zeiten. Die Mission weiß sich von ihrem Herrn geschützt. Und wenn sie nun selbst am Eingang ihrer Karwoche, am Anfang einer ernsten Leidenszeit steht, dann darf sie wissen, daß sie den Weg ihres Herrn geht, durchs Kreuz zur Krone. Der Segen wird nicht von ihr genommen.

Foertsch.

Gossner Mission

Unser Gruß

an die Generalkonferenz der G. E. L. Church Chota Nagpur und Assam.

Unsern lieben Brüdern

senden wir zur Generalkonferenz des Jahres 1938 unsere herzlichsten Jisu sahai. Das ist nicht nur ein Gruß, sondern ein Segenswunsch und ein Gebet. Eure Tagung hat eine große Bedeutung. Eure Herzen sind voll Sorgen und Fragen. Die Stunde ist ernst. Unsere Augen suchen nach Hilfe, nach Trost, nach Rettung. Wo sollten wir andern suchen als bei Jesus? Jesus ist Retter. Jesus ist Hilfe. Jesus sei auch Eure Hilfe bei Euren Beratungen und in allen Euren Schwierigkeiten und Nöten. Wenn wir Euch in dieser Stunde ein Wort sagen sollen, das Euch aufrichtet und Euch den Weg weist, dann können wir Euch nichts Besseres sagen, als was der Apostel Paulus einstmals an die Gemeindeversammlung in Ephesus geschrieben hat (Eph. 2. 20—21):

„Erbauet euch auf den Grund der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist, auf welchem der ganze Bau ineinandergefügt wächst zu einem heiligen Tempel in dem Herrn."

Erbauet Euch, Ihr lieben Brüder! Daran denkt in jeder einzelnen Zusammenkunft. Bei jeder Rede. Beim Zuhören. Beim Beschließen. Die Mahasabha darf kein fruchtloses Reden sein. Das zerflattert. Sie darf kein Streiten sein, denn Streit zerreißt. Was Ihr redet und beschließt, soll aufbauen. Es soll Euer eigenes Herz aufrichten und Euren Glauben stärken und Euer Christenleben erbauen. Es soll der Gemeinde zum Aufbau dienen. Es soll für die Heiden, die draußen stehen, eine Erbauung sein. Es soll Eure Kirche aufbauen.

Das kann aber nur geschehen, wenn Ihr in allem und jedem den Herrn Christus vor Augen und im Herzen habt. Er ist der Eckstein unseres Glaubens und Lebens. Er ist der Eckstein des christlichen Hauses. Er ist der Eckstein der Gemeinde. Er ist der Eckstein der Kirche. Das heißt, Christus muß Eure Herzen und Häuser und Schulen und Eure Kirche regieren. Ihr habt in schwerer Stunde im Vertrauen auf den treuen Herrn und Heiland Eure autonome Kirche gegründet. Ihr habt an Eurer Autonomie gearbeitet. Ihr habt Euch aber auch an der Autonomie wundgerieben. Ihr gebt Euch die größte Mühe, die Autonomie so auszubauen, daß sie ein wirklicher Segen sei. Ihr fragt Euch immer wieder, wie sie am besten gedeihen kann. Wir freuen uns, daß Ihr Autonomie habt und wollt. Wir tragen ernsthaft Sorge, daß sie Euch erhalten bleibe, ja, daß sie wachse und gesund sei und immer stärker werde. Ueber die Wege, wie das geschehen kann, müßt Ihr sehr gründlich nachdenken. Aber das laßt Euch sagen: Alle Wege sind Irrwege und führen zu bitterer Enttäuschung, wenn nicht Christus Euch regiert. Wir erinnern Euch an ein Wort, das Euch früher einmal gesagt worden ist: „Das Erste ist die Christonomie. Dann erst kann es zu einer Autonomie kommen." Erbaut Eure Kirche auf Christus allein!

Auf Christus allein sollt Ihr Eure Hoffnung setzen. Wir leben in der Welt und wir brauchen die Dinge der Welt für unser Leben, aber auch für unsere Kirche. Wenn aber die Mittel fehlen, die Geldmittel und die Lebensmittel? Wir haben Euch nicht die Mittel darreichen können, die Ihr nötig habt. Ihr seid in große Not geraten. Uns ist darüber das Herz sehr schwer geworden. Aber wir wurden durch Euch getröstet und gestärkt. Mit Freude und mit Bewunderung haben wir gesehen, wie Ihr in Treue Euren Dienst im Reich Gottes getan habt, obwohl Ihr so wenig zum Lebensunterhalt erhieltet und viel Not leiden mußtet. Wir danken Euch für diese Treue. Die Zeiten der Not sind nicht vorbei. Wir bitten Euch: Haltet auch weiterhin das Wort unseres Heilandes fest, daß Ihr und Eure Väter oft genug bestätigt gefunden habt: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird Euch solches alles zufallen." Halten wir an Christus fest, dann weicht die Not. Darum er-

Gossner Mission

baut Euch auf Christus allein! — Und nun läßt uns Paulus ein schönes, prächtiges Bild sehen: „den ganzen Bau, ineinandergefügt!“ Seht Eure Kirche, einen Bau, groß und weit über alle Welt hin, und eng ineinandergefügt. So soll es sein. Und dieser Bau, ineinandergefügt, soll bei der ganzen Tagung vor Eurer Seele stehen.

Müssen wir nicht beschämt die Augen niederschlagen? Es blutet uns heute noch das Herz, wenn wir an den schweren Tag des Jahres 1868 denken, an dem Brüder sich von Brüdern getrennt haben, und da die Spaltung unserer Kirche den alten Feind Luthers ins Land rief! Werden nicht wieder Stimmen laut, die von Spaltung sprechen? Wird nicht Zwietracht gesät, die Brüder auseinanderreißt? Wer da meint, Gott und seinem Volk am besten zu dienen, wenn er sich von den Brüdern und Schwestern trennt und die Kirche der Kols sprengt, der weiß nicht, was Christus will und was Kirche ist. „Der ganze Bau ineinandergefügt“, das ist das Ziel unserer Arbeit.

Ja, wir sagen „unserer“ Arbeit. Denn das sollt Ihr heute spüren: Mit unseren Gebeten stehen wir heute mitten unter Euch und an Eurer Seite, wir Gottes-Kinder in Deutschland, die wir mit Euch zusammen einen Bau bilden. Wir sind ineinandergefügt durch unseren Glauben an den einen Herrn und Heiland und durch unsere gegenseitige Liebe. Wir dürfen es Euch bezeugen, daß die Goßner-Gemeinde in Deutschland mit heißer Liebe an der Goßner-Gemeinde in Indien hängt. Ihr sollt es spüren, daß wir mit unserm Gebet Euch tragen und Ihr sollt es wissen: Ihr und wir, wir sind ein Bau, fest ineinandergefügt. Laßt es nicht zu, daß draußen in Chota Nagpur der Bau auseinandergerissen wird, und helft in Euren Gebeten mit, daß Ihr und wir nicht auseinandergerissen werden.

Wir schreiben diesen Brief am Anfang der Passionszeit. Wir sind in diesen Tagen mit Euch im Geiste in dem Saal gewesen, in dem die Jünger dem Herrn Jesus das Passahlamm bereitet haben. Wir haben aus Jesu Mund das furchtbare Wort gehört: „Einer unter Euch wird mich verraten!“ Wir und Ihr, wir sind ein Stück der Jüngerschar, auf die Jesus heute sieht. Er sieht in unsere Herzen, er sieht in unsere Gemeinden. Er sieht unsere Taten und Worte und Gedanken und spricht: „Einer unter euch wird mich verraten! Einer wird mich verleugnen! Viele werden sich an mir ärgern.“ Die Jünger fragten ganz erschüttert: Herr, bin ich's? Sind wir besser als Johannes und Petrus? Müssen wir uns nicht tief beugen, indem wir fragen: Herr, bin ich's!? Einer saß in ihrem Kreis, der hatte sich schon entschlossen, den Herrn zu verraten. Er hatte schon Geld genommen. Er hatte sich schon an den Teufel verkauft. Und er versteckt seine schwarze Seele hinter der scheinheiligen Frage: Bin ich's? Und doch sitzt auch er in der Tafelrunde Jesu. Petrus fand Raum zur Buße. Er ging hinaus und weinte bitterlich. Er schämte sich. Und Jesus setzt ihn ein zum Hirten: „Weide meine Schafe.“ Judas findet keinen Raum zur Buße. Er ging hinaus und es war Nacht. Er hängte sich auf und ging verloren.

Sehr ernst klingt das Wort des Apostels, das er heute zu uns spricht: Heiliger Tempel. Ihr sollt ein heiliger Tempel sein! Das ruft uns zur Buße. Daß nur keiner unter uns sich verstocke und verderbe!

Ihr lest den Brief am Sonntag Lätare. Da seid Ihr aufgefordert: Freuet Euch! Am Sonntag Lätare lest Ihr im Losungsbüchlein das Wort: „Er ist unser Friede.“ Seht, das soll die Losung sein bei Eurer Tagung: Er, der Herr Christus, ist unser Friede. Er hat uns versöhnt mit Gott. Er verbindet uns untereinander. Er läßt uns die rechten Worte der Liebe und des Glaubens finden. Er erfüllt uns mit Seinem Frieden, und damit wird der ganze, ineinandergefügte Bau erfüllt mit Kraft, daß er sich ausdehnt, daß er wächst, draußen in Euren Bergen und Wäldern Chota Nagpurs und in den Teegärten Assams und in der ganzen weiten Welt, Euch und uns zur Freude und dem Herrn Christus zur Ehre!

Kuratorium der Goßnerschen Missionsgesellschaft.

Gossner Mission



Stoschs Ankunft in Ranchi.

Beim Betrachten dieses Bildes steigen sofort Fragen auf. Wer ist der Mann mit dem langen weißen Bart? und wer ist der dritte? Die Fragen sollen gleich beantwortet werden. Der prächtige Alte ist Pastor Isaak Ekka. Er war in seinen jungen Jahren Lehrer an der höheren Knabenschule in Ranchi und leitete damals auch den Schulchor. Sehr musikbegabt, zeigt er großes Verständnis für unsere deutsche Choralmusik, die er weit höher schätzt, als die Volksbhajans. Als er dann Pastor wurde, ist er hauptsächlich in Ranchi und Umgebung tätig gewesen. Er erfreut sich besonderen Ansehens, war auch zeitweise Vorsitzender der Ranchi-Gemeinde. Der andere ist der Präsident Daud Kujur. Er wurde bei der Generalkonferenz 1936 gelegentlich der Anwesenheit Stoschs in Ranchi Präsident unserer Kolskirche und hat jetzt auf der Mahasabha 1938 das Amt des Präsidenten in die Hände Stoschs gelegt. Er war lange Zeit Pastor in Gumla. Er hat zweifellos Führereigenschaften, hat sich als Organisator und Redner vielfach bewährt, ist auch schriftstellerisch tätig gewesen. Ebenso wie Isaak Ekka ist er in seinem Gemeindebezirk tüchtig herumgekommen.

Werdet Vorbilder.

Unter dieses Thema haben wir bei unserer letzten Reise einige Male die Aussprachen mit den Pastoren, Katechisten und Aeltesten gestellt. Der Apostel Petrus gibt uns 1. Petr. 5, 1—5 ein gutes Stück Pastoraltheologie. Auch der beste Prediger wird in seiner Gemeinde wenig ausrichten, wenn er nicht ein Vorbild seiner Herde wird.

Wir besuchten die Gemeinden Kuru, Lohardaga, Gumla, Kondra, Kasira, Kauhapani, Rajabacha, Ramjari, Bano, Takarma und Jonatoli und andere. Trotz der Erntezeit waren die Christen zahlreich erschienen. Hier und dort waren 500 bis 600 Leute versammelt. Sie warten bei unseren Besuchen, daß ihnen Gottes Wort reichlich gebracht wird. So wird denn jede Gelegenheit zum Ausstreuen des göttlichen Lebenswortes ausgekauft. Dann und wann schon auf dem Wege. So geschah es auf dem Wege nach Kauhapani. Als wir vom Hauptwege abbiegen wollten, sahen wir eine kleine Strecke vom Wege entfernt einen Basar. Sofort kamen auch einige Christen, die von unserm Besuch wußten, zu unserer Begrüßung. Ich sage: Kommt, den Heiden auf dem Basar müssen wir auch ein Wort bringen. Bald erklang es von kräftiger Männerstimmen gesungen: Parmeshwar prem hai (Gott ist die Liebe). Ein Beispiel aus der eigenen Lebenserfahrung wird ihnen erzählt. Ein reicher Kaufmann stellte bei einer Unterredung

Gossner Mission